This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. n. 3

35. n..3

Kaiſer Joſeph der Zweite

und

ſein Hof.

Von

Louiſe Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Kaiſer Joſeph und Marie Antoinette.

Siebente Auflage.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiſer Joſeph

und

Marie Antoinette.

Von

Louiſe Mühlbach.

Siebente Auflage.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN. 1939
OF OXFORD

Inhalt.

Erſtes Buch: Kaiſer Joſeph und König Friedrich in Neuſtadt.

Seite

Die Zuſammenkunft 3
Kaunitz 10
Souvenir à Eperies 17
Friedrich der Große 24
Die unbekannte Sängerin 30
Friedrich der Große und Fürſt Kaunitz 45
Rußland, eine Gefahr für Europa 51
Die Karte von Polen 60
Die Gräfin Wielopolska 69
Der Kaiſer und die Polin 76
Unterhaltungen im Concert 86
Der Prinz von Lothringen und der Marquis von Brandenburg . 95
Voltaire und Taſſo 103

Zweites Buch: Die erſte Theilung Polens.

Maria Thereſia 113
Marie Antoinette und die Etiquette 118
Ein Sieg der Diplomatie 126
Der Kaiſer und der Feldmarſchall Lacy 132
Polniſche Wirthſchaft 145
Eine ſchwere Wahl 158

Drittes Buch: Polen und Jeſuiten.

Seite

Hungersnoth in Böhmen 175
Die ſchwarze Suppe 186
Die vornehmen Kornwucherer 196
Der Kaiſer in der Judenſtadt zu Prag 212
Diplomatie 223
Rußland ſpricht 232
Die wilde Gräfin 244
Eine gezwungene Ehe 257
Die letzte Bitte 265
Finis Poloniae 273
Franz Anton Mesmer 283
Thereſe von Paradies 287
Der erſte Tag des Lichts 299
Der Schlachtplan 315
„Dominus ac Redemptor noster“ 321

Viertes Buch: In Wien.

Herzenskämpfe 345
Die Trauung 353
Der Fürſt Louis von Rohan 367
Das Feſt der Uebernahme Polens 386
Das letzte Lebewohl 398
Das Concert 409
Die Kataſtrophe 424

Fünftes Buch: Marie Antoinette.

Le roi est mort, vive le roi! 435
Die beiden Mémoires 447
Frankreich und Oeſterreich 456
Die Miniſterliſte 468
Das erſte Spottgedicht 474
Die neuen Moden 483
Die Etiquette und der Friſeur 489
Die neuen Moden und ihre gefährlichen Folgen 497
Der Sonnenaufgang 502
Folgen des Sonnenaufgangs 517

Sechstes Buch: Kaiſer Joſeph in Frankreich.

Seite

Nach vier Jahren 529
Die Flucht 539
Der Blick auf Deutſchland 546
Der Taufpathe des Poſtmeiſters 557
Ankunft in Verſailles 568
In Paris 577
Die Königin und die Damen der Halle 590
Das angenommene Kind der Königin 600
Chatons, célébrons reine! 607
Im Hôtel Treville 616
Eine Enttäuſchung 626
Der Abſchied 635
Mißhelligkeiten 644
Der Spaziergang und das Epigramm 652
Das Diner en Famille 665
Ein Beſuch bei Jean Jacques Rouſſeau 678
Der Abſchied 692

Erstes Buch.

Kaiser Joseph

und

König Friedrich in Neustadt.

Kaiser Joseph der Zweite

und

sein Hof.

Von

Louise Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Kaiser Joseph und Marie Antoinette.

Siebente Auflage.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Kaiſer Joſeph

und

Marie Antoinette.

Von

Louiſe Mühlbach.

Siebente Auflage.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN 1939
OF OXFORD

Inhalt.

Erſtes Buch: Kaiſer Joſeph und König Friedrich in Neuſtadt.

Seite

Die Zuſammenkunft 3
Kaunitz 10
Souvenir à Eperies 17
Friedrich der Große 24
Die unbekannte Sängerin 30
Friedrich der Große und Fürſt Kaunitz 45
Rußland, eine Gefahr für Europa 51
Die Karte von Polen 60
Die Gräfin Wielopolska 69
Der Kaiſer und die Polin 76
Unterhaltungen im Concert 86
Der Prinz von Lothringen und der Marquis von Brandenburg . 95
Voltaire und Taſſo 103

Zweites Buch: Die erſte Theilung Polens.

Maria Thereſia 113
Marie Antoinette und die Etiquette 118
Ein Sieg der Diplomatie 126
Der Kaiſer und der Feldmarſchall Lacy 132
Polniſche Wirthſchaft 145
Eine ſchwere Wahl 158

zuflüſterten, hatte der von vier herrlichen Rappen gezogene Wagen das Schloß erreicht, und hielt jetzt vor demſelben an.

Die reich gallonnirten Bedienten ſprangen von ihrem Sitz hinter der Kutſche herab und ſtellten ſich kerzengerade neben der noch immer geſchloſſenen Thür des Wagens auf. Die beiden andern Livréebedienten, welche vorn auf dem hohen Kutſchbock geſeſſen, ſchwangen ſich gleichfalls herab, und nahmen dann unter dem Leder ihres Sitzes hervor eine Rolle Zeug, mit der ſie eilfertig die zu der Schloßpforte hinaufführenden Stufen der Treppe hinaufſchritten. Hier legten ſie dieſelbe nieder, und die Enden der Rolle feſthaltend, ließen ſie den Stoff über die Stufen niederrollen.

Es iſt ein Teppich, ein wundervoller Teppich, den ſie da ausbreiten, murmelten die Zuſchauer untereinander, gewiß alſo iſt es die Kaiſerin, welche da in der Kutſche iſt, und deren Fuß nicht das harte und feuchte Steinpflaſter berühren ſoll.

Und ſie drängten ſich näher heran; um die große erhabene Monarchin, wenn ſie jetzt ausſteigen würde, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Der Teppich war jetzt geordnet und geglättet und dicht bis an die Räder der Kutſche herangelegt. Mit einem ſchnellen Griff riß der eine der Diener den Kutſchenſchlag auf, eben ſo ſchnell ſchlug der zweite den Tritt des Wagens nieder.

Jetzt kommt ſie, jetzt kommt die Kaiſerin! murmelten die Zuſchauer in athemloſer Erwartung, indem ſie ſich ſo dicht als möglich an die Kutſche herandrängten.

Aber nein, dieſe Geſtalt, welche ſich jetzt langſam und ſchwerfällig aus dem Wagen hervorrollte, war nicht die Kaiſerin. Dieſer Fuß, der jetzt den Wagenſchlag betrat, gehörte nicht einer Dame an, und nicht ein leichter zierlicher Atlasſchuh, ſondern ein glänzender ſchwarzer Lederſchuh, geziert mit funkelnder Brillantſchnalle und mit rothen Hacken verſehen, bekleidete denſelben.

Es iſt ein Mann! flüſterte das Publikum erſtaunt, ein Mann, welcher mit ſo vielem Pomp vor dem Kaiſerſchloß ausſteigt.

Man hatte ſich nicht getäuſcht. Aus dem Wagen kam jetzt die

hohe Geſtalt eines Mannes hervor, eingehüllt in einen lang bis auf die Füße herniederwallenden ſchweren Bärenpelz, der ſich gar wunderlich ausnahm zu der hellen ſtrahlenden Sonne des heißen Spätſommertages. Aber dem Beſitzer des Pelzes ſchien dieſe warme Umhüllung noch nicht genügt zu haben, denn er hatte ſeine Hände außerdem noch in einem ungeheuren Pelzmuff verborgen, und dieſen dicht vor ſeinen Mund gedrückt, als fürchte er, die Luft, welche er einathmete, könnte ihm Erkältung und Krankheit bringen. Eine von dem Pelz ausgehende Kapuze bedeckte ſein Haupt und ſeine Wangen und machte ſein Haupt unſichtbar und unkenntlich für Jedermann. Nichts von demſelben war ſichtbar als zwei große hellblaue Augen, die mit einem kalten und verächtlichen Blick ſich auf das gaffende Publikum hefteten; langſam und ernſt ſchritt dieſe ſeltſame, ungewöhnliche Geſtalt über den Teppich dahin und die Stufen der Schloßtreppe hinauf, in ehrerbietiger Entfernung gefolgt von den Dienern, von denen zwei, ſobald er in das Schloß eingetreten war, den koſtbaren Teppich wieder aufrollten, um ihn wieder in den Wagen zu legen.

Das Publikum, welches wie gelähmt von Erſtaunen dem ſo ſeltſam verhüllten Manne zugeſchaut hatte, ſchien jetzt, da derſelbe verſchwunden war, wie aus einer Erſtarrung zu erwachen. Man flüſterte, man lachte untereinander, man theilte ſich boshafte und witzige Bemerkungen mit über dieſen Nordpolkaiſer, der ohne Zweifel vermeine, daß Neuſtadt in Sibirien liege und ſich deshalb ſelbſt in einen Eisbären verwandelt habe. Wer war denn dieſer Eisbär? fragte endlich einer aus der Menge mit lauter Stentorſtimme, und ſofort riefen zwanzig Stimmen es ihm nach: wer war dieſer Eisbär? Und Aller Blicke richteten ſich ungeduldig auf die beiden Bedienten hin, welche eben mit dem Aufrollen des Teppichs fertig geworden waren.

Wer war dieſer Herr? Sagt uns, wie dieſer Herr, der mitten im heißen Sommer einen Pelz und einen Muff trägt, ſich nennt?

Die Bedienten ſchritten mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Treppe hinauf, auf der oberſten Stufe derſelben blieben ſie ſtehen, und indem ſie ſich tief verneigten, ſagten ſie Beide zu gleicher Zeit mit der

durchdringenden Stimme eines Ausrufers: dieſer Herr war Se. Durchlaucht der Fürſt Kaunitz, erſter Staatsminiſter Ihrer Majeſtäten der Kaiſerin und des Kaiſers von Oeſterreich!

II.

Kaunitz.

Abominable Idee! murrte Se. Durchlaucht der Fürſt Kaunitz, indem er ſich ganz erſchöpft von den Anſtrengungen der Reiſe in einen Fauteuil niedergleiten ließ. Abominable Idee, eine ſolche Reiſe zu machen! Dieſe deutſchen Landſtraßen ſind ganz ſo holpricht und unbequem, als der deutſche Geiſt überhaupt. Man kann dieſen fetten Lehmboden durchaus nicht in bequeme und regelrechte Landſtraßen verwandeln, und iſt immer in Gefahr ſich die Rippen und den Kopf zu zerbrechen!

Es wäre allerdings beſſer geweſen, Durchlaucht, erwiderte der Baron von Binder mit einem ſanften Lächeln, beſſer für uns Alle, wenn Se. Majeſtät der König von Preußen lieber dem Kaiſer in Wien ſeinen Gegenbeſuch gemacht hätte.

Kaunitz wandte ſeine großen blauen Augen langſam auf ſeinen Freund hin. Ich glaube gar, es beliebt Ihnen zu ſpotten, Baron? ſagte er faſt verächtlich. Was hätten wir mit dem König von Preußen in Wien anfangen ſollen? Man darf ſeinen natürlichen Feind nicht als Freund in ſein Haus einladen wollen. Wenn man den Fuchs in den Hühnerſtall einläßt, darf man ſich nicht wundern, wenn man anderen Tages die Hühner erwürgt findet.

Ew. Durchlaucht glauben alſo nicht an die mit ſo vieler Emphaſe und ſo oft wiederholten Freundſchaftsverſicherungen des Königs von Preußen für Oeſterreich?

Der Fürſt antwortete nicht, er ging mit langſamen majeſtätiſchen Schritten mehrmals im Zimmer auf und ab, indem er jedes Mal,

wenn er an dem Spiegel vorüberkam, vor demſelben ſtehen blieb, und ſeiner Toilette, welche er ſo eben erſt mit Hülfe ſeiner vier Bedienten und des Haarkünſtlers Hyppolyt beendet hatte, einen prüfenden ernſten Blick gönnte.

Sie ſind ein großes Kind, Binder, ſagte der Fürſt dann nach einer langen Pauſe. Ihre Frage iſt ſo göttlich naiv und dumm, daß ich ganz ſtumm vor Erſtaunen geworden bin. Meinen Sie großes Kind denn wirklich, daß eine Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen möglich iſt, und daß nur ein Wort von den Liebesverſicherungen, welche der König uns ſandte, Glauben verdient? In der Politik, mein Kind, giebt es weder Liebe noch Freundſchaft, ſondern nur Vortheil und Intereſſe; der König von Preußen verſichert uns heute ſeine Freundſchaft und würde uns morgen mit Vergnügen ein zweites Schleſien abnehmen. Wir, ja ich glaube, wir haben dem König von Preußen auch einige Liebesverſicherungen geſchrieben, und würden doch heute lieber wie morgen ihm das eroberte Schleſien wieder abnehmen und den ſogenannten König wieder zu dem Marquis machen, welcher er wirklich iſt! Liebe und Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen, alberne Idee! Unſere Einigkeit von heute erinnert mich an eine Curioſität, die ich einmal in Paris geſehen! Ein wunderbares Naturſpiel ſollte es da zu ſchauen geben, wilde Thiere in Einem Käfig miteinander, Thiere, welchen die Natur das Geſetz gegeben, ſich zu haſſen, und die jetzt in Frieden und Freundſchaft miteinander lebten. Ich ging auch hin, das Wunder zu ſchauen, und allerdings, es hatte ſeine Richtigkeit! Ich ſah da in Einem Raum einen Hund und eine Katze und ſie fraßen in gemüthlichſter Seelenruhe zuſammen aus Einer Schüſſel ihr Mittagsmahl! In einem andern Raum ſah ich einen Fuchs und bei ihm einen großen kalekutiſchen Hahn, der ſich in aller Gemüthlichkeit auf dem Rücken des Fuchſes ſchaukelte, und luſtig ſeine Weisheit auskrähte. Nur hatte es mit dieſen Freundſchaften eine eigene Bewandtniß! Für einen Louisd'or verrieth mir der kluge Mann, der die Thiere gezähmt, das Geheimniß dieſer Freundſchaft. Er hatte dem Hund die Zähne ausgebrochen, und der Katze die Krallen verſchnitten, ſie liebten ſich

alſo weil ſie keine Macht hatten, ſich ihren Haß zu bezeigen, und was das andere Liebespaar anbetrifft, ſo hatte der kluge Mann die Füße des Hahns mit feinen Drathbändern umwickelt, und ihn mit dieſen um den Leib des Fuchſes feſtgebunden, ſo feſt und geſchickt, daß es dem Fuchs unmöglich war, ſich den Hahn zu erſchnappen, ſondern daß dieſer in vollkommenſter Sicherheit auf ſeinem Rücken thronte.

Ah, das iſt die geheime Geſchichte ſehr vieler Freundſchaften und Bündniſſe, welche Ew. Durchlaucht da erzählen, rief der Baron lachend. Es giebt auch unter den Menſchen gar viele Füchſe, welche, von einem Klügern überliſtet, ihren Hahn auf dem Rücken tragen, und ihn nicht auffreſſen können, weil ſie gezwungen ſind, ihn leben zu laſſen und anſcheinend zu lieben.

Meine Geſchichte iſt noch nicht zu Ende, Sie Schwätzer Sie, ſagte Kaunitz ernſt. Hören Sie, wie es mit der Freundſchaft der Naturfeinde endete! Eines Morgens lagen der Hund und die Katze todt in ihrem Raum, und in dem Käfig des Fuchſes war von dem Hahn nichts weiter übrig geblieben, als einige Federn, aber der Fuchs lag auch blutend und wimmernd in ſeinem Käfig; die Zeit, die allmächtige Zeit, die Herrin und Meiſterin unſerer Aller, die Zeit hatte die unnatürliche Freundſchaft wieder in den natürlichen Haß umgewandelt, und die Weisheit des Thierbändigers überliſtet. Dem Hunde waren die Zähne, der Katze die Krallen wieder gewachſen, und eines Tages waren ſie ſich ihrer wiedererwachten Kraft bewußt geworden, und mit der Gluth ihrer natürlichen Feindſchaft hatten ſie einander erwürgt. Der Fuchs aber hatte endlich das Hinderniß entdeckt, welches ſeinen Feind auf ſeinem Rücken feſſelte, und er hatte ſo lange an dem Drath mit ſeinen Füßen und ſeinen Zähnen gezerrt und geriſſen, bis der Drath ſich lockerte und endlich nachgab. So hatte der kluge Fuchs endlich ſeinen aufgedrungenen Freund als willkommene Beute verſchlingen können, nur hatte er in der Leidenſchaft ſeines Haſſes ſo ſehr an dem Drath gezerrt, daß der Drath ihm tief in ſein eigenes Fleiſch eingedrungen war, und ihm eine ſchlimme Wunde beigebracht hatte, an der er endlich auch

ſterben mußte. Das war das Ende dieſer erzwungenen Freundſchaften.

Und alſo, meinen Ew. Durchlaucht, wird auch das Ende dieſer neuen Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſein? fragte Baron Binder. Wollen Sie dieſe allerliebſte Geſchichte von dem Hunde und der Katze auf uns anwenden?

Ich dächte, ſagte der Fürſt langſam, ich dächte, Oeſterreich und Preußen hätten ſich einander genug Zähne ausgebrochen, und die Krallen kurz genug geſchnitten, um ſich für eine Zeitlang einander unſchädlich gemacht zu haben. Für dieſe Zeit iſt alſo die Freundſchaft ganz gut, warten wir nur mit der Feindſchaft, bis uns die Zähne wieder gewachſen ſind!

O, Ew. Durchlaucht geben Oeſterreich alſo die Rolle des Hundes in dieſer Geſchichte, rief Binder lachend.

Weil ich Preußen die Rolle der Katze belaſſen will! Ja, ja, dieſer König von Preußen hat uns oft genug gekratzt, und ſelbſt jetzt, wo er ſchmeicheln will, fühle ich doch ſchon ganz leiſe wieder die Spur der wieder wachſenden Krallen! Deshalb bin ich gekommen, ihn zu ſehen und zu beobachten. Bin in der That neugierig zu ſehen, welche Künſte und Mittel er anwendet, um unſern jungen Kaiſer ſo für ſich einzunehmen, und zu bezaubern, wie er es in Neiſſe gethan hat!

Es ſoll in der That ein wunderbarer Zauber über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen ſein, und Niemand ſoll ihm widerſtehen können! rief Herr von Binder.

Nun, ich werde ihm widerſtehen können! ſagte der Fürſt mit einem ſtolzen Lächeln, auf mich wird ſein Zauber keine Kraft ausüben, denn ich bin dagegen geſchützt mit dem Talisman meines und ſeines Haſſes!

Ew. Durchlaucht gehen zu weit, ſagte Herr von Binder lebhaft, der König von Preußen mag Sie fürchten, aber er kann Sie nicht haſſen, denn wider ſeinen Willen muß er ſich doch gezwungen fühlen, Sie zu bewundern. Und hat nicht der König von Preußen ausdrücklich darum gebeten, daß Ew. Durchlaucht den Kaiſer hierher begleiten möchten!

Er hat dies gethan, und wie sehr ich auch Anfangs geneigt war, diese Einladung abzulehnen, so gab ich doch der Ueberlegung nach und entschloß mich, hierher zu kommen, denn der hochmüthige König von Preußen hätte am Ende gar vermeinen können, ich fürchte mich vor ihm und seinen Adleraugen.*) Ich ihn fürchten, ich vor ihm zurückweichen! Es ist gut und nothwendig, daß Oesterreich und Preußen, ohne indessen eine Allianz miteinander zu haben, doch in einer Art von Eintracht miteinander leben, die für den Moment jede Möglichkeit sich einander zu schaden, beseitigt und auf diese Weise den Frieden von Europa verfestigt. Aber mein System, welches die Kaiserin zu dem ihrigen gemacht hat, verbietet mir, jemals mit einem Fürsten ein Bündniß einzugehen, der keine festen Prinzipien hat, der mit seiner Politik von der Hand in den Mund lebt, und der niemals von einem großen erhabenen Plan erleuchtet ist.**) — Nein, ich fürchte ihn nicht, denn ich durchschaue ihn, und trotz seines Königstitels und seiner usurpirten Krone dünke ich mich nicht blos Seinesgleichen, sondern mehr zu sein als Er es ist. Wenn Er auf dem Schlachtfeld dreizehn Siege erfochten hat, so habe ich deren mehr noch erfochten im Cabinet und auf dem Schlachtfeld der Diplomatie, und da muß jeder seinen eigenen Mann stehen, und hat keine Soldaten, die er für sich kämpfen lassen kann, da entscheiden nicht die Kanonen, sondern der Geist allein, und ich denke nicht, daß der König sich einbildet, auf diesem Schlachtfeld mich besiegen zu können!

Er würde wenigstens zu seinem Schaden hoffentlich belehrt werden, daß er in einer Täuschung befangen gewesen, rief Herr von Binder.

Hoffentlich! wiederholte Kaunitz mit einer scharfen Betonung. Ich weiß das ganz gewiß! Ich hab's schon oftmals bewiesen, daß ich Meister bin in der Kunst, die feindlichsten und widerstrebendsten

---

*) Ferrand: Histoire des trois demembrements de la Pologne. Vol. I. pag. 103.

**) Des Fürsten Kaunitz eigene Worte. Siehe: Ferrand I. 69.

Mächte ſo zu führen, daß ſie meinen Abſichten dienen müſſen, und ich denke, daß ich das auch jetzt dem König von Preußen beweiſen will! Er wird ebenſo gut ein Inſtrument der Oeſterreichiſchen Politik werden, wie alle unſere Alliirten, Dank unſerer Geſchicklichkeit, es immer geweſen ſind. Er ſoll und muß zurückkehren zu der Unterwerfung, welche er als Vaſall des deutſchen Kaiſers uns ſchuldet! Es iſt eine Thorheit, anzunehmen, daß dieſe kleinen Fürſten lange ihren hochfahrenden Ton behaupten und lange die große Rolle weiter ſpielen können, welche vorübergehende Umſtände ihnen zuweilen verleihen mögen. Auch der König von Preußen wird zu ſeiner Pflicht zurückkehren, er wird ſich Oeſterreichs Größe beugen und unterwerfen müſſen! Und ihn dahin zu bringen, ihn ſo zu demüthigen, das ſoll meine Rache ſein für ſeinen Uebermuth, den er ſelbſt mich hat empfinden laſſen, denn dieſer König von Preußen iſt der einzige Menſch, der es gewagt hat, mir die Achtung zu verſagen, die er mir ſchuldig iſt! *)

Während er ſo ſprach, flammten ſeine Augen auf in den Blitzen des Haſſes, und ſeine ſonſt ſo kalten und marmorfeſten Züge nahmen einen erregten, leidenſchaftlichen Ausdruck an.

Nun, rief Herr von Binder, bemüht durch eine Schmeichelei die Leidenſchaftlichkeit ſeines Freundes zu beſänftigen, nun, Ew. Durchlaucht wiſſen wohl, daß man Sie aller Orten den Kutſcher der europäiſchen Politik nennt, und ich denke, Sie halten die Zügel ſo ſicher und feſt, daß Niemand es verſuchen wird, Sie aus dem Sattel zu heben!

Möchte gern dieſes Preußen als Lakai hinten auf meiner Kutſche haben! ſagte der Fürſt haſtig. Möchte ſeine Pläne durchkreuzen, ſeine innerſten Gedanken durchſchauen! O, ich durchſchaue ihn ſchon jetzt, ich weiß, was er beabſichtigt, ich kenne das Motiv dieſer ſeiner Allianz mit Rußland; ich weiß, was den geizigen König plötzlich ſo verſchwenderiſch macht, daß er ſeiner Bundesgenoſſin, der Kaiſerin Katharina, alljährlich eine Million Thaler Subſidien zahlt, auf daß

*) Des Fürſten eigene Worte. Ferrand l. p. 104.

ſie mit dieſem Gelde ihren Krieg mit der Türkei und mit Polen deſto wirkſamer fortführen kann!*) Weiß wohl, wo und wie er gedenkt, ſich ſein Capital ſammt Intereſſen zu vergüten, und wohin ſein beutegieriger Blick ſich gewendet hat. Aber wir werden wachſam ſein, und wenn er ſeine Hand ausſtreckt, um zu nehmen, wird er auch unſere Hand da finden, welche ihn zwingen wird, mit uns zu theilen!

Ew. Durchlaucht ſprechen da für mich in Räthſeln, ſagte Herr von Binder achſelzuckend. Ich bin es gewohnt, wie Sie wiſſen, in Dingen der Politik nur mit Ihren Augen zu ſehen, und ich bitte Sie daher mir dieſes Räthſel zu löſen, und mich Ihre geheimnißvollen Worte verſtehen zu lehren, denn ich bin vollkommen blind, wenn es Ihnen nicht beliebt, mir die Augen zu öffnen!

Das Antlitz des Fürſten hatte indeß ſchon wieder ſeinen kalten und ehernen Ausdruck angenommen, und das Feuer in ſeinen Augen war ſchon wieder erloſchen. Mit einer hoheitsvollen Bewegung warf er das Haupt zurück und heftete ſeine ſtrengen kalten Blicke auf den Baron.

Wiſſen Sie nicht, Baron, ſagte er, was einſt der große Schweiger, Wilhelm von Oranien, geſagt hat? „Wenn ich wüßte, daß meine Nachtmütze mein Geheimniß wüßte, ſo würde ich meine Nachtmütze verbrennen!“ Nun, Sie großes Kind, hüten Sie ſich wohl, meine Nachtmütze ſein zu wollen, denn ich würde es machen wie Wilhelm von Oranien, ich würde Sie verbrennen, wenn Sie mein Geheimniß wüßten! — Aber genug jetzt des Geredes und der Worte, mein Freund! Es ſcheint, daß unſer junger Kaiſer es abwarten will, daß ich ihm meinen erſten Beſuch mache. Wir wollen ihm alſo den Willen thun! Man kann ſich äußerlich wohl zu unterwerfen ſcheinen, wenn man ſich innerlich den Herrn und Meiſter fühlt. Ich will alſo zum Kaiſer gehen!

Er griff nach der Handklingel, die auf dem Tiſch ſtand und ſchellte heftig. Sofort eilte ſein Kammerdiener herein.

---

*) Ferrand I. 83. — Dohm, Denkwürdigkeiten.

Iſt Seine Majeſtät im Schloſſe? fragte der Fürſt.

Der Kaiſer iſt eben dahin zurückgekehrt, Durchlaucht. Er war auf dem Platz unten und muſterte die Soldaten.

Und weiter? Haſt Du keine Augen und Ohren mehr, Schlingel?

Auch war Se. Majeſtät ſchon ſelbſt im Theater, wo Sie den Balletmeiſter Noverre rufen ließen und ihn befragten, ob er mit allen Vorbereitungen fertig, und ob das Ballet heute Abend gut gehen würde? Auch unterhielten ſich Se. Majeſtät dort mit dem Kaiſerlichen Opernkapellmeiſter Große und fragten ihn, ob die Sängerinnen gut bei Stimme, und ob er hoffe, mit ſeiner Oper vor den ſtrengen Ohren Sr. preußiſchen Majeſtät Ehre einzulegen?

Und wo iſt Se. Majeſtät jetzt?

Er iſt mit den Herren ſeiner Suite in dem großen Balconſaal, welche die Ausſicht auf den Platz darbietet.

Iſt das weit von hier?

Nein, Durchlaucht, nur zehn Schritte über den Corridor.

Dann alſo nur einen Mantel und den Muff! So! Jetzt mache mir die Thüre auf, und wehe über Dich, wenn irgendwo ein Fenſter oder eine Thür offen iſt, und ein Zugwind mich trifft!

III.

Souvenir à Eperies.

Der Kaiſer ſtand in der Mitte des Saals und war eben in einer lebhaften Unterhaltung begriffen, als die Thür ſich öffnete und Fürſt Kaunitz eintrat. Sofort unterbrach der Kaiſer ſein Geſpräch und ſchritt dem Fürſten entgegen, ihn mit herzlichen und verbindlichen Worten begrüßend.

Kaunitz erwiderte dieſelben nur mit einer ſtummen Verbeugung, und begrüßte dann mit einem leichten Kopfneigen den General Lacy und den Fürſten von Ligne, welche ſich vor ihm neigten.

Ew. Durchlaucht kommen gerade zu rechter Zeit, rief der Kaiſer lachend. Es handelt ſich darum, dieſen beiden Herren Muth einzuſprechen, denn ſie haben Herzklopfen und zittern, wie junge Debütantinnen, die zum erſten Mal auf der Bühne erſcheinen ſollen.

Und wovor zittern denn dieſe Herren ſo ſehr? fragte Kaunitz.

Sie zittern vor Sr. Majeſtät dem König von Preußen, rief der Kaiſer, ſie fürchten, daß ſie vor ſeinen großen Augen wie Wachs an der Sonne zerſchmelzen werden, und Ligne, der, wie Sie wiſſen, der geiſtreichſte Mann an unſerm Hofe iſt, natürlich Ew. Durchlaucht ausgenommen, Ligne gerade zittert am meiſten, und iſt, ich wiederhole mein Gleichniß, die ſchüchternſte aller Debütantinnen, welche jemals die Bühne betreten hat.

O Schauſpieler, welche ſich vor einem Schauſpieldirektor fürchten! rief Kaunitz achſelzuckend. Beruhigen Sie ſich doch, meine Herren, dieſer König von Preußen hat zu viel mit ſeiner eigenen Rolle zu thun, als daß er noch auf die Ausführung der Rollen Anderer achten könnte!

Recht ſo, rief der Kaiſer heiter, ſprechen Sie ihnen Muth ein, Durchlaucht.

Ich glaube nicht, daß Sr. Durchlaucht gelingen wird, was Ew. Majeſtät vergeblich verſuchten, ſagte General von Lacy mit einem ſchnellen, ſtolzen Blick auf Kaunitz.

Und wahrſcheinlich wird Se. Durchlaucht auch nicht Zeit haben, ſich mit uns zu beſchäftigen, rief der Fürſt von Ligne, denn ohne Zweifel hat der Fürſt auch noch an ſeiner Rolle zu lernen, die er heut vor dem König von Preußen ſpielen muß.

Der Kaiſer ſchien ſichtlich ergötzt von dieſem Geſpräch der drei Herren, deren Antipathie gegeneinander ihm genugſam bekannt war. Doch er zwang ſich, eine ernſte Miene anzunehmen, und heftete ſeine Blicke auf Kaunitz, deſſen Antwort erwartend.

Aber der Fürſt ließ nur ſeine Augen mit einem kalten verächtlichen Blick langſam von einem der Herren zu dem andern wandern, und zuckte leicht mit den Achſeln.

Ich bitte den Herrn Fürſten von Ligne, ſagte er dann ganz

ruhig, ſich gefälligſt einprägen zu wollen, daß der Fürſt Kaunitz ſehr wohl gewohnt iſt, das Wort „Müſſen“ für Andere zu conjugiren, daß er aber noch niemals Andern das Recht gegeben, dies für ihn zu thun!

Ja, ja, ich ſelber habe zuweilen von ſolchem grammatikaliſchen Unterricht Eurer Durchlaucht zu profitiren, rief der Kaiſer lachend, und das Wort, welches Ew. Durchlaucht niemals conjugirt haben, iſt mir in allen ſeinen Tempi bekannt. Aber ich habe Sie allzeit gern als meinen Lehrmeiſter anerkannt, und gedenke auch in Zukunft immer Ihr Schüler zu bleiben.

Die Wolke, welche von des Fürſten Kaunitz Stirn verſchwand, ſenkte ſich mit einem düſtern Schatten auf die Stirn der beiden andern Herren nieder.

Ich werde Ew. Majeſtät nichts mehr zu lehren haben, ſagte Kaunitz, und der Schimmer eines Lächelns bewegte ſein ſteinernes Geſicht, aber ich werde ſtets ſehr glücklich ſein, wenn Sie den Rath Ihres getreueſten Dieners annehmen wollen. In dieſem Moment jedoch möchte ich meinerſeits mir erlauben, Ew. Majeſtät um eine Belehrung zu bitten. Wollen Sie dem König von Preußen mit dieſem Blumenſtrauß da entgegen gehen, um ihm denſelben als ein zärtliches Symbol der Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu überreichen?

Nicht doch, rief der Kaiſer lachend, indem er das Bouquet von weißen und rothen Blumen, welches er in der Hand hielt, höher emporhob. Ich will dieſes Bouquet ganz allein für mich behalten, und wär's auch nur um der ſchönen Geberin willen. Ah, Durchlaucht, Sie, vor deren Adlerblicken nichts verborgen iſt, Sie, der Sie Alles wiſſen, Sie ſollten ſich doch meiner Unwiſſenheit erbarmen, und mir ſagen, wer die Dame war, welche mir das Bouquet mit der Gewandtheit eines ſichern Schützen gerade in die Hand geworfen?

Haben Ew. Majeſtät die Dame geſehen?

Ich habe ſie geſehen, und ich geſtehe Ihnen, meine Herren, ich ſah nie eine edlere und impoſantere Schönheit. Wie die Königin der Nacht ſtand ſie da in ihrem ſchwarzen Gewande, umwallt von ihrem

ſchwarzen Schleier, und Sternen gleich funkelten die Brillanten an ihrer Bruſt. Sie ſehen, welch' einen tiefen Eindruck dieſe Schöne auf mich gemacht hat, denn meine gewohnte Proſa ſogar nimmt einen erhöheten Aufſchwung!

Die Dame war in Trauer? fragte Kaunitz ſinnend.

Ganz eingehüllt in Schwarz, nur an ihrem Buſen prangte ein Bouquet, ganz dieſem gleich. Ah, Durchlaucht, mit welchen Inquiſitoraugen Sie meine armen Blumen betrachten, als wollten Sie gleich ein Verbrechen an ihnen entdecken.

Es iſt ein ſehr ſchönes Bouquet, ſagte Kaunitz ruhig, eine ſehr eigenthümliche Auswahl der Farben. Wollen Ew. Majeſtät die Gnade haben, mich das Bouquet einmal in der Nähe betrachten zu laſſen?

Der Kaiſer reichte ihm lächelnd daſſelbe dar. Da, nehmen Sie, Durchlaucht, ſagte er, aber ſeien Sie meinen ſchönen Delinquentinnen ein milder Richter!

Kaunitz heftete indeſſen ſeine Blicke mit einem kalten und prüfenden Ausdruck auf die Blumen hin, und ließ die Enden der daran befeſtigten Schleife durch ſeine langen weißen Finger gleiten.

Die Dame, welche dies Bouquet Ew. Majeſtät zugeworfen, iſt eine Polin geweſen, ſagte er dann kurz und beſtimmt.

Eine Polin? rief der Kaiſer. Und weshalb vermuthen Ew. Durchlaucht das?

Es iſt gewiß nicht ohne Abſicht geſchehen, daß dieſes Bouquet nur aus weißen und rothen Blumen beſteht, ſagte Kaunitz, und nicht ohne Abſicht hat man an demſelben eine Schleife von rothem und weißem Band befeſtigt. Weiß und roth, das ſind die Nationalfarben der ſogenannten polniſchen Republik!

Sie haben Recht, rief der Kaiſer lebhaft, es ſind die Farben Polens, und die Dame war ohne Zweifel eine Polin, ſie war ſchwarz gekleidet, denn gewiß trauert jede edle Polin jetzt um ihr unglückliches, von ſo vielen Wunden zerriſſenes Vaterland!

Sehen Sie da, rief Kaunitz, der indeſſen das Bouquet noch immer forſchend und prüfend in ſeinen Händen gedreht hatte. Unter dieſer Schleife befindet ſich ein Papier! Darf ich es hervorziehen, Majeſtät?

Thun Sie's! Ich habe Ihnen einmal die Blumen zur Unterſuchung übergeben, und ich darf Ihnen kein Beweisſtück entziehen!

Kaunitz neigte leiſe, wie zum Dank, ſein Haupt, und begann dann das um die Stengel der Blumen geheftete Band aufzulöſen. Der Kaiſer und die beiden Cavaliere ſchauten ihm mit Blicken lebhafter Theilnahme zu.

Jetzt zog Kaunitz unter dem geöffneten Bande einen zuſammengefalteten Streifen Papier hervor, und reichte ihn mit ſeiner gewohnten kalten Ruhe dem Kaiſer dar.

Haben Ew. Majeſtät die Gnade Selbſt zu leſen, ſagte er, denn ohne Zweifel iſt es ein Liebesgedicht, und meine profanen Augen ſind nicht werth, es zu leſen!

Ueber des Kaiſers Antlitz zuckte es wie ein ſchmerzlicher Seufzer. Ich bin ein armer, einſamer Mann, ſagte er, und habe leider gar keine Liebesgedichte zu empfangen! Leſen Sie alſo immerhin, Durchlaucht, aber leſen Sie laut, denn Sie begreifen, daß wir neugierig ſind!

Kaunitz entfaltete das Papier, und las: „Souvenir à Eperies."

Nun, und weiter? fragte der Kaiſer.

Weiter ſteht nichts darauf, ſagte Kaunitz, Joſeph das Papier darreichend.

Seltſam, ſagte der Kaiſer, nichts als dieſe lakoniſchen Worte, deren Sinn ich indeſſen nicht zu faſſen vermag.

Die Worte beſtätigen meine Vermuthung, rief Kaunitz, und er erlaubte ſich, die Lieblinge des Kaiſers mit einem triumphirenden und ſtolzen Blicke zu meſſen. Die Dame iſt eine Polin, und zwar eine von den Conföderirten.

Ew. Durchlaucht glauben? fragte der Kaiſer haſtig.

Ich bin davon überzeugt. Haben Ew. Majeſtät nicht auf Ihrer letzten Reiſe nach Ungarn in Eperies einen Tag zugebracht, und haben Sie dort nicht geruht den Conföderirten ſich ſehr gnädig zu bezeigen, ja ſogar ſie in öffentlichen und Privataudienzen zu empfangen?

Ich habe das gethan, ſagte der Kaiſer ernſt, und es hat meinem Herzen wohlgethan, dieſen edlen und unglücklichen Kriegern, welche

mit ſo viel Heldenmuth und ſo wenig Ausſicht auf Erfolg für eine gute und gerechte Sache kämpfen, die Verſicherung meines innigſten Antheils und meiner lebhaften Sympathieen zu geben.

Sind Ew. Majeſtät in Ihrer Großmuth nicht ſo weit gegangen, den Conföderirten Ihre guten Dienſte anzubieten und zu verſprechen ſich bei Preußen und Rußland für ſie zu verwenden? *)

Ich that auch das, ſagte der Kaiſer, ein wenig erröthend.

Nun denn, die Heroine der Conföderirten hat Ew. Majeſtät an dies Verſprechen mahnen wollen, da Sie heute mit dem König von Preußen zuſammentreffen, ſagte Kaunitz, indem er, gleichſam in der Zerſtreuung, das Bouquet aus ſeinen Händen und zur Erde gleiten ließ.

Ah, ſehen Sie nur, Majeſtät, ſagte er dann, da liegt dieſes ſchöne coquette Polen zu Ihren Füßen und fleht um Ihre Gnade! Es kommt ganz auf Ew. Majeſtät an, ob Sie es aufheben und erretten, oder ob Sie es unter Ihre Füße treten wollen!

O gewiß will ich es aufheben, ſagte der Kaiſer, damit es nicht eine Beute der ländergierigen Kaiſerin von Rußland werde. Sie würde ſich ſehr gern mit dieſen ſchönen weißen und rothen Polenblumen ſchmücken, und ſie möchten ihrer moskowitiſchen Herrlichkeit ſehr prächtig zu Geſicht ſtehen, aber wir werden's nicht leiden!

Und indem der Kaiſer ſo ſprach, bückte er ſich raſch nieder, und hob, bevor ſeine Cavaliere es hindern konnten, das Bouquet vom Boden auf.

Hüten ſich Ew. Majeſtät doch gnädigſt vor dieſen polniſchen Blumen, ſagte Kaunitz. Aus Polen iſt allzeit alles Unheil und aller Zank gekommen, und was polniſche Hände berührt haben, das geht zu Grunde und verdorrt und vergeht. Ich meinestheils traue den Polen nicht, ſie lieben den Zank und Unfrieden, und können nicht Ruhe und Ordnung halten in ihrem eigenen Reich; ſie haben keine Treue und Glauben: ſie wiſſen nur als Männer zu ſterben, aber nicht als Männer zu leben! Hüten Sie ſich vor den polni-

*) Ferrand I. p. 79.

ſchen Bouquets, Majeſtät, ſchon der Duft derſelben betäubt die Nerven!

Von der Straße tönte in dieſem Moment ein lautes Schreien und Jauchzen, das wie ein Donner die Luft durchhallte.

Der Kaiſer eilte an's Fenſter und ſchaute mit ſcharfen Blicken hinunter.

Der König von Preußen! rief er dann haſtig, und vom Fenſter zurücktretend eilte er der Thür zu.

Fürſt Kaunitz indeſſen wagte es, ihm entgegen zu treten, und mit ſeiner hohen Geſtalt ihm den Ausweg zu verſperren.

Majeſtät, fragte er faſt vorwurfsvoll, was gedenken Sie zu thun?

Dem König von Preußen, welcher, wie ich ſehe, eben am Ende der Straße aus ſeinem Wagen ſteigt, entgegen gehen! rief der Kaiſer eilfertig.

Aber wollen Ew. Majeſtät ſich nicht gnädigſt daran erinnern, daß der König von Preußen Ihnen in Neiße keineswegs bis auf die Straße, ſondern nur bis auf die Treppe entgegen kam? Es iſt wohl nicht angemeſſen, daß das große Oeſterreich dem kleinen Preußen mehr Zuvorkommenheit beweiſe, als dieſes ihm bezeigt hat!

Lieber Fürſt, Ihre Sache iſt es, dieſe politiſchen Dinge zu vertreten, ſagte der Kaiſer mit einem eigenthümlichen Lächeln. Ich bin vor der Hand nur der kleine Kaiſer von Oeſterreich, welcher eilen muß, dem großen König von Preußen ſeine Huldigung darzubringen.

Und Kaunitz ſanft bei Seite drängend, eilte der Kaiſer hinaus, gefolgt von ſeinen Cavalieren.

Fürſt Kaunitz ſchaute ihm kopfſchüttelnd und mit finſtern Blicken nach.

Unverbeſſerlicher Brauſekopf, ſagte er leiſe vor ſich hin. Wird noch oft mit dem Kopf gegen die Wand rennen, und ſoll doch, ſo lange ich lebe, die Wand nicht umſtoßen! Mag der kleine Kaiſer den großen König empfangen. Das große Oeſterreich ſteht hier in meiner Perſon, und es wird mit aller Ruhe das kleine Preußen erwarten.

Er ließ ſeine kalten Blicke langſam in dem Saal umherſchweifen, und wie ſie dann auf dem Bouquet hafteten, welches der Kaiſer dort neben ſeinem Hut auf den Tiſch gelegt hatte, flog ein ſeltſames, höhniſches Lächeln über ſeine Züge hin. Er ſchritt langſam durch den Saal zu dem Tiſch hin, und hob das Bouquet empor, um es noch einmal mit ſpöttiſchen Blicken zu betrachten. Er deutete mit dem Finger auf die weißen Blüthen, die ſchon welk und gelblich geworden waren, und zupfte leicht einige Blätter der dunklen Roſen ab.

Wie leicht das abfällt, ſagte er. Wird's der guten und glorwürdigen polniſchen Republik nicht auch ſo gehen können, wie ihren duftenden Nationalfarben hier? Nun, es wird meine Sorge ſein, dieſes Souvenir à Eperies welken zu laſſen, und ich denke wohl, daß es mir gelingen wird! —

Er legte das Bouquet wieder nieder, und indem er dann den Saal verließ, murmelte er leiſe in ſich hinein: Ich will wiſſen, wer die Polin iſt! Sie kann uns vielleicht ein ſehr nützliches Werkzeug werden, um nach beiden Seiten hin zu operiren.

IV.

Friedrich der Große.

In jugendlicher Haſt, gar nicht daran gedenkend, daß er unbedeckten Hauptes ſei, war der Kaiſer die Treppe hinunter und auf die Straße geeilt. Nicht rechts, nicht links ſchauend, immer nur die Blicke dorthin gewandt, nach dem Ende der Straße, von wo er den König daher kommen ſah, eilte der Kaiſer vorwärts, zum erſten Male des Volkes nicht achtend, das ihm ſeine Grüße entgegenjubelte, und mit zärtlichen, liebeſtrahlenden Blicken der ſchönen, kräftigen Geſtalt ſeines jungen Kaiſers folgte.

Gleich ihm eilte auch der König von Preußen mit ſeiner Suite ſchneller vorwärts und trat jetzt aus der Schönwalderſtraße hinaus auf den Platz.

Eine athemloſe feierliche Stille herrſchte in dieſem Moment. Das Militair hatte ſich in der Mitte des Platzes in regelrechten Linien aufgeſtellt, und wie tauſend Sterne blitzten die Gold- und Silberverzierungen ſeiner Galla-Uniformen in der Sonne. Hinter dem Militair füllte das Volk, welches von nah und fern herbeigeſtrömt war, zu vielen Tauſenden den großen Platz, und aus den geöffneten Fenſtern der rings um den Platz befindlichen Häuſer ſah man reichgeſchmückte Frauen und ſchöne Mädchen gleich einem herrlichen Kranz von Blüthen ſich herunterneigen. —

Eine athemloſe feierliche Stille, wie geſagt, herrſchte in dieſem Moment. Jedermann war es ſich bewußt, daß es ein großer, weltgeſchichtlicher Moment ſei, welcher ſich da begab. Jedermann blickte geſpannt und erwartungsvoll hin auf den Kaiſer, der mit freudeſtrahlendem, ſanft geröthetem Antlitz, mit einem köſtlichen, jugendfriſchen Lächeln vorwärts eilte, auf den König, deſſen edles gefurchtes Antlitz wie von einem Schimmer der Abendſonne durchleuchtet war, und deſſen große feurige Augen dem Kaiſer grüßend entgegen blitzten.

Jetzt hatten ſie einander erreicht, jetzt breiteten ſie ſich die Arme entgegen, und mit der ganzen Gluth ſeines jugendlichen Enthuſiasmus warf ſich der Kaiſer an die Bruſt des Königs und küßte ihn mit der Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes. Der König drückte ihn feſter an ſich und erwiderte ſeinen Kuß mit Innigkeit.

Das Volk hatte ſchweigend dem Annähern der beiden Monarchen entgegen geſehen, und dieſem ſo ruhig, ſo ſicher und erhaben einherſchreitenden König von Preußen gegenüber hatte es ſich der jahrelangen Kriege, der Ströme Bluts erinnert, welche dieſer König Deutſchland und Oeſterreich gekoſtet. Aber jetzt, wie die beiden Monarchen einander umſchlungen hielten, jetzt vergaß die Menge alle Leiden und allen Jammer der vergangenen Zeiten, jetzt ſtrahlte ihr nur die Gegenwart wie eine Sonne des Friedens entgegen und ſchien ihre glänzenden Streiflichter auch auf die Zukunft zu werfen.

Es war Friede, Friede! Das war es, was ein Jeder mit froher Luſt empfand, das war es, was die Augen mit Thränen füllte, das war es, was die Menſchen demüthig und fromm machte, welches be-

wirkte, daß ſie, kaum wiſſend, was ſie thaten, ihre Kniee beugten, welches ſie ihre Hände und ihre thränengefüllten Augen zum Himmel erheben ließ, als wollten ſie zu Gott beten um Erhaltung dieſes ſeines ſchönſten und ſegensreichſten Geſchenkes.*)

Und aus der Mitte des knieenden Volkes rief jetzt eine tiefe, feierliche Stimme: es lebe der Friede!

Tauſend und aber tauſend Stimmen riefen ihm nach: Es lebe der Friede!

Es lebe der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen! rief dieſelbe Stimme, und mit einem unausſprechlichen Jubelruf hallte und donnerte es von der Gaſſe, von dem Platz und aus den Häuſern zum Himmel empor: es lebe der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen!

Der König richtete ſich aus den Armen des Kaiſers empor und grüßte die Menge mit jenem unausſprechlichen ſanften und innigen Blick, jenem milden, ſchönen Lächeln, die beide ihm allein eigen waren und ihm ſtets alle Herzen gewannen.

Dann wandte er ſich an den Kaiſer, und indem er ihm den jungen Prinzen von Preußen und die beiden Prinzen von Braunſchweig vorſtellte, deutete der König auf ſein eigenes weißes Gewand und das aller Herren ſeines Gefolges hin: Sire, ſagte er, ich führe Ihnen, wie Sie ſehen, neue Rekruten zu. Wir glühen alle vor Verlangen, unter Ihnen zu dienen!**) Und das, fuhr der König fort, indem er ſeine Flammenblicke auf die in Parade aufgeſtellten öſterreichiſchen Soldaten heftete, das wird für uns eine große Auszeichnung ſein, denn jeder Ihrer Soldaten ſcheint ein Sohn des Mars zu ſein!

Wie glücklich müſſen ſie alsdann alle gleich mir ſein, rief der

*) Hübner. Lebensgeſchichte Joſeph II. Th I. S. 40.

**) Der König trug die weiße öſterreichiſche Uniform mit Silberſtickerei, ſtatt der Epaulettes Silberlitzen auf den Achſeln, wie die öſterreichiſchen Rekruten ſie tragen. Eben ſo gekleidet waren die Prinzen und die übrigen Herren ſeines Gefolges. Die Soldaten waren in weißer Uniform ohne Stickerei, und die Dienerſchaft in hellgrauen Anzügen mit gelbem Futter.

Kaiſer, daß ſie in dieſem Moment ſich ihrem Vater gegenüber befinden!

Der König nahm lächelnd ſeinen Arm, und ließ ſich von dem Kaiſer in die für ihn bereiteten Zimmer des Schloſſes führen. Aber nach kurzem Verweilen dort begab er ſich wieder zum Kaiſer, um mit dieſem vereint durch den großen Empfangsſaal in den Speiſeſaal zur Tafel zu gehen.

Das ganze glänzende Gefolge des Kaiſers hatte ſich in dem großen Saal aufgeſtellt, und wie das fürſtliche Paar, gefolgt von der Suite des Königs, jetzt in den Saal eintrat, neigten ſich ehrfurchtsvoll alle Häupter, und Aller Blicke wandten ſich zu Boden. Nur Einer neigte ſein Haupt ganz leiſe und richtete es dann wieder ſtolz empor, nur Einer ſchlug das Auge nicht zu Boden, ſondern heftete es ernſt und prüfend auf das Antlitz Friedrichs hin.

Des Königs Adlerblick gewahrte ihn ſogleich, und mit einem freundlichen Lächeln auf den feingeſchnittenen Lippen näherte er ſich dem ſtolzen Manne.

Ich freue mich, den Fürſten Kaunitz endlich von Angeſicht zu Angeſicht begrüßen zu können, ſagte der König mit ſeiner weichen, melodiſchen Stimme. Es iſt wahrlich nicht nöthig, daß wir einander vorgeſtellt werden; ganz Europa kennt Sie, und Sie werden mich hoffentlich nicht für einen ſolchen Barbaren halten, daß mir allein Derjenige unbekannt ſein ſollte, den alle Welt bewundert.

Dem Fürſten Kaunitz geſchah, was ihm ſeit manchem Jahr nicht geſchehen war, er erröthete; wider ſeinen Willen durchleuchtete ein Lächeln ſein Antlitz, er neigte ſich tiefer und ehrerbietiger, wie er es jemals gethan hatte, aber er fand keinen Ausdruck, die ſchmeichelhafte Anrede des Königs zu erwidern, und murmelte nur einige leiſe, unverſtändliche Worte.

O Sire, ſagte die helle, klangvolle Stimme des Kaiſers neben ihm, Sie machen mir alle meine großen Geiſter ſprachlos vor Entzücken. Selbſt der Fürſt Kaunitz, welcher ſonſt der ganzen Welt ſeine gewichtigen Antworten zu geben weiß, hat Ihnen gegenüber keine Worte gefunden, und ſehen Sie nur gnädigſt meinen armen

Fürſten Ligne hier an. Ich verſichere Ew. Majeſtät, er ſieht ſonſt ganz anders aus. Ich habe ihn noch niemals ſo blöde geſehen. Das macht, die Sonne hat ihn geblendet, aber er wird ſich allmälig an ihre Strahlen gewöhnen, und dann wird er ſich zu ſeinem Vortheil zeigen.*)

Ich kenne ihn ſehr wohl, ſagte der König lächelnd, ich habe Ihren Brief an Jean Jacques Rouſſeau geleſen, mein Herr Fürſt, und mich deſſelben gefreut. Weil er ſchön und geiſtvoll iſt, glaube ich gern, daß er von Ihnen geſchrieben iſt, und daß ſich nicht ein Anderer erlaubt hat, ſich Ihres Namens zu bedienen.

Ach Sire, rief der Fürſt lächelnd, ich bin nicht berühmt genug, daß irgend ein Schriftſteller auf den Gedanken kommen ſollte, ſich meines Namens zu bedienen.**)

Der König neigte ein wenig ſein Haupt und wandte ſich dann an den Feldmarſchall von Lacy.

Dieſen da, ſagte der König, ihm die Hand auf die Schulter legend, dieſen da haben Ew. Majeſtät auch nicht nöthig, mir vorzuſtellen. Er hat mir Jahre lang zu viel zu ſchaffen gemacht, und er iſt mir oft zu nah' gekommen, als daß ich mir ſeine Züge nicht ſollte gemerkt und ſie auf immer meinem Gedächtniß eingeprägt haben. Ein Glück für mich, mein Herr Feldmarſchall, daß Sie nicht hier heute Quartiermeiſter ſind, ſondern daß der Kaiſer ſelber mir Quartier giebt. Ich habe Gelegenheit gehabt, den General-Quartiermeiſter Lacy zu bewundern und ſeine Macht zu empfinden.

Aber wo iſt Laudon? fragte der Kaiſer laut. Sehen Ew. Majeſtät nur, der Laudon iſt nicht da, er hat ſich verſpätet!

Das pflegte ſonſt ſeine Art nicht zu ſein, ſagte der König lächelnd, er war ſonſt ſehr häufig vor mir auf dem Platze,*) und

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Conversations avec Frédéric le Grand par le Prince de Ligne. p. 11.

**) Dieſe Antwort bezog ſich darauf, daß kurz zuvor ein anderer Brief an Rouſſeau erſchienen war, unterzeichnet mit dem Namen des Königs von Preußen. Dieſer Brief war indeß von Horace Walpole.

***) Des Königs eigene Worte.

vraiment, Sire, Sie haben Laudon Unrecht gethan, denn ſehen Sie nur, da iſt der Feldmarſchall!

Und mit faſt zärtlichen Blicken auf Laudon zuſchreitend, und ſeines ſteifen, ungelenken und verlegenen Weſens nicht achtend, reichte er ihm ſeine Hand dar und begrüßte ihn mit herzlichen und ehrenden Worten.

Wenn es Ihro Majeſtät genehm iſt, begeben wir uns zur Tafel, ſagte jetzt der Kaiſer, ſeinem Gaſt den Arm darreichend.

Der König nahm den Arm des Kaiſers, aber ſeine großen wunderbaren Augen hafteten noch immer auf dem harten gefurchten Antlitz Laudons.

Sire, ſagte er, wenn ich das Glück haben ſoll, auf der einen Seite neben Ihnen zu ſitzen, ſo bitte ich, laſſen Sie mich auf der andern Seite Laudon zu meinem Nachbar haben. Ich ſehe ihn lieber an meiner Seite, als mir gegenüber.*)

Er nickte dem verlegenen, ſprachloſen General freundlich lächelnd zu, und folgte dem Kaiſer in den Speiſeſaal.

Und wenn er ſie alle bezaubert mit ſeinen Schmeicheleien und ſchönen Phraſen, murmelte Kaunitz in ſich hinein, als er dem hohen Fürſtenpaar in den Speiſeſaal folgte, mich zu bethören, ſoll ihm doch nicht gelingen! Wie viel ſchöne Worte und Phraſen er an dieſe Herren Generäle verſchwendete. Wer Allen ſchmeichelt, giebt jeder Schmeichelei einen bittern Beigeſchmack. Will den Laudon zu ſeinem Tiſchnachbar haben! Als ob ſich mit dieſem unwiſſenden, tölpelhaften und linkiſchen Geſellen jemals eine leidliche Converſation führen ließe!

Und der Fürſt, innerlich ergrimmt darüber, daß der König nicht ihn, ſondern Laudon zu ſeinem Tiſchnachbar gewählt, ließ ſich von dem Hofmarſchall zu ſeinem, ihm vom Kaiſer ſelbſt angewieſenen Platze führen. Dieſer Platz war an der Tafel des Kaiſers und beiden Majeſtäten grade gegenüber.

O, nun bin ich zufrieden, ſagte der König, dem Fürſten lächelnd zunickend. Wenn ich den großen Feldmarſchall Oeſterreichs lieber an

*) Des Königs eigene Worte.

meiner Seite, als mir gegenüber habe, ſo mag ich den größten Diplomaten Oeſterreichs und Europas lieber mir gegenüber als an meiner Seite haben, denn nur ſo lange ich Sie ſehen kann, glaube ich vor Ihnen ſicher zu ſein, und Ihren Angriff nicht fürchten zu müſſen. Durchlaucht, ich begebe mich unter den Schutz Ihrer Augen. Haben Sie Nachſicht mit einem alten Krieger, der wenig von den Künſten der Diplomatie verſteht und deſſen ſcharfes Schwert ſich gar oftmals vor Ihrer ſpitzen Feder hat beugen müſſen.

O, Ew. Majeſtät haben wohl Recht, von Ihrem ſcharfen Schwert zu ſprechen, ſagte Kaunitz, dieſes Schwert war ſo ſcharf, daß Sie ſogar mit demſelben die Feder ſchneiden konnten, die jene fliegenden Blätter ſchrieb, welche die Fama zugleich mit Ihrem Ruhm in alle Welt ausſtreute. Ew. Majeſtät haben oft genug Ihre Feder als Schwert, und Ihr Schwert als Feder gebraucht, um ſich als Schriftſteller, Diplomat und Krieger gleich ſehr gefürchtet und geehrt zu ſehen!

Der Kaiſer neigte ſich näher zu Friedrich hin. Sire, ſagte er, eine Schmeichelei von Kaunitz iſt wie die Blume des Rieſencactus, ſie blüht nur Einmal alle Jahrhundert!

V.

Die unbekannte Sängerin.

Ein großes und glänzendes mehractiges Ballet, in den Zwiſchenacten unterbrochen von Geſangsaufführungen, ſollte die Feſtlichkeiten des erſten Tages in Neuſtadt beſchließen. Man hatte zu all' dieſen Feſtlichkeiten die großartigſten Anſtalten getroffen, das ganze Corps de Ballet mit ſeinem berühmten Balletmeiſter Noverre war dazu nach Neuſtadt beordert, auch das Opernperſonal mit ſeinem Capellmeiſter Florian Gaßmann und ſeinen berühmten Sängern und Sängerinnen hatte ſich dahin begeben müſſen, und mehr denn zwanzig

große Wagen voll Couliſſen, Flugmaſchinen, Decorationen und Coſtümen hatten das Gefolge der Prinzen und Prinzeſſinnen der Bühne ausgemacht. Man wollte dem König von Preußen, deſſen Hof man als den Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften in ganz Deutſchland pries, doch beweiſen, daß auch in Wien die Künſte ihre Heimath gefunden, und daß die Oper und das Ballet wagen durften, ſich den prüfenden und ſtrengen Blicken des Königs darzuſtellen.

Ew. Majeſtät werden indeß Nachſicht haben müſſen, ſagte der Kaiſer, als er Friedrich in das Theater und zu den unmittelbar hinter dem Orcheſter aufgeſtellten Fauteuils führte. Ew. Majeſtät haben nicht blos die Menſchen, ſondern auch die Muſen beſiegt und ſie für immer zu Ihren Gefangenen gemacht. Dieſe können daher ſelten einen flüchtigen Moment zu uns nach Wien kommen und kopfſchüttelnd beſchauen, was wir da gemacht haben, während ſie in Berlin zu den Füßen ihres Meiſters ſitzen, und von ihm Lehre und Begeiſterung empfangen!

Ach, Sire, Sie reden von vergangenen Tagen, rief der König. Früher waren die Muſen uns wohl ein wenig hold und ließen es ſich bei uns gefallen! Aber jetzt, da ich ein armer mürriſcher alter Mann geworden bin, machen es die Muſen, wie es die Mehrzahl meiner Freunde gemacht hat, ſie haben mich treulos verlaſſen und dem Abt von Sansſouci den Rücken gewandt. Die Muſen, Sire, ſind nur der Jugend hold, und ich finde es daher ganz begreiflich, daß ſie ſich zu Ihnen nach Wien gewandt haben! Ein Einſiedler, wie ich, iſt ſo köſtlicher Geſellſchaft gar nicht würdig; ich danke es aber Eurer Majeſtät doppelt, daß Sie die ſchönen Göttinnen überliſtet haben, und ſie nöthigen, unter Ihrem Schutz meine Nähe zu ertragen! Sehen wir alſo, welche Wunder Sie uns offenbaren wollen!

Aber indem der König jetzt im Begriff war, ſich neben dem Kaiſer niederzulaſſen, gewahrte er Kaunitz, welcher mit ſeiner gewohnten gravitätiſchen Ruhe daher geſchritten kam, und eben im Begriff war, ſich auf einen Seſſel unfern von dem Kaiſer niederzulaſſen.

O Sire, rief der König lebhaft, wir beide, welche hier die Jugend und das Alter repräſentiren, thäten wohl ſehr klug, wenn wir

die Weisheit in unsere Mitte nähmen, und ich bitte daher Ew. Majestät, daß der Fürst Kaunitz diesen Fauteuil hier zwischen uns einnehme!

Der Kaiser verneigte sich lächelnd und winkte den Fürsten herbei. Kaunitz, welcher sehr wohl die Worte des Königs vernommen hatte, konnte es nicht verhindern, daß sein Angesicht und seine Augen ein wenig von der seligen Zufriedenheit und dem geschmeichelten Stolz verriethen, die in diesem Moment seine Seele erfüllten und ihn ganz und gar seines Hasses und seiner so oft derb genug ausgesprochenen Abneigung gegen den König vergessen ließen. Indem er jetzt auf Befehl des Kaisers den Sitz zwischen den beiden Majestäten einnahm, verneigte er sich so tief und ehrfurchtsvoll vor dem König, wie er es nie vor irgend einer Größe der Welt, außer innerlich vor seiner eigenen, gethan hatte, und als der König sodann mit irgend einer seiner feinen und scherzhaften Bemerkungen sich an ihn wandte, sahen die Höflinge und Verehrer des Fürsten mit staunender Verwunderung, was sie an ihm nie gesehen hatten, — Kaunitz lachte, und zwar so herzlich und wirklich, daß sogar einige Minuten vergingen, bevor sein Gesicht wieder die ungewohnten Linien verloren und sich zu dem gewohnten Ernst verfestigt hatte.

Das Ballet begann; Götter und Göttinnen, von Genien umflattert, schwebten auf die Bühne, um in sinnigen Allegorien und vieldeutigen Pantomimen die Begebenheiten dieses großen Tages zu feiern, und die Freude der Götter und Menschen darzustellen. Noverre, der Schöpfer und Erfinder des neuen Ballets, Noverre, welcher den Tanz gleich der Musik zu einer Sprache der Empfindung und der Seele erheben wollte, hatte alle Kraft und alle Poesie seines Talentes aufgeboten, um vor dem großen König in glänzender Weise die ganze Schönheit seiner neuen Kunst zu entfalten, und mit stolzer Siegesmiene blickte er von seinem Platz zwischen der ersten und zweiten Coulisse zuweilen während des pantomimischen Tanzes seiner Göttinnen hinüber nach dem König, um in dessen Augen seine Freude und seine Bewunderung zu lesen.

Aber zu des stolzen Balletmeisters wahrem Entsetzen drückten

die großen leuchtenden Augen des Königs nichts von dem Staunen und Entzücken aus, das derselbe doch nothwendig empfinden mußte. Ja, zu seiner tiefsten Indignation mußte Noverre gewahren, daß der König seine Aufmerksamkeit nicht einmal ausschließlich dem Ballet zuwandte, sondern mehr als einmal den Blick von der Bühne weg und auf Kaunitz heftete, mit dem er mehrmals sich lächelnd und freundlich unterhielt.

O, ich durchschaue ihn, murmelte Noverre, er will seinen Aerger verbergen, er will sich das Ansehn geben, von meinen Ballets gar nicht erstaunt zu sein! Aber diese affectirte Gleichgültigkeit, grade diese verräth mir seinen innern Zorn und Neid! O, ich weiß, er denkt mit Beschämung daran, daß ich einst in Berlin war, und daß es in seiner Macht gestanden hätte, mich für immer zu gewinnen, daß er aber mein Genie nicht zu erkennen vermochte, und so das Glück verpaßte, das sich ihm darbot. Ja, ja, mein Herr König von Preußen, jetzt ist es zu spät! Ihr werdet Euern Thron weder mit Laudon, noch auch mit Noverre schmücken können. Der größte Tanzkünstler und der größte Feldherr boten sich Euch an, aber Ihr ließet den Genius entflattern, und nun wendet er Euch für immer den Rücken!

Eben hatten die beiden ersten Tänzerinnen ihren freudigen Triumphtanz zur Verherrlichung des Friedens vollendet. Genien hüpften und schwebten von allen Seiten herbei und umwallten die Göttinnen, liebliche und reizende Gruppen bildeten sich wie von selbst, und mit einem kunstvollen und sinnigen Tableau schloß der erste Akt.

Mit der Miene eines Triumphators trat Noverre zwischen den Couliſſen hervor und gab sich das Ansehn, mit einem der Mitglieder des Orchesters eine gewichtige geschäftliche Besprechung zu haben.

Ohne Zweifel wird der König mich jetzt bemerken, dachte der stolze Balletmeister, alsdann wird er mich zu sich rufen, um mir seine Freude auszudrücken.

In der That, eben näherte sich ihm einer der kaiserlichen Kammerherrn, und forderte ihn auf, sofort zum Kaiser zu kommen. Noverre

folgte dem Kammerherrn mit hochgehobenem Haupt und machte alsdann, vor dem hohen Fürſtenpaar angelangt, ſein zierlichſtes, graziöſeſtes und regelrechtes Compliment, wie er es jüngſt noch dem Gott Mars eingeübt, als dieſer ſich vor dem olympiſchen Zeus zu neigen hat.

Ah, Majeſtät, rief der Kaiſer lächelnd, ſehen Sie da unſern Balletmeiſter Noverre. Er iſt, wenn ich nicht irre, auch in Berlin geweſen!

Ja, ſagte der König, leicht mit dem Haupte nickend, ich kenne ihn ganz gut. Wir haben ihn in Berlin geſehen, und ich verſichere Ew. Majeſtät, er war damals recht poſſierlich.

Noverre zuckte zuſammen, als habe der Biß einer Natter ihn getroffen.

Poſſierlich? wiederholte der Kaiſer mit einem fragenden Ton.

Ja, Sire, fuhr der König fort, Noverre verſtand es nämlich, Jedermann, beſonders aber unſere Tänzerinnen auf das Täuſchendſte zu imitiren. O ich verſichere Ew. Majeſtät, es war zum Todtlachen!

Der König, welcher bis jetzt nur zu dem Kaiſer geſprochen hatte, wandte ſich jetzt zu Noverre. Ihr Ballet war ſchön, mein Herr, ſagte er, Ihre Tänzerinnen haben Grazie, aber es iſt keine Grazie im leichten Flügelkleide. Sie iſt gezwungen und ſteif; dabei tragen ſie die Arme und Schultern zu hoch. Erinnern Sie ſich noch an unſere erſte Tänzerin von damals?

Ew. Majeſtät meinen die Barbarina?

Ja, die Barbarina, ſagte der König mit einem ſanften Lächeln, und es flog wie ein heller Sonnenſtrahl über ſein edles Antlitz hin.

Sie war eine ſehr ſchöne Perſon, bemerkte Noverre.

Und eine große Tänzerin, ſagte der König, deſſen Augen mit einem wunderbaren Leuchten einen Moment in die Höhe ſtarrten, als ſehe er da vor ſich in der Luft die liebreizende Erſcheinung eines Weſens, das er einſt mit den letzten Flammen ſeines erlöſchenden Herzens geliebt hatte. Dann ſenkte er langſam den Blick wieder herab und richtete ihn auf Noverre, der immer noch auf die Gelegenheit wartete, ſeinem Groll Luft zu machen und Rache zu nehmen

für die leichte und wenig ſchmeichelhafte Art, mit welcher der König ſich ſeiner erinnert hatte.

Ja, wiederholte der König, Barbarina war eine ſehr ſchöne Perſon, und eine ſehr große Tänzerin. Die machte es aber nicht ſo wie Seine Tänzerinnen.

Eben darum, Sire, ſagte Noverre, das Haupt ſtolz zurückwerfend, eben darum war ſie auch in Berlin!*)

Sire, ſagte in dieſem Moment der Kaiſer, wenn es Ew. Majeſtät beliebt, werden jetzt unſere Opernſänger uns ein kleines Concert vortragen.

Der König verneigte ſich und ließ ſich dann wieder in den Fauteuil niedergleiten, ohne den Balletmeiſter Noverre, der ihm eben eine tiefe künſtleriſche Abſchiedsverbeugung machte, nur eines Blickes weiter zu würdigen.

Ich habe mich gerächt, murmelte Noverre leiſe in ſich hinein, und mit einem ſtolzen Lächeln zog er ſich auf ſeinen Platz hinter die Couliſſe zurück.

Das dramatiſche Concert begann. Dem Programm gemäß ſollte es die berühmte Sängerin Bernasconi mit einer Arie im Coſtüm aus Gluck's Oper Alceſte eröffnen, dem dann der Sänger Tibaldi mit einer Scene aus Gluck's neueſter Schöpfung: Paris und Helena, folgen ſollte. Schon begann das Orcheſter die Eingangstakte der Arie zu ſpielen, aber die Sängerin war noch nicht aus der Couliſſe hervorgetreten. Der dirigirende Capellmeiſter richtete ſeine unruhigen Blicke nach dem Ort, von woher ſie auftreten mußte, aber vergeblich, Signora Bernasconi war nicht da, und doch war die Introduction ſchon zu Ende, und der Geſang mußte beginnen. Eine allgemeine Bewegung entſtand, das Orcheſter verſtummte, der Vorhang rollte langſam wieder herab, und fragend und erwartungsvoll blickte Jedermann auf den Oberhofmarſchall, der eben, von der Bühne kommend, ſich dem Kaiſer genähert hatte und leiſe zu ihm ſprach.

Sire, wandte ſich der Kaiſer jetzt an den König, Sire, ich habe

*) Frédéric le Grand, Conversations avec le Prince de Ligne.

Ew. Majeſtät um Entſchuldigung zu bitten. Ein unangenehmer Zufall iſt eingetreten. Signora Bernasconi iſt, wie man mir berichtet, plötzlich heftig erkrankt und außer Stande, zu ſingen.

Ah, rief der König lächelnd, ich kenne dieſe plötzlichen Erkrankungen der Sängerinnen; die meinigen haben mich oft damit zu chicaniren verſucht. Es giebt indeſſen ein ſehr wirkſames Mittel gegen ſolche plötzliche Krankheiten der eigenſinnigen Primadonnen, und ſeit ich dies anwende, ſeit ich jeder Sängerin, die plötzlich erkrankt, eine halbe Monatsgage abziehen laſſe, ſeitdem ſind alle meine Sängerinnen geſund und von allen Anfällen frei.

Ich vermuthe, die Signora iſt vor Angſt und Beklemmung krank geworden, ſagte der Kaiſer lächelnd. Das Bewußtſein, vor dem großen König, der zugleich ein großer Künſtler iſt, ſingen zu ſollen, hat ſie ſchüchtern und muthlos gemacht.

Ach, Sire, wie wenig kennen Sie die Theaterprinzeſſinnen, rief der König achſelzuckend. Sie ſind noch ſchlimmer und eigenſinniger, wie die wirklichen Prinzeſſinnen, glauben Sie es mir! Und die italieniſchen Theaterprinzeſſinnen ſind die ſchlimmſten von allen!

Signora Bernasconi iſt eigentlich eine Polin, ſagte Kaunitz, ſie ſtammt aus einer berühmten polniſchen Adelsfamilie.

Deſto ſchlimmer, rief der König, das polniſche Blut revoltirt und extravagirt immer, und kann ſich niemals in die ruhigen Bahnen fügen. Es wundert mich, daß die Weisheit Eurer Durchlaucht ſich nicht dagegen aufgelehnt hat, einer Polin eine ſo wichtige Stellung zu geben, wie die einer erſten Sängerin für ein Operninſtitut iſt. Die Polen bringen überall Unruhe und Verwirrung.

Aber ſie ſind gute Schauſpieler, Sire, und wiſſen Heldenrollen zu ſpielen, als ob es Wirklichkeit wäre, ſagte Kaunitz, indem er ſeine goldene Tabatière hervorzog und den Deckel, auf welchem ſich das mit Brillanten eingefaßte Bildniß der Kaiſerin befand, langſam öffnete.

Aber unter dem Theaterharniſch und dem Küraß ſchauet doch immer unerwarteter Weiſe wieder der Fripon hervor, rief der König, und im Augenblick, wo man glaubt, es mit wirklichen Helden zu thun zu haben, ſieht man an dem gekünſtelten Pathos und dem

ſtumpfen blechernen Schwert, daß es doch nur elende Schauſpieler ſind, welche man da vor ſich hat!

Vielleicht, ſagte Kaunitz, indem er ſeine ſchlanken weißen Finger tief in den Inhalt ſeiner Doſe verſenkte, vielleicht erleben wir's noch, daß ihre Bühne unter ihnen zuſammenbricht, denn, wie mich dünkt, fahren ſie wie Raſende und Beſeſſene darauf umher, und da werden ſie zuletzt den Boden unter ihren Füßen verlieren.

König Friedrichs Augen blitzten höher auf, und richteten ſich einen Moment mit einem ſcharfen, forſchenden Ausdruck auf das ernſte, kalte Antlitz des Fürſten hin, der ſeine Blicke immer noch auf ſeine geöffnete Doſe niedergeſchlagen hatte.

Durchlaucht, ſagte der König lächelnd, wir ſind ſo lange Gegner geweſen, daß wir bei unſerm erſten Begegnen uns feierlichſt unſere freundſchaftlichen Geſinnungen bezeugen ſollten. Die Indianer pflegen bei ſolcher Gelegenheit eine Friedenspfeife mit einander zu rauchen, für unſere cultivirten Zuſtände mag es genügen, den Tabak des Friedens nicht in unſere Pfeife, ſondern in unſere Naſe zu ſtecken. Wollen Sie mir alſo erlauben, eine Prieſe aus Ihrer Doſe zu nehmen?

Das war ein Zeichen von Huld und Herablaſſung, welches ſogar das ſtolze Herz des Fürſten Kaunitz zu rühren vermochte, und ein ſanftes Erröthen des Vergnügens über ſeine Wangen hauchte. Mit ungewohnter Haſt beeiferte er ſich, dem Wunſch des Königs zu genügen und ihm ſeine geöffnete Doſe darzureichen.

Der König nahm aus derſelben eine ziemliche Quantität Spaniol, und indem er das that, ſagte er: ich kann Ew. Durchlaucht die Verſicherung geben, daß dies das erſte Mal iſt, daß ich mir aus anderer Leute Doſen eine Prieſe nehme!

Nun, Sire, rief Kaunitz heiter, mir ſcheint, Ew. Majeſtät haben uns ganz Schleſien doch als gute Priſe weggenommen!

Das iſt wahr, ſagte der König lächelnd, aber es war ein gar ſcharfer Tabak, und Sie haben mich viel darnach nieſen machen, ohne mir ein einziges Mal den üblichen Gruß: zur Geneſung! zuzurufen.

Der König hatte gar nicht darauf geachtet, daß während ſeiner Unterhaltung mit dem Fürſten der Signor Tibaldi längſt ſchon ſeine

große Scene aus Gluck's Paris und Helena begonnen hatte, und er ſetzte ſein Geſpräch mit Kaunitz fort, bis die Muſik verſtummte, und die allgemeine Stille ihn darauf aufmerkſam machte.

Ew. Majeſtät haben dies Mal einer Primadonna Unrecht gethan, ſagte der Kaiſer jetzt. Die Signora iſt, wie man mir eben berichtet, wirklich krank, und ganz in Verzweiflung darüber, nicht vor Eurer Majeſtät ſingen zu können. Sie hat uns, wie ich höre, indeſſen einen Erſatz verſchafft und eine Remplaçantin geſtellt.

Eine zweite Primadonna? fragte der König. Die zweiten Primadonnen ſind immer geſund, wenn ihre Rivalinnen erkranken, denn ſie hoffen alsdann, ſie von ihrem Platz zu verdrängen.

Nein, Ew. Majeſtät. Keine zweite Primadonna, glaube ich. Man kennt ſie nicht, die Bernasconi hat ſie als ihre genaueſte Freundin empfohlen, und ſteht dafür ein, daß ſie würdig iſt, ihre Stelle einzunehmen.

Ach, dann muß ſie ein wahres Wunder von Geſangskunſt ſein, rief der König, denn daß eine Sängerin eine andere anerkenne, iſt wirklich ein ganz merkwürdiger Fall! Hören wir aber doch dieſe Sängerin, welche ſogar von ihres Gleichen geprieſen wird.

Der König richtete ſeine blitzenden Augen der Bühne zu, und ſein edles, bewegliches Antlitz nahm jetzt den Ausdruck der lebhafteſten Erregung und Aufmerkſamkeit an.

Auf's Neue begannen die Eingangstakte der Gluck'ſchen Arie, und jetzt trat hinter der Couliſſe hervor eine hohe ſtolze Geſtalt, ſtrahlend von Jugend, Schönheit und Majeſtät, prachtvoll anzuſchauen in dieſem langwallenden griechiſchen Gewande der Alceſte, den goldgeſtickten Purpurmantel mit unnachahmlicher Grazie über die vollen ſchönen Schultern geworfen, das volle dunkle Lockenhaar zuſammengehalten von dem goldenen Diadem, in deſſen Mitte ein großer Solitair von ſeltener Schönheit blitzte, das weiße kurze Oberkleid um die ſchlanke Taille befeſtigt mit einem goldenen, von Brillanten funkelnden Gürtel, und eben ſolche Spangen um die weißen, edelgeformten Arme.

Es war eine Erſcheinung von ſo edler Schönheit, ſo imponirender Würde, daß ſelbſt König Friedrich ſich davon ergriffen fühlte, und

ganz unwillkürlich einſtimmte in das Gemurmel des Beifalls, das ſich in dem Saal erhob.

Die unbekannte Sängerin ſchien dies Gemurmel gar nicht zu vernehmen, ihre großen dunklen Augen waren ernſt und unverwandt nur dahin gerichtet, wo die beiden hohen Fürſten ſaßen, und wie ſie jetzt die Arme erhob, um als Alceſte die Hülfe der Götter anzurufen, ſchienen ihre Blicke dieſe hülfreichen Götter nicht dort oben im Himmel, ſondern nur da drüben auf den Seſſeln des Königs und des Kaiſers zu ſuchen. — Und edel und erhaben wie ihre ganze Erſcheinung, war auch ihr Geſang, war ihre Stimme, voll von unendlichem Wohllaut und von edelſter, kernigſter Fülle. Selbſt der geſtrenge und ſchwer zu befriedigende Meiſter Gluck würde mit dem Geſang und dem Vortrag dieſer Alceſte zufrieden geweſen ſein, und ſelbſt Friedrich der Große, ſonſt ein Gegner der Gluck'ſchen Opern, fühlte ſich von dieſem Geſang bezaubert und hingeriſſen, und hörte ihm zu mit ſtrahlenden Augen und einem ſanften Lächeln um die ſchmalen Lippen.

Kaiſer Joſeph allein achtete gar nicht auf den Geſang, und der erhabene Rhythmus der Muſik ging dies Mal unverſtanden an ſeinem Ohr vorüber. Seine ganze Aufmerkſamkeit war nur der Perſon der Sängerin zugewandt und ſchien jeden ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen prüfen zu wollen!

Sie iſt es, ich erkenne ſie wieder, ſie iſt es, murmelte der Kaiſer halblaut, und als Fürſt Kaunitz, deſſen ſcharfes Ohr vielleicht die Worte des Kaiſers vernommen hatte, ſeine kalten Blicke mit einem fragenden Ausdruck dem Kaiſer zuwandte, neigte Joſeph ſich raſch zu ihm hin.

Erinnern Sie ſich noch, was ich Ihnen heute Morgen von der Dame erzählte, welche mir das Bouquet zugeworfen? fragte der Kaiſer.

Ich vergeſſe nichts, was Ew. Majeſtät geruhen mir zu ſagen! erwiderte Kaunitz mit ſeiner gewohnten Ruhe.

Nun denn, dieſe Sängerin iſt die Dame, welche mir das Bouquet gab!

Ach, das Souvenir à Eperies! Jetzt begreife ich auch die Krankheit der Bernasconi, Sire! Sie iſt aus patriotiſchem Edelmuth krank

geworden, weil eine Landsmännin vor Ihren Majestäten singen wollte, um von Ihnen bemerkt zu werden! Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie es versuchen sollte, noch auf irgend eine eclatantere Weise die Aufmerksamkeit Eurer Majestät zu fesseln. Diese Polinnen sind so enragirte Patriotinnen.

Der Kaiser erwiderte nichts. Er blickte hinüber nach der Sängerin, deren wunderbare, stolze Schönheit, deren räthselhafte Erscheinung seine Augen und seine Neugierde fesselte.

Jetzt war ihre Scene beendet, und der Vorhang rauschte nieder. Eine augenblickliche athemlose Stille trat ein, Aller Augen richteten sich nach dem Fürstenpaar hin, gleichsam die Erlaubniß erflehend, der allgemeinen Bewunderung, dem glühenden Enthusiasmus Ausdruck zu geben.

Vielleicht verstand der König diesen geheimen Wunsch der Versammlung, vielleicht folgte er nur seiner eigenen Bewunderung; er erhob die Hände und applaudirte. Und jetzt brauſete und donnerte ein enthusiastischer Beifallssturm durch den Saal, und das Brava! Brava! des Kaisers übertönte noch das enthusiastische Rufen der Uebrigen.

Der Vorhang erhob sich wieder, und aus der Coulisse hervor trat die Sängerin, unter dem lauten Bravarufen und Applaudiren schritt sie vor bis dicht an die Lampen, und verneigte sich dann tief und ehrfurchtsvoll. Ein neuer Beifallssturm brauste durch den Saal, lauter noch als zuvor hörte man die helle Stimme des Kaisers Brava! Brava! rufen.

Die Sängerin blickte mit langen glühenden Blicken zu ihm hinüber, ihr Antlitz schien aufzuflammen in Begeisterung, eine dunkle Purpurgluth überzog auf einmal ihre bleichen Wangen, und, gleichsam Ruhe gebietend, hob sie ihre schönen Arme einen Moment empor.

Eine tiefe Stille trat ein, von Staunen und Neugierde gefesselt, starrte Jeder hinüber nach dieser stolzen räthselhaften Erscheinung, welche es wagte, dem Enthusiasmus eines Kaisers und eines Königs Schweigen aufzuerlegen.

Und aus dieser Stille erhob sich jetzt die edle klangvolle und

ſonore Stimme der Sängerin. Ihre ganze Seele, ihr ganzes Empfinden bebte und glühte aus den Tönen, den Worten des Liedes, das ſie jetzt ſang, und das alſo lautete:

Es liegt in Todesſchmerzen
Die ſchönſte Königin.
Das Blut aus ihrem Herzen
Fließt heiß zur Erde hin.

Nicht freventlich geſchlagen
Hat ſie die Wunden ſich,
Im Sterben darf ſie ſagen:
„Für Dich verblut' ich mich!

„Für Dich, Du gold'ne Freiheit,
Für Dich, Geſetz und Recht!
Für dieſe große Dreiheit
Iſt mir das Sterben recht!

„Denn beſſer, frei zu ſterben
Als leben, Sclaven gleich,
Und laſſen ſeinen Erben
Nichts, als die Schande bleich.

„Und beſſer, ſich verbluten
In ehrenvoller Schlacht,
Als unter Feindes Ruthen
Ein Leben hingebracht!"

Die Königliche Klage
Erweicht ſie nicht Eu'r Ohr
Und öffnet ihre Plage
Nicht Eures Mitleids Thor?

Ihr könnt, Ihr könnt ſie heilen,
Ihr großen Aerzte hier,
O, thut es ohn' Verweilen,
Erbarmen habt mit ihr!

O, helft dem kranken Polen,
Der kranken Königin!
O, eilt von ihr zu holen
Des Dankes Hochgewinn!

Unter dem athemloſen Schweigen der Verſammlung hatte die Sängerin ihr Lied beendet, und auch jetzt, als ſie ſich verneigte, als ihre flehenden Blicke ſich hinüber richteten zu dem Fürſtenpaar, auch jetzt ward die Stille nicht durch das kleinſte Zeichen des Beifalls unterbrochen. Aller Augen richteten ſich wieder dem Kaiſer und dem König zu, um in ihren Mienen den Eindruck dieſer ſeltſamen und ungewöhnlichen Scene zu entdecken, und Niemand ſchien es zu bemerken, daß die Sängerin wieder langſam in die Couliſſen zurückgetreten, und der Vorhang wieder herniedergerauſcht war.

Der Kaiſer erhob ſich mit jugendlicher Haſt von ſeinem Fauteuil und winkte den Oberhofmarſchall zu ſich. Gehen Sie, Graf, ſagte er, gehen Sie und fragen Sie die Sängerin um ihren Namen. Sagen Sie ihr, ich ſei es, welcher ihn zu wiſſen wünſchte!

Sie heißt Polen, Sire, ſagte Kaunitz mit einem wegwerfenden Ton, während der Hofmarſchall von dannen eilte. Sagte ich es Ew. Majeſtät nicht zuvor, daß es dieſe Polin nicht bei dem Bouquet würde bewenden laſſen? Ich kenne dieſe Polinnen, ſie coquettiren mit Allem, am liebſten aber mit ihrem Vaterlandsſchmerz!

Der Kaiſer antwortete ihm nur mit einem Achſelzucken und einem Lächeln, und wandte ſeine Blicke wieder dem Oberhofmarſchall zu, der eben wieder durch die hinter die Bühne führende Thür hervortrat.

Nun, Graf, wie heißt die Dame? rief er dem ſich Nähernden entgegen.

Der Oberhofmarſchall zuckte die Achſeln. Sire, ich habe den Namen nicht erfahren können. Die Dame hat ſofort das Haus verlaſſen, und Niemand, ſelbſt nicht der Capellmeiſter wußte mir ihren Namen zu ſagen!

Seltſam! murmelte der Kaiſer. So ſoll man die Bernasconi fragen, befahl er dann laut. Sie mindeſtens wird doch Auskunft zu geben vermögen über die Sängerin.

Majeſtät halten zu Gnaden, ich habe die Bernasconi ſelber gefragt; ſie iſt im Hauſe, und in ihrem Garderobezimmer damit beſchäftigt, ſich ihr Coſtüm anzulegen, denn es ſcheint, daß ſich ihr

Bruſtkrampf plötzlich verloren hat und ſie kräftig genug iſt, die zweite Arie ſelber zu ſingen!

Nun, und was ſagte die Bernasconi?

Sire, ſie behauptet, den Namen der Sängerin auch nicht zu wiſſen! Sie zeigte mir einen Brief von dem bei der polniſchen Republik accreditirten franzöſiſchen Militairbevollmächtigten Obriſten Dumouriez. Die Bernasconi kennt dieſen Herrn von Paris her, und er hat dieſer Dame Empfehlungsbriefe an die Signora mitgegeben. Es ſcheint, dieſelbe wollte nach Wien gehen, und da ſie erfuhr, daß die Bernasconi hier in Neuſtadt war, hat ſie ſchon hier ganz zufällig ihren Brief abgegeben. Der Obriſt Dumouriez bezeichnet in ſeinem Briefe die Fremde nur als eine polniſche Dame von vornehmer Geburt, welche zugleich die eminenteſte Sängerin ſei, und deren Geſang ſogar im Stande ſein würde, das kunſtſinnige Ohr Eurer Majeſtät zu erfreuen.

Ah, haben Sie gehört, Durchlaucht? fragte der König von Preußen, während der Kaiſer ſein Geſpräch mit dem Oberhofmarſchall fortſetzte. Haben Sie gehört, Durchlaucht? Der franzöſiſche Bevollmächtigte hat dieſe Donna hierher geſandt? Vraiment, dieſes Frankreich wird, da es der Kriege überdrüſſig iſt, jetzt empfindſam, wie es ſcheint. Die Cotillons haben ſo lange über Frankreich regiert, daß man jetzt auch die Cotillons in der auswärtigen Politik beſchäftigen will. Es ſind wirklich ein paar recht galante Damen, La France und La Pologne!

Ja, Sire, aber die Eine von ihnen iſt alt geworden, ſagte Kaunitz, alt und kraftlos. Dieſe Madame La Pologne iſt wirklich eine alte Coquette, welche vergeblich verſucht ihre Hinfälligkeit und Schwäche unter ihrer Schminke zu verbergen und trotz ihres Greiſenalters die Allüren der Jugend und Schönheit annimmt.

Ew. Durchlaucht glauben wohl gar, daß die Coquette keine Jugend und keine Lebenskraft mehr beſitze? fragte der König mit einem durchbohrenden Blick auf das Antlitz des Fürſten.

Sire, wenn man ſeine Jugendkraft und ſein Jugendblut auf Tanzböden und bei Raufereien verſchwenderiſch vergeudet hat, ſo

wird man am Tage einer wirklichen Schlacht keine Kraft und kein Lebensblut mehr zuzusetzen haben.

Und es scheint wirklich, als ob die Kaiserin von Rußland der armen alten Coquette Polen eine Schlacht zu liefern beabsichtigt, sagte der König, indem er, zum zweiten Mal an diesem Abend, eine Prise aus der Dose des Fürsten nahm. —

Das Concert nahm seinen Fortgang, und Signora Bernasconi entwickelte in der großen Arie aus Orpheus und Euridice alle Schönheit und Volubilität ihrer Stimme, der man gar nichts mehr von dem Brustkrampf anhörte, welcher sie noch eine Stunde vorher zum Singen unfähig gemacht hatte.

Der König applaudirte ihr, wie er es zuvor der unbekannten Sängerin gethan. Aber der Kaiser saß theilnahmlos und sichtlich zerstreut da. Gegen seinen Willen wandten sich seine Gedanken wieder und immer wieder der geheimnißvollen Spenderin des Bouquets, der räthselhaften Sängerin zu, welche, indem sie in ihrem Liede so ergreifend ihm das Unglück und Leid Polens geschildert, ihn zugleich daran erinnert hatte, daß er in Eperies den Conföderirten Schutz und Hülfe versprochen hatte.

Sie ist eine Polin, und sie ist begeistert für ihr Vaterland, sagte der Kaiser zu sich selber. Sie wird sich ohne Zweifel mir noch öfter zeigen, denn sie fühlt, daß ihr Vaterland meines Schutzes bedarf. Bei ihrem nächsten Erscheinen aber werde ich es machen, wie der Prinz im Märchen. Ich werde Pech auf die Schwelle der Thür gießen lassen, damit ihr Fuß daran haften bleibt, und sie mir nicht wieder entschwinden kann!

Auch Fürst Kaunitz schien von der Erscheinung der Fremden lebhaft angeregt zu sein, nur vertröstete er sich nicht, wie der Kaiser, auf das willkürliche Wiedererscheinen der Gräfin.

In seine Gemächer zurückkehrend, ließ er sogleich seinen Geheimschreiber, welcher zugleich einer der gewandtesten Mitglieder der geheimen Polizei und der Keuschheits-Commission war, vor sich kommen.

Sie werden sich sogleich nach der Sängerin, die heute Abend vor mir und den Majestäten gesungen hat, erkundigen, sagte der

Fürſt. Morgen früh um neun Uhr will ich wiſſen, wie die Dame heißt, wo ſie logirt, und was ſie will.

VI.

Friedrich der Große und Fürſt Kaunitz.

Das glänzende militairiſche Schauſpiel, welches der Kaiſer zu Ehren ſeines königlichen Gaſtes veranſtaltet hatte, war beendet, und die Fürſten waren von dem großen Manoeuvre, welches in der Umgebung von Neuſtadt abgehalten worden, wieder in ihre Quartiere zurückgekehrt. Dieſes Manoeuvre hatte Friedrich dem Großen die Stärke und Schönheit der öſterreichiſchen Armee bewieſen, es hatte ihm gezeigt, daß die öſterreichiſche Cavallerie der preußiſchen bei Weitem überlegen ſei, und endlich hatte es ihm an der Spitze einer großen kriegskundigen Armee einen jungen, thatendurſtigen, muthigen Fürſten gezeigt, der mit ſeiner Kühnheit und ſeinem Ungeſtüm das größte militairiſche Wiſſen, mit ſeiner Tapferkeit die größte Ueberlegung vereinte, und ganz dazu geſchaffen ſchien, als ſiegreicher Feldherr ſeinem Heere voranzuſchreiten.

Der König hatte dem jungen Kaiſer und ſeinen Soldaten indeſſen das größte Lob geſpendet, er hatte ſich ganz begeiſtert über die Feldherrentalente des Kaiſers, über die Gewandtheit und die ſichern Bewegungen der Truppen geäußert, und vor der Fronte der Armee den Kaiſer herzlich umarmt.

Nach dieſer militairiſchen Feierlichkeit hatte der König ſich in ſeine Gemächer zurückgezogen, und ein Bote von ihm war zu dem Fürſten Kaunitz geeilt, um zu melden, daß Se. Majeſtät ſehr erfreut ſein würde, den Beſuch Sr. Durchlaucht empfangen zu können.

Fürſt Kaunitz hatte ſich ſofort bereit erklärt, der Einladung des Königs zu folgen, und zum Erſtaunen ſeiner Kammerdiener hatte er ſogar ſeine Toilettenſtunde verkürzt und mindere Sorgfalt auf den

Bau ſeiner Perrücke verwandt, wie dies jemals ſonſt geſchehen. Selbſt ſein Gang war ungewöhnlich ſchnell und haſtig geweſen, als er den Corridor hinabeilte, um ſich zu dem König zu begeben, und ſogar ſeine Mienen und ſeine lebhaften Blicke hatten die große Ungeduld verrathen, mit welcher er dieſer Zuſammenkunft mit dem König entgegen ging.

Aber auch der Fürſt ſelber ſchien dieſe ſeine ungewöhnliche Aufregung bemerkt zu haben, und ſich zur Ruhe zwingen zu wollen. Je mehr er ſich den Gemächern des Königs näherte, deſto langſamer ward ſein Schritt, deſto mehr nahmen ſeine Züge wieder ihre gewohnte ſteinerne Ruhe an, erſtarb der feurige Glanz ſeiner Augen.

Vor der Thür des Vorzimmers angelangt, blieb der Fürſt ſtehen, und als er, langſam und gravitätiſch umherblickend, ſich überzeugt hatte, daß Niemand ſich in ſeiner Nähe befände, zog er aus ſeiner Buſentaſche den kleinen Handſpiegel hervor, den er immer bei ſich zu tragen pflegte. Sorgfältig und lange prüfte der Fürſt jetzt ſein Angeſicht, das, während ſeines eigenen Anſchauens, immer ſtarrer und ernſter ward, und ſich gewiſſermaßen als ein immer dichterer Schleier über die Empfindungen ſeiner Seele legte.

Es verlohnte ſich auch wahrlich der Mühe, murmelte Kaunitz vor ſich hin, in Emotion zu gerathen über dieſe Zuſammenkunft mit der kleinen preußiſchen Majeſtät. Er wäre in ihrer Eitelkeit im Stande zu vermeinen, daß ſeine Nähe und ſeine weltberühmten, unwiderſtehlichen Adlerblicke auf mich auch die überwältigende Macht ausüben mögen. Nein, nein, was mich ein wenig erregte, das war nicht der König von Preußen, ſondern der Gedanke, daß ich eben im Begriff bin, ein Stückchen Welthiſtorie zu machen, und daß von dieſem Gang, den ich jetzt thue, noch nach Jahrhunderten in den Büchern der Geſchichte als von einer großen und denkwürdigen Begebenheit wird geſprochen werden. Es ſind die Geſchicke Europa's, welche ich heute in meinen Händen wiege, und denen ich nach meinem Gefallen ihre Lenkung geben will. Und dieſer König von Preußen ahnt nichts davon! Bildet ſich wohl gar ein, daß er mich lenkt, und daß ſeine kleinen Minauderien und Schmeicheleien mich umnebelt und

mein Urtheil umſponnen haben! Ahnt nicht, daß auch Er nur ein Werkzeug ſein wird in meinen Händen, daß auch Er mir dienen wird und ſoll, die Politik, die ich für Oeſterreich als die richtige erkannt, durchzuſetzen!

Der Fürſt blickte noch einmal prüfend in ſeinen Handſpiegel, und da er ſich überzeugte, daß ſein Antlitz jetzt wieder ſeine ſtolze Ruhe und Undurchdringlichkeit angenommen, ſteckte er das Glas wieder ein, und öffnete die Thür des Vorzimmers.

Weiche, melodiſche Töne einer Flöte trafen jetzt ſein Ohr und der im Vorzimmer befindliche Adjutant des Königs erzählte dem Fürſten mit flüſternder Stimme, daß Se. Majeſtät gewohnt ſei, um dieſe Stunde die Flöte zu blaſen, und daß der König dieſer Gewohnheit ſelbſt im Feldlager, und ſelbſt während der größten Bedrängniſſe treu geblieben.

Fürſt Kaunitz antwortete nur mit einem leichten Achſelzucken, und mit erhobenem Arm auf die Thür deutend, ſagte er: „melden Sie mich Sr. Majeſtät.“

Der Adjutant eilte ihm voran, und die Thür öffnend rief er mit lauter Stimme: Se. Durchlaucht der Fürſt Kaunitz.

Sofort verſtummte die Flöte, und die zugleich ſo ſanfte und gebieteriſche Stimme des Königs ſagte: Soll eintreten!

Fürſt Kaunitz fand in ſeinem Herzen dieſes „Soll“ ein wenig ſehr dictatoriſch und ganz und gar nicht ſeiner eigenen Würde angemeſſen, aber er mußte ſich dennoch demſelben fügen, und ſchritt langſam und gelaſſen an dem Adjutanten, welcher ihm die Thür offen hielt, vorüber in das Gemach des Königs.

Schließe Er die Thür und geh' Er in das zweite Vorzimmer, befahl der König dem Adjutanten, Niemand ſoll eintreten, ſo lange Se. Durchlaucht hier iſt! — Dann wandte er ſich an Kaunitz, und auf die Flöte hindeutend, welche er noch immer in der Hand hielt, ſagte er: Sie werden gewiß in Ihrem Herzen den alten Knaben belachen, der es immer noch nicht lernen kann ein Greis zu ſein, und mit den Künſten coquettirt, als wären ſie ſo gefällige Schönen, daß ſie meines Alters und meiner Hinfälligkeit gar nicht achteten. Lachen

Sie immerhin, Durchlaucht, aber ich ſage Ihnen, meine Flöte hier iſt die treueſte, verſchwiegenſte und verſtändnißvollſte Geliebte meines ganzen Lebens geweſen. Treuer als alle meine Freunde, hat ſie mich niemals verrathen und betrogen, hat ſie niemals meine Geheimniſſe ausgeplaudert. Deshalb bin ich ihr aber auch treu geblieben! Ich habe mit ihr ein Bündniß für alle Zeiten geſchloſſen, und ich, Durchlaucht, pflege meinen Bündniſſen immer treu zu bleiben. Fragen Ew. Durchlaucht nur dieſe melodiſche Dame hier, ſie wird Ihnen ſagen, daß ich ihr allezeit Wort gehalten habe und ihr unveränderlicher Ritter geblieben bin!

Da ich leider nicht die Sprache dieſer melodiſchen Dame verſtehe, ſagte Kaunitz langſam, ſo müſſen mir Ew. Majeſtät ſchon erlauben, mich an eine andere Dame zu wenden, wenn ich mich überhaupt unterſtehen ſollte, Zweifel in die Treue und Ritterlichkeit zu ſetzen, mit welcher Ew. Majeſtät geſchloſſene Bündniſſe heilig halten.

Und an welche Dame würden Sie ſich dann wenden? fragte der König raſch.

An Ihre Majeſtät die Kaiſerin Katharina von Rußland! erwiderte Kaunitz, indem er ſich leicht verneigte.

Ah, Sie ſteuern gerade auf das Ziel los, rief der König lächelnd, und ohne alle weitere Präliminarien befinden wir uns da auf einmal mitten auf dem Schlachtfeld der Politik! Nehmen wir alſo Platz, Durchlaucht! Der Seſſel, den Sie da einnehmen, kann ſich rühmen das Streitroß zu ſein, welches den größten Feldherrn der Diplomatie heute in die Schlacht und zu neuen Siegen führt!

Fürſt Kaunitz beeilte ſich, zu gleicher Zeit mit dem König Platz zu nehmen, und ließ ſich in dem großen hochlehnigen Fauteuil nieder, der, dem des Königs ganz gleich, ſich an der andern Seite dieſes ſchmalen, mit Papieren und Büchern belaſteten Tiſches befand, vor welchem der König ſaß.

Eine kleine Pauſe trat ein, Beide ſchienen ſich zu ſammeln und vorzubereiten zu der ernſten und gewichtigen Stunde, welcher ſie entgegen gingen. Die Augen des Königs ruhten mit einem ſcharfen, durchdringenden Ausdruck auf dem kalten ſteinernen Antlitz des Fürſten,

der ſich den Anſchein gab, das Anſchauen des Königs gar nicht zu bemerken, ſondern kalten und ruhigen Blickes gerade vor ſich hinſah.

Alſo an die Kaiſerin von Rußland würden Sie ſich wenden, wenn es darauf ankäme, zu erfahren, ob ich ein treuer Bundesgenoſſe bin? fragte der König endlich.

Ja, Sire, denn leider iſt es die Kaiſerin von Rußland, welche darüber Auskunft geben kann!

Warum ſagen Sie leider? fragte der König raſch.

Weil ich es beklage, daß ein deutſcher Fürſt, der König eines mächtigen Landes, der Bundesgenoſſe Derjenigen iſt, welche nur darauf wartet, ganz Europa zu unterjochen und alle Fürſten zu ihren Vaſallen zu erniedrigen. Rußland iſt für ganz Europa eine mit jedem Tage wachſende Gefahr, es dehnt ſeine langen Arme immer weiter über Europa aus, und ſucht überall Händel und Zwiſtigkeiten anzuſchüren, weil es ſehr wohl weiß, daß es bei den Zwiſtigkeiten der Andern immer etwas für ſich gewinnen und einen Schritt vorwärts thun kann, ſeinem Ziel entgegen.

Und welches, fragte der König lächelnd, welches halten Ew. Durchlaucht für Rußlands Ziel?

Die Unterjochung von ganz Europa, Sire! rief Kaunitz mit ungewohnter Wärme. Rußlands Politik iſt die Politik des Ehrgeizes, der Länderzier, der Weltherrſchaft, und wenn es ſich jetzt noch ſo weit vom Ziel entfernt ſieht, ſo darf ich mich wohl rühmen, Sire, daß es Oeſterreich allein iſt, welches es immer wieder zurückgedrängt hat, daß es meine Politik allein iſt, welche dem Vordringen Rußlands in dem Bündniſſe mit Frankreich, Spanien und faſt allen Mächten Europa's einen Damm entgegen geſetzt hat! Mir iſt es gelungen, das Gleichgewicht Europa's wieder herzuſtellen, indem ich die alten Antipathieen beſiegend, Frankreich zu einem Bundesgenoſſen Oeſterreichs machte, das übermüthige England iſolirte, und dem eroberungsſüchtigen Rußland ganz Europa zum Kampf gerüſtet und in Waffen gegenüber ſtellte. Aber Rußland verliert niemals ſeine Zwecke aus den Augen, es tritt niemals zurück von der Bahn, welche Peter der Große ſeinen Nachfolgern vorgezeichnet hat, und da ich es

verhindert habe, ſich mehr nach Weſten auszubreiten, ſo hat es ſich dem Süden und dem Orient zugewandt, und möchte ſeine Weltherrſchaft in der Türkei und in Polen beginnen. Gegen alles Geſetz und Recht haben ruſſiſche Armeen Polen überſchwemmt, und werden die arme Republik zu Tode hetzen, um eine ruſſiſche Provinz daraus zu machen. Wenn wir es nicht hindern, mögen bald die ruſſiſchen Schiffe vor Conſtantinopel landen und auch die Türkei zu einer ruſſiſchen Provinz machen! Rußland bedarf ſolcher Eroberungen, denn es iſt in ſeinem innerſten Daſein erſchöpft und krank, die Kriege haben ihm das Mark ausgeſogen und es der Geldmittel beraubt, es überbietet ſeine Kräfte und will und muß Außerordentliches leiſten, um dem Ruine zuvorzukommen, der es bedroht, wenn es nicht ſeinem Lande neue Kräfte erobern, ihm neue Pforten des Verkehrs eröffnen kann!

Ah, da ſind Sie in einem Irrthum befangen, rief der König lebhaft; Rußland iſt eine Macht, die wohl im Stande iſt, die immenſeſten Ausgaben und Unternehmungen zu machen, und die großen Maßregeln, welche es jetzt genommen, haben ſeine Ausgaben nur um fünfmalhunderttauſend Rubel vermehrt.

Die es dann wahrſcheinlich von der Million Subſidien zahlt, welche Ew. Majeſtät ſich verpflichtet haben, alljährlich an Rußland zu zahlen*), ſagte Kaunitz ſich leicht verneigend, und welche Ew. Majeſtät ihm ſchon einige Jahre ausgezahlt haben, wie ich denke. Freilich, mit ſolchen königlichen Subſidien wird Rußland wohl im Stande ſein, ſeine großartigen Unternehmungen weiter fortzuführen, aber es wird damit eine neue Brandfackel für Europa entzünden. Wenn Rußland noch furchtbar iſt, ſo müſſen Ew. Majeſtät es aufzuhalten und zurückzudrängen ſuchen; wenn es erſchöpft iſt, ſo iſt ſeine Allianz Ihnen gefährlich und kann ſogar ſchädlich werden!**)

Ew. Durchlaucht ſind ſehr beeifert, mich von der Allianz

---

*) Ferrand: Histoire des trois démembremens de la Pologne. Vol. I. pag. 84.

**) Des Fürſten eigene Worte. Siehe: Ferrand I. S. 108.

mit Rußland zurückzubringen, ſagte der König ernſt, und eine Wolke lagerte ſich auf ſeiner Stirn. Sie möchten mir beweiſen, daß Rußland eine Macht iſt, welche man gar nicht beachten ſoll, deren Feindſchaft man nicht zu fürchten, deren Freundſchaft man nicht zu ſuchen hat, und doch iſt es mir gar wohl bekannt, wie viele Mühe der öſterreichiſche Geſandte in Petersburg ſich noch vor einiger Zeit gegeben, um Rußland zu bewegen, die Allianz mit mir aufzuheben, und ſtatt deſſen ein Freundſchaftsbündniß mit Oeſterreich zu ſchließen. Ew. Durchlaucht ſehen, ich verſtehe mich wenig auf die zweiſchneidige Kunſt der Politik, ich bin ein alter Soldat und liebe es, ohne Umſchweife die Wahrheit gerade heraus zu ſagen!

Und wenn mir Ew. Majeſtät erlauben, werde auch ich die Wahrheit ſagen, rief Kaunitz, deſſen Augen jetzt in einem ungewohnten Feuer aufflammten. Ew. Majeſtät belieben, mich der Doppelzüngigkeit zu zeihen, Sie beſchuldigen mich, eine Allianz mit Rußland geſucht zu haben, während ich jetzt doch Ew. Majeſtät von eben dieſer Allianz abmahnen möchte. Ew. Majeſtät vermeinen, ich ſei eiferſüchtig auf die Allianz, welche Preußen mit Rußland geſchloſſen, ich beſtrebte mich, dieſelbe zu brechen, um dann eine Allianz Oeſterreichs mit Rußland zu Stande zu bringen? Darauf erlaube ich mir Ew. Majeſtät Folgendes zu erwidern, und ich bitte Ew. Majeſtät die Gnade haben zu wollen, mich ohne Unterbrechung ausreden zu laſſen!

Sprechen Sie, ſagte der König, leicht mit dem Kopf nickend. Ich werde Sie anhören, ohne Sie zu unterbrechen.

VII.

Rußland, eine Gefahr für Europa.

Fürſt Kaunitz blickte einen Moment ſchweigend vor ſich hin, als überlege er, was er dem König zu ſagen habe. Dann hob er langſam das Haupt wieder empor, und den ſcharfen, beobachtenden Augen

des Königs mit klarem ruhigen Blick begegnend, ſagte er: Am Ende dieſes unſeligen Krieges, der die öſterreichiſchen und die preußiſchen Lande gleich ſehr verwüſtete, hatte ich zu überlegen, welches die Bahn ſein ſollte, die Oeſterreich fortan zu wandeln hätte. Ich entwarf mehrere Pläne und unterbreitete ſie der Billigung der kaiſerlichen Majeſtäten. Derjenige Plan, welcher von mir befürwortet, und alſo auch von den Majeſtäten adoptirt ward, bezweckte nichts weiter, als den Frieden Europa's aufrecht zu erhalten, und die Unordnungen im Innern Oeſterreichs, die unvermeidlichen Folgen eines langjährigen Krieges, zu verbeſſern. Während einer langen Zeit beobachtete ich mit der größten Aufmerkſamkeit, um zu ſehen, ob Ihre Preußiſche Majeſtät nicht verſuchen ſollte, ſich Frankreich zu nähern, und ſeine früheren Verbindungen wieder anzuknüpfen. Die Schritte aber, welche Ew. Majeſtät in Petersburg thaten, benahmen mir jeden Zweifel, und überzeugten den Hof von Wien, daß der von Berlin nur vorzugsweiſe daran denke, ſich ſeinen Rücken zu decken und ſeine öſtlichen Provinzen zu ſichern. Dies einmal erkannt, hatte der Hof von Wien nicht mehr nöthig, ſo viele Egards auf das Miniſterium in Petersburg zu nehmen, ſondern durfte daran denken, ſeine Union mit Frankreich zu befeſtigen, eine Union, welche Oeſterreich dieſelben Vortheile darbot, die Preußen in ſeiner Verbindung mit Rußland fand. Zudem dachte Oeſterreich, daß Preußen mit Rußland zu eng verbündet ſei, um ſich von demſelben loszulöſen und ihm Frankreich vorzuziehen. Unſere Allianz mit Frankreich ſchien alſo ganz geeignet, das Gleichgewicht Europa's zu befeſtigen, und das allgemeine Syſtem ſolide genug zu machen, daß die dem Frieden wahrhaft geneigten Mächte Vertrauen zu demſelben faſſen könnten. Demzufolge iſt der Hof von Wien ganz zufrieden mit ſeiner Allianz mit Frankreich, und erklärt Sr. Preußiſchen Majeſtät auf die unzweideutigſte und offenſte Weiſe, daß er ſich niemals damit beſchäftigen wird, ihm Rußland abwendig zu machen, daß er niemals und bei keiner Gelegenheit das Entgegenkommen Rußlands annehmen wird, und daß Ew. Majeſtät dies Arrangement als feſtſtehend und uner-

ſchütterlich betrachten könne! — Das war es, was ich zu ſagen hatte, und ich danke Ihnen, Sire, daß Sie mich ruhig angehört haben!*)

Die Stirn des Königs, welcher anfangs finſter und mit mißtrauiſchen Blicken zugehört hatte, war jetzt wieder heiter und klar, und ein wunderbares Feuer leuchtete aus ſeinen großen blauen Augen. Er erhob ſich raſch von ſeinem Seſſel und Kaunitz ſeine Hand darreichend, rief er mit einem köſtlichen Lächeln: Das heißt auf eine edle und freimüthige Weiſe Politik machen! Sie haben zu mir geſprochen nicht als Diplomat, ſondern als ein Staatsmann, welcher ſich ſtark genug fühlt, die Wahrheit ohne Rückhalt ſagen zu können. Und ſo will auch ich Ihnen jetzt antworten, freimüthig und rückhaltslos! Setzen wir uns wieder und hören Sie jetzt meine Antwort: Sie fürchten Rußland, Sie meinen, ein zu großes Uebergewicht deſſelben müſſe für das Staatenſyſtem Europa's gerechte Beſorgniſſe erwecken, und auch mir werde ein ſolches Uebergewicht Rußlands dereinſt ſehr nachtheilig werden! Ich gebe Ihnen Recht, ich fühle das Unbequeme meiner Lage, und ſchon beim Beginn dieſes Türkenkrieges dachte ich auf Mittel, den Eroberungen Rußlands, ſeinen weitgehenden Plänen, ja — auch ſeiner despotiſchen Beherrſchung Polens Grenzen zu ſetzen. Aber ich befand mich in einer gar ſchwierigen Lage. Ihr, welche mich als einen Popanz der Ländergier und des Ehrgeizes vor ganz Europa dargeſtellt, Ihr hattet bewirkt, daß ganz Europa immer noch mit Mißtrauen und Beſorgniß auf mich hinſchaute. Ich hatte ſieben Jahre hindurch keine andern Bundesgenoſſen gehabt, als mein gutes Recht und meinen Degen, und als ich dieſen in die Scheide ſteckte, ſtand ich allein, ohne engere Verbindungen mit irgend einer Macht. Die einzige Allianz, welche ſich mir darbot, war die mit Rußland; es war damals ein Glück für mich, ſie eingehen zu können, und die Politik erfordert jetzt, daß ich ſie feſt erhalte. Es iſt meiner Ehre und meinen politiſchen

*) Dieſe Rede des Fürſten Kaunitz iſt ihrem ganzen Wortlaut nach hiſtoriſch treu und findet ſich bei Ferrand: Histoire des trois démembremens de la Pologne. T. I. p. 112.

Intereſſen gemäß, die Verbindlichkeiten meines Bundes mit Rußland treu zu erfüllen, und nichts Schwankendes und Unſchlüſſiges in meine Politik zu bringen. Die Erfüllung meiner Allianz mit Rußland iſt für Preußen recht und nützlich, alſo zahle ich traktatenmäßige Subſidien, gebe meine Rathſchläge zur Führung des Krieges, erlaube meinen Offizieren als Freiwillige im ruſſiſchen Heere zu dienen, und habe der Kaiſerin, meiner Alliirten, verſprochen, daß, wenn Oeſterreich, zum Vortheil der Türken ſich einmiſchen ſollte, ich ihr meinen kräftigen Beiſtand leihen wolle, um die Differenzen wieder herzuſtellen.*)

Das heißt, in einem möglichen Kriege zwiſchen Oeſterreich und Rußland wird Preußen auf Seiten Rußlands ſtehen? fragte Kaunitz.

Das heißt, all' mein Beſtreben ſoll darauf gerichtet ſein, einen Krieg Oeſterreichs und Rußlands zu hintertreiben. Sollte es aber aller meiner Beſtrebungen ungeachtet doch eines Tages dahin kommen, ſo würde es Preußen in dieſem Falle nicht wohl anſtehen, neutral zu bleiben, denn das würde mich um Achtung und Vertrauen von Freund und Feind bringen und für Preußen ſelber das Allergefährlichſte ſein! Iſt ein Krieg unvermeidlich, ſo muß ich die Pflichten meiner Allianz erfüllen, um dadurch deren Dauer zu ſichern. Aber ich hege die Hoffnung, daß es mir gelingen wird, dieſe beiden Mächte in Frieden ſich einigen zu ſehen.

Dann muß zuvor Rußland ſeine ehrgeizigen Pläne auf die Türkei aufgeben und die Ruhe in Polen auf eine befriedigende Weiſe ſchleunigſt wieder herſtellen, rief Kaunitz eifrig.

Der König lächelte, und nahm von dem Tiſch, welcher vor ihm ſtand, ein verſiegeltes Schreiben, das er mit einem leichten Kopfneigen dem Fürſten darreichte.

Ein Brief an mich? fragte Kaunitz erſtaunt.

Ja, an Sie, Durchlaucht, ſagte Friedrich ernſt. Wenige Minuten bevor Ew. Durchlaucht hier eintraten, war ein Courier aus Con-

*) *v. Dohm:* Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Bd. I. S. 457.

ſtantinopel angelangt und hat für mich und für Sie Depeſchen gebracht. Briefe vom Kaimakan, Durchlaucht!

Und Ew. Majeſtät erlauben, daß ich dieſen Brief des türkiſchen Miniſters ſogleich leſe?

Ich bitte Sie, es zu thun, denn auch ich möchte meine Depeſche hier leſen, die, wie Ew. Durchlaucht ſehen, noch uneröffnet iſt. Ich habe bis jetzt nur den Bericht meines Geſandten in Conſtantinopel durchgeſehen. Leſen wir alſo!

Und indem der König ſich lächelnd gegen Kaunitz neigte, eröffnete er das Papier und las.

Eine große Pauſe trat ein. Beide ſchienen ſie damit beſchäftigt, die Briefe des türkiſchen Miniſters zu leſen, aber Beide hoben zuweilen mit einem raſchen Blitz das Auge empor und wandten es haſtig und mit einem prüfenden Blick hinüber nach ihrem vis-à-vis. Aber ſowie der Eine das Anſchauen des Andern bemerkte, hob auch er den Blick empor und ſofort ſenkte das Auge des Andern ſich auf das Papier nieder.

Schlimme Nachrichten für die Türkei! ſagte der König endlich, indem er das Papier wieder auf den Tiſch legte.

Die Pforte hat Unglück gehabt, ſagte Kaunitz achſelzuckend und mit vollkommener Gleichgültigkeit. Rußland hat ihm einen großen Sieg zu Lande abgewonnen und hat die türkiſche Flotte bei Tſchesmé verbrannt.

Und deshalb wendet ſich die Türkei jetzt an die Höfe von Wien und Berlin, und bittet um unſere Vermittelung, der Pforte einen billigen und ehrenvollen Frieden zu verſchaffen, rief der König. Von uns alſo hängt jetzt die Ruhe und der Friede Europa's ab, und ich meine, es iſt eine ſehr ſchöne und ſehr wichtige Miſſion, welche wir da zu erfüllen haben.

Ew. Majeſtät ſind alſo entſchloſſen, ſie anzunehmen? fragte Kaunitz gleichgültig.

Ich bin entſchloſſen, Alles zu thun, was dieſem Krieg ein Ziel zu ſetzen und das gute Einvernehmen aller Großmächte wieder herbeizuführen im Stande iſt, ſagte der König feierlich. Der Krieg iſt

ein gar verderbliches Uebel, wir haben das Beide genugſam erfahren, um uns eine heilige Pflicht daraus zu machen, dem Frieden das Wort zu reden! Die Türkei bittet Oeſterreich und Preußen, ihm ſeinen Frieden mit Rußland wiederzugeben. Sollten Ew. Durchlaucht dieſer Bitte nicht geneigt ſein?

Oeſterreich kann ſeine Vermittelung in dieſer Sache nur dann gewähren, wenn auch Rußland dieſelbe beanſprucht, ſagte Kaunitz langſam. Unter dieſer Bedingung allein kann ſich Oeſterreich dem Vermittelungsgeſchäft unterziehen. Aber der Hof von Wien wird ſich wohl hüten, dem ruſſiſchen Hofe dieſe Vorſchläge zu machen, und es hängt von Ew. Majeſtät ab, ob Sie die Kaiſerin Katharina bewegen wollen, gleich der Türkei die Vermittelung Oeſterreichs zu erbitten.

Ich werde der Kaiſerin meine Vorſchläge machen, und ich weiß, ſie wird auf dieſelben eingehen, rief der König haſtig.

Kaunitz neigte langſam und hoheitsvoll ſein Haupt. Alsdann wird Oeſterreich gern bereit ſein, zu den Unterhandlungen des Friedens zwiſchen der Türkei und Rußland ſeine Hand zu bieten, ſagte er, nur muß dieſer Friede auch für die Türkei ein ehrenvoller ſein, und er muß ſogleich das weitere Vordringen und die ehrgeizigen Pläne Rußlands hindern.

Der König ſchwieg einen Moment, und ſeine Augen richteten ſich mit einem ſcharfen, durchbohrenden Blick auf das eherne Antlitz des Fürſten.

Die Pforte wird indeſſen einige Zugeſtändniſſe machen müſſen, da ſie im Nachtheil iſt, ſagte er. Aber ſie kann immer noch eine impoſante Macht bleiben, und ich denke, der Friede wird keine Schwierigkeiten haben, denn Rußland ſcheint ſich damit begnügen zu wollen, das Aſow'ſche Meer und die Krim zu gewinnen und in der Moldau und Wallachei unabhängige Fürſten einzuſetzen.

Unabhängige Fürſten, welche von Rußland eingeſetzt ſind! rief Kaunitz. Meine erhabene Kaiſerin wird unter keinen Umſtänden darein willigen, daß die Ruſſen ſich unmittelbar in der Nachbarſchaft ihrer Staaten etabliren. Wenn in der Moldau und Wallachei auch immer-

hin Hospodare und Despoten an die Spitze gestellt werden, so werden sie dennoch unter der Botmäßigkeit Rußlands stehen, und ihre vermeintliche Unabhängigkeit wird bald ihre gänzliche Abhängigkeit zur Folge haben! Und noch als ein größeres Unglück würde Oesterreich es ansehen, wenn Rußland wirklich in den Besitz der Krim und des schwarzen Meeres gelangte, denn Rußland, welchem nichts fehlt als Geld, wird einen für ganz Europa entsetzensvollen Aufschwung nehmen, wenn es ihm gelingt, sich den Schlüssel aller großen Unternehmungen nach Außen hin zu gewinnen; es wird alsdann reich und mächtig werden, und es wird seinen Reichthum dazu benutzen, den ganzen Norden und endlich das ganze Europa in Ketten zu legen; eine Gebietsvergrößerung selbst ist nicht so gefährlich, als die Herrschaft Rußlands auf dem schwarzen Meer!*)

Ew. Durchlaucht mögen Recht haben, sagte der König, und Oesterreich hat allerdings von dieser Herrschaft mehr zu fürchten, als Preußen. Denn die Donau ist ein Finger des schwarzen Meeres, mit welchem es in ganz Oesterreich hinein greift. Wir werden in unsern Friedensverhandlungen das wohl im Auge behalten müssen.

Aber bevor wir diese Friedensverhandlungen überhaupt beginnen, müssen wir vor allen Dingen fordern, daß Rußland zuerst auf eine befriedigende Weise die Ruhe in Polen wiederherstelle!

Ah, Ew. Durchlaucht wollen auch Polen in den Kreis unserer Verhandlungen hineinziehen, rief der König lächelnd.

Der Hof von Wien wird es nicht länger schweigend ansehen können, daß Rußland über dieses unglückliche Polen sich eine despotische Gewalt anmaßt, seiner Rechte spottet, seinen Freiheiten Hohn spricht. Nicht genug, daß Rußland der polnischen Republik mit Gewalt den König Stanislaus Augustus aufgedrungen, hat es Polen auf gewaltsame und blutige Weise zur Aenderung seiner alten freien Verfassung gezwungen, und wider alles Gesetz und Recht ein Heer nach Polen entsendet, das mit blutgieriger Wuth gleich sehr die Dissidenten und die Königlichen bedroht.

---

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe Ferrand I. S. 112.

Ah, Ew. Durchlaucht wollen von Polen ſprechen, wiederholte der König, indem er langſam ſeine goldene Tabatière öffnete, und eine mächtige Quantität Spaniol in ſeine Naſe beförderte. Indeſſen ſchien die Doſis zu groß geweſen, denn eine kleine dunkelbraune Wolke ſäuſelte von dem Antlitz des Königs nieder, und beſtäubte und färbte den Aermel ſeiner öſterreichiſchen Uniform.

Der König ſpritzte mit den zuſammengepreßten Fingerſpitzen ſeiner Rechten dieſen braunen Staub ſorgſam von dem weißen Zeuge fort, und ſagte kopfſchüttelnd: ah, ich ſehe wohl, daß ich nicht elegant genug für Sie bin. Ich bin es nicht werth, die öſterreichiſche Livrée zu tragen! *) Sie wollen von Polen ſprechen, und ſogar ſeiner Freiheiten ſich annehmen. Ich glaubte, dieſe Freiheiten wären unter den beſtändigen Raufereien der zankſüchtigen, polniſchen Freiheitshelden zu Staub zermürbelt und in alle Winde zerſtreut. Ich glaubte ferner, es ginge Ew. Durchlaucht auch ſo, wie es der Kaiſerin von Rußland zu gehen ſcheint, und Sie wüßten nicht genau, wo Polen anfängt, und wo es aufhört. Die Grenzen Polens ſcheinen mir auf den Landkarten nicht gut vermerkt zu ſein, denn ich ſehe, daß in Warſchau, welches ich für eine polniſche Hauptſtadt hielt, eine ruſſiſche Armee als wie in ihrem Eigenthum waltet, ich ſehe ferner, daß im Süden von Polen einige öſterreichiſche Regimenter auf polniſchem Gebiet ſich aufgeſtellt haben, und kühn behaupten, ſie befänden ſich auf öſterreichiſchem Gebiete.

Ew. Majeſtät geruhen, von der Grafſchaft Zips zu ſprechen. Die Zips iſt ein altungariſches Gebiet, welches einſt Kaiſer Sigismund von Ungarn an ſeinen Schwager Wladislav Jagello für eine Summe Geldes verpfändet hatte. **) Ungarn hat aber ſeine Rechte an dies uralte Gebiet nie aufgegeben, und da wir jetzt, um Oeſterreich vor den Einfällen der ruſſiſchen Soldaten zu ſichern, öſterreichiſche Regimenter an unſern Grenzen aufmarſchiren ließen, ſo kam es darauf an, unſere Rechte auf die Grafſchaft Zips bei dieſer Ge-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Prince de Ligne.

**) Adam Wolf: Oeſterreich und Maria Thereſia. S. 523.

legenheit zu wahren, und Polen zu beweiſen, daß Oeſterreich eine verpfändete Provinz niemals als eine verſchenkte oder verkaufte Provinz betrachten kann. Die Zips gehört zu Oeſterreich und iſt ſein Eigenthum, wir werden dem König von Polen die entliehene Summe wieder zu zahlen haben, das iſt Alles!

Nur daß nicht blos Polen, ſondern ganz Europa ſich ſeit über drei Jahrhunderten gewöhnt hat, die Zips als polniſches Gebiet zu betrachten, rief der König, und daß es uns Allen ſehr ſchwer werden wird, die neuen von Ew Durchlaucht beſtimmten Grenzen Polens in unſerm Gedächtniß zu behalten. Ich meinestheils habe ſie noch nicht ganz begriffen, und ich bitte daher Ew. Durchlaucht, mir zu bezeichnen, wo nach Ihrer neuen Anordnung Ungarn, oder vielmehr Oeſterreich aufhören und Polen anfangen ſoll!

Da, wo das ungariſche Gebiet, wo die Grafſchaft Zips aufhört, wird, wie es von uralten Zeiten her geweſen, die Grenze zwiſchen Polen und Ungarn ſein!

Ach, geweſen! Durchlaucht, was iſt nicht von uralten Zeiten her geweſen, ſeufzte der König. Was iſt, und ſein ſoll, das müſſen wir jetzt ermitteln und feſtſtellen! Sehen Sie, da habe ich zufällig hier auf meinem Tiſch eine Karte von Polen, das heißt von dem Polen, wie es bis jetzt geweſen! Haben doch Ew. Durchlaucht die Güte, mir auf dieſer Karte das Polen zu bezeichnen, wie es jetzt iſt, oder nach Ihren neueſten Forſchungen ſein ſoll!

Der König ſtand auf und nahm unter ſeinen Papieren eine Karte hervor, die er ſorgſam auf dem Tiſch ausbreitete.

Kaunitz hatte ſich gleichfalls erhoben, und trat jetzt auf den Wink des Königs zu ihm auf die andere Seite des Tiſches.

Nun, ſagte der König, zeigen Ew. Durchlaucht mir doch ein wenig die Grafſchaft Zips.

VIII.

Die Karte von Polen.

Hier, Majeſtät, hier iſt die Zips, ſagte Kaunitz, indem er, gerade aufrecht ſtehen bleibend, mit dem ſchlanken Finger ſeiner weißen Hand eine Stelle auf dem untern Theil der Karte bezeichnete.

Der König beugte ſich bis dicht zu der Karte nieder und betrachtete lange die von des Fürſten Finger bezeichnete Stelle. Eine Pauſe trat ein, dann hob der König, immer noch das Haupt auf die Karte gebeugt, den Blick zu dem Fürſten empor.

Ein gar ſchönes Stück Land, welches Oeſterreich ſich da von ſeinem polniſchen Nachbar nimmt, ſagte der König, deſſen Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf dem Antlitz des Fürſten ruhten.

Oeſterreich nimmt nichts von ſeinem polniſchen Nachbar, nichts, Sire, als was ihm gehört, ſagte Kaunitz langſam.

Wie gut ſich das fügt, daß dies wichtige Stück Land hier gerade Oeſterreich gehört, rief der König mit einem ſcharfen ſpöttiſchen Ton. Sehen Sie doch, Durchlaucht, Polen, welches ſich ſo lange als den rechtmäßigen Beſitzer der Zips betrachtete, ragte dadurch bis über die Karpathen hinaus, und ſchob ſich mit einem ſpitzen Winkel gerade in Ungarn hinein. Solch ein Keil, den ein Volk in das Gebiet des andern hinein ſchiebt, iſt immer ſehr gefährlich, und es iſt daher ein ungeheuer glücklicher Zufall, daß Oeſterreich das Gebiet der Zips als ſein Eigenthum betrachten kann. Es drängt Polen dadurch bis hinter die Karpathen zurück und arrondirt ſeine eigenen Grenzen auf eine ſehr weiſe und vortheilhafte Art. — Es kommt nur noch darauf an, das Oeſterreich dem ganzen Europa, welches ein wenig erſtaunt dieſer Beſitzergreifung der Zips zugeſchaut hat, nun auch beweiſe, daß ſeine Anſprüche unzweifelhaft und rechtskräftig ſind.

In der Hofkanzlei zu Wien liegen die Verpfändungsurkunden, aus denen hervorgeht, daß der Kaiſer von Oeſterreich und König von *Ungarn*, Sigismund, ſeinem Schwager, dem Polenkönig Wladislav,

im Jahre 1412 die Zips für die Summe von ſiebenunddreißigtauſend Schock böhmiſcher Groſchen verpfändet hat.

Seit 1412! rief der König. Und das öſterreichiſche Eigenthumsrecht iſt alſo in dreihundertundachtundfunfzig Jahren nicht erloſchen? Meine rechtmäßigen und, wie ich denke, unwiderleglich dargethanen Anſprüche an Schleſien waren nicht von ſo altem Datum, und Oeſterreich wollte ſie doch als verjährt betrachten.

Ew. Majeſtät haben uns aber gar gründlich bewieſen, daß ſie es nicht waren, ſagte Kaunitz mit einem leichten Neigen des Hauptes.

Wird Oeſterreich das in dieſem Fall auch dem König von Polen auf meine Art beweiſen wollen? fragte der König raſch.

König Stanislaus wird es auf ſolchen Beweis nicht ankommen laſſen, erwiderte der Fürſt. Er hat ſich freilich im Anfang beſchwert und an die Kaiſerin-Königin ſelbſt deshalb geſchrieben, um, wie er ſagte, Gerechtigkeit zu fordern.

Und wollen Ew. Durchlaucht die Güte haben, mir mitzutheilen, was die Kaiſerin-Königin dem König von Polen auf ſeine Gerechtigkeitsforderung geantwortet hat?

Sie hat dem König von Polen geantwortet, daß ſie es für nothwendig erachtet habe, die bis dahin immer noch ungewiſſen und zweifelhaften Grenzen zwiſchen Ungarn und Polen endlich feſtzuſtellen, daß ſie dieſe Demarcation beſtimmt habe nach ihrem guten und unzweifelhaften Recht, und nicht in verwerflichem Eroberungsgelüſte. Die Kaiſerin hat dem König von Polen ferner geſagt, daß ſie ihre Grenzen unverletzlich erhalten und ſie gegen jeden Angriff, woher er immer kommen möge, beſchützen werde, daß ſie aber gerade in dieſem Moment ihre Grenzen habe fixiren müſſen, weil Polen jetzt von Unruhen und Kriegen zerriſſen ſei, und man nicht wiſſen könne, auf welche Art dieſelben endigen könnten.*)

Das iſt eine Redeform, die, wenn ich der König von Polen wäre, mich veranlaſſen würde, ſehr auf meiner Huth zu ſein!

Ah, Sire, wenn Sie der König von Polen wären, ſo würde

*) Ferrand I. S. 94.

man Ihnen gegenüber auch nicht ſolche Redeformen anwenden! rief Kaunitz mit einem halben Lächeln.

Es iſt wahr, ſagte der König kopfſchüttelnd, der König von Polen iſt ein gar ſchwacher gutmüthiger Mann. Er kann es noch immer nicht vergeſſen, daß er der Liebhaber der Kaiſerin von Rußland geweſen, und ich glaube, er wäre im Stande, zum Zeichen, daß er ſie noch liebt, nicht blos ſich ſelber, ſondern auch ſein Königreich zu ihren Füßen als ihr Eigenthum niederzulegen.

Oeſterreich würde es nicht zugeben, daß Katharina dieſe Liebesgabe ihres königlichen Liebhabers aufhebe! rief Kaunitz.

Der König zuckte die Achſeln. Die Kaiſerin ſcheint es indeſſen doch zuzugeben, daß Oeſterreich ſich die Herrſchaft Zips, welche zu deſſen Füßen lag, aufgehoben hat, ſagte er. Aber es ſcheinen ihr doch allerlei ſeltſame Gedanken dabei gekommen zu ſein. Mein Bruder Heinrich, welcher jetzt eben in Petersburg anweſend iſt, hat mit der Czarin von der öſterreichiſchen Beſitzergreifung der Zips geſprochen. Da die Kaiſerin eben ſo wenig wie ich das Glück gehabt, die Documente zu prüfen, welche in der Oberhofburg-Kanzlei zu Wien liegen und Oeſterreichs gutes Recht auf die Zips beweiſen, ſo ſcheint die Czarin auch von dieſem guten Rechte nicht überzeugt zu ſein. Es ſcheint, ſagte ſie zu dem Prinzen Heinrich, es ſcheint, als ob man in Polen nur nöthig hat, ſich zu bücken, um ſich etwas zu nehmen.*) Nun denn, Durchlaucht, wenn ſogar das ſtolze Oeſterreich, wenn der weiſe Staatsmann Fürſt Kaunitz ſich herabläßt zu bücken, warum ſollten es nicht auch Andere Ihnen nachthun? Ich werde mich bald genöthigt ſehen, meine Truppen auch gen Polen marſchiren zu laſſen, denn dieſes unglückliche Land wird von allen möglichen Uebeln heimgeſucht. Dem Kriege hat ſich nun noch die Peſt zugeſellt, und es wird nöthig ſein, daß ich gegen dieſe beiden Uebel nun auch meine Grenzen abſperre. Wer weiß, ob ich nicht in meinen Archiven auch noch einige vergeſſene Documente finde, welche mir geſtatten, meine Grenzen ein wenig weiter in Polen vorzuſchieben.

---

*) Rulhière: Histoire de la Pologne. T. IV. p. 210.

Während der König so sprach, hefteten sich seine Augen, die wie Schwerterspitzen flammten und blitzten, auf das Antlitz des Fürsten Kaunitz, als wollten sie sich in das Innerste seiner Seele hineinbohren. Kaunitz schien das gar nicht zu bemerken, seine Züge waren so steinern und ruhig wie immer, und ganz unbefangen neigte er sich wieder über die Landkarte hin.

Es wäre allerdings ein sehr großes Glück, wenn Ew. Majestät in Ihren Archiven solche Documente fänden, sagte er. Bis jetzt haben Ew. Majestät, wie man mir gesagt hat, deren nur in den Archiven in Warschau gesucht, und da haben sich unglücklicher Weise dem Gesandten Ew. Majestät keine Documente entdecken wollen, durch welche ein preußisches Anrecht auf Samogitien sich nachweisen ließe.*)

Der König konnte eine leise Bewegung des Erschreckens nicht unterdrücken, Kaunitz indessen schien dieselbe gar nicht zu gewahren, obwohl er jetzt den Blick erhoben hatte, und den König mit seinen ruhigen blauen Augen gerade anschauete.

Es wäre für Ew. Majestät ein Glück, sage ich, fuhr Kaunitz fort, wenn Sie Rechtsansprüche an die Ihnen zunächst liegenden Theile Polens zu machen hätten und Oesterreich würde Ihnen dabei nicht hinderlich sein.

Freilich, sagte der König, indem er auf die Karte deutete, die Grafschaft Pommerellen hier und der Netzdistrikt scheinen mir eine bessere Grenzlinie abzugeben, als meine bisherige Grenzlinie gegen Polen hin. Der Netzdistrikt wäre meine Herrschaft Zips, Durchlaucht, und als solche mir sehr gelegen. Würde Ihnen mein Wort genügen, wenn ich Ihnen sagte, daß die Documente, welche Pommerellen und den Netzdistrikt als eigentlich zu Preußen gehörig bezeichnen, in meinen Hausarchiven zu Berlin sich befänden?

Das Wort Eurer Majestät gilt in diesem Falle mehr als alle Documente, sagte Kaunitz ruhig.

Aber was würde die Kaiserin von Rußland dazu sagen? fragte

*) Wolf: Oesterreich unter Maria Theresia. S. 523.

der König. Sie, welche Polen ſchon einigermaßen als ihr Eigenthum betrachtet.

Es iſt alſo demnächſt die höchſte Zeit ihr zu beweiſen, daß es nicht ſo iſt, ſagte Kaunitz raſch. Man beweiſt ihr das am beſten, indem man Das für ſich beanſprucht, was ſie ſich angeeignet hat. Auch haben Ew. Majeſtät, als Sie vorhin mir gnädigſt von der Unterredung der Kaiſerin mit dem Prinzen Heinrich erzählten, den Nachſatz der Kaiſerin vergeſſen. Die Kaiſerin ſagte allerdings: „es ſcheint, als ob man in Polen nur nöthig hat, ſich zu bücken, um ſich etwas zu nehmen.“ Aber ſie fügte hinzu: „wenn der Hof von Wien das Königreich Polen zerſtückeln will, ſo haben die andern Nachbarn Polens das Recht, es ebenſo zu machen.“ *)

Vraiment, Ew. Durchlaucht haben einen ſehr guten Berichterſtatter und werden von Ihren Agenten gar trefflich bedient, rief der König.

Der Fürſt machte eine ſteife Verbeugung. Ew. Majeſtät haben uns ſchon im erſten ſchleſiſchen Kriege gelehrt, daß das nothwendig iſt, ſagte er, und das Beiſpiel, welches Sie uns in Dresden gegeben, haben wir zu beherzigen geſucht.**) — Ich habe alſo von dieſer merkwürdigen Unterredung zwiſchen dem Prinzen Heinrich und der Kaiſerin Katharina erfahren und ſie hat mir viel zu denken gegeben. Ich fürchte, die Kaiſerin von Rußland wird auch ohne die rechtlichen Anſprüche, welche Oeſterreich zur Seite ſtehen, ihre Grenzen gar weit in Polen hinein verlegen. Sehen Ew. Majeſtät nur, die ruſſiſchen Truppen haben ſich ſchon bis über Warſchau hinaus aufgeſtellt, und ziehen einen Cordon bis hinunter an die türkiſche Grenze.

---

*) La Roche Aymon: Vie du Prince Henri. P. 171.

**) König Friedrich hatte bekanntlich durch ſeinen Geſandten in Dresden den Secretair des ſächſiſchen Archivs durch Gold und Verſprechungen beſtochen und empfing durch denſelben Abſchriften des Vertrags zwiſchen Sachſen und Oeſterreich. Ebenſo ward ſpäter der Attaché bei der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Berlin, Weingarten, vom König beſtochen, und machte demſelben Abſchriften von allen Depeſchen. Siehe: Friedrich der Große und ſein Hof. Von L. Mühlbach.

Und wenn ich nun meinen Grenzcordon hier jenseits des Netzdistrictes ziehe, rief der König, indem er mit raschem Finger über die Karte hinfuhr, als sei sein Finger das Schwert, welches ein Stück von Polen abhaue, wenn Oesterreich hier unten die Zips und ein Stück Galizien cernirt, so ist freilich die Republik Polen in ihren Grenzen ziemlich eingeengt.

Ach, Sire, das wird ein Glück für Polen sein, denn je kleiner es ist, desto weniger Unglückliche wird es geben, desto weniger Unfriede, Zank und Streit wird in der Welt sein. Die Wiege der Polen ist der Apfel gewesen, welchen einst Eris auf die Tafel der Götter geworfen; aus den Kernen dieses Apfels sind die Polen geboren worden, und darum ist der Zank ihr eigentliches Element und ihre Heimathsluft. So lange noch ein Pole in der Welt ist, wird da, wo er lebt, auch Unfriede und Hader sein.

Ach, sagte der König, indem er seine Tabatière öffnete und eine Prieſe nahm, und doch waren Ew. Durchlaucht vorhin so gewaltig erzürnt auf die Kaiserin von Rußland, weil sie die Polen zwingen will, Frieden zu machen nach Außen und nach Innen. Die Kaiserin scheint indessen ganz ihrer Meinung zu sein. Sie scheint Polen für den Apfel der Eris zu halten, und sie findet, daß er so überreif ist, daß er nächstens vom Baume fallen wird. Deshalb hat sie einen Gärtner unter den Baum gestellt, daß er den Apfel bewache und behüte. Lassen wir diesen Gärtner, den guten König Stanislaus, die Frucht also bewachen. Ihm gehört sie, und es ist seine Schuld, wenn sie verfault und zu Grunde geht. Wir indeß wollen auch wachsam sein und zu rechter Zeit die rechten Mittel ergreifen, damit die faulen Früchte uns keinen Schaden thun! Zunächst liegt es uns ob, den Frieden zwischen Rußland und der Türkei zu vermitteln, und alsdann, hoffe ich, wird eine freundschaftliche Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland sich leicht anbahnen lassen. Ich werde mit Freuden die Hand dazu bieten, denn Europa bedarf des Friedens und der Ruhe, es ist krank von jahrelangen Aufregungen und Erschütterungen, und da es die heilige Pflicht der Fürsten ist, ihren Völkern als Arzt beizustehen, ihrer Schwachheit den Puls zu

fühlen, und ihrer Krankheit das möglichſt beſte Heilmittel zu verſchreiben, ſo müſſen wir jetzt dem armen Europa, welches noch immer am Wundfieber leidet, vor allen Dingen Ruhe und Frieden anempfehlen.

Oeſterreich iſt ganz geneigt, Europa den Frieden zu erhalten, ſagte Kaunitz, indem er, dem Beiſpiel des Königs folgend, ſich von ſeinem Seſſel erhob. Wir werden, wenn auch die Kaiſerin von Rußland uns dieſen Wunſch zu erkennen giebt, gern im Verein mit Ew. Majeſtät den Frieden zwiſchen der Türkei und Rußland vermitteln, aber Ew. Majeſtät müſſen Rußland bewegen, ſolche mäßige Friedensbedingungen zu ſtellen, welche geeignet ſind, die Befürchtungen, welche Rußland den andern Mächten einflößt, zu zerſtören, und die Rußland nicht ein allzugroßes Uebergewicht über die Pforte geben. Sollte die Kaiſerin Katharina den Hof von Wien aber zu einem Bruch nöthigen, um ſeinem Ehrgeize Schranken zu ſetzen, ſo würde man nicht eher Gewalt anwenden, um Rußland zu größerer Beſcheidenheit zu zwingen, als bis wir geeignete Maßregeln getroffen hätten, um Rußland eines ſo gefährlichen Alliirten, wie Ew. Majeſtät es iſt, zu berauben.

Ah, Ew. Durchlaucht belieben mir zu drohen, mich meinem nordiſchen Verbündeten abwendig machen zu wollen, rief der König lächelnd. Darauf erwidere ich Ihnen nur, daß ich die Politik des Wiener Hofes, Rußland im Fall eines Krieges mit Oeſterreich ſeines Alliirten zu berauben, oder wenigſtens Mittel anzuwenden, um ihn unſchädlich zu machen, ganz gerecht und weiſe finde, aber daß ich doch ſehr begierig wäre, zu wiſſen, welche Mittel Oeſterreich anwenden könnte, um Preußen zu verhindern, ſein gegebenes Wort zu erfüllen, und die Verpflichtungen ſeiner Allianz mit Rußland heilig zu halten! Indeß bin ich es mehr noch zufrieden, wenn ich dieſe Mittel gar nicht zu prüfen brauche, ſondern wenn wir Alle in guter Eintracht uns verſtändigen. Ich werde mich beeilen, heute noch der Kaiſerin Katharina ein Reſumé unſerer heutigen Conferenz aufzuſetzen, und ihr meine guten Dienſte anzubieten, um auch zwiſchen Rußland und Oeſterreich ein beſſeres Einvernehmen zu Stande zu

bringen. Noch heute werde ich einen Courier an die Kaiserin absenden.

Und Ew. Majestät werden die Gnade haben, mir seiner Zeit die Antwort der Kaiserin mitzutheilen?

Ich werde sie Ihnen mittheilen, denn ich sagte Ihnen schon, ich bin ein alter Soldat, welcher gerade aus auf sein Ziel losgeht, sehr wenig von den Schleichwegen der Diplomatie versteht, und die Wahrheit so sehr liebt, daß er ihr die letzten Funken seines sterbenden Herzens widmen will.

Ah, Sire, man muß indessen ein Held sein, wie Ew. Majestät, um den Muth einer solchen Liebe zu besitzen. Die Wahrheit ist eine gar dornige Rose, man verwundet sich leicht selbst, indem man sie berührt, und verwundet allezeit Diejenigen, deren Haupt man mit dieser Rose schmücken will.

Nun, wir Beide haben unser Haupt schon zu oft den Stürmen und Wettern der Politik ausgesetzt, um noch eine leicht empfindliche und verletzliche Haut haben zu können. Wir dürfen es daher schon immer wagen, unsere verhärteten Stirnen mit solchen Rosenkränzen zu schmücken, rief der König heiter, indem er Kaunitz zum Abschied seine Hand darreichte. —

Als Fürst Kaunitz das Zimmer verlassen hatte, blieb der König noch einige Minuten lauschend stehen, bis er die Thür des äußern Vorzimmers sich hatte verschließen hören.

Jetzt, Hertzberg, komm' Er hervor, sagte er dann, das Feld ist rein.

Sofort bewegte sich der riesenhafte Bettschirm, welcher das Gemach fast bis zur Hälfte durchtheilte, und hinter demselben hervor trat die hohe würdige Gestalt des Ministers Grafen Hertzberg.

Nun, Hertzberg, hat Er Alles gut gehört? fragte der König lächelnd.

Zu Befehl, Majestät!

Und hat Er gleich in kurzen Zügen die ganze Conferenz niedergeschrieben, so daß ich Sein Resumé sogleich an die Kaiserin Katharina absenden kann?

Ja, Majestät, ich habe, soviel es möglich war, die ganze Conferenz wortgetreu niedergeschrieben, sagte Hertzberg mit einem trüben und schwermüthigen Ausdruck, welcher dem König auffiel.

Er heftete seine glänzenden Augen mit einem langen forschenden Blick auf das ernste ehrwürdige Antlitz seines vertrauten Ministers.

Er ist nicht zufrieden, Hertzberg, fragte er. Nein, nein, schüttle Er nicht Sein Haupt, und leugne Er nicht! Ich kenne Sein Gesicht! Es ist wie ein Barometer, und wenn Ihm die Mundwinkel so hängen, und die drei Falten da auf Seiner Stirn erscheinen, so bedeutet das eben so viel, als wenn das Queckſilber im Barometer auf Einmal fällt, es ist dann schlechtes Wetter, Sturm und Regen im Anzug! Nun, heraus damit, ich will's wissen! Warum läßt Er die Mundwinkel hängen? Was hat Er an der Conferenz auszusetzen?

Zweierlei, wenn es Ew. Majestät denn doch durchaus wissen wollen, sagte Hertzberg unwirsch. Erstens, daß Ew. Majestät den alten Fuchs haben ahnen lassen, daß Sie sich auch Ihre Grenzen nach Polen hin erweitern möchten, und ihn dadurch gewissermaßen über den Raub der Zipser Gespannschaft gerechtfertigt haben, und Zweitens, daß Ew. Majestät es übernommen haben, Rußland zu veranlassen, daß es sich, gleich der Türkei, um die Mitwirkung Oesterreichs bei dem Friedenswerk bewerbe.

Das ist Alles, was Er zu tadeln hat? fragte der König achselzuckend.

Ja, Majestät, Alles!

Na, so hör' Er mal! Was Sein Erstens anbetrifft, so habe ich den alten Fuchs, wie Er den Kaunitz zu nennen beliebt, ganz mit Willen mein Gelüste auf eine Grenzarrondirung ahnen lassen, weil ich sehen wollte, wie weit man sich in dieser Sache mit ihm einlassen könnte.

Nun, Oesterreich wird sich recht gern noch einmal bücken, um zu nehmen, rief der Minister unwirsch. Hat sich um die Zips gebückt und kann damit zufrieden sein! Was muß es noch an den Plänen Eurer Majestät weitern Antheil haben?

Laß Er Oesterreich immer dies Mal daran Antheil haben, rief

der König lächelnd. Es wird dann auch ſpäter ſeinen Antheil an dem Tadel der Welt haben! *) — Was Sein Zweitens aber anbetrifft, ſo iſt es, wie mir ſcheint, für uns Alle nothwendig, Frieden zu haben, und ich werde deshalb allerdings Rußland aufforbern, auch die guten Dienſte Oeſterreichs in Anſpruch zu nehmen, denn das wird auch Oeſterreich und Rußland einander annähern. Es ſcheint mir ein würdigeres Geſchäft, ganz Europa den Frieden zu ſichern, als es auf's Neue wieder in Flammen zu ſetzen. Aber es iſt nicht ſo leicht, dieſen allgemeinen Frieden herbeizuführen, und man muß ihm ſchon einige Zugeſtändniſſe machen. Er bildet ſich wohl ein, es ſei eben ſo leicht Frieden zwiſchen feindlichen Mächten zu machen, als ſchlechte Verſe zu machen? Ich verſichere Ihn aber, daß ich es lieber unternehmen will, die ganze Geſchichte der Juden in Madrigale zu bringen, als drei Souveraine, unter denen ſich noch dazu zwei Frauenzimmer befinden, zu denſelben Anſichten und Gefühlen zu vereinigen. Aber ich werde mein Möglichſtes thun, und es ſoll nicht an mir liegen, wenn nicht der allgemeine Friede ſo raſch als möglich geſchloſſen wird. Wenn das Haus unſers Nachbars brennt, müſſen wir uns bemühen, das Feuer zu löſchen, damit es nicht auch noch unſer Haus ergreife! **)

IX.

Die Gräfin Wielopolska.

Du glaubſt alſo wirklich, Matuſchka, daß er kommen wird? fragte die Gräfin Wielopolska ihre Kammerfrau, welche, hinter dem

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Coxe: History of Austria. Vol. V. pag. 20.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. XI pag. 137.

Seſſel der jungen Dame ſtehend, damit beſchäftigt war, eine Perlenſchnur in dem dunklen Haar ihrer Gebieterin zu befeſtigen.

Ich bin davon überzeugt, Herrin, ſagte Matuſchka lächelnd.

Und Du haſt den Kaiſer wirklich ſelbſt geſehen und geſprochen? fragte die Gräfin, ihre weißen, ſchlanken Hände an ihr Herz drückend, als wollte ſie deſſen ſtürmiſches Klopfen beſchwichtigen.

Ich habe es Euch Alles erzählt, Herrin, ich habe wirklich den Kaiſer geſehen!

O, erzähle es mir noch einmal, Matuſchka, erzähle es mir, damit ich lerne, daran zu glauben! rief die Gräfin ungeſtüm.

Nun denn, Gebieterin! Ew. Gnaden gaben mir das Billet, in welchem Sie den Kaiſer um eine Audienz bitten wollten; ich ging damit nach der Wohnung des Kaiſers, der hier auf ſeinen ausdrücklichen Befehl Jedermann vor ſich läßt, und alle Briefe und Bittſchriften ſelbſt in Empfang nimmt. Die Wache vor der Thür ließ mich alſo ein, und ich war im Vorzimmer des Kaiſers. Es war, wie Ew. Gnaden wiſſen, noch ſehr früh am Tage, und daher kam es, daß noch keine weitern Bittſteller im Vorzimmer waren. Ein Kammerdiener des Kaiſers allein war da, und auf ſein Befragen ſagte ich ihm, daß ich einen Brief von Ihro Gnaden der Gräfin Wielopolska an den Kaiſer habe, daß ich ihn aber ſelber dem Kaiſer übergeben müſſe. Der Kammerdiener ſagte mir, ich ſolle nur warten, der Kaiſer käme alle Viertelſtunden in's Vorzimmer, um zu ſehen, ob Leute da wären, und die Bittſchriften in Empfang zu nehmen. Es dauerte auch nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür da drüben, und ein ſchöner junger Herr mit wundervollen blauen Augen trat heraus. Ich hätt' nimmer gewußt, daß das der Kaiſer ſei, denn er trug ganz einfache Uniform, und kein Stern und kein Orden war da zu ſehen, aber ich ſah's an dem ehrerbietigen Weſen des Kammerdieners, der ſich kerzengrade an die Wand ſtellte, und ſo ſank ich denn nieder auf meine Knie und hielt Euren Brief flehend empor. Der Kaiſer kam gerade auf mich zugeſchritten, und wie er den Brief nahm, ſagte ich: „Majeſtät, die Frau Gräfin Wielopolska läßt Ew. Majeſtät *um* gnädigen Beſcheid anflehen.“ — Der Kaiſer, welcher ſchon im

Begriff war, in ſein Zimmer zurückzukehren, blieb ſtehen und ſah ſich nach mir um. „Ihr kommt nicht für Euch ſelber, gute Frau?“ ſagte er. „Nein, Majeſtät, meine gnädigſte Herrin, die Gräfin Wielopolska hat mich hergeſandt, und ſie wartet in Aengſten und Schmerzen auf meine Antwort!“ — Sofort öffnete der Kaiſer den Brief und las ihn. Dann wandte er ſich wieder an mich. „Sagt der Frau Gräfin, ich ſei hier nicht ſo eingerichtet, um edle Damen würdig empfangen zu können,“ ſagte er. „Aber da die Gräfin mich zu ſprechen wünſcht, werde ich zu ihr kommen. Sagt mir, wo ſie wohnt.“ — Ich ſagte es ihm, und er nickte freundlich mit dem Kopfe und ſprach: „wenn die Frau Gräfin heut' gegen Abend zu Hauſe ſein will, ſo werde ich wohl eine Viertelſtunde finden, um zu ihr zu kommen. Sagt ihr das!“

Ja, Du haſt Recht, rief die Gräfin, welche ihrer alten Kammerfrau in athemloſer Spannung zugehört hatte, ja, der Kaiſer wird kommen. Er wird hierher kommen, ich werde ihn ſehen, ihn ſprechen, ihm endlich alles das ſagen können, was mein Herz bewegt! O Matuſchka, dem Ziel jetzt ſo nahe, ergreift ein ungeheures Bangen mein Herz, und es iſt mir, als ſollte ich mich verbergen im Grabe der Weichſel, wo mein Gemahl ruht, oder in dem Hügel des Schlachtfeldes, wo meine drei Brüder ruhen!

Denkt jetzt nicht an alle dieſe traurigen Dinge, Herrin, ſagte Matuſchka mit mühſam zurückgehaltenen Thränen, es beginnt ſchon zu dunkeln, der Abend iſt da, und der Kaiſer wird bald kommen. Seid alſo heiter, Gräfin, denn Ihr ſeid ſo ſchön, wenn Ihr lacht, und Eure Augen leuchten, und ſicher gewährt Euch der Kaiſer Alles, was Ihr bitten mögt, weit leichter, wenn Ihr ſein Herz erfreut durch den Anblick Eurer wundervollen Schönheit.

Ja, Du haſt Recht, Matuſchka, ich will heiter ſein, rief die Gräfin, aus ihrem Sinnen emporſchreckend. Die Großen der Erde haſſen die Thränen, denn es ſind die brennenden Bittſchriften des Unglücks, und das Unglück iſt ihnen ſo unbequem. Nein, ich will nicht weinen, ich will heiter ſein, damit ich dem Kaiſer gefallen kann.

Sie trat haſtig zu der großen Pſyche, die da neben dem

Toilettentisch stand, und betrachtete lange und aufmerksam ihre eigene Erscheinung, nicht wie eine eitle Frau, welche entzückt ist über ihre eigenen Reize, sondern mit dem scharfen, prüfenden Auge eines Kritikers, der ein schönes Gemälde anschaut, um die Mängel desselben zu entdecken. Aber allmälig sänftigte sich ihr Blick, und in der That, sie durfte zufrieden sein mit dem Bilde, welches der Spiegel ihr zeigte. Nichts Tadelnswürdiges war an dieser hohen Gestalt zu entdecken. Wie eine trauernde Juno stand sie da in dem schwarzen Sammetgewande, das in langen schweren Falten bis zur Erde hernieder fiel, ihre volle schöne Büste eng umschließend, bis zu ihrem Halse emporreichte, wo es von einer Agraffe von Perlen zusammengehalten ward. Junonisch schön und stolz war auch ihr Antlitz, dessen wundervolles, tadelloses und zugleich liebreizendes und strenges Oval ganz dem Kopf der Ludovisischen Juno nachgebildet schien. Bleich und farblos, aber auch durchsichtig klar und weiß wie Marmor waren ihre Wangen, und ihre breite edle Stirn, welche von zwei feinen, schlanken schwarzen Bogen abgeschlossen ward. Ihre leicht aufgeworfenen purpurnen Lippen zeigten die schönen, keuschen und kräftigen Linien, die nur die Antike kennt, und der Antike gleich schloß sich die Stirn mit breiter grader Linie des Nasenbeins an die schlanke feine Nase an. Nur die Augen, diese großen schwarzen Augen, hatten nicht die Ruhe, die hoheitsvolle Kälte einer Juno, sie waren bewegt und traurig, ihre Blicke flammten zuweilen auf in einem glühenden Feuer, und schienen dann wieder wie von Wolken beschattet zu werden.

Ja, ich bin schön, flüsterte die Gräfin, und um ihre Lippen zitterte ein trauriges Lächeln. Meine Schönheit ist die letzte Waffe, welche mir geblieben, um damit für mein Vaterland zu kämpfen. Es ist meine Pflicht, sie zu benutzen! Alles für das Vaterland, Gut und Blut, Leben und Ehre!

Sie wandte das Haupt nach ihrer Dienerin hin, wie eine Königin es gethan haben würde, wenn sie ihre knieenden Vasallen entläßt.

Geh' jetzt, Matuschka, und ruhe Dich, sagte sie. Du bist für

mich den ganzen Tag thätig geweſen, und Du ſollſt bedenken, daß Du die einzige Freundin, der einzige Troſt biſt, den mir das Schickſal noch übrig gelaſſen. Wenn ich Dich anſchaue, ſo iſt es mir zuweilen, als ob in Deinen Augen der Blick meiner Mutter ruhe, und ich träume mich glücklich, und denke an die Tage, wo ich zu den Füßen meiner Mutter ſaß, und zu ihrem ſchönen und glanzvollen Geſichte aufſchauend, mir von ihr die Geſchichte meines Vaterlandes erzählen ließ. Ich meine ſie zu ſehen, wie ſie mir beim Abendſegen ihre Hand auf mein Haupt legte, und ihre großen Augen, in denen die Thränen längſt erloſchen waren, zum Himmel erhebend, zu mir ſprach: „Bete zu Gott! Bete, daß er Dich zu einer großen und würdigen Tochter Deines Vaterlandes mache, bete, daß Du immer eingedenk biſt der heiligen Pflichten, welche das Vaterland von allen ſeinen Söhnen und Töchtern zu fordern hat.“

Matuſchka war auf ihre Kniee niedergeſunken, und faßte das Kleid ihrer Herrin, um es an ihre zitternden Lippen zu drücken.

Erweicht Euch nicht, Herrin, bat ſie leiſe, macht Euer Herz nicht trübe und ſchwer.

Die Gräfin hörte nicht auf Matuſchka. Sie hatte ihr Haupt langſam zurückgelehnt und ſtarrte mit großen flammenden Blicken zur Decke empor. Ich bin eingedenk geweſen meiner heiligen Pflichten, murmelte ſie leiſe, ich habe den Schwur nicht vergeſſen, welchen ich an jenem Abend meiner Mutter geleiſtet, welchen ich ihr auch mit dem letzten Kuß als Siegel meines Gelübdes auf die ſterbenden Lippen gepreßt. Ich bin mein ganzes Leben lang eine getreue Tochter meines Vaterlandes geweſen! Ich habe ihm Alles, was mein war, dargebracht, jetzt beſitze ich nichts mehr als mich und meine eigene Perſon, und auch mit dieſer bin ich bereit, mich meinem Vaterlande zu weihen. Aber es wird Alles vergeblich ſein und umſonſt, Gott hat ſein Haupt von Polen abgewendet und ſein Auge ſieht uns nicht mehr!

Läſtert nicht, Herrin, läſtert nicht Gott, wimmerte Matuſchka. Vertraut auf ihn, und verliert nicht den Muth.

Es iſt wahr, ſagte die Gräfin in ſich erſchauernd, es iſt Gottes-

läſterung, muthlos zu ſein! Wenn die Polen nichts für ſich ſelber thun, was ſoll alsdann Gott thun? Erſt wenn wir unſere letzten Blutstropfen hingegeben, erſt wenn das letzte Polenherz unter den Roſſeshufen unſerer Feinde zerſtampft iſt, dann iſt es Zeit, zu Gott emporzuſchreien. Aber nein, nein! Auch das iſt Läſterung! Ruhig, ruhig, mein Herz! Stehe auf, Matuſchka, weine nicht mehr. Es kann ja noch Alles ſchön und glücklich werden, und wir müſſen das Unſere dazu thun, daß es ſo wird!

Sie neigte ſich nieder, ihre ſchluchzende Dienerin aufzuheben, und indem ſie ſich zwang, eine heitere, lächelnde Miene anzunehmen, fuhr ſie fort: Siehſt Du, Matuſchka, die Wolke iſt ſchon wieder vorübergerauſcht, und die Sonne ſcheint wieder auf meinem Angeſicht. Sei alſo ſorglos und vertrauensvoll, meine Vielgetreue! Gott wird uns ſein Haupt wieder zuwenden, und wenn er unſern Jammer ſieht, wird er ſich unſerer erbarmen! Geh' jetzt in Deine Kammer und ruhe Dein armes altes Haupt, es bedarf der Ruhe und Erquickung!

Nein, Herrin, es iſt jetzt nicht Zeit zu ruhen, wer ſollte denn dem Kaiſer die Thür öffnen, und ihn einlaſſen?

Es iſt wahr, ſeufzte die Gräfin, ich vergaß, daß ich keine Diener und keine Lakayen mehr habe! Ich vergaß, daß Du nicht allein meine einzige Freundin, ſondern auch meine einzige Dienerin in dieſem Augenblick biſt. Geh' alſo und erwarte den Kaiſer! Möge er kommen!

Sie reichte Matuſchka ihre Hand dar, welche dieſe innig an ihre Lippen preßte. Dann durchſchritt ſie das kleine Toilettenzimmer, und trat in das andere Gemach ein. Dies war ein ziemlich glänzend ausgeſtattetes Zimmer, wie ſich deren in den Gaſthöfen für vornehmere Gäſte finden; aber die ſammetnen Bezüge der alterthümlichen Meubles waren verblaßt, und hier und da hatte eine ungeſchickte Hand mit wenig verſchwiegener Nadel die Riſſe ausgebeſſert, welche der Zahn der Zeit in die Vorhänge und Draperieen der Fenſter und Thüren, und in den großen Teppich des Fußbodens gebohrt hatte. Aber Matuſchka hatte dafür geſorgt, dieſer verwitterten Gaſthofseleganz einen mehr heimiſchen, gemüthlichen Charakter zu geben. Auf dem großen alterthümlichen Tiſch von geſchnitztem Eichenholz

ſtanden große Glasvaſen mit herrlich duftenden Blumen, und von Gewächſen und Blumen umrankt waren die Fenſter; und damit ihre arme vereinſamte Herrin doch mindeſtens Etwas habe, woran ſie ſich freuen und tröſten könnte, hatte Matuſchka gleich am erſten Tage ihrer Ankunft in Neuſtadt Sorge getragen, daß in dieſes Zimmer ihrer Herrin ein Piano gebracht wurde, damit ihr wenigſtens der Troſt bliebe, ihrer Lieblingskunſt die Klagen und Schmerzen ihrer Seele anzuvertrauen.

Das Piano war geöffnet, und auf dem Pult ſtand ein aufgeſchlagenes Notenheft; wie der Blick der Gräfin ſich darauf heftete, blitzte ihr Auge höher auf, und mit einem eigenthümlichen Lächeln zu dem Piano hinſchreitend, ſagte ſie: ich will ſingen! Man ſagt, der Kaiſer liebe die Muſik gar ſehr, und iſt beſonders den Opern vom Maëſtro Gluck gewogen! Ja, ja, ich will ſingen!

Sie ſetzte ſich an das Piano und blätterte in dem Notenbuche hin und her. Orpheus und Euridice, ſagte ſie leiſe. Das iſt die Lieblingsmuſik des Kaiſers, wie Signora Bernasconi mir geſagt. O wüßte ich nur, welches nun ſeine Lieblingsarie iſt!

Sie blätterte wieder in den Noten, indem ſie dann und wann mit ihrer Rechten einige Tacte der Muſik angab, oder mit halber Stimme die Melodie irgend einer Arie ſang. Allmälig nahmen ihre ſtolzen, ernſten Züge einen milderen, ſanfteren Ausdruck an, ſie ſchien ihres Kummers und ihrer Schmerzen zu vergeſſen und ſich ganz dem Eindruck hinzugeben, den dieſe ſo wunderbare, ſo erhabene Muſik des Meiſters Gluck auf ihre Seele machte.

Sie hatte mit raſchen Blicken eben mehrere Seiten überflogen, dann legte ſie ihre Hände auf die Taſten, und ſpielte dieſe kurzen, einfachen, klagenden, halb in Thränen und Schluchzen ſtockenden Sätze, mit denen Gluck die Arie des Orpheus eingeleitet hat, dieſe Arie voll Jammer und Luſt, voll Liebe und Wehklage: che farò senza Euridice!

Und nun mit der vollen Gewalt ihrer mächtigen Stimme begann ſie zu ſingen: che farò senza Euridice! Und je weiter ſie ſang, deſto höher leuchtete ihr Antlitz auf in Freude und Entzücken. Der

Gegenwart entrückt, gab ſie ihre ganze Seele hin an die Kunſt, und empfing von ihr die heiligſten Tröſtungen und die ſeligſte Freude.

Hinter ihr hatte ſich leiſe die Thür geöffnet, ſie hörte es nicht. Auf der Schwelle der Thür war der Kaiſer erſchienen, gefolgt von Matuſchka, ſie ſah es nicht; ſie ſang weiter und wie ein ſeliger Hymnus der Liebe ſchwebte ihr Geſang durch die Stille des Gemachs.

Der Kaiſer war einen Moment auf der Schwelle ſtehen geblieben, um zu horchen. Sein Antlitz, welches Anfangs einen ſpöttiſchen, lächelnden Ausdruck angenommen, war, wie er die Muſik erkannte, ernſt geworden. Mit einer gebieteriſchen Bewegung winkte er ſodann der Dienerin zu, hinauszugehen, und zog leiſe und geräuſchlos die Thür hinter ihr zu.

X.

Der Kaiſer und die Polin.

Die Gräfin ſang immer weiter, ſie hörte es nicht, wie der Kaiſer vorwärts ſchritt bis mitten in das Zimmer hinein. Der dicke Teppich des Fußbodens machte ſeinen Schritt unhörbar.

Die Sängerin ſang weiter, der Kaiſer, die rechte Hand aufgeſtützt auf den großen Tiſch, der in der Mitte des Zimmers ſtand, hörte ihr zu, und immer bewegter wurden ſeine Züge, immer milder der Glanz ſeiner großen blauen Augen.

Aber auch immer leidenſchaftlicher und herzergreifender ward der Geſang der Gräfin, ihre Stimme, welche erſt ſo voll und mächtig getönt, ſchien jetzt wie in Thränen und Seufzern zu erſticken, ihre Finger ſanken von den Taſten nieder, ſie neigte ihr Haupt, und die Stirn an das Notenblatt lehnend, weinte ſie bitterlich.

Auch in des Kaiſers Augen glänzte Etwas, wie eine Thräne, er ſchüttelte ſie aber faſt unwillig aus ſeinen Augen fort, und trat jetzt *mit* raſchen Schritten zu der weinenden Sängerin hin.

Frau Gräfin, ſagte er mit ſeiner ſanften, weichen Stimme, ich durfte mir wohl erlauben, Ihrem Geſange zuzuhören, aber Niemand als Gott hat das Recht, Ihr Weinen zu hören.

Sie zuckte zuſammen und ſich haſtig erhebend, wandte ſie ihr bewegtes Antlitz zu dem Kaiſer hin.

Ah, Sie ſind es, rief der Kaiſer. Die Gräfin Wielopolska, und die Dame, welche mir das ſchöne Bouquet gegeben und in dem Concert geſungen, iſt Eine Perſon, ich danke Ihnen, daß Sie mich endlich Sie finden ließen; denn ich geſtehe es Ihnen gern, daß ich Sie geſucht habe.

O, Ew. Majeſtät ſuchten mich, ſagte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln, das macht, Ew. Majeſtät iſt immer bereit, das Unglück zu tröſten und der Leidenden ſich zu erbarmen.

Sie bedürfen alſo des Troſtes? fragte der Kaiſer raſch.

Sire, ich bin eine Polin, antwortete ſie kurz.

Und die Familie Wielopolska gehört zu den reichſten und angeſehenſten Familien Polens!

Die ruſſiſchen Soldaten haben unſere Schlöſſer verbrannt, unſere Felder verwüſtet, unſere Unterthanen niedergemetzelt, nach Sibirien geſchleppt oder unter der Knute ſterben laſſen!

Ein Graf Wielopolski war, wenn ich nicht irre, der Liebling des Königs von Polen, ſagte der Kaiſer, deſſen Augen ſich umſchleiert hatten.

Es war mein Gemahl, Sire, antwortete ſie ernſt. Er glaubte an die Treue des Königs gegen ſein Land und ſein Volk; als er ſeinen Irrthum erkannte, gab er ſich ſelbſt den Tod. Die Wellen der Weichſel rollen über ſein Grab hin, das ſie allein kennen!

Arme Gräfin! rief der Kaiſer mitleidsvoll. Und hatten Sie keine andern Verwandten außer Ihrem Gemahl?

Sire, ich hatte noch einen Vater und drei Brüder!

Sie hatten ſie?

Ja, Sire. Meine drei Brüder ruhen auf dem Schlachtfeld bei Bar, mein Vater iſt nach Sibirien gebracht und Gott gebe, daß auch er nicht mehr lebt!

Der Kaiſer reichte ihr mit einem wundervollen Blick ſeine beiden Hände dar. Ich danke Ihnen, daß Sie inmitten Ihres Unglücks an mich gedacht haben, ſagte er weich. Laſſen Sie mich Ihre Pläne für die Zukunft wiſſen, damit ich erfahre, wie ich Ihnen nützen und helfen kann.

Sire, ich habe keine Pläne, ſeufzte ſie. Das Leben ſieht mich mit düſtern Blicken an, ich würde meine Augen ſchließen, um es nicht zu ſehen, aber —

Aber? fragte Joſeph.

Aber, Sire, ich würde dann auch den nicht mehr ſehen, der meinem Vaterlande verſprochen hat, ihm Hülfe und Beiſtand zu gewähren, rief ſie mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck, indem ſie auf ihre Kniee niederſank und ihre gefalteten Hände flehend zu dem Kaiſer emporhob.

Joſeph neigte ſich zu ihr nieder, und reichte ihr ſeine Hand dar. Stehen Sie auf, Gräfin, ſagte er freundlich. Es ziemt Ihrer Schönheit nicht, vor mir ſich zu beugen.

Nein, Sire, laſſen Sie mich auf meinen Knieen, rief ſie, und ein Strom von Thränen überfluthete ihr ſchönes Angeſicht. Laſſen Sie mich ſo Sie anflehen um Gnade und Erbarmen, nicht für mich, ſondern für mein Vaterland! Gnade, Sire, Gnade für Polen, welches ſterben wird, wenn Oeſterreich ihm nicht beiſteht, Erbarmen für die Conföderirten, welche nichts verbrochen haben, als daß ſie ihre heiligſten Güter, ihre Freiheit und ihren Glauben bewahren wollen, und welche man umherhetzt, wie wilde Thiere des Waldes. O Sire, bald werden ſie Alle, gleich mir, keine Stätte mehr haben, wo ſie ihr Haupt ruhen können, bald werden ſie entweder Sclaven oder Selbſtmörder werden müſſen. Erbarmen, Majeſtät, Erbarmen! Unſer Jammer ſchreit vergeblich zu Gott empor, möge er aber das Ohr des Kaiſers von Oeſterreich erreichen!

Ich habe den Conföderirten in Eperies meinen Schutz und meinen Beiſtand verſprochen, ſagte Joſeph ernſt, ich habe ihnen die Hülfe Maria Thereſia's zugeſagt, ich habe ihnen verheißen, daß der Hof von Wien feierlich und förmlich einen Geſandten der Conföde-

rirten in Wien empfangen werde.*) Ich werde niemals meines Verſprechens vergeſſen, und es bedurfte kaum der Mahnung, welche Ihr ſchönes Bouquet mir brachte. Jetzt, Gräfin, ſtehen Sie auf. Möchte es mir eines Tages gelingen, Ihr Vaterland aufzurichten, wie ich es mit Ihnen jetzt thue. Den guten Willen dürfen Sie bei mir immer vorausſetzen, denn wir haben Beide Einen gemeinſchaftlichen Feind, und es liegt nicht an mir, wenn ich dieſem Feind, welcher ſich von Moskau her gegen ganz Europa heranwälzt, nicht ſchon jetzt mit den Waffen in der Hand gegenüber ſtehe. Aber, was wollen Sie, ich, welchen Sie den Kaiſer nennen, ich, welcher einhergeh'n muß unter der glänzenden Laſt eines Purpurmantels, ich bin doch gehemmt in allem meinem Thun und Wollen, die Krone ruht auf dem Haupt meiner Mutter, und nur der Schatten derſelben fällt auf das Meine! Sie ſehen, ich rede offen zu Ihnen! Aber wir haben uns auf eine ungewöhnliche Weiſe kennen gelernt, und ſo möge auch unſer ganzes Begegnen ungewöhnlich ſein! Sie haben mit Ihren Thränen und mit Ihrem Geſange zu meinem Herzen geſprochen, denn zu meinem eigenen Leid und Mißgeſchick habe ich noch ein Herz, und es ſchmerzt mich zuweilen gar ſehr. Die Arie, welche Sie vorher ſo wunderbar ſchön ſangen, hat mich an die ſchönſte und köſtlichſte Zeit meines Lebens erinnert, an eine Zeit, wo ich noch nicht Kaiſer war, ſondern ein glückſeliges, friſches Menſchenkind, welchem die Welt zum erſten Mal entgegen leuchtete im Sonnenglanze der Liebe und des Glückes. — Ah, Sie ſehen, Gräfin, Sie haben mich ſentimental gemacht, und ich ſpreche zu Ihnen, wie ein junges Mädchen von ſeiner erſten Liebe ſpricht. Nun, Sie werden das verzeihen, denn Sie ſind eine Frau, und verſtehen daher die Liebe.

Sie ſchüttelte langſam und ſtolz das Haupt. Ich verſtehe die Liebe nicht, Sire, denn ich habe ſie nicht gekannt, ſagte ſie.

Der Kaiſer blickte überraſcht in ihr bleiches ſtolzes Angeſicht. Sie haben die Liebe nie gekannt? fragte er. Und Ihr Gemahl?

Man vermählte mich mit ihm, wie man die Republik Polen

*) Ferrand. Th. I. S. 79.

mit dem König Stanislaus vermählte, man befahl mir, ihn als meinen Gemahl anzunehmen.

Und Ihr Herz blieb Republik und wollte keinen König anerkennen?

Sire, ich hatte bis heute noch keinen Mann gesehen, den mein Herz würdig gehalten, ihn seinen König zu nennen.

Ach, Sie haben ein gar stolzes Herz, rief der Kaiser; beneidenswerth der Mann, dem es eines Tages gelingen wird, dies Herz zu beugen, und es sich unterthan zu machen!

Sie schaute mit einem flammenden Blick zu dem Kaiser empor. Sire, flüsterte sie, mein Herz wird sich nur Dem beugen, welcher meinem Vaterlande Rettung und Hülfe bringt, in Ihm aber wird es mit jauchzendem Entzücken seinen Herrn anerkennen.

Der Kaiser erwiderte nichts, er blickte mit einem seltsamen Lächeln auf diese so schöne, so glühende Frau hin, und sie erröthete unter seinem Anschauen und senkte die Augen zu Boden.

Ah Madame, sagte der Kaiser nach einer Pause, wenn alle Polinnen Ihnen glichen und gleiche Entschlüsse aussprächen, dann würden sie bald ihrem Vaterland aus allen Ländern der Welt ein Heer anwerben, das wohl im Stande wäre, Polens Freiheit und Selbstständigkeit wieder zu erobern, allen seinen Feinden zum Trotz.

Sire, alle Polinnen empfinden gleich mir. Wir sind alle die Töchter Einer Mutter, und haben aus dem Mutterbusen gleiche Liebe und gleiches Empfinden eingesogen.

Der Kaiser zuckte leicht die Achseln. Wäre dem so, dann würde Polen nimmer so unglücklich und beklagenswerth geworden sein, als es jetzt ist! Aber mit den Unglücklichen und Leidenden soll man nicht rechten, sondern nur Alles thun, um ihr Unglück zu sänftigen und sie ihres Kummers vergessen zu machen! Fern sei es daher von mir, Polen, welches blutet und weint, jetzt anzuklagen. Ich sagte es Herrn Pack, dem Haupte der Conföderirten in Eperies, und ich wiederhole es Ihnen, ich werde thun, was ich vermag, um Polen vor dem unglücklichen Schicksal zu bewahren, mit welchem es vielleicht von Rußland bedroht wird. Aber am Besten werden die Polen doch immer für sich selber sorgen müssen, denn wer sich selber hilft, dem

hilft auch Gott, und wer Ruhe mit ſeinen Nachbarn haben will, der muß vor allen Dingen dadurch, daß er in ſeinem eigenen Hauſe Ruhe und Ordnung hält, es ſeinen Nachbarn beweiſen, daß er den Frieden liebt und die Kraft hat, ihn aufrecht zu erhalten. Alsdann wird man ihn ſchätzen und ſich wohl hüten, ihm zu nahe zu treten! — Aber, unterbrach ſich der Kaiſer mit einem ſanften Lächeln, ſprechen wir jetzt nicht mehr von Polen, ſprechen wir von Ihnen! Ich frage noch einmal, Frau Gräfin, was ich für Sie thun kann, und welche Pläne Sie für die Zukunft haben?

Sire, ich habe gar keine Pläne. Ich ſuche auf der Welt nichts mehr, als einen ſtillen Zufluchtsort, wo ich weinen kann!

Der Kaiſer ſchüttelte lebhaft das Haupt. Madame, ſagte er, auf das Piano hindeutend, wer ſolche Tröſterin hat, wie Sie, deſſen Thränen werden verſiegen. Auch ſind Sie zu jung und zu ſchön, um Ihr Leben in der Einſamkeit zu begraben. Kommen Sie zu uns nach Wien, ruhen Sie ſich bei uns aus von Ihren Leiden, und lernen Sie gleich mir begreifen, daß man am Ende glücklich und zufrieden ſein kann auch ohne Glück.

Ew. Majeſtät wollen es mir erlauben, nach Wien zu gehen? fragte die Gräfin faſt freudig. Seit ich allein und verlaſſen bin, ſeit ich fühle, daß ich meinem Vaterland nichts mehr ſein kann, hege ich nur dieſen Einen glühenden Wunſch, in Wien zu leben, wo ich Eurer Majeſtät, wo ich der erhabenen Kaiſerin Maria Thereſia nahe genug bin, um mich zuweilen an den Sonnenſtrahlen ihrer Größe, wenn auch nur aus weiter Ferne, erfreuen zu können. Sie Beide, Sire, ſind ja die Einzigen, welche in dieſen traurigen Zeiten ſich meines Vaterlandes gnädig erbarmt, und großmüthig ſich unſerer angenommen haben. Vor Ihnen Beiden alſo beugt ſich mein ſtolzes Herz in Dankbarkeit und Demuth, denn es weiß, daß Alles, was es noch von Glück und Freude zu erwarten hat, ihm nur von Ihnen kommen kann!

Ach, und das ſagt dieſes Herz, welches ſich noch niemals gebeugt hat! rief der Kaiſer lächelnd, indem er der Gräfin ſeine Hand darreichte. Kommen Sie zu uns nach Wien, Ihr Herz ſoll ſich nicht

beugen müſſen, es ſoll ſtolz und feſt vor uns ſich aufrichten können, denn der Stolz ſteht Ihrer erhabenen Schönheit gar prächtig an! Kommen Sie nach Wien, und wenn Sie dort keine Verbindungen, keine Bekanntſchaften haben, ſo werde ich Sorge tragen, Ihnen Beides zu verſchaffen.

Sire, ich habe eine nahe Verwandte in Wien und das iſt die Oberhofmeiſterin der Kaiſerin.

Ah, dann bedürfen Sie meiner Vermittelung und Fürſprache gar nicht, und es kann im Gegentheil leicht kommen, daß ich Sie eines Tages um die Ihrige anſprechen muß, rief der Kaiſer lächelnd. Die Frau Oberhofmeiſterin von Salmour ſteht in gar großer Gunſt bei der Kaiſerin-und iſt mächtiger als ich.

Sire, ich gehe nach Wien, wenn Ew. Majeſtät die Gnade haben wollen, es mir zu erlauben, und wenn Sie mir Ihren Schutz verſprechen, flüſterte die Gräfin, ihre tiefen ſchwermüthigen Augen mit einem flehenden Ausdruck auf Joſeph heftend.

Ich verſpreche Ihnen denſelben, ſagte der Kaiſer raſch. Ich werde Ihnen heute noch ein Schreiben an meine Mutter ſenden, und Sie mögen es ihr in Wien ſofort präſentiren. Wann gedenken Sie abzureiſen? Ich ſage Ihnen nicht: bleiben Sie hier! denn es iſt hier wie im offenen Feldlager; unſere Gedanken und unſere Zeit gehören dem Krieg, und für die Schönheit und die Kunſt haben wir nur einige flüchtige Momente. Sie haben uns dieſe Momente zwiefach verklärt, und ich danke Ihnen dafür. Reiſen Sie aber, denn ich fürchte, der König von Preußen iſt Ihnen nicht gewogen um des Liedes willen, das Sie uns geſungen. Er iſt alt und nüchtern geworden, und die Ideale ſind ihm unter ſeinen kriegeriſchen Händen verwelkt. Er mag vielleicht die ideale Poeſie Ihres Schmerzes nicht mehr zu würdigen wiſſen. Gehen Sie alſo nach Wien, bringen Sie der Kaiſerin meine Grüße, und laſſen Sie uns hoffen, daß alle die guten Wünſche, die ich für Sie hege, die Zuſtimmung Ihrer Majeſtät finden mögen. Meine Zeit iſt um, und der König von Preußen erwartet mich zum Souper. Ich muß Sie alſo verlaſſen, aber ich freue mich, ſagen zu können: auf Wiederſehen!

Er verneigte ſich tief, und ſchritt dann raſch durch das Gemach der Thür zu. Aber ſchon im Begriff, hinauszugehen, wandte er ſich noch einmal um, und kehrte zu der Gräfin zurück.

Nicht wahr, ſagte er mit weicher Stimme, wenn es mir eines Tages gelungen iſt, mir Anſprüche auf Ihre Dankbarkeit zu erwerben, ſo werden Sie mich damit belohnen, daß Sie mir die Arie noch einmal ſingen, welche Sie vorhin ſangen?

Sire, ſagte ſie mit einem tiefen, leuchtenden Blick, Ew. Majeſtät haben mich in dieſer Stunde zu ſo tiefer Dankbarkeit verpflichtet, daß mein armes Herz keine Worte dafür hat. Mögen alſo die Töne für mich ſprechen! Ich werde ſingen, ſo oft Ew. Majeſtät es mir erlauben wollen!

Nun, in Wien werde ich Sie bald an dieſes Verſprechen mahnen, ſagte der Kaiſer, ihr freundlich zunickend, indem er das Gemach durchſchritt.

Die Gräfin ſchaute ihm lange nach, ſie ſtand noch immer auf derſelben Stelle, wo er ſie verlaſſen hatte, ſie horchte athemlos auf ſeine Stimme, welche ſie im Vorzimmer vernahm, auf den Schall ſeiner Schritte, welche in der Ferne verhallten.

Sie ſtand noch ſo, unbeweglich, athemlos, als die Thür haſtig geöffnet ward und Matuſchka herein ſtürzte mit leuchtendem Antlitz, eine Börſe hoch in ihrer Hand ſchwingend.

O, Herrin, welch' ein gütiger edler Herr iſt der Kaiſer, rief ſie frohlockend. Seht nur, ſeht dieſe Börſe! Es ſind fünfhundert Louis-d'or darin! Der Kaiſer hat ſie mir gegeben, als Reiſegeld für Ew. Gnaden!

Die Gräfin ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und eine tiefe Gluth übergoß auf einmal ihr bleiches Angeſicht.

Almoſen! rief ſie ſchmerzvoll. Er behandelt mich als eine Bettlerin!

Und mit einer leidenſchaftlichen Bewegung legte ſie ihre beiden Hände über ihr Angeſicht und weinte bitterlich.

Nein, Herrin, ſagte Matuſchka niedergeſchlagen, er behandelt Euch nicht als eine Bettlerin, er ſagte, da er Ew. Gnaden gebeten,

nach Wien zu gehen, habe er wohl das Recht, sich als Euren Reisemarschall zu betrachten, und für Eure Reisebedürfnisse zu sorgen!

Die Gräfin ließ ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten, und ihre brennenden Augen hefteten sich mit einem stolzen verächtlichen Blick auf ihre Dienerin.

Du wirst sogleich zum Kaiser gehen, sagte sie, Du wirst so lange flehen und bitten, bis der Kaiser Dich vor sich läßt. Alsdann wirst Du die Börse mit dem Gold zu den Füßen des Kaisers niederlegen, und wirst sagen: Majestät halten zu Gnaden, ich wage nicht, meiner Herrin dies Geld anzubieten, denn ich weiß, sie würde lieber Hungers sterben, als Almosen von Ew. Majestät annehmen! Geh', und befolge meine Befehle!

Matuschka seufzte tief auf und schlich niedergesenkten Hauptes der Thür zu. Hier aber blieb sie stehen, und blickte scheu und angstvoll nach ihrer Herrin zurück, welche ihre stolzen zürnenden Blicke fest auf sie gerichtet hatte.

Ew. Gnaden, sagte sie leise, ich soll das Geld dem Kaiser wieder hintragen, aber gnädigste Gräfin, Ihr, welche noch niemals nöthig gehabt, Euch um Geld zu sorgen, Ihr, welche bisher so reich und mächtig war't, Ihr wißt nicht, was es heißt, arm zu sein, und des Geldes zu entbehren. Ihr habt mir Eure Kasse übergeben, und ich muß Euch jetzt leider gestehen, daß sie erschöpft ist. O könnt' ich mein Herzblut ausmünzen in Gold, so würde ich es lieber thun, als Euch dies Geständniß machen, aber ich muß es sagen: Gräfin, wenn Ihr dieses Gold dem Kaiser zurücksendet, so weiß ich nicht, wie Ihr nach Wien reisen werdet, denn es ist kein Geld mehr in unserer Börse.

Die Gräfin hob langsam ihre Arme zu ihrem Haupte empor, und löste aus ihrem Haare die Schnur Perlen los, mit welcher Matuschka sie vorher geschmückt hatte.

Da, sagte sie, gehe hin und verkaufe das. Es wird sich schon hier am Ort ein Jude finden, welche versteht, was diese Zahlperlen werth sind, und wenn er Dir nur den vierten Theil giebt von dem,

was ſie werth ſind, wird es doch doppelt ſo viel ſein, als das Almoſen des Kaiſers.

O Herrin, Ihr wollt Eure Perlen verkaufen, ſchluchzte Matuſchka. Ihr vergeßt, daß ſie zu Eurem Familienſchmuck gehören, und daß jede Erbin, welche ihn bekommt, das Gelübde ablegen muß, die Erbkleinodien unverſehrt zu erhalten, und ſie niemals zu verſchenken, noch zu veräußern!

Gott wird mir verzeihen, daß ich dieſes Gelübde breche, ſagte die Gräfin, ihre beiden Arme gleichſam beſchwörend zum Himmel emporſtreckend. Gott, der ſieht, welche Demüthigung und Schmach ich erdulden muß, er wird Nachſicht haben, daß mein Herz ſich aufbäumt gegen dieſe Schmach, und daß ich lieber mein Gelübde breche, als Almoſen annehme. Geh', Matuſchka, und verkaufe die Perlenſchnur. Ich habe keine Familie und keine Erben mehr, und Niemand wird mich daher anklagen können, daß ich ihm ſein Erbtheil verkürzte. Ich habe nur noch eine Mutter, und dieſe Mutter, das iſt Polen. Für ſie opfere ich mein Hab' und Gut, für Polen gebe ich meine Schätze hin. Geh', Matuſchka, und verkaufe meine Perlen, Perlen bedeuten Thränen, und meine Mutter ſorgt dafür, daß ich mich mit dieſen Perlen ſchmücken kann! Geh', Matuſchka, geh'!

Matuſchka ſeufzte tief auf, und zu ihrer Herrin heranſchleichend küßte ſie ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes.

Ich gehe, Herrin, ich gehe, murmelte ſie ſeufzend, ich werde dem Kaiſer das Gold wiederbringen, und werde hingehen, Eure Perlenſchnur zu verkaufen. Ihr werdet von dem Erlös wohl ein halbes Jahr lang leben können, und dann verkaufen wir die Armbänder, die dazu gehören, und dann, wenn die Perlen aufgezehrt ſind, kommt das Diadem von Brillanten, und die Spangen und das Halsband. O, Ihr werdet noch lange, recht lange von Eurem Familienſchmuck leben können, ſo lange, daß die alte Matuſchka nicht nöthig haben wird, das letzte Stück zu verkaufen, denn ſie wird vorher geſtorben ſein vor Jammer und Gram. Lebt wohl, Herrin, ich will die Perlenſchnur verkaufen, die einſt Johann Sobieski, der große König von Polen, Eurer Urgroßmutter geſchenkt hat!

Sie preßte noch einmal das Gewand ihrer Gebieterin an ihre Lippen und stürzte von dannen.

Die Gräfin schaute ihr lange, in tiefen Gedanken verloren, nach. Allmälig nahm ihr Antlitz einen kühnen, energischen Ausdruck an, allmälig leuchteten ihre Augen wieder auf in flammender Begeisterung, und plötzlich, gleichsam einem übermächtigen Impuls nachgebend, stürzte sie auf ihre Kniee nieder, und rief, ihre Blicke und Arme zum Himmel erhebend: mein Gott, mein Gott, gieb, daß es mir gelingt, seine Liebe zu erwerben!

XI.

Unterhaltungen im Concert.

Die zum Concert anberaumte Stunde hatte längst geschlagen, und noch immer wartete der Kaiser, umgeben von seinen Cavalieren, vergeblich auf das Erscheinen des Königs, der sich zu einer abermaligen politischen Besprechung mit Fürst Kaunitz in seine Gemächer zurückgezogen hatte. Der Kaiser, dessen Stirn ein wenig bewölkt war, ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken gefaltet, und leise die Melodie eines Liedes vor sich hinmurmelnd, wie er das zu thun pflegte, wenn er verstimmt war. — Der Fürst von Ligne, Lacy und Laudon hatten sich in eine Fensternische zurückgezogen, und plauderten leise mit einander, dann und wann ihre besorgten Blicke auf den Kaiser heftend, oder sie unruhig auf die Thür richtend, durch welche der König erscheinen mußte.

Die Uhr, welche da drüben auf dem Kamin stand, verkündete eben mit dröhnendem Schlag die achte Stunde und machte das Antlitz des Kaisers noch finsterer, und das leise Flüstern seiner Cavaliere noch lebhafter.

Acht Uhr, murmelte Feldmarschall Lacy, um halb acht Uhr sollte das Concert beginnen, und der König ist noch nicht hier!

Das ist ohne Zweifel das Werk des Herrn Fürsten von Kaunitz, brummte Laudon, die alte hochmüthige Durchlaucht bläht sich gewiß in seinen Gedanken vor Vergnügen, daß er im Stande ist, den Kaiser warten zu lassen.

Kaunitz wird in der That alle Tage stolzer und hochfahrender, flüsterte der Fürst Ligne achselzuckend. Er ist so davon durchdrungen, daß er der Kutscher von Europa ist, daß er uns übrige Sterbliche alle nur für die geduldigen Gäule hält, die sich nach seinem Willen müssen anschirren und lenken lassen.

Still, meine Herren, still, sagte der Kaiser, indem er vor den drei Herren stehen blieb. Sagen Sie mir nichts gegen den Fürsten Kaunitz. Er ist ein großer Staatsmann, und ein treuer Freund meines Hauses. Oesterreich hat sich Glück zu wünschen, daß es von einem so weisen Politiker geleitet wird, und ich habe mir Glück zu wünschen, daß ich von ihm lernen kann. Ich werde ihn immer als mein Vorbild und meinen Meister betrachten.

Die drei Herren verneigten sich stumm, aber dem Kaiser entging es nicht, daß ihre Mienen Erstaunen und Unwillen ausdrückten, und daß eine finstere Wolke auf einmal Lacy's Stirn umwölkte. Ein leises, unmerkliches Lächeln durchzuckte das Antlitz des Kaisers, als er dies sah, und er fuhr fort: Ihr seid Alle drei gar parteiisch für den König; der Lacy und der Laudon schwärmen noch vor Wonne über die köstlichen Pferde, welche Se. Majestät heute geruht haben, ihnen Beiden zu schenken*), und der Ligne betrachtet sich als einen Favoriten des großen Königs; so kommt es, daß, da Sie der Meinung sind, es müßte in dieser Sache Einer von den beiden großen Männern angeschuldigt werden, Sie Alle drei den Fürsten Kaunitz beschuldigen, um den König zu entschuldigen. Ich aber bin der Meinung, daß weder das Beschuldigen noch das Entschuldigen hier am Orte ist; ich finde es ganz in der Ordnung, daß die wichtigen Fragen der Politik, mit denen der König und der Fürst ohne Zweifel

*) Der König schenkte Lacy so wie Laudon in Neustadt Jedem zwei prächtige, reich aufgezäumte Pferde.

beſchäftigt ſind, ſie die Stunde vergeſſen laſſen, welche wir zu einem leichtfertigen Concert angeſetzt haben!

Haben Ew. Majeſtät geſehen, welche Muſikſtücke der Capellmeiſter zu dem Concert ausgewählt hat? fragte der Fürſt Ligne.

Ja, ich habe ſie geſehen! Weshalb fragen Sie darnach?

Majeſtät verzeihen, es ſind, glaube ich, faſt lauter Compoſitionen von Gluck.

Nun, und weiter?

Ich glaube bemerkt zu haben, daß der König der Gluck'ſchen Muſik nicht ſehr gewogen iſt!

Nun, rief der Kaiſer mit einem kurzen, ſpöttiſchen Lachen, ich verlange auch nicht, daß der König von Preußen nach unſerer öſterreichiſchen Muſik tanzen ſoll, aber er wird ſie wenigſtens hören können! — Auch iſt der König ein viel zu gerechter und weiſer Held, als daß er verdammen ſollte, ohne zu prüfen, und ich glaube nicht, daß er viele Compoſitionen von Gluck kennt. Machen wir alſo bei ihm Propaganda für unſern großen Maëſtro!

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und der König erſchien auf der Schwelle. Seine großen flammenden Augen waren mit einem faſt bittenden Ausdruck auf den Kaiſer gerichtet, und er eilte ihm lebhaft entgegen.

Sire, ich habe Ew. Majeſtät um Verzeihung zu bitten, ſagte er, um Verzeihung dafür, daß ich im Eifer meines Geſpräches die Stunde überhören konnte, welche mir das Glück gönnen ſollte, mit Ew. Majeſtät vereinigt zu ſein. Aber ich habe während deſſen auch nur an dieſer Vereinigung mit Ew. Majeſtät gearbeitet, und ich hoffe, daß dieſe Vereinigung noch über unſer hieſiges ſchönes Begegnen hinausgehen ſoll. Wir hatten in der That gar wichtige Dinge zu verhandeln, denn der Fürſt Kaunitz hat Ew. Majeſtät ohne Zweifel rapportirt, daß ein Courier des türkiſchen Miniſters hier angelangt iſt, welcher eine Vermittelung Oeſterreichs und Preußens erbittet, um der Türkei Frieden mit Rußland zu verſchaffen.

Nein, ſagte der Kaiſer mit affectirter Gleichgültigkeit, der Fürſt hat mir nichts davon geſagt. Er weiß gar wohl, daß ich mich um

dieſe Dinge gar nicht kümmere, ſondern daß nur das Kriegsweſen das Departement iſt, welches mich beſchäftigt. Die Politik überlaſſe ich meiner Mutter und dem Fürſten Kaunitz.*)

Des Königs Augen hefteten ſich mit einem raſchen Blitz auf des Kaiſers Angeſicht. Dann ſagte er mit einer leichten Verneigung: Doch bitte ich Ew. Majeſtät zu erlauben, daß ich Ihnen Bericht erſtatten darf über Alles, was ich mit dem Fürſten beſprochen und verhandelt habe. Ich möchte nichts thun, was nicht zuvor die Zuſtimmung Eurer Majeſtät gefunden und ſelbſt bei meinem lebhaften Beſtreben, eine dauernde Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen herbeizuführen, möchte ich doch vor allen Dingen wiſſen, wie weit ich der Billigung Ew. Majeſtät mich verſichert halten darf. Erlauben mir Ew. Majeſtät daher, daß ich alle Verhandlungen zwiſchen mir und dem Fürſten Kaunitz jedes Mal Ihrer Prüfung unterbreite, und meine Entſchlüſſe von Ihrer Billigung oder Ihrem Tadel abhängig mache. Wollen mir alſo Ew. Majeſtät geſtatten, morgen früh um neun Uhr zu Ihnen zu kommen, um Ihnen zu referiren, was wir heute verhandelt haben, und mir meine Inſtructionen für die morgenden Verhandlungen zu holen?

Ich werde um Punct acht Uhr zu Eurer Majeſtät kommen, wie der Schüler zu ſeinem Lehrmeiſter geht, um ſich von ihm unterrichten zu laſſen, ſagte der Kaiſer, der den Vorſchlag des Königs mit ſichtlichem Vergnügen aufgenommen hatte und deſſen Antlitz jetzt wieder ſeinen gewohnten, heitern Ausdruck zeigte**). Laſſen wir alſo, wenn es Ew. Majeſtät gefällig iſt, die Politik bis morgen, und ſagen mir Ew. Majeſtät, was wir jetzt thun wollen?

Ich werde Alles thun, was Ew. Majeſtät mir befehlen

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Ramshorn.

**) König Friedrich II. ſagt ſelbſt: da jedoch alle Verhandlungen zwiſchen dem König und dem Fürſten Kaunitz allein geführt wurden, ſo fand es der König ſchicklich, den Kaiſer von Dem in Kenntniß zu ſetzen, was geſagt und abgemacht worden war. Es ſchien, daß dieſer Monarch, wenig gewohnt an ſolche Rückſichten, für dieſe Aufmerkſamkeit dem König Dank wußte.

werden *), ſagte der König mit ſo verbindlicher und ehrfurchtsvoller Höflichkeit, daß der Kaiſer vor Vergnügen erröthete.

Nun denn, ſo gehen wir, wenn es Ew. Majeſtät gefällig iſt, in den Concertſaal, ſagte der Kaiſer, indem er dem König ſeinen Arm reichte. Meine Sänger und Sängerinnen ſind ohne Zweifel ſchon voll Betrübniß, daß ſie heute nicht das Glück haben ſollten, vor Eurer Majeſtät zu ſingen, um vielleicht ſich eines Beifallszeichens von Eurer Majeſtät zu erfreuen, deſſen ſie ſich nachher in Wien, wie eines auf dem Schlachtfeld erworbenen Lorbeerkranzes, rühmen werden! —

Die Sänger hatten in der That dem Erſcheinen der Majeſtäten mit der lebhafteſten Ungeduld entgegen geſehen, und kaum waren dieſe daher in den Saal eingetreten, als das Concert ſeinen Anfang nahm. Indeſſen herrſchte bei demſelben nicht der mindeſte Zwang. Man ſaß nicht auf Seſſeln, die in regelrechten Reihen aufgeſtellt waren, ſondern man bewegte ſich frei und ungebunden umher oder ſtand hier und dort in einzelnen Gruppen, denen der Kaiſer oder der König ſich in den Pauſen zwiſchen den einzelnen Muſikſtücken zuwendeten, um mit einem oder dem andern der Herren ein Geſpräch anzuknüpfen, das zuweilen noch flüſternd fortgeſetzt ward, wenn auch ſchon die Muſik auf's Neue begonnen hatte. Ringsum in dem Saale ſtanden Seſſel, deren man ſich nach Belieben bediente, wenn man zu ſtillem Anhören der Muſik ſich zurückziehen wollte, und zwei Fauteuils waren unfern von den Muſikern für die Majeſtäten hingeſtellt worden. Aber beide nahmen heute dieſe Sitze nicht ein, ſondern zogen es vor, ſich in zwangloſer Freiheit im Saal umher zu bewegen.

Der König hatte ſich in das äußerſte Ende des Saales zurückgezogen, und ein Wink ſeiner Augen rief den Fürſten Ligne an ſeine Seite.

Dies iſt ein guter Schmollwinkel, von dem aus man mit rechtem Behagen ſeine Beobachtungen anſtellen kann, ſagte der König lächelnd.

*) Des Königs eigene Worte.

Wir ſind ſo weit von der Muſik entfernt, daß ſie uns nicht incommodirt, und daß man ſprechen kann, ohne die Zuhörer in ihrer muſikaliſchen Andacht zu ſtören. Jetzt ſollen Sie mir ein wenig die Herren, die ich noch nicht kenne, expliciren! Vor allen Dingen zeigen Sie mir diejenigen Generäle und Stabsoffiziere, welche ſchon unter dem Feldmarſchall Daun gedient haben, denn dieſen Mann betrachte ich als meinen eigentlichen Lehrer in der Kriegskunſt, und er hat mich mehr als einmal corrigirt.

Ah, Sire, rief der Fürſt, alsdann hätten doch Ew. Majeſtät ihm für den genoſſenen Unterricht dankbar ſein, und ſich einmal von ihm ſchlagen laſſen ſollen!

Das hat er auch blos deshalb nicht gekonnt, weil ich ihm nie ſo nahe gekommen bin, ſagte der König raſch.

Dies war oft die Methode der größten Feldherren, Sire! Zum Beiſpiel in der Campagne von 1674 und 1675 haben es Montecuculi und Turenne ebenſo gemacht!

Gemach, gemach, rief der König, Sie können wohl Daun mit Montecuculi vergleichen, aber Turenne und ich, welch' ein Abſtand! — Nun zeigen Sie mir einige der Herren!

Sehen Sie da, Sire, dieſe beiden Herren, welche da nebeneinander ſtehen, und die ſchöne Stimme, nein, ich wollte ſagen, die ſchönen Augen der Signora Bernasconi ſo lebhaft applaudiren, das ſind der Graf Alton, der Generaladjutant des Kaiſers, und der Graf Pellegrini.

Ich ſehe noch nicht genau, welche Herren Sie meinen. Haben Sie die Güte, ſie mir noch einmal zu bezeichnen.

Jetzt, Sire, ſind Sie beide einige Schritte weiter vorgetreten, vielleicht um das Mienenſpiel der Signora beſſer ſehen zu können, denn mir ſcheint, ſie ſpricht mit ihnen. Dieſe beiden Herren gehören zu den guten Freunden der Signora. Eben applaudiren ſie wieder, und mit welchem Feuer! Sehen Ew. Majeſtät ſie jetzt?

Ja, ich danke Ihnen! Verzeihen Sie, daß ich Sie zwei Mal beläſtigte, aber ich habe ein ſo ſchwaches Geſicht!

Ah, Sire, rief der Fürſt, im Kriege hatten Ew. Majeſtät doch ſehr ſcharfe Augen, und konnten gar weit in die Ferne ſehen!

Das that mein Fernglas! ſagte der König lächelnd.

Was hätte ich um dieſes Fernglas gegeben, Sire! Aber freilich, es würde für meine Augen das geweſen ſein, was Scanderbeg's Schwert dem Arme des Kaiſers Muhamed war!

Nun, und was war es ihm? Ich bin ein ſehr unwiſſender Menſch, wie Sie ſehen, und ich bedarf Ihrer Belehrung. Was hatte es für eine Bewandtniß mit dem Schwerte des Scanderbeg?

Ah, Ew. Majeſtät wollen mir die Gnade gönnen, als könnte ich Ihnen Etwas mittheilen, was Ew. Majeſtät nicht ſchon lange und beſſer wüßten. Nun, aus Erkenntlichkeit für dieſe Großmuth will ich mir den Anſchein geben, als glaubte ich wirklich, Ew. Majeſtät wüßten nicht, daß Scanderbeg ein türkiſcher Krieger und Held war, der ſolche Rieſenſtärke beſaß, daß er mit ſeinem Säbel einen bewaffneten Reiter bis auf den Sattelknopf ſpaltete. Kaiſer Muhamed II., der davon gehört hatte, ließ ſich von Scanderbeg ſeinen Säbel ausbitten, um ähnliche tours de force damit zu machen. Aber der Säbel blieb kraftlos und matt in der Hand des Kaiſers, er konnte nichts damit ausrichten. Voll Zorn ließ Muhamed den Rieſen vor ſich kommen, und klagte ihm ſein Leid. Scanderbeg zuckte mitleidig lächelnd die Achſeln. „Ich habe," ſagte er, „Ew. Majeſtät wohl mein Schwert, aber nicht meinen Arm geliehen!"

Ja, ja, der hatte Recht, ſagte der König ſinnend. Die beſte Waffe wird ſtumpf in der Hand eines Unfähigen, wie auch die Bibel ſelbſt in der Hand der Prieſter und Pfaffen aufhört, die heilige Waffe des Chriſtenthums zu ſein! —

In dieſem Augenblick näherte ſich der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, der ſchöne Gemahl der Erzherzogin Chriſtine, und indem er den König ehrerbietig grüßte, bat er um Erlaubniß an der Unterhaltung Theil nehmen zu dürfen.

Nein, nein, ſagte der König lächelnd, was wir hier ſprechen, iſt nicht für Sie, mein Prinz, nicht für einen Schwiegerſohn der Kaiſerin! Würde dieſe Fürſtin nicht denken, ich ſei hergekommen, um

Sie anzuſtecken? An dem Fürſten von Ligne iſt ſchon Alles verdorben, der kann ſich ohne Gefahr mit einem Ketzer unterhalten, den Ihre Theologen ſchon längſt zum Höllenfeuer verurtheilt haben!

Er machte gegen den Herzog, welcher ſich ein wenig beſchämt zurückzog, eine leichte Abſchiedsverbeugung, und wandte ſich dann wieder an den Fürſten Ligne.

Sagen Sie mir doch, wer ſind die Herren, welche ſich eben mit dem Kaiſer unterhalten?

Sire, der große Herr dort mit dem weißen Haare, das iſt der Fürſt Lobkowitz, Jener dicht daneben der Fürſt Karolath, dann kommt der Fürſt von Windiſchgrätz, der ſich mit dem Fürſten Eſterhazy unterhält. Der, mit welchem der Kaiſer eben ſpricht, iſt der Fürſt von Lichtenſtein, und neben ihm ſteht der Fürſt von Hohenſtein.

Wie, rief der König faſt erſchrocken, Sie nennen mir ja da in einem Athem ein Dutzend Fürſten. Iſt der, mit welchem der Kaiſer jetzt eben ſpricht, auch ein Fürſt?

Ja, Sire, das iſt der Prinz von Schwarzenberg!

Ich weiß nicht, ſagte der König kopfſchüttelnd, indem ſeine großen Augen faſt traurig auf der Gruppe der Fürſten verweilten, ich weiß nicht, aber es ſcheint, als ob allen dieſen erlauchten Herren etwas angethan wäre! Man müßte die alten Reichsfamilien ein wenig mit neuem Blute auffriſchen, und ihnen neue junge Kräfte zuführen. Nur die Familie der Habsburger ſcheint dieſer Auffriſchung entbehren zu können, und trotzdem, daß ſie ſeit Jahrhunderten nur mit verwandten Häuſern ſich verbindet, bleibt der Stamm heldenkräftig jung und energiſch. Sehen Sie nur den Kaiſer, wie kühn ſein Auge, wie kräftig ſeine Geſtalt, wie energiſch jede ſeiner Bewegungen. Der wird es bewähren, daß er einem großen Geſchlecht entſtammt! Er wird ein großer Feldherr werden. Ich war heute bei dem Manoeuvre mit dem Aufmarſch und dem Deployiren der Colonnen ganz außerordentlich zufrieden.

Und außerdem beſitzt der Kaiſer ein bewunderungswürdiges Coup d'oeil, ſagte der Fürſt. Er allein hatte heute Alles angeordnet und ſich nirgends, weder in den Diſtancen noch im Terrain geirrt.

Was ſagten Sie eben? fragte auf einmal der Kaiſer, welcher, vielleicht angezogen von den Blicken des Königs, die mit ſo freundlichem Ausdruck auf ihm ruhten, haſtig herbeigekommen war. Sie ſprachen eben ſo eifrig, Ligne, daß ich ganz begierig bin, zu wiſſen, was den indolenteſten und blaſirteſten aller Sterblichen auf einmal ſo in Feuer bringen konnte?

Aber ich bin überzeugt, Sire, ſagte der König, daß der Fürſt Ligne nicht wagen wird, Ihnen zu wiederholen, was er ſagte. Ich ſelbſt bin kaum ſo dreiſt.

Ah, dann war es gewiß ein theologiſches Geſpräch, welches ich zu unterbrechen wagte, und Ew. Majeſtät halten den Sohn meiner Mutter für einen zu guten Chriſten, um ſeine gläubigen Ohren verletzen zu wollen durch das, was der Fürſt eben profaner Weiſe geſprochen hat.

Allerdings, Sire, wir ſprachen von göttlichen Dingen, aber nicht von dem Gotte der Prieſter und Schriftgelehrten, ſondern von dem heidniſchen Gott Mars und ſeinem geliebteſten und edelſten Sohne, von Eurer Majeſtät. Wir ſtimmten Beide darin überein, daß Ew. Majeſtät in der Bewegung, die Sie Ihre Huſaren zwiſchen den Colonnen machen ließen, die Stellung, worin jede Diviſion nach ihrer Schwenkung zu ſtehen kommen ſollte, auf's Genaueſte berechnet und vorhergeſehen hatten. Ew. Majeſtät haben das ſichere Auge eines geübten Feldherrn.

Ew. Majeſtät wollen ein altes Sprichwort Lügen ſtrafen, rief der Kaiſer lachend, Sie wollen mich auf eine neue Art dafür ſtrafen, daß ich es gewagt habe, Ihr Geſpräch belauſchen zu wollen. Sonſt hieß das Sprichwort: „Der Horcher an der Wand hört ſeine eigene Schand'." Ew. Majeſtät aber wollen mich durch allzugroßes Lob beſchämen!

Ah, Sire, Sie werden einen alten Soldaten Ihres Hauſes nicht ſo hart beſchuldigen wollen. Wiſſen Ew. Majeſtät wohl, daß ich ganz früh in meiner Jugend ſchon in öſterreichiſchen Dienſten geweſen bin? Ich habe meine erſten Waffen für das kaiſerliche Haus getragen, als ich im Jahre 1734 mit zehntauſend Mann branden-

burgiſchen Truppen an den Rhein zur Armee des Prinzen Eugen ging. Ich habe damals die letzten Genieſtrahlen des großen Feldherrn Eugen geſehen!

Und an dieſen Genieſtrahlen hat ſich wohl das eigene Genie Ew. Majeſtät entzündet? fragte der Kaiſer mit einer leichten Verbeugung.

O mein Gott, rief der König faſt erſchrocken, wer könnte es wagen, ſich mit dem Prinzen Eugen zu vergleichen!

Nun, ich könnte es wohl wagen, einen ſolchen Helden zu nennen, der ſich mit Eugen vergleichen kann, ſagte der Kaiſer, aber dieſer Vergleich würde mich ſchmerzen, denn er würde mich an Schlachten erinnern, in welchen die öſterreichiſche Armee beſiegt worden. Ich wollte mir erlauben, Ew. Majeſtät anzuzeigen, daß das Concert beendet iſt, und daß, wenn es Ew. Majeſtät gefällig iſt, wir uns zum Souper begeben!

XII.

Der Prinz von Lothringen und der Marquis von Brandenburg.

Er reichte dem Könige den Arm und führte ihn nach dem neben dem Concertſaal befindlichen Speiſeſaal, in welchem eine lange Tafel für das glänzende Gefolge der beiden Majeſtäten ſervirt war, während in einem kleineren Zimmer daneben ſich eine zweite Tafel für die Majeſtäten, und diejenigen wenigen Auserkorenen befand, welchen es heute vergönnt ſein ſollte, in unmittelbarer Nähe des Kaiſers und des Königs zu ſpeiſen.

Sire, laſſen Sie die Prinzen Ihres und meines Hauſes die Honneurs an dieſen Tafeln hier machen, ſagte der König raſch, und nehmen wir uns einige Geſellſchafter mit an unſere Tafel. Wählen wir deren jeder Zwei.

haben also Ew. Majestät die Gnade zuerst zu wählen!

Nun denn, ich wähle den Fürsten von Ligne und den Feldmarschall Lacy.

Und ich den Prinzen von Braunschweig und den Grafen Lucchesini, sagte der Kaiser, indem er dem Hofmarschall winkte und ihm befahl, die Herren zur kaiserlichen Tafel zu befehlen.

Ah, wir werden eine heitere Gesellschaft ausmachen, rief der König froh, indem er sich an der Tafel, dem Kaiser gegenüber, niederließ, aber dies nicht früher that, als bis der Kaiser Platz genommen. Jetzt, Sire, erlaube ich mir noch einen Vorschlag!

Ew. Majestät haben nicht vorzuschlagen, sondern zu befehlen.

Nun denn, hören Sie! Ich schlage vor, für diesen Abend einmal allen Zwang und alle Etiquette zu verbannen, und uns zu erlauben, nicht gebietende Häupter, sondern frohe Menschenherzen zu sein. Erinnern wir uns des schönen Wortes, welches ein edler junger Fürst, welcher jetzt eben der Stolz und die Hoffnung ganz Europas ist, gesagt hat, dieses Wortes: „mein erstes und schönstes Vorrecht ist, ein Mensch zu sein.“ Sire, kennen Sie diesen edlen jungen Fürsten wohl?

Er sah den Kaiser mit seinen großen durchdringenden Augen scharf und lange an; der Kaiser erwiderte diesen Blick mit einem lächelnden Gruß und einem leisen Erröthen.

Es wäre traurig, sagte er, wenn man einen armen jungen Fürsten, der leider noch niemals Gelegenheit gefunden hat, etwas Rechtes und Großes zu thun, schon deshalb loben und preisen wollte, weil er menschlich fühlt. Aber ich nehme mit Freuden den Vorschlag an. Verbannen wir alle Etiquette und allen Zwang! Es giebt hier von diesem Moment an keinen Kaiser mehr, der Kaiser ist nach Wien gelaufen, um sich unter die Krone seiner Frau Mutter zu verstecken, oder er hat sich in der genialen Zackenperrücke des großen Kaunitz sein bequemes Lotterbett gesucht. Fort mit dem Kaiser!

Und der Kaiser erhob sich von seinem Sessel und machte eine gravitätische Verbeugung. Sire, sagte er, ich habe die Ehre, Ihnen den kleinen Prinzen Joseph von Lothringen vorzustellen, einen jungen

unwiſſenden Menſchen, der noch ſehr viel lernen muß, der noch nichts gethan hat, aber vor Eifer glüht, etwas thun zu können, was ihm den Beifall Ew. Majeſtät verdienen könnte.

Und ich, mein Prinz, ſagte der König gleichfalls aufſtehend und ſich verneigend, ich habe die Ehre, Ihnen den Marquis von Brandenburg vorzuſtellen, einen alten geriebenen Knaben, der ſehr viel gethan hat, was er beſſer hätte ungethan ſein laſſen, der ſehr viel verlernen möchte, was er leider gelernt hat, und der jetzt nur noch das Eine Verlangen hegt: des jungen Prinzen von Lothringen Freundſchaft zu erwerben! Und jetzt, da die beiden Majeſtäten mit ihren Kronen und dem ganzen Apparat ihrer Herrlichkeit von Gottes Gnaden uns verlaſſen haben, jetzt ſei es uns erlaubt, die Thüren, die in den Saal dort führen, zu ſchließen, und unſer Souper gleich beim Deſſert anzufangen, denn ich habe bemerkt, daß der Prinz Joſeph von Lothringen niemals ſoupirt, ſondern nur aus Gefälligkeit einige Biſſen zu genießen ſcheint, der Marquis von Brandenburg aber hat die ſüße Gewohnheit des Soupirens ſchon längſt bei den Tagen ſeiner Jugend und ſeiner geſunden Zähne begraben. Es fragt ſich nur, was die übrigen jungen Herren hier dazu ſagen?

Ich, meine Prinzen, bin damit einverſtanden, rief der Fürſt von Ligne heiter. Wenn man mit Mars und Apollo Nektar und Ambroſia ſchlürfen darf, ſo ſehe ich nicht ein, wie man noch der irdiſchen Speiſe bedürfen könnte.

Ich bitte mir bei dieſer olympiſchen Sitzung die Ehre aus, den erhabenen Göttern als Hebe dienen und ihnen die Ambroſia des Deſſerts reichen zu dürfen, rief der Prinz von Braunſchweig, indem er ſeine ſchlanke, kräftige Kriegergeſtalt hoch emporrichtete.

Und da, wo Hebe iſt auch Ganymed nicht fehlen darf, ſagte Graf Lucheſini, deſſen rieſige Länge einem Flügelmann des preußiſchen Königs Friedrich Wilhelm I. Ehre gemacht haben würde, ſo bitte ich um Erlaubniß, dieſen zierlichen Götterknaben heute vorſtellen und den Nektar kredenzen zu dürfen.

Aber welches Amt bleibt denn mir? fragte Feldmarſchall Lacy traurig.

Ah, rief Friedrich mit einem zärtlichen Blick auf den Feldmarſchall, Sie haben das Amt eines Generalquartiermeiſters mit ſo viel Ruhm und ſo duftenden Lorbeern verklärt, daß Sie auch heute Abend nichts Anders ſein dürfen als nur Generalquartiermeiſter.

So laſſen Sie mich gleich mein Amt antreten, Herr Marquis, ſagte Lacy, indem er die Thüren nach dem Eßſaal ſchloß, und die ſchweren Portièren über dieſelben hinfallen ließ.

Der König athmete hoch auf. Ach, ſagte er heiter, die Welt iſt uns wirklich alſo mit Brettern vernagelt, und von uns abgeſchloſſen. Keine Höflinge, keine Schmarotzer giebt es mehr, ſondern ein halbes Dutzend freier Männer, die ſich eine halbe Stunde einbilden wollen, glücklich zu ſein!

Glücklich zu ſein, rief der Kaiſer, glücklich in dem Sinne, wie einer unſerer genialſten Dichter ſagt:

Il est beau d'approcher de près du diadême,
Mais il vaut mieux encore dépendre de soi-même!
Préférer aux grandeurs l'heureuse liberté!

Sie kennen doch den genialen Dichter, den ich meine, Herr Marquis?

Wer kann ſagen, mein Prinz, daß er ſich ſelber kenne! Schon die Weiſen Griechenlands hielten das für die ſchwerſte Kunſt, und ſchrieben das: „Erkenne Dich ſelbſt!“ an die Fronte ihrer Tempel. Aber ach, dieſe Tempel ſind in Trümmer zerfallen, und von den Weiſen wiſſen wir kaum mehr noch, als ihre Thorheiten. Denn iſt nicht das ganze Leben eine Thorheit, und haben nicht die Prieſter eigentlich Recht, wenn ſie das irdiſche Daſein eine Hölle bezeichnen? Ach, meine Freunde, ich werde es zuletzt noch machen, wie die altgewordenen Coquetten! Ich werde in mich gehen und fromm werden!*)

Davon zeugt der Brief des Papſtes Clemens an den Mufti Osman Mola, welchen der Herr Marquis jüngſt aus dem Lateiniſchen überſetzt hat, ſagte der Kaiſer mit einer tiefen Verbeugung. Es iſt wirklich rührend, mit welchen ſchönen und frommen Worten der edle

*) Des Königs eigene Worte.

Papſt die Allianz des Türken nachſucht. Hören Sie nur, meine Herren, dieſe Worte: „Wären wir vereinigt, ſo würdet Ihr unſere Excommunicationen durch Eure Janitſcharen ſchützen, und von unſerm heiligen Stuhl würden wir unſere Blitze ſchleudern gegen Eure abtrünnigen Omariſten. Möchte doch der Gott der Gnaden alle Diejenigen, um des Heils ihrer eigenen Seele willen, vernichten, welche nicht denken, wie wir, die Schismatiker, Ketzer und Omariſten, und vor allen Dingen die Philoſophen, denn das iſt von allen Secten die verwerflichſte und verdammungswürdigſte, ſie raiſonnirt am meiſten! Wir können nicht umhin, Eurem großen Propheten beizuſtimmen, der die Weisheit gehabt hat, bei Euern Muhamedanern die heilige und fromme Unwiſſenheit aller Dinge als Glaubensſatz zu verewigen. Ah, warum ſind die Chriſten nicht in Hinſicht der Unwiſſenheit Muhamedaner! *)

Ah, Sie kennen alſo meine Sünden, rief der König, in das Lachen der Herren heiter einſtimmend. Und ich glaubte Sie doch geſichert, mein Prinz, gegen meine Blasphemien durch die heilige und keuſche Dame, welche alle ſchlimmen und unkeuſchen Gedanken fern hält von den Grenzen Oeſterreichs, glaubte Sie gegen meine poetiſchen Sünden ſelig geborgen in den weichen Armen der Cenſur.

O, erwiderte der Kaiſer, reden wir nicht von dieſer alten Coquette mit den geſchminkten Wangen, Marquis, und den heuchleriſchen Augen, welche gar gern ſelber die obſcönſten Dinge leſen, und erſt, wenn ſie zu Ende geleſen, ſich fromm gen Himmel kehren, und Thränen vergießen! Es iſt ein ſchlimmes und boshaftes altes Weib, die Dame Cenſur, von Jedermann verachtet und nur von den Jeſuiten geliebt, weil ſie ihnen Anſehen und Geld verſchafft. Sie hat bei uns in Wien daher einen großen Schwarm von Courmachern und ſchwarzröckigen Verehrern, und mit dieſen zuſammen hat ſie ein Kind erzeugt: das iſt die ſchielende, ſcheinheilige Heuchelei, welche unter dem Geſangbuch den lüderlichen Roman verbirgt, und mit den Keuſchheitscommiſſionairen ein Freundſchaftsbündniß ſchließt, um

*) Oeuvres de Frédéric II. Vol. 15. p. 186.

vor den Nachforſchungen dieſer ſtrengen Tugendwächter geſichert zu ſein. Aber ich hoffe, dieſe natürliche Tochter der Herren Jeſuiten und der Madame Cenſur hat bei uns nicht die Heimathsrechte auf ewige Zeiten erhalten, und wenn die gütige Hand, welche im frommen Eifer ſie jetzt beſchützt, ſich einſt von ihr wendet, ſo werde ich dieſes Fräulein mit Schimpf und Schanden über meine Grenzen jagen*).

Hebe, ſchenken Sie uns ein, rief der König, bis zum Rand alle Gläſer voll! Ein Pereat der Cenſur, ihren ſchwarzröckigen Liebhabern und ihrer Tochter, der Heuchelei!

Pereat, Pereat! rief der Kaiſer, indem er ſein Glas, welches der Prinz von Braunſchweig gefüllt hatte, erhob, und mit dem König anſtieß.

Die Gläſer klangen fröhlich in die Runde, und ein heiterer Ausdruck verklärte alle Geſichter.

Ich werde dereinſt dieſes Tages gedenken, ſagte der Kaiſer, und unſer Pereat ſoll ſich dann umwandeln in ein: Vivat, Vivat die Freiheit!

Ah, die Freiheit, Prinz! rief der König achſelzuckend. Sie iſt ein Ideal in unſern Gedanken und in unſern Schriften, aber wenn ſie da heraus und in's Leben tritt, ſo hat ſie gar leicht ein freches und gemeines Anſehen, und ſtatt von ihr entzückt zu ſein, wird man von ihr degoutirt. Die Menſchen ſind es vielleicht nicht werth, die wahre Freiheit von Angeſicht zu ſehen, und was ſich zuweilen hienieden für dieſe erhabene Königin ausgiebt, das iſt eigentlich ihre Kammerzofe, die ſich heimlich die Kleider ihrer Herrin geborgt hat,

*) Wiſſen Sie wohl, ſagte der König in Neuſtadt zu dem Prinzen von Ligne, wiſſen Sie wohl, daß ich mich geſtern über den Kaiſer außerordentlich gefreut habe? Sie haben doch gehört, was er von der Preßfreiheit und dem Gewiſſenszwange ſagte? Er wird einſt von ſeinen frommen, unwiſſenden, abergläubiſchen und von Vorurtheilen beherrſchten Vorfahren gewaltig abweichen. Er hat geſtern mit vieler Feinheit, und wie im Vorbeigehen die lächerliche Cenſur getadelt, und von der zu großen Anhänglichkeit ſeiner Mutter (doch ohne ſie zu nennen) an gewiſſe Dinge, die zu weiter nichts führen, als Heuchler zu machen, mit wahrem Unwillen geſprochen. Conversations avec *Frédéric le* Grand par le Prince de Ligne.

und darin vor den armen irregeleiteten Sterblichen einherſtolzirt! Und wir nehmen die Kammerzofe für die Königin, und ihre Gemeinheit und Zügelloſigkeit erſchreckt uns.

Aber es iſt doch eine göttlich ſchöne Sache um die Geiſtesfreiheit, rief der Kaiſer begeiſtert. Glücklich iſt der Fürſt, welcher die Macht hat, ſie ſeinem Volke zu geben, glücklich Ew. Majeſtät! —

Wie? zu welcher Majeſtät redet denn der Prinz von Lothringen? Nicht zu dem König von Preußen, denn der ſitzt in Berlin, und der Prinz Joſeph kann froh ſein, daß er ſich hier in unſerer olympiſchen Zurückgezogenheit und nicht in Berlin befindet. Es iſt eine gar kalte und langweilige Stadt, ach, und ein Klima, in welchem Einem die Gedanken einfrieren, und die Phantaſie ihre Blüthen und Knospen verliert.

Aber unweit von Berlin liegt Potsdam mit ſeinem herrlichen Garten von Sansſouci, ſagte der Fürſt von Ligne.

Garten nennen Sie das? rief der König achſelzuckend. Selbſt Virgil würde keinen Garten daraus haben machen können.

Aber Virgil war auch ein ſchlechter Gärtner, Marquis, ſagte der Kaiſer.

Das iſt wahr, rief der König lachend. Wiſſen Sie wohl, Prinz, daß ich, mit ſeiner Georgika in der Hand, habe pflanzen, ſäen, graben, pflügen und das Land bauen wollen? Was ſagte aber mein Gärtner, mein Landsmann dazu. „Gnädiger Herr, ſagte er, nichts für ungut, aber Ihr Buch weiß nicht, was es ſpricht, und Sie wiſſen es ebenſo wenig. So läßt ſich's hier nicht arbeiten!“ Ja, er hatte Recht, man kann den Virgil nicht anwenden auf einem Boden, dem Himmel und Erde Alles verſagt! Meine Orangen, meine Oelbäume, meine Citronenbäume, Alles verkümmert und ſchwindet hin.

Aber die Lorbeern gedeihen deſto beſſer bei dem König von Preußen! rief der Feldmarſchall Lacy.

Der König dankte für dieſe Schmeichelei mit einem freundlichen Kopfnicken.

Sie freilich können darüber urtheilen, ſagte er, denn der große Lacy verſteht ſich nur zu gut auf Lorbeern, und wenn er mir davon einige Zweige übrig gelaſſen hat, ſo iſt das nur aus Großmuth geſchehen! Ach, Prinz, welch' einen großen Mann hat der Kaiſer von Oeſterreich an ſeinem Lacy! Wie oft hat mich der Mann in Schrecken geſetzt, wie oft mich überliſtet. Was für ein großer Stratege iſt er, größer als Puyſégur und Montecuculi, wie weit hat er die alten und neuen, ſelbſt die berühmteſten Strategen hinter ſich gelaſſen. So lange der Lacy Generalquartiermeiſter war, konnte der König von Preußen nicht den geringſten Vortheil erlangen. Bei Hochkirch war Er es, der ihn überfiel, und ihm die gewonnene Schlacht wieder abgewann, und bei Maxen hat er dem König zwölftauſend Mann weggenommen!

Aber, rief der Kaiſer, die Großmuth des Königs, welcher nur ſeine verlorenen Schlachten angeführt hatte, mit gleicher Großmuth erwiedernd, aber ich meine, der König von Preußen hat ſich dafür bei Torgau Revange genommen!

Der Zufall war ihm günſtig, ſagte der König beſcheiden, nur der Zufall. Der König hat viele Fehler in ſeinen Kriegen begangen. Nun, vielleicht that er es, um Euch junge Leute in den Stand zu ſetzen, ſie zu vermeiden, und ihn zu übertreffen. Und ich ſehe da Einen, der ihn übertreffen wird, er hat eine wundervolle Armee, und er wird ſich einſt als großer Feldherr bewähren! Welche ſchönen Grenadiere ſind in ſeiner Armee, wie herrlich ſie geſtern vor uns defilirten! Wenn der Gott Mars eine Leibgarde nöthig hätte, ſo würde ich ihm dieſe öſterreichiſchen Grenadiere ohne Bedenken vorſchlagen.

Vorläufig muß uns der Gott Mars erlauben, daß wir, wenigſtens für dieſen Abend, ſeine Leibgarde bilden, ſagte der Kaiſer, ſich tief vor dem König verneigend. Aber was kümmern uns hier die Soldaten und das rohe Kriegsweſen! Eine olympiſche Stunde wollten wir feiern, und die Götter kannten in ihren heiligen Hallen keinen Krieg, es müßte denn ſein, daß der Herr Marquis das himmliſche Eheſtandsgezwitſcher der Frau Venus und des Herrn

Vulkan, oder die Raufereien, die einſt bei Tafel über den Apfel der Eris entſtanden, für Vorbilder unſerer Kriege annehmen wollte. Der Freude und dem Glück bringe ich dieſes Glas hier dar!

XIII.

Voltaire und Taſſo.

Ich habe getrunken, rief der König, nachdem er mit den Herren angeklungen und ſein Glas geleert hatte, ich habe getrunken auf Freude und Glück, das heißt, ich habe einer unbekannten Gottheit auf ihrem Altar geopfert, aber Sie wiſſen ſchon, ich bin ein Ungläubiger, und ſelbſt das Glück wage ich zu verleugnen.

Aber an das Unglück glauben Sie doch, Marquis? fragte der Kaiſer. Ich meinestheils glaube daran, denn dieſe harte und ſtrenge Göttin hat mich oftmals in ihren düſtern Tempeln gefangen gehalten, und mich zu ihrem dienſtthuenden Prieſter auserkoren! Ah bah, ſprechen wir nicht davon! Sehen wir das Leben mit heitern Augen an, und wenn es uns einige Wünſche verſagt hat, was thuts, immer ſchon muß man zufrieden ſein, wenn nicht über unſerer Thür die Höllenworte des Dante geſchrieben ſtehen: Entrate e lasciate ogni speranza! — Wenn man jung iſt, hat man der Wünſche ſo viele wie ein Apfelbaum im Frühling Blüthen trägt, aber kaum die Hälfte von den Blüthen überdauert die Hitze des Sommers und ſetzt an zu Früchten, und von dieſen Früchten weht der Herbſtwind noch viele fort, bevor ſie reifen, und die, welche reifen, werden gar oft vom Wurm zerfreſſen! Was möchte man nicht Alles ſein, wenn man jung iſt! Sagen Sie einmal, Ligne, wenn das Schickſal Ihnen erlaubte, ſich Ihr Leben ſelbſt zu beſtimmen, was möchten Sie ſein?

Nun, mein Prinz, rief der Fürſt lachend, wenn ich die Wahl hätte, ſo möchte ich bis zu meinem dreißigſten Jahre eine ſchöne bezaubernde Frau ſein, von meinem dreißigſten bis ſechszigſten Jahre aberein glücklicher, ruhmgekrönter Feldherr!

Nun, der verſteht's, ſagte der König heiter, in der Jugend Myrthen und Roſen, und wo die unangenehmen Jahre für's Frauenzimmer anfangen, verwandelt er ſich in einen Mann, und umkränzt das Haupt mit unſterblichen Lorbeern!

Aber weiter, Ligne, weiter, rief der Kaiſer, denn unmöglich werden Sie Ihr Leben mit ſechszig Jahren abſchließen wollen? Wer dreißig Jahre ein ſchönes Weib, und andere dreißig Jahre ein berühmter Feldherr geweſen, der iſt ſeines Lebens noch nicht ſatt und überdrüſſig, der hat noch Anſprüche und Luſt auf mindeſtens zwanzig Jahre!

Nun denn, ſagte Fürſt Ligne nach kurzem Beſinnen, von meinem ſechszigſten bis zu meinem achtzigſten Jahre möchte ich Cardinal oder auch Papſt ſein!

Wahrlich, wahrlich, der Ligne iſt ein gar weiſer Mann, rief der König, und an ihn hat gewiß der Voltaire gedacht, als er jüngſt ſeinen Brief des Papſtes an die Clairon ſchrieb. Die Hände faltend und eine fromme Miene annehmend, fuhr der König fort:

Malgré tous les dogmes austères
Parfois les Papes sont galants.
Témoins mes illustres frères,
Qui près des Belles de leur temps
Méritoient, pasteurs indulgents,
Le titre si doux de Saints Pères.
Je suis leurs exemples brillants,
Et ma Saintété radoucie
Sans faste et sans hypocrysie
Baisse souvent un oeil d'envie
Sur les Graces et les talents,
Que l'ignorance excommunie.*)

O Verzeihung, mein Prinz, daß ich es wage, den alten unkeuſchen Satyr, den boshaften Religionsſpötter Voltaire in Gegenwart eines Sohnes der heiligen römiſchen Kirche anzuführen.

---

*) Epître du Pape à Mademoiselle Clairon. Nouvelles Pièces fugitives par Monsieur de Voltaire. Vol. II. p. 82.

Der Kaiſer nahm ſtatt aller Antwort ſein Glas, und es hoch emporhaltend, rief er: Es lebe Voltaire, Frankreichs größter Dichter, größter Fripon, größter Verräther und Egoiſt! Ja, ja, laſſen wir ihn leben, aber bevor wir unſere Gläſer anklingen, will ich Ihnen ein Bild von Voltaire zeigen. Es iſt nicht gemalt mit Farben, ſondern mit Worten, Sie ſollen es ſehen, nicht mit Ihren Augen, ſondern mit Ihren Ohren! Der große Maler, welcher es gemalt, hat dazu nicht der Farben und der Pinſel, ſondern nur ein wenig Tinte und Papier gebraucht, und doch malt er ein Bild, welches lebt, und welches in jedem Zug der Natur abgelauſcht iſt. Hören Sie nur: „Die Geſtalt Voltaire's iſt eher klein als groß. Er hat eine hitzige und hämiſche Conſtitution, ein dürres Antlitz, einen glühenden und durchdringenden Blick, lebhafte und boshafte Augen. Seine Handlungen, die zuweilen in der Lebhaftigkeit abſurd ſind, ſcheinen von demſelben Feuer beſeelt wie ſeine Werke. Gleich einem Meteor, das vor unſern Augen aufblitzt und verſchwindet, blendet er durch ſeinen Glanz. Ein Mann wie Er kann nicht anders als kränklich ſein, es iſt die Klinge, welche ihre Scheide abnutzt. Aus Gewohnheit heiter, aus Grundſatz ernſt, offen ohne Freimüthigkeit, diplomatiſch ohne Feinheit, die Welt kennend und ſie vernachläſſigend, iſt er Eins um's Andere Ariſtippus oder Diogenes. Den Prunk liebend und die Großen verachtend, iſt er ohne Gène mit Höheren, zurückhaltend gegen ſeines Gleichen. Anfangs höflich wird er bald kalt und macht Euch erſtarren. Er gefällt ſich am Hofe und ſchreckt vor ihm zurück. Mit einem großen Fonds von Empfindſamkeit, ſchließt er doch wenig Freundſchaften, und enthält ſich der Vergnügungen nur aus Mangel an Leidenſchaft. Wenn er ſich Jemand anſchließt, ſo geſchieht das mehr aus Leichtſinn als aus Wahl. Mit einem offenen Kopf verbindet er ein verderbtes Herz, er denkt über Alles, und zieht Alles in's Lächerliche. Libertin ohne Temperament moraliſirt er, ohne gute Sitten zu haben. Eitel bis zum Exceß, aber noch geiziger als eitel, ſchreibt er weniger um des Ruhmes als um des Geldes willen, ſo zu ſagen nur arbeitend um zu leben.*) Obgleich —“

*) Oeuvres complètes de Frédéric II. Vol. 15. pag. 198.

Ach, Gnade, Gnade, mein Prinz, rief der König lachend, laſſen Sie es genug ſein mit dieſer Strafe. Ich ſehe, ich hielt Sie für weiſer und unſchuldiger, als Sie ſind, glaubte, Sie kennten den Voltaire nicht, und muß jetzt erſehen, daß Sie nicht nur ihn, ſondern ſogar mein ſchlechtes Portrait von ihm kennen! O, o, wie viele Löcher hat denn die Mauer, welche das heilige Collegium um das Kaiſerreich Oeſterreich gelegt, und wer hat die Löcher hineingebohrt, durch welche man dieſe Werke des Teufels in die heiligen Lande einſchmuggelte? Sicher hat der Fürſt Ligne mit als Mauerbrecher gedient, und dem Prinzen von Lothringen dieſe verbotenen Bücher, dieſe Billetdoux des Teufels als dienſtbefliſſener Merkur übergeben. Ah, Ligne, Sie ſind ein gefährlicher Menſch, und ich denke, die Kaiſerin Maria Thereſia muß Sie verabſcheuen!

Nein, Herr Marquis, Ihre kaiſerliche Majeſtät iſt ſehr gnädig gegen mich, ſo gnädig, daß Sie mir oft ſchon heftige Vorwürfe über meinen Leichtſinn und meine Verirrungen gemacht hat. Sie beklagt mich, hofft aber, daß ich eines Tages zu mir ſelber kommen werde. Ihre Majeſtät ſagten noch kürzlich zu mir: „ich weiß nicht, wie Sie es anfangen, Ligne, Sie waren ein genauer Freund meines frommen Beichtvaters Graſſet; der Biſchof von Neuſtadt hat mir immer viel Gutes von Ihnen erzählt, der Erzbiſchof von Mecheln auch, und der Herr Cardinal iſt Ihnen ziemlich gewogen.“

Und doch ſind Sie ein Freigeiſt, ſagte der König lachend, und glauben vielleicht mehr an den Teufel als an die Heiligen. Das kommt davon, wenn man den Voltaire kennt und mit den neuen Philoſophen ſich abgiebt. Das Heil und die Unſchuld wird erſt wieder auf Erden ſich einbürgern, wenn wir alle Cultur und alle Bildung bei Seite werfen und wieder in den Naturſtand zurückkehren, den Jean Jacques Rouſſeau uns als das Ideal des Menſchenthums ſchildert.

Ja wohl, Herr Marquis:

„Au lieu du Misanthrope on voit Jacques Rousseau
Qui, marchant sur ses mains, et mangeant sa laitue
Donne un plaisir bien noble au public qui le hue.“ *)

*) Voltaire: Le Russe à Paris.

Ein wunderliches Ideal, das der Rouſſeau ſich da geſchaffen, rief der König lachend. Ein Thier aus dem Menſchen zu machen, damit er glücklich ſei!

Wir haben da zum Glück den edelſten und größten Dichter, welcher den Rouſſeau widerlegt, rief der Kaiſer mit dem Ausdruck edelſter Begeiſterung. Mögen Diejenigen, welche das Menſchenideal Jean Jacques', den Menſchen, der auf allen Vieren läuft, nachahmen wollen, zuerſt Torquato Taſſo's Menſchenideal, den ſtolzen Sohn der Götter, der zum Himmel ſchaut und mit den Füßen nur an die Erde geheftet iſt, ſich anſchauen, um zu vergleichen und zu prüfen!

Ah, mein Prinz, ſehen Sie nur, welch' ein alter unwiſſender Knabe ich bin, rief der König, ich kenne dieſes Ideal des Torquato Taſſo nicht. Erbarmen Sie ſich meiner Unwiſſenheit und lehren Sie es mich kennen!

Der Kaiſer neigte mit einem ſanften Lächeln ſein Haupt, dann richteten ſeine großen Augen ſich mit begeiſtertem Ausdruck aufwärts, und mit ſtrahlendem Antlitz, die Hand um das Glas mit purpurrothem Wein gelegt, begann er:

— „Alle andern Thiere ſenken ſich
Zur Erd' und ſchauen ſtets nur vor ſich hin
Zu der unedlen und gemeinen Mutter.
Da ſie dem Bauch gehorſam ſind geboren,
Iſt Weid' und Speiſe nur ihr letzter Zweck
Und ird'ſche Luſt ihr einziges Gefallen.
Doch ſtrebt zur Höh' hinauf der Menſch nicht mit
Vernunft, und ohne Gnade und Verdienſt
Zum Himmel, hegt er Uebermuth und Kühnheit,
Dann ſchau' er auf die Erde hin, und denke
Daß er, in Staub geboren, wieder ſich
In Staub wird wandeln. Aus dem Herzen banne
Er die Idee, die ihn mit Hochmuth ſchwellt
Und Jenem gleich, der eine Sklavin nur
Zur Mutter hat, zum Vater einen Edeln,
Des Vaters Stolz und Zürnen und die Pracht
Des alten Stammes zeigt, und hohes Wagen
Im edeln Geiſt beginnt und ſich verſuchet,
Dann aber, denkt er an der Mutter Abkunft,

Der ſtolzen Kühnheit wieder Zügel legt,
Schau auch der Menſch der alten niedern Mutter
Geringen Urſprung an; vergeſſe nie
Den Schooß, dem er entſtieg, worauf er geht
Und tritt mit ſtolz unehrerbiet'gem Fuß,
Als ob ein Himmelsſtoff, herabgereicht
Von oben, Antlitz ihm und Glieder gab.
Er denk', auch Er ſei nur ein irdiſch Thier,
Das auf der Erde geht, auf Erden ſucht
Wovon ſich's nährt, und auf der Erde ſchläft,
Um Erd' in Zwiſt und Kriegen oft ſich findend,
Vernunftlos zu den wilden Waffen greift;
Er unternimmt auf Erden nur was groß
Und was gering iſt; dort erliſcht ſein Zorn,
Stillt und beruhigt ſich ſein heißes Sehnen.
Ob der Gedanke ihn in Demuth beugt,
Doch hebt zum Himmel wieder ſich empor
Der Seel' Unſterblichkeit, die auf der Erde
Nicht heimiſch iſt; ſie ſtammt von gold'nen Sternen,
Doch ſind ſie, im Vergleich des hohen Throns
Vom Herrn der Himmel, nied're Erde nur,
So fern noch ſteht ſie, Gottes Höhe!" *)

In feierlichem Schweigen hatten alle dem Kaiſer zugehört, l
mit edlem Feuer, getragen von der hinreißenden Gewalt der Di
tung und der ſüßen Muſik der italieniſchen Sprache, dieſes Bruchſt
aus Torquato Taſſo's Gedicht vorgetragen hatte. Und eine wund
bare Wandelung war, während er ſprach, mit den Geſichtern sei
Zuhörer vorgegangen. Die lachenden Mienen waren ernſt geword
die Blicke, welche ſich auf den Kaiſer geheftet hatten, nahmen ei
immer höhern Glanz an, die Hände, welche die vollen Weingl
gehalten, löſten ſich von ihnen los, die Lippen, welche ſich zuvor n
zu heiterm Lachen geöffnet, ſchloſſen ſich feſt, als wollten ſie d
Athem zurückhalten, damit er die heilige Muſik dieſer Verſe ni
ſtöre.

*) Le sette giornate del mondo creato. Giornata VII. (Die ſieben Ta
der Schöpfung.) Von Torquato Taſſo.

Des Königs Augen auch ruhten unverwandt auf dem jungen Kaiſer, ein mildes trübes Lächeln umſpielte ſeine Lippen, und ſanft und ernſt war der Ausdruck ſeines edlen ſchönen Angeſichts.

Als der Kaiſer jetzt ſchwieg, und faſt beſchämt über ſeine eigene Begeiſterung ſein glühendes Auge niederſenkte, reichte der König ihm ſeine beiden Hände über den Tiſch hin. Der Kaiſer ergriff ſie und drückte ſie innig in den ſeinen.

Ich danke Ihnen, ſagte der König mit ſeiner ſanften weichen Stimme, ich danke Ihnen. Sie haben mein altes kaltes Herz mit einem Sonnenſtrahl des Himmels erwärmt, und während ich Ihnen zuhörte, Ihnen, deſſen Antlitz leuchtete von dem edlen Feuer Ihrer Seele, war mir's, als fühlte ich mich ſelber wieder jung, als glaubte, liebte und litt ich wieder, wie wir Menſchenkinder Alle es thun, ſo lange wir noch den himmliſchen Fehler der Jugend an uns tragen, ſo lange noch die Bosheit, Treuloſigkeit und Gemeinheit unſerer Erdenbrüder unſer Herz nicht verhärtet und umpanzert hat. — Sie haben Recht, beſſer als Jean Jacques lehrt uns Torquato Taſſo: Was der Menſch ſein ſoll.

Und wir haben vergeſſen, ihm ein Vivat zu bringen, wie wir es doch dem Voltaire gethan! rief der Kaiſer. Nehmen wir unſere Gläſer.

Der König winkte abwehrend mit der Hand. Nein, ſagte er, das hieße den ſchönen Moment, den wir Ihnen danken, profaniren. Die Luft duftet und klingt noch von der ſüßen Muſik Ihrer italieniſchen Verſe, unterbrechen wir ſie nicht durch unharmoniſches Gläſerklingen. Das Weltkind Voltaire kann man ſchon mit Gläſerklingen feiern, aber nicht den Götterſohn Torquato Taſſo!

In dieſem Moment begann die große Pendeluhr, die auf dem alterthümlichen Kamin ſtand, mit lauten, langſamen Schlägen die Stunde anzuſchlagen.

Alle ſchwiegen, und gedankenvoll vor ſich hinblickend, ſchienen ſie den dröhnenden Klängen zuzuhören.

Mitternacht! ſagte der König, als die Uhr ſchwieg. Unſere Stunde des Glückes iſt vorüber. Ein neuer Tag bricht an, und ich

fürchte, Sire, dieſer Tag wird wohl den Prinzen von Lothringen und den Marquis von Brandenburg nöthigen, dem Kaiſer von Oeſterreich und dem König von Preußen zu weichen.

Ja wohl, wir müſſen unſer Kreuz wieder auf uns nehmen, ſagte der Kaiſer ſeufzend. Man kann nicht immer träumen und glücklich ſein. Der Tag bricht an!

Und welch' ein ſchmerzlicher Tag für mich, rief der König mit dem Ausdruck wirklicher Betrübniß. Der Tag des Abſchieds von Eurer Majeſtät. Sie haben Recht, Sire, man kann nicht immer träumen und glücklich ſein. Mein ſchöner Traum geht heut' zu Ende, der Rekrut Eurer Majeſtät wird wieder die weiße Uniform hier ausziehen, ſeinen blauen preußiſchen Rock anziehen müſſen und ein preußiſcher Soldat werden. Aber Ew. Majeſtät haben ihn doch angeworben und ſich für immer ſeiner Treue verſichert.

Seien wir einig! ſagte der Kaiſer, dem König die Hand reichend.

Ja, einig! rief der König. Und ich denke, wenn Oeſterreich und Preußen einig ſind, dann werden wir das übrige Europa auch wohl zwingen können, Frieden zu halten. Nehmen Sie Ihre Gläſer, meine Herren, ein letztes Glas, bevor wir ſcheiden: Eintracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen!*)

---

*) Ueber die Reiſe nach Neuſtadt ſchrieb der König an Voltaire: „Ich bin in Neuſtadt geweſen und habe den Kaiſer beſucht, der im Begriff ſteht, eine große Rolle in Europa zu ſpielen. Er iſt an einem bigotten Hof erzogen, und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und iſt beſcheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert ſeinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerſt gewiſſenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geſchmack genug, Voltaire's Verſe zu leſen und ihr Verdienſt zu ſchätzen. Er ſagte mir einmal beinahe einen ganzen Geſang aus dem Pastor fido und einige Verſe aus dem Taſſo her." Oeuvres complètes de Voltaire. Vol. 76. p. 235.

Zweites Buch.

Die erste Theilung Polens.

I.

Maria Thereſia.

Es freut mich in der That, daß Sie zu mir gekommen iſt, ſagte die Kaiſerin Maria Thereſia, indem ſie der Gräfin Wielopolska, welcher ſie heute eine Audienz bewilligt, gnädig die Hand darreichte. Bin der Oberhofmeiſterin der Erzherzogin Mariane wohl gewogen, und deshalb iſt's mir lieb, einer Verwandtin der Frau von Salmour mich gnädig zu zeigen. Aber außerdem auch hat Sie einen Anſpruch auf meine Theilnahme, denn Sie iſt ja eine Polin! Werd's nimmer vergeſſen, welche treue und hülfreiche Bundesgenoſſen die Polen meinem Hauſe allzeit geweſen, und daß es der König von Polen, Johann Sobieski war, welcher Wien von den Türken befreit und die umlagerte Stadt erlöſt hat.

Auf dieſem großmüthigen Nichtvergeſſen Eurer erhabenen Majeſtät beruht Polens letzte Hoffnung! rief die Gräfin, indem ſie ihr Knie beugte und die dargereichte Hand der Kaiſerin an ihre Lippen drückte. Polen iſt verloren, wenn Ihro Majeſtät ſich ſeiner nicht erbarmt. Aber Gott hat zu unſerer Erlöſung das Herz der edelſten und größten Frau Europas erweicht, Gott will durch ihre Milde und Großmuth verſöhnen, was die böſe Kaiſerin von Rußland Uebles gegen uns im Sinne hegt. Und Katharina vermeint doch in ihrem ſtolzen Sinne, daß Polen eine willkommene Beute iſt, die ſie ſich mit Ew. Majeſtät wird theilen können.

Nimmer ſoll es geſagt werden, daß die Maria Thereſia mit dieſer Frau irgend etwas gemein hat! rief die Kaiſerin heftig. Laſſe ſie ihre Hände ab von Polen, oder Oeſterreichs Adler wird ſeine Fittige ausbreiten über das arme Polenland, und wird es ſchützen und behüten.

Der Gräfin Antlitz ſtrahlte in Begeiſterung und Freude. Mit einer leidenſchaftlichen Bewegung hob ſie ihre ſchönen Arme zum Himmel empor, und rief mit voller freudiger Stimme: Du haſt es gehört, mein Herr und mein Gott, und Du wirſt die ſtrahlenden Worte Maria Thereſia's unter die Sterne des Himmels aufnehmen, daß ſie dem unglücklichen Polenland leuchten in der Nacht ſeiner Schmerzen! O Kaiſerin, wie viel tauſend unglückliche Herzen werden von heute an ihre thränenumdüſterten Blicke zu Eurer Majeſtät wenden, deren Antlitz uns Allen ſein wird und ſoll wie das Antlitz einer gnadenvollen erbarmenden Gottheit. Hinfort werden wir Alle nicht mehr zu Gott beten, ſondern zu unſerer Schutzheiligen, zur Kaiſerin Maria Thereſia!

Das heißt Gott läſtern! rief die Kaiſerin ſtrenge, indem ſie ſich fromm bekreuzigte. Bin nur des Herrn demüthige Magd, und klein wie ein verlöſchendes Licht iſt meine Macht gegen die Sonne ſeiner Herrlichkeit! Mein' aber, recht zu thun, und den Willen Gottes zu erfüllen, wenn ich der unglücklichen Polen mich annehme. 'Thu's nit aus Ehrgeiz oder Eitelkeit, nit weil ich buhl' um Menſchengunſt, ſondern blos aus meines Herzens ehrlicher Ueberzeugung, und darum wiederhol' ich Ihr: die Conföderirten dürfen auf mich rechnen, denn ſie ſind in Polen die Einzigen, welche noch ein ſchön' Gefühl von Ehr' und Redlichkeit beſitzen.*)

Mit dieſem Gefühl wollten ſie bis heute ſterben, jetzt werden ſie mit ihm leben dürfen, rief die Gräfin freudeſtrahlend. O möge mir Eure erhabene Majeſtät verzeihen, daß ich es wage, ſo mein Entzücken und meine Luſt in Worten vor Ew. Majeſtät auszuſtrömen. Es iſt ein übervolles, ſeliges Herz, das zerſpringen würde, wenn es ſein Glück in ſich verſchließen ſollte. Ich bin ein armes, verlaſſenes Weib, habe nichts, was ich liebe, nichts als mein Vaterland, meine arme unglückliche Mutter Polonia!

Armes Weib, ſo jung und ſchon vereinſamt! ſagte die Kaiſerin mitleidsvoll. Hab' gehört von Ihrem traurigen Schickſal, der Kaiſer hat mir davon erzählt.

*) Der Kaiſerin eigene Worte. Siehe Ferrand I. S. 79.

Der Kaiſer! murmelte die Gräfin, und ein tiefes Erſchrecken durchzitterte ihre ganze Geſtalt. Maria Thereſia achtete nicht darauf, ſie hatte ihre Gedanken ihrer Lieblingsneigung zugewandt, das heißt, ſie beſchäftigte ſich mit einem Heirathsproject.

Sie iſt indeß noch viel zu jung, um unvermählt zu bleiben, fuhr die Kaiſerin fort. Gott hat das Weib erſchaffen, daß ſie Frau und Mutter werde, einen Mann liebe, und ihrer Familie wie dem Staat Kinder gebe. Glückſelig die Frau, welcher es vergönnt iſt, dieſe heilige Beſtimmung zu erfüllen, und der das Schickſal nit andere Pflichten und Sorgen mit auferlegt hat!

Die Blicke der Kaiſerin wandten ſich, während ſie ſo ſprach, ganz unwillkürlich hinüber zu dem Bilde des Kaiſers Franz, das immer noch in ihrem grauen Wittwengemach zwiſchen den breiten Fenſterflügeln die Stelle des Spiegels einnahm.

Kronen und Erdenhoheit iſt nit zu beneiden, fuhr die Kaiſerin fort, denn die Kronen drücken gar ſehr, und die Erdenherrlichkeit müſſen wir mit gar vielen Schmerzen und Enttäuſchungen bezahlen. Aber ein glückliches Weib, das ſeinen Gemahl liebt, das iſt zu beneiden, und wenn eine Mutter im Kreiſe ihrer Kinder ſteht, ſo mein' ich, daß ihr Herz mit allen Engeln im Himmel das Hallelujah ſingt! Drum ſoll Sie heirathen, und ich werd' ſchon dafür ſorgen, daß Sie einen edlen und braven Gemahl bekommt. Mache es zu meiner Sache, Ihr eine Partie auszuwählen, eine reiche und glänzende Partie.

Majeſtät, ich bin arm, ſagte die Gräfin ernſt, und nimmer würde ich die Demüthigung ertragen, als armes Weib einzuziehen in den Palaſt eines reichen Gemahls.

Sie ſoll's auch nicht! Werd' meinen Geſandten in Petersburg beauftragen, daß er ſich bei der Kaiſerin verwende, damit ſie Ihre ſchönen und großen Güter, welche das ruſſiſche Gouvernement Ihr ungeſetzlicher Weiſe confiscirt hat, wieder heraus gebe. 'S wär' doch eine gute und gerechte That, womit dieſe Frau*) manche andre

*) Die gewöhnliche Benennung, womit Maria Thereſia die Kaiſerin von Rußland bezeichnete.

Thaten ſühnen könnte. Sie ſoll Ihre Güter wieder haben, und dann wird Sie dem Gemahl, den ich Ihr geben werde, eine herrliche Mitgift bringen.

Gräfin Wielopolska ſchüttelte langſam ihr ſchönes bleiches Haupt. Wenn ich meine Güter wieder bekomme, ſagte ſie, ſo ſollen ſie doch weiter nichts ſein, als ein einziges großes Zufluchtshaus für alle Polen, für alle Die, welche leiden und unglücklich ſind, welche ihrem Vaterland ihr Hab' und Gut, ihre Ruhe und Sicherheit, ihr Glück und ihre Geſundheit geopfert haben. Was ich habe und bin, gehört Polen, und jedes Glück würd' ich verſchmähen, das nicht zugleich auch über Polen aufgeht. So lange mein Vaterland weint und blutet, wär' es ein Frevel für mich, ein perſönliches Glück zu ſuchen, und nimmer kann ich froh ſein, ſo lange Polen klagt!

Aber es wird wieder glücklich und zufrieden werden! rief die Kaiſerin faſt ungeduldig. Werden es, mit Frankreich im Bunde, ſchon ſo mächtig unterſtützen, daß die Kaiſerin von Rußland abſtehen wird von ihren Forderungen, und alsdann wird es nit ſchwer werden, den König von Polen wieder mit den Conföderirten auszuſöhnen. Er iſt im Grunde ein guter Mann, er wird die gerechten Forderungen der Conföderirten bewilligen, und dieſe wiederum werden milde und nachgiebig ſein, um dem armen Reiche den Frieden endlich wiederzugeben. Wir werden gern die Vermittelung übernehmen, und zu dieſem Zweck auch von den Conföderirten einen Abgeſandten an unſerm Hof empfangen. Polen wird wieder glücklich und zufrieden ſein können, wenn es nur will.

Wenn es nur will! rief die Gräfin mit einem ſchmerzvollen Blick gen Himmel. Es giebt Völker, wie Menſchen, die vom Geſchick dazu verurtheilt zu ſein ſcheinen, ihr Leben nutzlos zu verbluten in dem Suchen nach Glück. Die Polen ſind ein ſolches Volk. Das Glück iſt ihr Ziel, aber indem ſie es ſuchten, haben ſie ſtatt deſſen immer nur das Unglück gefunden; die Freiheit iſt ihre Begeiſterung, aber indem ſie auf hundert Schlachtfeldern für dieſelbe ihr Blut verſpritzten, ziehen die Bande der Knechtſchaft ſich immer enger und enger um ihre Grenzen.

Aber wir werden ſie ſprengen, ſagte Maria Thereſia, wir werden Polen frei machen, während wir die ſchöne Gräfin Wielopolska in Feſſeln legen. Doch Feſſeln ſollen es ſein, welche das Weib erſt frei machen, denn die Liebe allein macht frei! Will Ihr ſchon einen Mann ausſuchen, der Ihr wohlgefallen und den Sie lieben ſoll!

Ew. Majeſtät mögen vergeben, daß ich zuwiderſprechen wage, ſagte die Gräfin ernſt und kalt. Ich habe ein feierliches Gelübde gethan, und ich habe es beſchworen auf dem Grabe meiner Mutter: ſo lange ich Polen nützlich ſein kann, werde ich für mein Vaterland leben; wenn es in ſeinem Unglück ſeiner Söhne und Töchter nicht mehr bedarf, werde ich ſterben; wenn es ſich erlöſt und glücklich wird, werde ich in ein Kloſter gehen, um mit jedem Athem und jedem Gedanken meines Lebens Gott zu preiſen für Polens Glück. Ew. Majeſtät ſehen alſo wohl, daß ich keinen Bräutigam mehr annehmen darf. Ich bin ſchon eine Braut! Eine Braut des Todes, oder des Himmels!

Eine Braut des Himmels! rief die Kaiſerin. Es ziemt mir nit, von ſo heiligen Gelübden Sie abwendig zu machen, und Sie tadeln zu wollen! Gehe Sie alſo hin und erfülle Sie Ihr Gelübde, wir werden ſchon dafür ſorgen, daß Sie es eines Tages thun kann!

Sie nickte der Gräfin freundlich zu und entließ ſie, indem ſie ihr gnädig ihre Hand zum Kuſſe darreichte. Die Gräfin drückte ihre glühenden Lippen auf dieſe Hand und verabſchiedete ſich. Aber indem ſie ſich tief und demüthig zur Erde neigte, war doch etwas Hoheitsvolles und Ehrfurchtgebietendes in ihrer ganzen Erſcheinung, und als ſie dann mit hochgehobenem Haupt, mit ernſter Würde langſam der Thür zuſchritt, hätte man meinen ſollen, eine Königin zu ſehen, welche ſo eben Audienzen ertheilt habe.

An der Thür angelangt, wandte ſie ſich noch einmal, um ſich mit einer letzten ceremoniellen Verbeugung zu verabſchieden, aber wie eben ihre ſtolze majeſtätiſche Geſtalt ſich ſenkte, öffnete ſich hinter ihr die Thür.

Se. Durchlaucht, der Fürſt Kaunitz! rief der Kammerhuſar, und ſofort, und während die Gräfin ſich noch nicht aus ihrer tiefen Ver-

beugung aufgerichtet hatte, erſchien hinter ihr die lange und hagere Geſtalt des Fürſten Kaunitz auf der Schwelle.

Darf ich eintreten, Majeſtät? fragte der Fürſt mit ſeiner kalten Ruhe.

Der Fürſt weiß wohl, daß er allzeit freien Zutritt bei mir hat, ſagte die Kaiſerin ihm lebhaft zu winkend.

Kaunitz neigte ziemlich nachläſſig ſein Haupt, und indem er im Vorübergehen ſeine kalten Augen auf die Gräfin heftete, welche ſo eben durch die Thür ſchritt, flog einen kurzen Moment ein kaltes höhniſches Lächeln durch ſeine Züge. Alsdann ſchritt er raſcher vorwärts zu der Kaiſerin hin, welche ſich eben auf ihrem Fauteuil niedergelaſſen hatte.

II.

Marie Antoinette und die Etiquette.

Briefe aus Frankreich, Majeſtät, ſagte Kaunitz, indem er der Kaiſerin einige Briefe darreichte. Maria Thereſia nahm ſie haſtig entgegen und ihr Antlitz ſtrahlte vor Freude, als ſie auf der Adreſſe die Handſchrift ihrer Tochter erkannte.

Die Dauphine iſt alſo geſund und wohlauf, ſagte ſie. Schauen mich doch die zierlichen Buchſtaben ihrer Handſchrift da ſo luſtig und lieblich an, als wär's der Antoinette eigenes liebes Geſicht, das ich da vor mir ſehe! Ah, es iſt recht einſam und ſtill um mich her geworden, ſeit die Antoinette auch mich verlaſſen hat; es geht Alles von hinnen und verläßt uns im Leben! Der da allein hält getreulich bei mir aus, und ſein ſchönes Antlitz wendet ſich nimmer von mir.

Sie deutete mit einem lebhaften Kopfnicken hinüber nach dem Bilde des Kaiſers, und wandte dann den Blick wieder auf den Brief hin, den ſie noch immer in der Hand hielt.

Gute Nachrichten, nit wahr? fragte ſie.

Gute Nachrichten, Majeſtät, ſagte Kaunitz, die Dauphine wird von ganz Frankreich geliebt und angebetet. Man erzählt ſich von ihr tauſend allerliebſte Bonmots, man feiert ſie in Sinngedichten, Oden und Madrigals, man ſieht ihr Bild an allen Läden und in allen Privatwohnungen. Wenn ſie in offener Kaleſche durch die Straßen fährt, bleibt das Volk ſtehen und jauchzt ihr entgegen; wenn ſie im Theater erſcheint, ſieht das Publikum nicht mehr auf die Schauſpieler, ſondern auf die Dauphine, und ſtatt den Primadonnen zu applaudiren, gehen ſie in ihrem Enthuſiasmus ſo weit, der Dauphine zu applaudiren. Noch heute, nach einem halben Jahr, iſt das Wort wahr, welches der Herzog von Briſſac an dem Tage ſagte, als die Dauphine ihren Einzug in Paris hielt, und mehr als hunderttauſend Menſchen, Kopf an Kopf gedrängt, ihr entgegen jauchzten. „Madame, da ſind hunderttauſend Liebhaber ihrer Perſon, und doch wird der Dauphin nicht auf ſie eiferſüchtig ſein!“*) — Ach, der gute Herzog, er wußte damals noch nicht, wie ſehr er die Wahrheit ſprach, und wie wenig der Dauphin überhaupt geneigt iſt, eiferſüchtig zu ſein.

Was will Er damit ſagen? fragte die Kaiſerin haſtig. Red' Er ſchnell! Ich ſeh's an Seinem Geſicht, daß Er was zu ſagen hat, und daß nit Alles in Ordnung iſt!

Ich wollte damit ſagen, daß der Dauphin auf Niemand eiferſüchtig iſt, und das aus dem Grunde, weil er von dem ganzen franzöſiſchen Volk der Einzige iſt, welcher nicht in die Dauphine verliebt iſt!

Die Kaiſerin ſtieß einen Schrei aus, und eine Purpurgluth überflog ihr Antlitz. Es iſt eine ſchwere Anklage, welche Er da gegen den Dauphin zu richten wagt, rief ſie heftig.

Aber ſie iſt leider wahr, ſagte Kaunitz gelaſſen.

Die Dauphine hat mir nichts davon geſchrieben, ſagte die Kaiſerin, lebhaft den Kopf ſchüttelnd. Nicht die leiſeſte Klage iſt in ihren Briefen.

---

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. pag. 60.

Vielleicht ahnte die Dauphine in ihrem reinen jungfräulichen Mädchenherzen gar nicht einmal, wie ſehr ſie Grund zur Klage hat, ſagte Kaunitz leicht hin.

Die Kaiſerin warf auf ihn einen flammenden Zornesblick. Weiß Er, daß Seine Worte beleidigend ſind für die Dauphine? fragte ſie ſtreng. Er wagt es zu behaupten, daß der Dauphin unempfindlich iſt gegen die Reize ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin?

Ich wagte das zu behaupten, und Ew. Majeſtät weiß wohl, daß ich mich allezeit gehütet habe, die Unwahrheit zu ſagen! Das franzöſiſche Volk iſt unglücklicher Weiſe mehr verliebt in die Dauphine als ihr Gemahl, und ich glaube nicht, daß ſich jetzt noch am Hofe Ludwigs XV. irgend ein Anwalt findet, der bei dem Enkel des Königs die Sache der Dauphine vertritt. Sie ſteht ganz allein, ſeit die intriguirende, cabalirende und ſchamloſe Partei der Dübarry über den edlen Herzog von Choiſeul geſiegt hat. Der Herzog von Aiguillon iſt ein Anti-Oeſterreicher, und Ew. Majeſtät wiſſen wohl, wie ſehr auch der Vater des Dauphins das war.

Warum ſagt Er mir das Alles? fragte die Kaiſerin haſtig. Warum will Er mein Herz beängſtigen? Kenn' Ihn gar gut, Herr Fürſt, weiß, daß Er nichts ſagt und thut ohne Zweck! Sag' Er alſo, was ſoll's mit all' Seinen Worten?

Ew. Majeſtät haben, glaube ich, den Brief der Dauphine, den ich die Ehre hatte, zu überreichen, noch nicht geleſen? fragte Kaunitz.

Maria Thereſia nahm, ohne ein Wort zu erwidern, haſtig den Brief wieder von dem Guéridon, der neben ihrem Fauteuil ſtand, und ſchlug das Papier auseinander, um es eilenden Blickes zu leſen.

Er hat Recht, ſagte ſie dann ſeufzend, die Dauphine, welche bisher immer glücklich und zufrieden geſchrieben, klagt heute zum erſtenmale über Verlaſſenheit und Einſamkeit. „Seit der Herzog von Choiſeul den Hof verlaſſen hat", ſchreibt ſie, „bin ich ganz allein, habe ich nicht Einen Freund mehr!" Er hat Recht, Er hat Recht! Die Dauphine iſt in Gefahr, in großer Gefahr. Was ſehe ich da, fuhr ſie fort, indem ſie den Brief weiter las, man hat ſie von dem Dauphin trennen wollen, man hat durch eine Intrigue der Dauphine

in Fontainebleau eine von den Gemächern des Dauphins weit entfernte Wohnung anweisen wollen?

Ja, sagte der Fürst, die anti-österreichische Partei, welche jetzt in Frankreich herrscht, hegt den verwegenen Wunsch, eine Scheidung des Dauphins von seiner Gemahlin herbeizuführen. Sie sehen, daß er sie nicht liebt, sie wollen diese Gleichgültigkeit in Abneigung verwandeln. Diese Partei hatte es durch Bestechung dahin gebracht, daß die Inspektoren der Königlichen Bauten erklärten, die für den Dauphin bestimmten Gemächer in Fontainebleau könnten nicht mehr fertig werden, und also hatten sie dem Dauphin auf dem andern Flügel des Schlosses eine Wohnung angewiesen. Aber die Dauphine durchschaute ihre Intrigue, sie beschwerte sich beim König, und da dieser sich für sie verwendete, waren die Gemächer des Dauphins in acht Tagen vollendet.*)

Das war muthig und recht gehandelt! rief die Kaiserin freudig aus.

Ja, sagte Kaunitz, es war muthig, wie Ew. Majestät sagen, denn die Dauphine hat damit die Zahl ihrer Feinde bedeutend vermehrt: Sie hat, statt zuerst mit Aiguillon zu sprechen, sich unmittelbar an den König gewandt, und das verzeiht ihr der Herzog niemals. Es war gegen die Etiquette, und als die Oberhofmeisterin von Noailles der Dauphine deshalb Vorwürfe machte, hat sie ihr mit Strenge geantwortet: in ihren Familien-Angelegenheiten würde sie niemals die Etiquette um Rath fragen! — Seitdem ist Frau von Noailles auch ihre Feindin!

Auch ihre Feindin? wiederholte die Kaiserin schmerzlich. Sie hat deren also noch mehr?

Frau von Marsan, die Gouvernante der Schwester des Dauphins, wird es der Dauphine niemals vergeben, daß sie es gewagt hat, sich in die Erziehung der Prinzessinnen einmischen zu wollen, indem sie vorschlug, daß Madame Adelaide Theil nehmen solle an ihrem Gesangs-Unterricht und an den Tanzstunden, welche die Dauphine bei Gardel nimmt.

---

*) Mémoires de Madame de Campan.

Aber die Prinzessinnen-Töchter des Königs werden meine arme Marie Antoinette lieben und beschützen, davon bin ich überzeugt! rief die Kaiserin fast ängstlich. Sie haben ihr alle Drei ihre Freundschaft und ihren Schutz zugesagt, sie werden sich meiner armen verlassenen Tochter jetzt annehmen und mit ihr Front machen gegen die Partei dieses schamlosen und ehrvergessenen Weibes, welches jetzt über den König von Frankreich herrscht!

Fürst Kaunitz zuckte die Achseln. Madame Adelaide, die älteste der Prinzessinnen, sagte er hatte, bis zur Ankunft der Dauphine, nach dem König den ersten Rang bei Hofe. Bei ihr fand jeden Abend die Spielpartie des Königs statt; jetzt hat die Dauphine den Vortritt vor ihr, und das königliche Spiel ist auch in die Gemächer der Dauphine verlegt. Madame Adelaide hat das bitter empfunden, und statt Abends zur Dauphine zu gehen, hat sie in ihren eigenen Appartements eine Spielpartie arrangirt, wohin sich alle Diejenigen begeben, welche gleich Madame Adelaide anti-österreichisch sind, ohne doch mit der Dubarry gemeinschaftliche Sache zu machen. Das ist die zweite Partei, die gegen die Dauphine wirkt! — Madame Sophie mag wohl in ihrer Klosterzelle für die Dauphine beten, aber sie verhält sich sonst passiv. Madame Victoire ist die einzige, welche ein wahres und herzliches Interesse für die Dauphine hegt, aber sie ist zu kränklich, um ihre Appartements oft verlassen zu können, sie hat daher in ihren Gemächern zuweilen kleine Festins veranstaltet, denen ihre Dame d'Honneur, die Marquise Durfourt, präsidirte und welche der Dauphine sehr wohl gefielen. Aber Frau von Noailles hat sich dagegen opponirt, und Dank der Etiquette, haben die Réunions aufhören müssen!

Die Kaiserin war aufgestanden und ging mit lebhaften Schritten auf und ab. So jung, so schön, murmelte sie, und doch von ihrem Gemahl verschmäht. Die Tochter der Cäsaren im Kampf mit einer verächtlichen Maitresse und elenden Hofparteien. Und ich, die Kaiserin, ich, ihre Mutter, ich vermag ihr nicht zu helfen!

Doch, Majestät, sagte Kaunitz, Sie vermögen ihr zu helfen! Nicht mit einer Armee und nicht mit Waffen ist der Dauphine zu

helfen, ſondern nur mit gutem Rath, und wer kann ihr den wirkſamer ertheilen, als Ew. Majeſtät!

Soll ich ihr rathen den Kampf gegen dieſen ſittenloſen, entarteten Hof aufzugeben? fragte die Kaiſerin zürnend. Soll ich ihr vorſchlagen, an den petits soupers des Königs Theil zu nehmen und die Dubarry zu ihrer Freundin zu machen? Nein, Herr Fürſt, nein! Möge meine Tochter lieber unglücklich ſein, als ſich erniedrigen, und jemals ihrer Würde vergeſſen!

Auch würde ich es nicht wagen, der Dauphine ſolchen Vorſchlag zu machen, ſagte der Fürſt gelaſſen. Man kann für die Dubarry nicht thun, was man für die Pompadour thun konnte. Jene war mindeſtens eine geiſtreiche Frau, dieſe iſt nur eine ſchöne! Möge die Dauphine ſich von ihr fern halten, wie es ihrer Tugend und ihrer Würde Bedürfniß iſt. Aber möge ſie eine andere, viel wichtigere Dame, welche die ſchamloſe Gräfin verjagt hat, aus Klugheit neben ſich dulden!

Von welcher Dame ſpricht Er?

Von der Dame Etiquette, Majeſtät! Es iſt freilich eine ſehr läſtige, anſpruchsvolle Dame, ſie miſcht ſich in Frankreich in Alles, was am Hofe geſchieht, ſie erlaubt der königlichen Familie weder zu Bett zu gehen, noch aufzuſtehen, weder zu eſſen, wenn ſie geſund, noch zu mediciniren, wenn ſie krank iſt, ohne ihre Gegenwart. Sie beſtimmt die Kleidung, das Amuſement, die Langeweile, die Geſellſchaft und das Alleinſein der königlichen Perſonen. Das Alles iſt ſehr läſtig, aber es iſt eine Laſt, welcher man eine Krone als Unterlage gegeben hat, um ſie erträglich zu machen.

Es iſt die Sache der Oberhofmeiſterin von Noailles, für die Etiquette zu ſorgen, rief die Kaiſerin ungeſtüm.

Aber es iſt die Sache der Frau Dauphine, dem nachzukommen, was Frau von Noailles im Namen der Etiquette fordert.

Die Dauphine wird ſich deſſen nicht weigern, denn es wäre unbeſonnen!

Majeſtät, man iſt nicht immer beſonnen, wenn man funfzehn Jahre alt iſt und hunderttauſend Liebhaber ſeiner Perſon hat! Die

Frau Dauphine findet die sich täglich erneuernden ernsten Ermahnungen der Frau von Noailles sehr unbequem, darin hat sie Recht. Sie widersetzt sich ihnen, und verspottet die Oberhofmeisterin, darin hat sie Unrecht. In einer Aufwallung ihres Mißmuths hat die Dauphine der Frau von Noailles den Beinamen Etiquette gegeben, und da eine zukünftige Königin nichts sagt, als was nicht zwanzig Schmeichler ihr nachsagen, so heißt Frau von Noailles jetzt am französischen Hofe überall: „Madame Etiquette." Die Dauphine nennt sie niemals anders. Vor einigen Tagen hatte die Dauphine in den Gärten von Versailles eine kleine Lustpartie veranstaltet, man ritt auf Eseln.

Auf Eseln! rief die Kaiserin entsetzt. Die Dauphine auch?

Ja, die Dauphine auch, aber nicht lange. Der Esel der Dauphine wußte sein Glück nicht zu schätzen, er warf seine kühne Reiterin ab.

O, und die Antoinette fiel?

Sie fiel, Majestät, und zwar auf eine nicht ganz discrete Weise. Der Graf von Artois wollte sie aufrichten, aber die Frau Dauphine wehrte ihn zurück, indem sie mit schalkhaftem Ernst sagte: „Nicht so! Eilen Sie erst, Madame Etiquette zu holen, sie wird Ihnen sagen, welches Ceremoniell nöthig ist, um eine Dauphine aufzuheben, welche von ihrem Esel gefallen ist." — Der ganze Hof lachte; am andern Tage lachte ganz Paris mit ihm über dieses allerliebste Bonmot der Dauphine, und nur die Frau von Noailles hat die Gelbsucht vor Aerger bekommen.

Die Kaiserin lachte nicht. Sie ging gesenkten Hauptes, in tiefe Gedanken verloren, einige Male auf und ab. Er hat Recht, sagte sie dann, vor Kaunitz stehen bleibend. Ich werde die Antoinette warnen, ich werde sie beschwören, vorsichtig und klug zu sein, und den Uebermuth ihrer Jugend zu zügeln. O, mein Herz zieht sich in unerklärbaren Aengsten zusammen, wenn ich mir mein Kind denke, verlassen und einsam an einem lasterhaften Hofe, umringt von Feinden und Schmeichlern, verschmäht von ihrem Gemahl, und selber noch so jung, so unerfahren, so gläubigen Herzens! Mein Gott, warum

habe ich ſie von mir gelaſſen, warum bin ich den prophetiſchen Stimmen nicht gefolgt, welche mich warnen wollten, da es noch Zeit war!

Weil Ew. Majeſtät groß genug dachten, nicht ſogenannten Propheten zu glauben, ſondern auf die Vorſehung allein zu bauen, weil Ew. Majeſtät, eingedenk Ihres hohen Berufes, Ihr eigen Herz beſiegten und der Politik gaben, was der Politik gehört, die Hand der Erzherzogin, die berufen war, neue Bande zu knüpfen, Bande, die, ſo Gott will, und wir ſelber wollen, uns Allen zum Segen gereichen!

Gott wolle es! ſeufzte die Kaiſerin. Ich werde thun, was ich vermag. Ich werde ihr noch heute ſchreiben, ſie warnen, ſie zur Beſonnenheit ermahnen!

Es iſt eine ſehr ſchwere Tugend, beſonnen zu ſein, ſagte Kaunitz gedankenvoll. Man muß viel erlebt und viel erlitten haben, um endlich beſonnen zu werden! Und auch dann noch läßt man zuweilen ſich noch von ſeinem Herzen hinreißen. Iſt es uns ſelber nicht noch ganz kürzlich ſo ergangen? Haben wir nicht in der edlen Gutmüthigkeit, welche Ew. Majeſtät erhabenem Sinn ſo viel Ehre macht, uns ſo weit hinreißen laſſen, dieſen ruheloſen, händelſuchenden Polen Verſprechungen zu machen?

Verſprechungen, welche wir indeß auch halten werden, rief die Kaiſerin heftig.

Majeſtät, man hält ſeine Verſprechungen nur, wenn man es kann!

Man giebt keine Verſprechungen, ehe man weiß daß man ſie erfüllen kann. Dann aber erfordert es die Ehre, daß man ihnen treu bleibt! Wir haben dieſem unglücklichen Polenlande unſere Hülfe zugeſagt, wir haben den Conföderirten, den treuen und muthvollen Kämpfern des Glaubens und der Religion, unſern Schutz und unſern Beiſtand verſprochen, und Gott verhüte, daß wir Denen, welche auf uns hoffen, unſer Wort nicht erfüllen ſollten!

Kaunitz verneigte ſich. Alsdann mögen Ew. Majeſtät die Gnade haben, dem Kaiſer zu befehlen, daß er die Armee auf den Kriegsfuß bringe, die Magazine fülle und Alles zu einem langen Kriege bereit halte.

Zu einem Kriege mit wem? rief die Kaiſerin erſchrocken.

Zu einem Kriege mit Rußland, mit Preußen, mit Schweden, was weiß ich, zu einem Kriege mit ganz Europa vielleicht! Oder meinen Ew. Majeſtät etwa, daß das monarchiſche Europa es ſchweigend mit anſehen werde, wie ſich in ſeiner Mitte plötzlich eine Republik erhebt inmitten von Monarchien, das iſt ein anſteckendes Krebsgeſchwür, das immer weiter um ſich frißt, und endlich alle Monarchien in ſich aufzehren wird!

Aber wo iſt denn die Republik, von welcher Er da redet? fragte die Kaiſerin ungeduldig.

III.

Ein Sieg der Diplomatie.

Ich rede von Polen, ſagte Kaunitz mit ſeiner eiſernen Ruhe. Von dieſen kühnen waghalſigen Conföderirten, welche, von den Verſprechungen und Freundſchaftsverſicherungen Oeſterreichs übermüthig gemacht, vermeinten, Alles wagen und ihre Raufereien zu einem Principienkampfe für alle ſchwärmeriſchen und exaltirten Köpfe in Europa machen zu können. Dieſe Herren Conföderirten haben es für gut befunden, den König Stanislaus Auguſtus ſeiner Krone für verluſtig und den Thron für erledigt zu erklären. Sie haben dieſe Erklärung ſogar zu Papier gebracht und mit den Unterſchriften aller ihrer Häupter und Anführer verſehen, dann aber dieſes Papier vermöge einer angewandten Liſt dem König in ſeinem eigenen Palaſte zu Warſchau in die Hände gelegt. Sie haben dieſe Erklärung in tauſend und aber tauſend Abſchriften durch das ganze Land geſtreut, und jetzt handelt es ſich in Polen nicht mehr darum, ob man den Conföderirten gleiche Rechte bewillige, ſondern ob man eine Monarchie oder eine Republik will!

Wenn dem ſo iſt, dann ſind wir verloren, dann giebt es für die

Conföderirten keine Hülfe mehr! rief die Kaiſerin. Dann können auch wir ihnen nicht mehr beiſtehen. Ich habe verſprochen, ihnen zu helfen gegen die Feinde, welche von Außen ſie bedrängen, aber ich kann ihnen nicht helfen gegen die Feinde in ihrem eigenen Innern!

Es würde wenigſtens ein gefährliches Beiſpiel ſein, wenn Oeſterreich Diejenigen, welche ihren König ſeiner Krone berauben, vertheidigen, und auf dieſe Weiſe ſolche Maximen heiligen wollte! Was mich anbetrifft, ſo widerſtreitet es meinen politiſchen Grundſätzen, mit ſolchen Republikanern von friſchem Machwerk zu verkehren, und denen beizuſtehen, welche in frevelndem Uebermuthe die Krone von dem Haupte ihres Königs reißen wollen!

Der Fürſt hat Recht, nimmer dürfen wir Andern ein ſolches Beiſpiel geben! Haben wir bis jetzt frei und offen den Conföderirten unſere Sympathieen gezeigt, ſo iſt es jetzt Zeit, ihnen unſere Mißbilligung zu beweiſen, und uns als Feinde ihrer republikaniſchen Gelüſte zu erklären!

Wenn wir das thäten, würde ein Krieg mit Frankreich die unvermeidliche Folge ſein! Frankreich hat den Conföderirten Hülfe und Schutz zugeſagt, es hat den Obriſten Dumouriez mit Soldaten, Waffen und Geld den Polen zur Unterſtützung hingeſandt, es glüht vor Begierde, in dieſen Kampf zwiſchen Rußland und der Türkei ſich handelnd einzumiſchen, es wartet nur auf uns, ſeinen Bundesgenoſſen, um ſich an die Seite Polens zu ſtellen, und Front zu machen gegen Rußland. Es wird Front machen gegen uns, wenn wir jetzt auf einmal, nach ſo vielen Verſprechungen, uns declariren gegen dieſe aufrühreriſchen Polen.

Aber was können wir denn thun, um einen Krieg zu vermeiden? rief die Kaiſerin angſtvoll. Ach, Er ſieht wohl, Herr Fürſt, die Tage meiner Jugend und meines Muthes ſind vorbei! Ich ſchaudre jetzt, wenn ich bedenke, wie viel Blut während meiner Regierung gefloſſen iſt, und nur die äußerſte Nothwendigkeit könnte mich noch dazu bringen, Urſache zu ſein, daß noch Ein Tropfen vergoſſen wird!*)

*) Maria Thereſia's eigene Worte. F. v. Raumer: Beiträge zur neueren Geſchichte. Th. VI. S. 419.

Sage Er alſo, was das Weiſeſte iſt zu thun, um den Krieg zu vermeiden!

Das Weiſeſte iſt: nichts zu thun! ſagte Kaunitz ruhig. Schauen wir den Dingen zu, beobachten wir, warten wir ab, und verhüllen wir nach beiden Seiten unſere Geſinnungen. Halten wir Frankreich hin, indem wir es an unſere Sympathieen für Polen glauben laſſen, beruhigen wir Rußland und Preußen, indem wir Polen keine Hülfe zuwenden, ſondern uns ganz ruhig und neutral verhalten!

Aber während wir zuſchauen und warten, rief die Kaiſerin ſchmerzlich, wird Rußland dieſes arme Polen, das bisher ſo tapfer und muthvoll gekämpft hat, unter ſeine Füße treten, und es zu einer blutigen Leiche machen! Es iſt wahr, die Polen ſind vielleicht zu weit gegangen in ihrem Wollen und Beginnen, aber bedenk' der Fürſt nur, daß es unglückliche, in ihren heiligſten Rechten gekränkte Menſchen ſind, daß ſie jetzt flüchtig und obdachlos umher irren, kein Aſyl, keine Macht, und ſelbſt keine Nahrung mehr haben, daß ſie nur noch die Hülfsmittel der Verzweiflung haben, und daß auch dieſe Hülfsmittel geſchwächt werden durch ihre eigene Uneinigkeit! Mich erbarmt's, wenn ich d'ran denk', daß auch wir von dem armen Polenland unſere Hand abwenden wollen, damit es eine Beute werde dieſer Frau, welcher kein Mittel zu grauſam iſt, wenn es ihr zu ihren Zwecken verhilft. Hat ſich nit geſcheut, das Blut ihres eigenen Gemahls zu vergießen, um ſeine Krone auf ihr Haupt zu ſetzen, wird ſich auch nit ſcheuen, das Herzblut Polens zu vergießen, um dereinſt auch dieſe Krone ſich anzueignen!

Sie wird's nicht thun, wenn wir es nicht dulden werden! ſagte Kaunitz, langſam ſein Haupt neigend. So lange wir mit Rußland in Frieden ſind, wird ſie es nicht wagen, unſere offene Feindſchaft hervorzurufen, denn mit uns würde auch Frankreich aufſtehen, und ſelbſt Preußen würde ſich offen widerſetzen, wenn Rußland vermeſſen genug wäre, Polen für ſich allein zu nehmen!

Aber der König von Preußen, welcher ſo gern nehmen mag, was ihm nicht gehört, würde freudig bereit ſein, mit Rußland zu theilen.

Das wird Oeſterreich nicht dulden können! Dann erſt, wenn dieſer Fall wirklich eintritt, würden wir uns entſchließen müſſen, Rußland und Preußen den Krieg zu erklären, oder —

Oder? fragte die Kaiſerin athemlos, als Kaunitz inne hielt.

Oder, ſagte Kaunitz, indem er ſeine Augen mit einem kalten, feſten Blick auf das Antlitz der Kaiſerin heftete, oder mit Rußland und Preußen zu theilen.

Was zu theilen?

Den Zankapfel zu theilen, welcher Europa beunruhigt! Die Anarchie iſt ein Ungeheuer mit drei Köpfen; wenn man es beſiegen will, muß man ihm zuerſt dieſe drei Köpfe abſchlagen. In Polen herrſcht jetzt offene Anarchie, und ich denke, die drei Mächte wären wohl ſtark genug, das polniſche Ungeheuer zu bezwingen, indem Jeder ihm einen Kopf abſchlüge, und ihn als warnende Trophäe auf ſeine ein wenig vorgerückten Grenzpfähle ſetzte!

Das ſieht aus, als ob Er Recht hätte, und doch iſt Er im Unrecht, ſagte die Kaiſerin ſinnend. 'S iſt ein gar ſchlimmes und gefährliches Ding, einen guten Zweck mit böſen Mitteln erreichen wollen! Und böſe iſt das Mittel, welches Er da genannt hat, denn nimmer wird ein' Sach' dadurch gut, daß man ſich den Anſchein giebt, als hab' man mit dem Böſen das Gute gewollt. Wenn das unglückliche Polen untergehen muß, ſo mög's untergehen mit Gottes Willen und durch ſeine eigene Schuld, aber nimmer ſoll's geſagt werden, daß Oeſterreich aus dem Unglück Anderer Vortheil gezogen habe. 'S wär' grad' ſo, als ob man dem Verzweifelten, der ſich in den Abgrund ſtürzen will, nachrennt, nit, um ihn zu retten, aber um ſeinen Mantel zu ergreifen, damit der nit auch hinabſinke, ſondern man ſich ſelbſt eine Jacke daraus machen könnt'! Will auch nichts gemein haben mit der Kaiſerin von Rußland, und glaub' nimmer an die Freundſchaft des Königs von Preußen. Mag nit gemeinſchaftliche Sach' machen mit Denen, welche ſo lange meine Feinde geweſen!

Frankreich war drei Jahrhunderte lang Oeſterreichs Feind, und wir haben uns doch mit ihm verbündet!

Aber das Bündniß wird bald zu Ende gehen, wenn wir den

Weg betreten, den der Fürſt da vorſchlägt. Frankreich wird nicht ſo ruhig zuſchauen, wie der Fürſt vermeint. Es wird den Nothſchrei Polens hören, und es wird ihm zu Hülfe eilen!

Nein, Majeſtät, Frankreich wird warten, zuſehen, was wir thun, es wird warten und warten, bis es zu ſpät iſt, und es einſehen muß, daß ſelbſt die Waffen ein fait accompli nicht mehr umſtoßen können. Deshalb wiederhole ich: das einzige Mittel, um einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, und den Brand, welcher in Polen wüthet, innerhalb ſeiner Grenzen zu erſticken, iſt: daß wir in vollkommener Neutralität zuſchauen, und nicht für, nicht gegen Polen Partei ergreifen!

Ein Krieg muß vermieden werden, rief die Kaiſerin heftig. Mein armes Volk ſoll nicht ſchon wieder zu neuem Jammer und Herzeleid verdammt werden! Es ſoll Ruhe haben, ſich zu erholen von Allem, was es gelitten hat, um ſeine Wunde auszuheilen. Meinem Volk den Frieden zu erhalten, das muß und ſoll meine heiligſte und größte Aufgabe ſein! Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um dieſe Aufgabe zu erfüllen, Alles, was ſich mit meiner Ehre und meinem Gewiſſen verträgt!

Ach, Majeſtät, die Politik darf kein Gewiſſen, ſondern nur Egoismus haben, und was dieſer befiehlt, das muß ſie thun!

Er ſieht's alſo ein, daß es eine gewiſſenloſe Politik iſt, welche Er mir da vorſchlägt?

Nein, Majeſtät, nur eine nützliche! Der eigene Nutzen muß immer in der Politik entſcheiden; ein guter Politiker iſt niemals ein Kosmopolit. Er ſorgt nur für ſich ſelber, und läßt Andere auch für ſich ſelber ſorgen! Mag Polen untergehen, denn es vergeht und ſtirbt nur das Volk, welches ſich ausgelebt hat, und nur wer keine Kraft zum Widerſtand hat, wird beſiegt! Mag alſo Polen untergehen, wenn es reif iſt zum Fall; wir dürfen es nicht halten und nicht ſtützen, wir müſſen an uns ſelber denken, und den Frieden, das Glück und die Größe Oeſterreichs haben wir allein zu bedenken. Der Friede aber kann nur erhalten werden, indem wir neutral bleiben, den Polen keinen Vorſchub leiſten, aber auch den ruſſiſchen Er-

oberungsplänen nicht beistimmen, und vor allen Dingen unsere Gesinnungen auch gegen unsere französischen Bundesgenossen in das tiefste Geheimniß hüllen.

Aber wenn Frankreich nun eine Erklärung von uns fordert?

So erklären wir uns, Majestät, das heißt, wir machen Worte! Mein Gott, Worte sind ein gefälliger Schleier, um damit seine Gedanken zu verhüllen!

Nun, so mag's sein, sagte die Kaiserin seufzend. Seh' wohl, daß eine finstere Wolke da über uns heraufsteigt, weiß auch, daß Er geschickt genug sein wird, die Sach' so einzurichten, daß der Hagelsturm und die Blitze, die in der Wolke stecken, nit unser eigenes, sondern nur unsers Nachbars Feld zerschmettern werden. Aber es ist mir doch bang' und weh' um's Herz, und mag's kaum wagen, Seinen Plänen nachzusinnen und mir selber das klar zu machen, was Er für die Zukunft des unglücklichen Polens beabsichtigt. Weiß nur, daß ich Frieden haben will und muß mit der ganzen Welt, und daß meine Unterthanen von mir fordern können, kein Mittel zu scheuen, um ihnen diesen Frieden zu erhalten! Geh' Er also, Herr Fürst, und verlasse Er sich darauf, daß ich Ihm Wort halten, und gegen Niemand verrathen werd', was wir heut hier verhandelt haben! Es bleibt ein Geheimniß zwischen Mir und Ihm!

Sie nickte ihm freundlich einen Abschiedsgruß zu, den der Fürst mit einer wenig ceremoniellen Verbeugung erwiderte, indem er alsdann das Gemach verließ.

Die Kaiserin blieb allein. Sie ging langsam, mit hochgehobenem Haupt, auf und ab, und ihr lebhaftes und ausdrucksvolles Gesicht verrieth die tiefe Sorge der Unruhe, welche in dieser Stunde ihre Seele erfüllte.

Schau klar in die Zukunft, und weiß, was sie wollen, murmelte sie leise vor sich hin. Der Joseph dürstet nach Thaten und Eroberungen und der Kaunitz möcht' ihm gar gerne gefällig sein. Sie werden nit zuschauen wollen, wie Rußland und Preußen allein von dem unglücklichen Polen Vortheil ziehen; wollen auch ihren Antheil an der Beute haben! Und sie werden mich überreden, daß es so

recht ist und gut, und daß ich's meinem Oesterreich schuldig bin, Alles zu seinem Vortheil zu thun, und gar nicht zu hören auf mein Gewissen und meine Herzensangst. Und doch ist's heimtückisch und schlecht, einen Unglücklichen, welcher sich nicht mehr wehren kann, zu berauben und Vortheil zu ziehen von seiner Schwäche. Doch ich seh's schon, ich werd's thun müssen, um Frieden zu haben in meinem Hause und mit der Welt! Aber es geht ein Schauder durch meine Seele, denn es ist ein sündhaft Werk, das wir da vorhaben, und mir ist bang' und beklommen dabei zu Sinn! Will meinem Herzen Erleichterung schaffen, will mich mit Gott besprechen!

Sie klingelte heftig, und als der Kammerhusar herbeieilte, befahl sie mit lebhaftem Ton: der Beichtvater soll zu mir kommen, und das sogleich!

IV.

Der Kaiser und der Feldmarschall Lacy.

Kaiser Joseph ging mit heftigen Schritten in seinem Arbeitskabinet auf und ab, seine Stirn war in finstere Falten gelegt, und zornige Blitze waren in seinen großen Augen. Wenn er an dem Feldmarschall Lacy vorüberkam, welcher da in steifer militairischer Haltung an der Thür stand, schienen diese Blitze der kaiserlichen Augen ihn zerschmettern zu wollen, und seine Lippen murmelten einzelne Ausrufe des Zorns. Aber Lacy achtete gar nicht darauf, sein Antlitz blieb entschlossen und ruhig, und ein trotziger Ernst sprach aus allen seinen Zügen.

Der Kaiser mochte fühlen, daß alle seine Versuche, diese Entschlossenheit zu beugen, vergeblich waren, und daß sein Zorn nichts mehr vermöge über den harten Mann. Er blieb auf einmal vor dem Grafen stehen, und sah ihm lange, und jetzt mit einem Ausdruck von Schmerz und Liebe in das eisenfeste Angesicht.

Sie ſind alſo ganz feſt entſchloſſen, Herr Feldmarſchall, Sie wollen mich verlaſſen? fragte der Kaiſer.

Ich muß Ew. Majeſtät verlaſſen, ſagte Lacy ernſt. Ich bedarf der Ruhe, der Erholung; die vielen Feldzüge und Strapazen haben meine Kräfte erſchöpft, und ich fühle es, daß ich alt bin und der Ruhe bedarf.

Es iſt noch keinen Monat her, als Sie mir ſagten, daß Sie noch gar nichts von den Beſchwerden des Alters kennten; auch ſeien Sie noch zu jung dazu! Kaum ſechszig Jahr!

Sire, als ich das ſagte, bewies ich eben, daß ich alt bin, denn es iſt dem Alter eigen zu prahlen und ſich ſeiner Jugendkraft zu verrühmen. Ich bedarf wirklich gar ſehr der Ruhe, und deshalb noch einmal: ich bitte Ew. Majeſtät, mich in Gnaden aus Ihren Dienſten zu entlaſſen!

Und wer ſoll zu Ende führen, was Sie begonnen haben, Herr Feldmarſchall, wer ſoll fortan für die Armee ſorgen, die Verbeſſerungen ausführen, welche Sie angefangen, die Finanzpläne in's Werk ſetzen, die Sie entworfen, die Magazine füllen, die Sie erbaut haben? Mein Gott, wir haben da die großen Magazine gebaut für die Uniformirung, die ungeheuren Paläſte für die Fourage. Aber alle dieſe Gebäude ſind leer! Sie wollten ſie mit mir füllen. Sie haben noch geſtern die Schneider berufen laſſen, um ihnen den neuen Schnitt zu einem Waffenrock für die Infanterie, den Sie gezeichnet und erfunden, zu erklären. Sie wollten heute den Schuſtern das Modell zu den neuen Sommerſchuhen für die Soldaten geben. Und haben Sie mir nicht erſt vor einigen Tagen Ihre Pläne vorgelegt zu den großen Manoeuvres, die wir im Sommer in Böhmen halten wollen? Sie ſehen alſo, vor einigen Tagen dachten Sie nicht daran, Ihr Alter zu fühlen und der Ruhe zu bedürfen!

Aber heute denke ich daran, ſagte Graf Lacy faſt rauh, und ich bitte Ew. Majeſtät, mir meinen Abſchied zu geben.

Und Sie geſtehen wenigſtens zu, daß Ihre Alterſchwäche nur ein Vorwand iſt?

Ich bitte um meinen Abſchied, Sire, weil ich das Bedürfniß

fühle, mich aus der geräuſchvollen Welt des Hoflebens zurückzuziehen und ein wenig mir ſelber zu leben. Ich gedenke nach Italien zu gehen, und dort in einem ſtillen und einſamen Thal mein Leben zu beſchließen.

So ſeid Ihr! rief der Kaiſer. Egoiſten, kalte, herzloſe Egoiſten! Immer nur an Euch ſelber denkend, ſchmeichelt Ihr uns armen Fürſten, ſo lange es Euch gefällt, mit den Schwüren Eurer Liebe und Freundſchaft, macht es Euch Spaß, unter den Falten unſeres Königsmantels das Herz heraus zu ſpüren, und wenn Ihr gefunden habt, daß es ein menſchlich warmes Herz iſt, welches zucken kann vor Schmerz und zittern in Freude, wenn Ihr Eure Neugierde befriedigt und geſehen habt, daß der beneidete, anſcheinend ſo angebetete und glückliche Fürſt auch am Ende nur ein armer, unglücklicher, wenig beneidenswerther Menſchenſohn iſt, ſo wendet Ihr Euch ab und geht ruhig weiter auf Eurem Wege. Gehen Sie, Lacy, gehen Sie! Sie ſind auch nur, wie ſie Alle, ein Schmeichler mit Worten, ein treuloſer egoiſtiſcher Mann, wenn es darauf ankommt, ſich in Thaten zu bewähren. Sie fordern Ihren Abſchied, ich bewillige Ihnen denſelben! Sie ſind frei!

Ich danke Ew. Majeſtät, ſagte der Feldmarſchall, ſich tief verneigend. Dann richtete er ſich gerade und ſtolz wieder empor, und heftete jetzt ſeine Augen mit einem kühnen flammenden Zornesblick auf den Kaiſer. Und jetzt, da ich frei bin, ſagte er, da ich nicht mehr in dem Subordinations-Verhältniſſe eines Soldaten zu ſeinem Kriegsherrn ſtehe, jetzt müſſen mir Ew. Majeſtät erlauben, Ihnen auf die Vorwürfe zu antworten, welche Sie mir gemacht haben. Sie haben mich angegriffen, ich werde mich vertheidigen. Sie haben mich gefragt, weshalb ich meinen Abſchied forderte? Ich werde es Ihnen jetzt ſagen mit dem Freimuth, wie er einem Manne, dem Manne gegenüber, wie er einem Soldaten, der oft genug auf dem Schlachtfeld für die kaiſerliche Familie ſein Blut verſpritzt und ſein Leben gewagt hat, wohl geziemt. Sie ſollen jetzt erfahren, Sire, weshalb ich meinen Abſchied forderte.

Ah, endlich! rief der Kaiſer aufathmend und mit einem Ausdruck der Freude, welchen Lacy indeſſen nicht beachtete.

Es iſt nicht, weil ich mich alt und kränklich fühle, daß ich den Dienſt aufgeben will, nicht, weil ich der Ruhe bedarf, daß ich mich in die Einſamkeit zurückziehen will!

Sie haben alſo doch vorher die Unwahrheit geſagt?

Ich habe es gemacht, wie ich es alle Welt hier thun ſehe, ich habe gelogen, Sire, ich werde jetzt die Wahrheit ſagen! Ich fühle mich ſtark und kräftig wie in meinen ſchönſten Jünglingstagen, nie hat eines Reiters Hand ſein Pferd kräftiger geführt, wie ich das meinige, nie hat ein Soldatenherz freudiger aufgejauchzt, wie das meinige es in dieſer Stunde noch thun würde, wenn es zur Schlacht gehen ſollte. Wenn ich alſo jetzt meinen Abſchied fordere, ſo geſchieht es, weil ich unzufrieden bin!

Unzufrieden, mit wem?

Mit einem Manne, den ich geliebt habe, wie ein Greis die letzte ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens liebt, unzufrieden mit einem Manne, von dem ich geträumt hatte, daß er von Gott berufen ſei zu einem heiligen Kampfe, zu dem Kampf mit der Heuchelei, der Bosheit, dem Eigennutz, mit all' den Laſtern, welche an einem bigotten Hofe herrſchen, und das Unglück und die Schmach der Völker erzeugen. Mein Gott, wie habe ich dieſen Mann geliebt! Um ſeinetwillen habe ich Tag um Tag den Kampf wieder aufgenommen mit den Dunkelmännern und Heuchlern, um ſeinetwillen habe ich mit den Schwarzröcken und Pfaffen mich täglich herumgeſchlagen, wenig bekümmert darum, daß ſie mich verläſtern und verunglimpfen, und in ihrem zelotiſchen Eifer die Rache Gottes, *ihres* Gottes, auf mein Haupt hernieder rufen! Um ſeinetwillen machte ich mich, wie Ew. Majeſtät, es vorhin bemerkten, zu einem Schuſter und Schneider für die Soldaten, ward ich zum Baumeiſter von Magazinen und Caſernen, wollte ich die erſten mit Lebensmitteln und Kleidung, die letztern mit tüchtigen Soldaten füllen. Um ſeinetwillen ertrug ich's, daß man mich haßte und verfolgte, daß die Officiere mich einen Geizhals und

Knauſer nannten, weil ich ihnen die Gewalt nahm, ihren Souverain zu betrügen, und die Compagniegelder einzuſtecken, für welche ſie ihre Soldaten zu verſorgen hatten, doppelt zu hoch anzuſchreiben, während ſie doch die Soldaten in ſchimpflicher Dürftigkeit einhergehen ließen. Um ſeinetwillen lacht' ich dazu, wenn ich für all' dieſe Mühſeligkeiten, dieſe kleinlichen Sorgen, auch von den Soldaten nur Undank und Spott erntete, weil ich mich ſogar herabließ, für ſie den Schuſter und den Schneider, den Koch und den Wirthſchafter zu machen. Aber ich wollte dieſem einzigen Mann, welchen ich liebte, eine tapfere, edle und kriegsbereite Armee geben, weil ich hoffte, daß er ihrer eines Tages bedürfen könnte, um die großen und leuchtenden Pläne, welche in ſeinem Haupte flammten, auszuführen, ich wollte ihm Soldaten erziehen, welche geſund an Leib und Seele jeden Augenblick freudig bereit wären, für das Vaterland und für die Ehre in den Kampf zu gehen. Ich wollte ihm eine Armee geben, welche dieſer im Dunkeln ſchleichenden, ewig heuchelnden, ewig verläſternden Armee von Schwarzröcken einen feſten Damm entgegen ſetzen ſollte. Ach, ich war ein alter Thor, denn ich rechnete auf meinen Liebling, daß er, wie der heilige Georg, mit dem flammenden Schwert dieſe Lindwürmer bekämpfen ſollte, und ich wollte alsdann an ſeiner Seite ſtehen, um ihm ſiegen zu helfen.

Und er hat Ihre Rechnung zu nichte gemacht? fragte der Kaiſer mit einem ſanften Lächeln.

Er iſt klüger geweſen, wie ich, Sire! Er hat eingeſehen, daß die Welt jetzt keine Krieger und keine Männer mehr gebrauchen kann, ſondern daß es Zeit iſt, ſein Schwert in die Scheide zu ſtecken, und ſich, da man auf Erden keinen Kampf mehr hat, nun auch zuletzt mit dem Himmel zu verſöhnen! O, er iſt viel klüger, wie ich, denn er hat es aufgegeben, einen eigenen Kopf, eigene Gedanken und eigene Anſichten zu haben, er findet es viel bequemer, Andere für ſich handeln und denken zu laſſen.

Den Fürſten Kaunitz zum Beiſpiel? fragte der Kaiſer ſpöttiſch.

Ja, den Fürſten Kaunitz! rief der Graf mit mühſam zurückgehaltenem Zorn. Es iſt allerdings viel leichter, ſich von dieſem auf-

geblaſenen alten Herrn, der ſich den Kutſcher der europäiſchen Politik nennt, in der goldenen Kutſche träger Herrlichkeit umherfahren zu laſſen, und ſein Leben in ſorgloſem Müßiggang zu vertändeln, ſtatt ſelber die Zügel zu ergreifen, und die alte Kutſche, welche lange genug im Sand dahin geſchleppt worden, auf einen neuen Weg zu führen.

Und den alten Kutſcher erſt vom Bock zu werfen, damit er von den Hufen der dahin brauſenden Roſſe der neuen Politik zerſtampft werde, nicht wahr? fragte der Kaiſer ernſt.

Man könnte ihn wohl auf gütliche Weiſe von einem Sitze entfernen, der ihm nicht zukommt!

Der ihm zukommt, weil eine hohe und mächtige Hand ihm denſelben angewieſen hat!

Nun, ſo möge er ihn behalten, rief Lacy zornig. Möge er immerhin thronen auf ſeiner Höhe, und unter ſeinen Höflingen und Schmeichlern auch Denjenigen ſehen, welcher ſein Herr und ſein Meiſter ſein ſollte; nur will ich nicht verdammt ſein, es zu ſehen, und meinen Aerger und meine Galle täglich ſchweigend wieder verſchlucken zu müſſen, um dem alten hochmüthigen Miniſter, der hier mehr iſt als der Kaiſer ſelbſt, meine reſpectvolle Reverenz zu machen! Laſſen mich Ew. Majeſtät alſo gehen! Ich bin wirklich gar nichts nütze am Hofe Sr. Durchlaucht des Miniſters Fürſten Kaunitz.

Gehen Sie, ich halte Sie nicht! ſagte der Kaiſer mit vollkommener Gleichgültigkeit.

Graf Lacy ſah faſt ein wenig erſtaunt zu dem Kaiſer hinüber. Gut, ſagte er dann rauh. Ich gehe! Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Herr Feldmarſchall außer Dienſt, rief der Kaiſer, leicht mit dem Kopf nickend.

Lacy machte eine tiefe militairiſche Verbeugung und ging dann im ernſten, ſtolzen Paradeſchritt der Thür zu. Der Kaiſer ſchaute mit einem Blick voll unendlicher Liebe auf dieſe ſtolze kräftige Kriegergeſtalt, deren Schmerz er an dem geſenkten Haupt, an dem Schritt, welcher immer mehr zögerte, je mehr er ſich der Thür näherte, er-

rathen konnte. Jetzt legte der Feldmarschall die Hand auf den Griff der Thür, um sie zu öffnen.

Lacy, sagte der Kaiser in einem halb bittenden, halb befehlenden Ton.

Der Feldmarschall wandte sich um, und es war ein seltsames Zucken in seinen harten Zügen. Was befehlen Ew. Majestät? fragte er.

Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, denn Sie haben sich von mir losgesagt, und Sie sind jetzt also ein freier Mann. Ich wollte mir nur noch eine Frage erlauben! Sie haben vergessen, mir den Namen des unglücklichen Mannes zu nennen, auf den Ihr Herz gehofft, und der Sie enttäuscht hat. Wollen Sie mir nicht jetzt zum Abschied den Namen Ihres entarteten Lieblings nennen?

Sire, es nützt nichts mehr, ihn zu nennen! Es ist doch Alles vorbei! sagte Lacy finster.

Nun denn, so gehen Sie! Aber einen letzten Freundschaftsdienst, Lacy! Ich will Ihnen beichten! Ich will Sie, welchen ich geliebt habe, als meinen Lehrer, meinen Mentor und Freund, ich will Sie zum letzten Mal auf dem Grunde meines Herzens lesen lassen, Sie sollen das Geheimniß meiner Gedanken mit in Ihre Einsamkeit nehmen! Kommen Sie hierher, Lacy, dicht an meine Seite, hier inmitten der Stube wird uns Niemand belauschen können, und die Ohren der Wände werden nicht die Beichte vernehmen, welche der kleine Joseph dem großen Lacy machen will. Lacy, mein Geist beugt sich vor Ihnen auf die Kniee, und wenn ich auch nicht mit meiner Gestalt vor Ihnen niederkniee, um zu beichten, so geschieht das nur, weil ich weiß, daß der Lacy die Schwarzröcke genug haßt, um nichts, selbst nicht eine Form und ein Ceremoniell mit ihnen gemein haben zu wollen! Und nun hören Sie, mein Freund und mein Lehrer.

Sire, ich höre, sagte Lacy, indem er, dicht zu dem Kaiser herantretend, seine ernsten Blicke auf denselben heftete, und die Hände faltete, als handle es sich hier wirklich um einen heiligen Act, für den er den Segen des Himmels herabflehen wolle.

Der Kaiſer legte ſanft die Hand auf ſeine Schulter und nickte ihm zärtlich zu. Sie wiſſen, ſagte er dann, was ich gelitten und geduldet habe von früher Jugend auf; Sie wiſſen, daß ich einſam und gemieden an dieſem Hofe geweſen bin, ſo lang' ich athme und denke. Weil ich nicht denken konnte wie die Andern, haben ſie mich verleumdet und geläſtert, weil ich nicht heucheln wollte, haben ſie mich verketzert; weil ich die Dunkelheit, welche über meinem ſchönen Oeſterreich lagert, zerſtreuen wollte, haben ſie mich einen Freigeiſt geſcholten. Von meiner Mutter beargwöhnt, von den Prieſtern verleumdet, von den kriechenden Höflingen gefürchtet, weil ich oft genug ihrer ſpottete, von dem hohen Adel gehaßt, weil ſie wiſſen, daß ein Tag kommen wird, wo ich ihre Privilegien in Staub verwandeln werde; rings umgeben von Widerſachern und Feinden, habe ich ein einſames, düſteres Daſein geführt als Knabe, als Jüngling und als Mann! Einmal fiel ein Strahl des Glückes auf mich nieder, und durchleuchtete mein ganzes Innere, einmal ſtand die Liebe in holdeſter Frauengeſtalt neben mir, und berührte mit ihrem Roſenfinger mein Herz, daß die Rinde verhärteter Thränen von ihm abfiel und es frei aufathmete im Sonnenſchein des Glückes. Aber Sie wiſſen es ja, die Sonne geht unter, und ihr folgt die Nacht! Meine Nacht iſt ſchon lange wieder angebrochen, und ſie iſt zuweilen ziemlich finſter geweſen, ziemlich ſtürmiſch! Aber was thut's, ich hoffe immer noch auf meinen Morgen, und wenn er aufgeht, ſo will ich ihn ſo glänzend und hell machen, daß die ganze Welt ihn ſehen kann, und daß es Licht wird in allen meinen Landen! Ich hoffe auf meinen Morgen, aber fern ſei es von mir, ihn herbeizuwünſchen, denn Diejenige, welche ihn von mir fern hält, iſt meine Mutter, und ich liebe ſie, als ihr Sohn, ich bin ihr Gehorſam ſchuldig, als ihr Unterthan. Aber es iſt noch eine dritte Eigenſchaft in mir, und dieſe ſträubt ſich gegen den Gehorſam, welchen der Sohn und der Unterthan der Kaiſerin ſchuldig iſt! Ich bin Mitregent, ich bin Kaiſer! Der Kaiſer kann nicht gutheißen, was der Sohn und der Unterthan ſchweigend ſieht, der Kaiſer kann die Nacht nicht loben, da er das Licht kennt und es ſeinen Völkern geben möchte! Ich habe alſo

meine Pflicht als Kaiser zu erfüllen, und den Dunkelmännern, welche den Thron meiner Mutter umlagern, die Männer des Lichts entgegenzustellen, und mit ihnen vereint den Kampf zu wagen, den Kampf des Neuen gegen das Alte. So ungleich der Kampf auch sein mochte, so hatte ich doch neben mir einen Feldherrn, der allein mehr werth war, als das Heer von Priestern und Aristokraten, mit welchen der Cardinal Migazzi und die Jesuiten gegen uns ins Feld rückten! Ich hatte neben mir den Lacy! Und seine Art, die Mönche und ihren Anhang zu bekriegen, ist gerade dieselbe, womit er vor einigen Jahren dem König von Preußen die Spitze bot; es ist die vertheidigende Art Krieg zu führen. Wie oft hat mir der Lacy Pläne vorgelegt von verschanzten Lagern, Zickzackmärschen und vortheilhaften Retiraden, vor denen der Cardinal Migazzi mit all' seinen braunen, schwarzen und weißen Truppen das Feld räumen und die Winterquartiere beziehen mußte, ohne schlagen zu können!

Aber all' diese Kämpfe waren doch vergeblich, und haben Ew. Majestät wenig genützt, seufzte Lacy.

Sie mußten auch vergeblich sein, weil da noch eine dritte Partei war, eine Partei, an deren Spitze ein in seiner Art gar mächtiger und großer Feldherr steht!

Ah, Ew. Majestät meinen den Fürsten Kaunitz, sagte Lacy düster.

Ja, den Fürsten Kaunitz, Lacy, den Mann, der sich selbst den größten Staatsmann Europa's nennt, und der es in gewissem Betracht auch ist, den Mann, welchem die Kaiserin es verdankt, daß wir nicht allein jetzt Frieden haben, sondern daß das Haus Oesterreich im ganzen Europa jetzt keine Feinde hat, und dennoch eine zahlreiche und glänzende Armee erhält, die es, Dank den glücklichen und ökonomischen Arrangements des Fürsten Kaunitz, auch ernähren und bezahlen kann!

Ich habe geglaubt, daß man Armeen hält, um Kriege zu führen, murrte Lacy.

Ich habe das auch geglaubt, sagte der Kaiser lächelnd. Aber der Fürst Kaunitz ist anderer Meinung, und da er es ist, so ist es

auch meine Mutter, ſo werden wir unſere Armeen nur haben, um jährlich Manoeuvres und Revuen zu halten, und in nachgebildeten Schlachten uns zu entſchädigen für die wirklichen, die wir nicht haben können, weil Kaunitz es nicht will! Kaunitz iſt bis hierher der eigentliche Herrſcher von Oeſterreich geweſen, und wir dürfen das nicht tadeln, denn er hat ſich als ein treuer Diener Oeſterreichs bewährt, und das Vertrauen meiner Mutter hat ihn zu Dem gemacht, was er iſt. Und beſſer noch, daß Er regiert, als daß die Prieſter ganz und gar die Herrſchaft erlangen ſollten. Er iſt die Vormauer, welche zwiſchen uns und den Schwarzröcken ſteht, und er hat uns ſchon manches Scharmützel abgeſchlagen. Wenn wir ihn für uns gewinnen und auf unſere Seite bringen könnten, ſo wäre uns der Sieg gewiß, und wir würden hier die Stärkſten ſein! Aber Kaunitz zu gewinnen, iſt ſchwer. Er iſt ein ſtolzer, harter Fels, der ſich ſo hoch dünkt, daß er vermeint, bis in den Himmel hinein zu ragen, und die Sonne ſelber zu ſein, welche nur ihrer eigenen Kraft bedarf, um zu leuchten. Er iſt daher auch unbeſtechlich in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes! Aber inmitten ſeiner ſtolzen Sicherheit hat er doch zuweilen Momente der Beruhigung. Er wendet zuweilen den Blick von dem Glanz ſeiner Gegenwaet auf die Zukunft hin, die ihm noch ein wenig dunkel und unklar erſcheint. Er ſteht zwiſchen zwei Fürſten, die gar ſehr verſchieden ſind, und in ſeinen geheimſten Stunden fragt er ſich zuweilen, wie es möglich ſein wird, die Gunſt der Einen Partei zu bewahren, und die der Andern zu gewinnen, ſeinen jetzigen Credit nicht zu verlieren um bloßer Hoffnungen willen und die Hoffnungen doch nicht aufzugeben um des jetzigen Credits willen.

Bei Gott, Ew. Majeſtät haben ſehr ſcharf geleſen in dem undurchdringlichen Geſicht des Fürſten Kaunitz, rief Lacy lächelnd.

Ich habe Jahre lang dazu Zeit gehabt, denn Kaunitz hatte dafür geſorgt, daß der Mitregent meiner Mutter nichts zu thun hatte, weil der Miniſter Kaunitz Alles that. Aber endlich, Lacy, endlich konnte ich dieſen erzwungenen Zuſtand der Unthätigkeit nicht mehr ertragen, endlich glühte ich darnach, meinen Antheil zu haben an der Regierung

und an der Arbeit, endlich wollte ich Spielraum haben auch etwas zu thun für dieſes Volk, welches ich leiden ſehe, und dem ich bisher nichts geben konnte als meine Liebe Da ſelbſt der große Lacy mir nicht hatte zu einem entſcheidenden Siege helfen können, ſo beſchloß ich, mir ſelber zu helfen, ich, ganz allein! Mir ſo zu helfen wie es Brutus that, indem er den Blödſinnigen ſpielte, und ſich zum Hofnarren ſeines Tyrannen machte. Ich rechnete auf Diejenigen, welche mich genugſam kennen mußten, um nicht an mir irre zu werden, auf die wenigen Freunde, welche mein Herz kannten, ich rechnete vor allen Dingen auf Lacy, und ich dachte, er wird dieſe Kriegsliſt durchſchauen, und ſeine Augen werden erkennen, was mein Mund nicht verrathen darf! Ich ward alſo mein eigener Brutus, und näherte mich ſo dem allmächtigen Miniſter meiner Mutter! Da es unmöglich war, des Fürſten Macht zu zerſtören oder auch nur ſeinen Einfluß auf die Kaiſerin zu contrebalanciren, ſo blieb mir nur übrig auf ihn ſelber einzuwirken. Es wäre vergeblich, ihn beſtechen zu wollen, ich mußte alſo ſuchen ihn zu verführen, und ſeinem Ehrgeiz und ſeinem Stolz zu ſchmeicheln. Denn dieſem großen Mann geht es wie dem Achilles, er hat auch ſeine Ferſe, wo er verwundbar iſt. Dieſe Ferſe iſt ſeine Eitelkeit!

O, jetzt fange ich an zu begreifen, rief Lacy freudig.

Sie fangen an zu begreifen! wiederholte der Kaiſer nicht ohne Ironie. Für einen Mann, der ſich meinen Freund nannte, iſt dieſes Begreifen ziemlich ſpät! Ich war feſt entſchloſſen, aus meiner Unthätigkeit hervorzugehen, und endlich die Rolle zu ſpielen, die mir gebührt. Ich richtete mich alſo ſtolz empor an der Ferſe meines Achilles. Ich ſchien es von nun an nicht mehr zu ſehen, wenn der Fürſt gegen mich die Ueberlegenheit eines Mannes annahm, der ſich als den ſchützenden Genius der öſterreichiſchen Monarchie betrachtete. Ich ſchien nicht mehr beleidigt zu werden von dem Hochmuth und der Zurückhaltung, mit welcher er mir entgegentrat. Ich war es ſogar zufrieden, daß der Fürſt Kaunitz mich nach Neuſtadt begleitete, und dort ganz allein ſeine Conferenzen mit dem König von Preußen hielt. Ich gönnte dem Fürſten dieſen anſcheinenden Triumph, welcher

zugleich meine Mutter und ihn ſelber ſicher machte. Aber indem Kaunitz ganz allein mit dem König conferirte, ahnte er doch nicht, daß er ſchon ein Werkzeug in meinen Händen war, und daß er gerade das that und ſprach, was ich wollte! Ich ſtand hinter den Couliſſen und lenkte die Maſchinerie, und wiſſen Sie, wie mir das gelang? Dadurch, daß ich durch ein rückſichtsvolles und zuvorkommendes Betragen dem Stolz des Fürſten ſchmeichelte, durch einen feſten Willen ſeinen Ehrgeiz allarmirte! Dadurch bin ich dahin gekommen, ihn zu beherrſchen! Ich ward ſein Schmeichler, weil ich ſein Herr ſein wollte!*) Und ich ward ſein Herr! Nicht ſo weit wie es mir geziemt, aber doch genug, um meine Zukunft vorzubereiten. Ich habe dadurch den Kaunitz zu einem Vermittler gemacht zwiſchen mir und der Kaiſerin. Seine Aufgabe iſt es, meine Neigungen mit dem Willen meiner Mutter zu verſöhnen, meinen gerechten Forderungen und Anſprüchen bei ihr Gehör und Anerkennung zu verſchaffen, und ihr das, was ich will und fordere, ſo darzuſtellen, daß es ihrem religiöſen Sinn nicht als Freigeiſterei erſcheint. Ich herrſche jetzt durch Kaunitz, weil er ſich einbildet, dereinſt dann durch mich herrſchen zu können! Nun, Lacy, haben Sie mich jetzt verſtanden, und verzeihen Sie mir, daß Sie mich unter den Schmeichlern und Höflingen des Fürſten Kaunitz geſehen?

Ich bin es, der um Verzeihung zu flehen hat, Majeſtät, ſagte Lacy tiefbewegt, ich, deſſen kurzſichtige Augen nicht hinaufreichen zu Ihrer Größe, und Ihr hohes Wollen nicht zu erkennen vermochten. O mein Kaiſer und mein Herr, Vergebung für einen alten Soldaten, deſſen Blut und Leben Ihnen gehört, und der glückſelig iſt, ſich diesmal in Eurer Majeſtät geirrt zu haben!

Aber was hilft es Ihnen und mir jetzt noch, daß Sie Ihren Irrthum erkannt haben? fragte der Kaiſer mit anſcheinender Gleichgültigkeit. Sie werden ja keinen Antheil haben an meinen verſteckten Kämpfen und meinen heimlichen Siegen?

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Ferrand: Bd. I. S. 89.

Ew. Majeſtät wollen mir alſo nicht erlauben, bei Ihnen zu bleiben? fragte Lacy mit flehendem Ton.

Sie ſind ja alt, Lacy, und bedürfen der Ruhe, Sie ſind krank, und müſſen ſich zurückziehen vom Hofe!

Nein, Sire, ich bin nicht alt, denn ich fühle da ein jugendliches Herz in meiner Bruſt, welches vor Freuden klopft: ich bin nicht krank, denn ich ſehe, daß mein Kaiſer immer noch derſelbe iſt, daß er meiner noch bedarf, daß ich ihm noch nützen kann. Ich will mich nicht zurückziehen vom Hofe, denn alsdann würde ich die Stimme meines Kaiſers nicht hören, wenn er den Lacy ruft, mit ihm hinaus zu ziehen in die Schlacht und zum Sieg!

Ach, ich fürchte, Lacy, wir werden noch lange Winterquartiere auszuhalten haben, ehe unſer Frühlingsfeldzug beginnt!

Nun, hat mir nicht der König von Preußen ſelbſt zugeſtanden, daß ich ein guter Quartiermeiſter bin? Schicken mich alſo Ew. Majeſtät nicht fort von Ihrer Armee, laſſen Sie mich bei Ihnen in den Winterquartieren!

Wohl, ſagte der Kaiſer lächelnd, ich will es thun, aber unter Einer Bedingung!

Haben Ew. Majeſtät die Gnade, mir dieſe Bedingung zu nennen! Ich nehme ſie an, ſchon ehe ich ſie kenne.

Nun denn, ſagen Sie mir jetzt den Namen Deſſen, den Sie einſt Ihren Liebling nannten, und der es jetzt nicht mehr iſt!

Sire, nur als ich glaubte, ihn verloren zu haben, durfte ich in meiner Verzweiflung es wagen, ihn meinen Liebling zu nennen, jetzt darf ich das nur thun in der Stille meines Herzens.

Sie ſind meine Bedingungen eingegangen. Den Namen alſo Ihres Lieblings!

Nun denn, wenn Ew. Majeſtät es ſo wollen! Der Name meines Lieblings iſt Joſeph!

Er neigte ſich nieder auf die Hand des Kaiſers, und wollte ſie an ſeine Lippen ziehen, aber dieſer entzog ſie ihm heftig. Mit einer ungeſtümen Bewegung breitete er ſeine beiden Arme aus, und ſchaute mit Blicken voll unendlicher Liebe auf den Freund hin.

An mein Herz, mein treuer, mein wiedergefundener Freund, rief der Kaiſer mit vor Rührung zitternder Stimme. Ich auch habe einen Liebling, den ich mir verloren glaubte, und dieſer Liebling heißt Lacy!

V.

Polniſche Wirthſchaft.

Die Gräfin Wielopolska war allein in ihrem Gemach. Sie ging mit haſtigen Schritten auf und ab, zuweilen vor dem großen Trümeau ſtehen bleibend, um ihre eigene, reich geſchmückte Geſtalt zu betrachten, dann wieder bei jedem Rollen eines Wagens an das Fenſter eilend, und enttäuſcht von demſelben zurücktretend, wenn der Wagen vorüberfuhr.

Er kommt heute ſehr ſpät, ſeufzte ſie leiſe. Vielleicht hat er es vergeſſen, daß er mir überhaupt ſein Kommen verſprochen! Mein Gott, mein Gott, er liebt mich nicht! Ich werde niemals Gewalt über ihn haben. Er wird Polen nicht retten, denn ſein Herz iſt kalt! — Und doch, murmelte ſie nach einer Pauſe, doch ruht ſein Blick oft mit ſo glühendem Feuer auf mir, doch fühle ich oft das Zittern ſeiner Hand, wenn er die meine drückt, doch ſagt mir ſein tägliches Kommen, daß er es liebt, bei mir zu ſein. Ach, und ſeine Nähe läßt mich zuweilen ſogar vergeſſen, was ich will, vergeſſen des erſonnenen Plans, und ganz Hingebung, ganz Gefühl — nein, nein, unterbrach ſie ſich ſelbſt, ich darf das nicht denken, ich will es nicht! Meinem Vaterland iſt mein Leben und mein Herz geweiht, keine andern Wünſche dürfen in demſelben wohnen! Hinweg mit Euch, Ihr ſchwärmeriſchen Mädchengedanken, ich —

Die Gräfin unterbrach ſich und horchte, denn ſo eben hielt ein Wagen vor ihrer Thür an, und ſie hörte die Glocke der äußern Thür ſchellen.

Er kommt, er kommt! flüsterte sie athemlos, und ihre glühend Blicke wandten sich der Thür zu. Diese öffnete sich jetzt, und a der Schwelle erschien eine junge Dame von bewunderungswürdig Schönheit, in glänzendster Toilette, Hals und Arme funkelnd v Brillanten. Gräfin Zamoiska! rief die Gräfin überrascht, indem der Dame entgegeneilte.

Und weshalb ein so kalter, ceremonieller Empfang, meine the Anna? fragte die Dame mit einem fröhlichen Lachen. Bin ich nicht me kurzweg Deine kleine Luschinka wie Du mich in der Pensi nanntest, und haben wir uns dort nicht ewige Liebe und ewige Tre geschworen?

Ja, wir thaten es, sagte Gräfin Wielopolska ernst, aber seitd sind sechs Jahre vergangen, und welche fürchterlichen sechs Jahre!

Nun, ich weiß nicht, rief die Dame, indem sie zum Spiegel t und einen lächelnden Liebesblick auf ihr eigenes Bild warf, ich w nicht, weshalb Du diese sechs Jahre so fürchterlich findest! Es wa die sechs, Blüthenjahre unserer Schönheit, und ich mache Dir m Compliment, Du warst, als wir die Pension verließen, um uns Be zu vermählen, nicht schöner, als Du es heute bist. Ob ich mich v ändert habe? Nun, Du siehst, mein Herz ist wenigstens unveränd geblieben, und kaum erfahre ich bei meiner Ankunft in Wien v der Frau von Salmour, daß Du hier bist, als ich sofort zu I eile! Ach, ich habe es immer so sehr bedauert, daß Deine Familie i in die Politik mischte und Dir das Leben so umdüsterte. Wie o geschmackt von Deinem Gemahl, sich das Leben zu nehmen, u gerade am Tage vor einem Maskenball, den der König arrangirt ha und bei welchem Dein Mann doch mit dem König in derselben Q drille tanzen sollte!

Ja, sagte die Gräfin leise vor sich hin, der König, mein Gema der russische General Repnin, der eben hundert polnische Edelleute ha hinrichten lassen, und der Russe Branicki, der es liebte, zu seinem Ve gnügen die polnischen Dörfer in Brand zu stecken, das waren die Herr dieser Quadrille.

Die Dein Gemahl auf eine so ungentile Weise störte, ergänz

Gräfin Zamoiska. Die Quadrille hätte gar nicht zu Stande kommen können, wenn nicht Herr von Bibezkoi raſch ſich als Remplaçant gemeldet, und die ganze Nacht geübt hätte, um die Tanztouren zu lernen. Vraiment, ein ſehr liebenswürdiger Cavalier, der Herr von Bibezkoi!

Ein Ruſſe! ſagte die Gräfin lakoniſch.

Nun, lachte die Dame, was kümmert es uns Frauen, von welcher Nation die Cavaliere ſind wenn ſie es verſtehen, den Damen zu gefallen und ihnen auf eine angenehme Art die Cour zu machen. Fis donc, ma chère, haſt Du noch immer Deine Politik nicht aufgegeben, und ſchwärmſt für unſere enragirten Landsleute, welche unſer armes ſchönes Vaterland mit ſo wüſtem Geſchrei und ſo unharmoniſchem Freiheitsgebrüll beunruhigen?

Du weißt, daß der Graf Pac meines Vaters theuerſter Freund iſt, und daß ich ihn als meinen Vater liebe und ehre!

Ah, der Graf Pac, das Haupt der Conföderirten zu Bar, ſagte Gräfin Zamoiska gleichgültig. Ich bitte Dich, chère Anne, laß uns nicht politiſiren. Es giebt nichts Langweiligeres als die Politik, und ich begreife nicht, wie eine Frau Gefallen daran finden kann! Mon dieu, es giebt ja ſo viele andere Dinge, welche für uns Frauen von der höchſten Wichtigkeit ſind. Zum Beiſpiel: wie amüſirt man ſich hier in Wien? Wie lebſt Du? Haſt Du viele Courmacher? Beſuchſt Du viele Bälle?

Hältſt Du mich wirklich für ſo niedrig und entartet, daß ich tanzen könnte, während Polen leidet und ſich verblutet? fragte Gräfin Wielopolska in edlem Zorn.

Die Gräfin Zamoiska lachte laut auf. Ah, voyons, eine neue Jeanne d'Arc, welche das polniſche Heroinenthum wieder zu Ehren bringen will! Ich verſichere Dich, meine ſchöne Anna, wir haben in Warſchau niemals mehr getanzt und glänzendere Feſte gefeiert, als in dieſen letzten Jahren, ſeit die ſchönen ruſſiſchen Regimenter in Warſchau ſtationiren, und die ruſſiſchen Offiziere am Hofe unſers guten Königs erſcheinen.

Ihr habt getanzt? rief die Gräfin entſetzt. Getanzt mit den ruſſiſchen Offizieren, welche vielleicht geſtern erſt das Blut Eurer

Brüder, Eurer Vettern vergoſſen, oder ſie in finſtere Kerker geſchleppt haben! Ihr habt getanzt, während das ganze polniſche Volk jammert und klagt, und verzweifelt!

Ah bah, ne parlez pas du peuple! rief Gräfin Zamoiska lachend. Das Volk iſt ein Haufe dummen ſchmutzigen Geſindels, nicht beſſer als das Vieh, und auch nicht werth, daß es beſſer gehalten werde! Ich kenne kein polniſches Volk! Wo iſt es denn in Polen? Oder willſt Du unſere Leibeigenen, oder unſere ſchmutzigen, betrunkenen Bauern ſo nennen, ma chère? Oder ſind's vielleicht die Räuberbanden, welche ſich jetzt aller Orten aus dem niedrigſten Geſindel zuſammenrotten, und ſelbſt die Umgebung von Warſchau unſicher machen?

Du haſt Recht, ſprechen wir nicht von Politik, ſeufzte Gräfin Wielopolska. Erzähle mir von Warſchau! Vom Hofe, von Deinen Frennden!

Sie führte die Gräfin zum Divan, und ſetzte ſich neben ihr nieder.

Alſo ein wenig chronique scandaleuse möchteſt Du hören? fragte Gräfin Zamoiska lachend. Ah, ma chère, daran fehlt es freilich nicht, denn es iſt ein gar heiteres und luſtiges Leben an unſerm Hof zu Warſchau. Der König iſt noch immer ein gar ſchöner Cavalier, und ſein Herz hat, trotz der Kaiſerin Katharina, noch immer einige Gluthen bewahrt. Du kennſt ſeine Liaiſon mit der ſchönen Gräfin Kaunizka! Freilich, Du mußt ſie kennen, denn ſie war ja eine Schweſter Deines Gemahls!

Eine unwürdige, ehrloſe Schweſter, welche die Geliebte des Mannes war, der ſein Vaterland verrieth und ſich zum Sclaven unſerer Feinde machte.

Aber dieſer Mann war ein König, ſagte die Gräfin achſelzuckend. Stanislaus war als Liebhaber ſehr hinreißend und verführeriſch, und die ſchöne Kaunizka liebte ihn wirklich ſo leidenſchaftlich, daß ſie untröſtlich war, als die Liebe des Königs endlich, wie das ja nicht anders ſein kann, zu erkalten anfing.

Ah, ſie hat alſo ihre Strafe erhalten, rief Gräfin Wielopolska faſt *freudig*, der König hat ſie verlaſſen!

Nicht doch, meine liebe Anna! Du wirſt doch Deiner Schwägerin nicht eine ſolche bêtise zutrauen die Rolle einer Dido zu übernehmen! Sie beſtrafte den Verbrecher faſt noch ehe er geſündigt hatte. Da ſie ahnte, daß der König vielleicht eines Tages ſie verlaſſen könnte, kam ſie ihm zuvor und verließ ihn, und fing eine Liaiſon an mit dem Fürſten Repnin!

Mit Repnin? rief Gräfin Anna entſetzt. Mit dem Geſandten der Kaiſerin von Rußland?

Mit demſelben, nickte Gräfin Zamoiska. Ah, mein Herz, Du hätteſt die Verzweiflung des Königs ſehen ſollen, als er dieſen Verrath ſeiner Geliebten erfuhr, und allerdings, es war ein wenig boshaft von der Gräfin, dem König gerade den Mann zum Nachfolger zu geben, welcher, wie man ſagt, eigentlich auf dem Thron ſein Nachfolger, und der eigentliche König von Polen iſt. Aber hinreißend liebenswürdig war der König in ſeinem Liebesſchmerz. Er verſuchte Alles, ſich mit der Gräfin zu verſöhnen, er belagerte wie ein Troubadour ihr Haus mit Serenaden, er ſchrieb ihr die zärtlichſten Briefe, er beſchwor ſie um eine Zuſammenkunft. Alles vergeblich! Gräfin Kaunizka blieb unerbittlich, ſie verſchloß ihm ihre Thür, und hat jetzt eine erklärte Liaiſon mit Repnin! Der König war wirklich lange Zeit untröſtlich! *) Er gab Bälle und Feſte, um ſich zu zerſtreuen, er ſpielte ganze Nächte hindurch, er verſäumte keinen Abend das Theater, und gab Maskenbälle und Schlittenpartieen, aber man ſah es ihm doch an, daß er innerlich traurig und voll Verzweiflung war, und wäre es der ſchönen Sängerin Tiſſona nicht endlich gelungen, ihn zu tröſten, ſo würde unſer ſchöner König am Ende geſtorben ſein vor Liebesgram!

Er iſt alſo getröſtet! rief Gräfin Wielopolska ironiſch. Er lacht wieder und giebt Feſte, er tanzt und ſpielt, dieſer gute König von Polen, und während der Zeit verbluten ſich die Edelſten der Polen in unſeligen Kämpfen gegen die Freunde ihres Königs, und während der Zeit ſtirbt das unglückſelige beklagenswerthe Polen, und verfällt

*) Wraxall Memoirs of the Court of Vienna. Vol. II. pag. 96.

der Sclaverei und der ruſſiſchen Knute. O, Stanislaus, Stanislaus, Polen wird eines Tages vor dem Throne Gottes Rechenſchaft von Dir fordern, und die Helden, welche Du in den Tod getrieben, werden Dich fragen, was Du angefangen haſt mit ihrem Vaterlande und mit der Freiheit Polens.

Vraiment, meine liebe Anna, wenn man Dich hörte, ſollte man vermeinen, Du gehörteſt auch zu den Conföderirten, welche neulich das ſchauderhafte Attentat gegen unſern guten König gemacht haben! rief Gräfin Zamoiska lachend.

Was für ein Attentat? fragte die Gräfin erbleichend.

Nun, das Attentat auf ſein Leben, das neulich von Lukawski, Strawinski und Koſinski gemacht worden! Du kennſt es nicht?

Ich kenne es nicht, ſagte die Gräfin, deren ganze Geſtalt erbebte in fieberiſcher Aufregung. Nichts weiß ich von dieſem Attentat. Ich beſchwöre Dich, erzähle! Wann geſchah es, und wer hat es gethan?

Freilich, Du kannſt es auch kaum wiſſen, ſagte Gräfin Zamoiska ruhig; denn es war erſt einen Tag vor meiner Abreiſe geſchehen, und wir ſind mit Courierpferden hierher gereiſt.

Ich beſchwöre Dich, erzähle, wiederholte die Gräfin.

Es iſt eine lange und ſehr intereſſante Geſchichte, ſagte Gräfin Zamoiska achſelzuckend. Die Verſchworenen haben ſich als Bauern verkleidet und waren ſo nach Warſchau gekommen. Es waren ihrer vierzig, aber Lukawski, Strawinski und Koſinski waren die eigentlichen Anführer. Der König hatte ſeinen Oheim beſucht, der, wie Du weißt, in einer Vorſtadt von Warſchau ſeinen Palaſt hat. Es war eine finſtere und dunkle Nacht, und zu unſerm Unglück ſind die Straßen von Warſchau noch immer nicht erleuchtet. Der König ward mitten in Warſchau auf offener Straße von den Verſchwörern angefallen, ſeine berittene Begleitung entfloh vor Angſt und Schreck und ließ den König ganz allein in den Händen der Verſchworenen zurück. Sie riſſen ihn aus ſeiner Kutſche, ergriffen ihn bei den Armen und ſchleppten ihn fort, indem ſie ſchwuren, ihn zu ermorden, *wenn er einen* Schrei, einen Hülferuf ausſtieß. Der heldenmüthige

König ſchwieg, und ließ ſich fortſchleppen, fort aus Warſchau; wie einen gemeinen Verbrecher ließen die Ruchloſen ihn, den ſie am Kragen gepackt hatten, zu Fuß laufen zwiſchen ihren Pferden, die im vollen Galopp dahinbrauſten. Endlich, als ſie ſahen, daß der König nicht mehr fähig war, zu laufen, gaben ſie ihm ein Pferd, und fort ging's in raſendem Jagen hin nach dem Walde von Bielani. Hier ward der König ausgeplündert, und man ließ ihm nichts, als ſeine Kleider und das Band des weißen Adlerordens. Dann zerſtreuten ſich die Verſchworenen, um ihren Mitverſchworenen das glückliche Gelingen ihres Unternehmens anzuzeigen, und zu berichten, daß ſie den König im Walde von Bielani hingerichtet hätten. Mit der eigentlichen Ermordung aber hatten ſie Koſinski beauftragt, den ſie jetzt mit ſechs Verſchwornen in dem finſtern Walde zurückließen.

Weiter! Weiter! rief Anna Wielopolska athemlos, als die Gräfin Zamoiska jetzt ſchwieg. — Die junge Gräfin lachte.

Nicht wahr, ſagte ſie, es klingt wie ein Ammenmärchen, was ich Dir da erzähle, und hat ſich doch wirklich ſo begeben, und zwar am dritten November dieſes geſegneten Jahres 1771. Sie ſchleppten alſo den König immer weiter hinein in den Wald, und die Verſchwornen verlangten mit Ungeſtüm von Koſinski, daß er endlich Halt machen und zur Hinrichtung des Königs ſchreiten ſolle. Aber Koſinski fand den Ort immer noch nicht abgelegen und ſtill genug, und ſo zogen ſie weiter, der König ohne Schuhe, die er verloren, durch den Moraſt watend, mit zerriſſenen und zerſchoſſenen Kleidern, blutend aus mehr als zehn leichten Wunden, aber muthig und entſchloſſen ſeinem Schickſal entgegen gehend. Auf einmal begegneten ſie einer ruſſiſchen Patrouille. Von Angſt und Entſetzen ergriffen, flohen die Verſchwornen und ließen Koſinski allein bei dem König zurück; Koſinski, welcher den entblößten Säbel über das Haupt des Königs emporſchwang, ſchwur, ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er es wage, einen Laut von ſich zu geben. Der König ſchwieg, und die Patrouille zog vorüber, ohne ſie in der Dunkelheit zu bemerken.

Und Koſinski? fragte Gräfin Wielopolska angſtvoll.

Koſinski, immer mit gezücktem Schwert neben dem König gehend,

zwang ihn, weiter zu wandern, obwohl der König ihn anflehte, nur um eine Minute der Ruhe und Erholung. Aber der König ſah, daß Koſinski unentſchloſſen und ängſtlich war, und als ſie am Kloſter von Bielani vorüberkamen, ſagte der König: Ich ſehen Ihr wißt nicht, welchen Weg Ihr einſchlagen ſollt. Laßt mich alſo hier in's Kloſter eintreten und ſorgt für Eure eigene Sicherheit! — Nein, ich habe geſchworen, Euch zu tödten, entgegnete Koſinski, indem er den König weiter ſchleppte. So wanderten ſie weiter und kamen endlich nach Mariemont, dem zwei Meilen von Warſchau gelegenen Luſtſchloß des Kurfürſten von Sachſen. Wieder bat der König um einen Moment der Erholung, und Koſinski bewilligte es ihm. Sie ſetzten ſich Beide auf einen Grabenrand nieder, und der König ließ ſich in ein Geſpräch mit ſeinem Mörder ein. Koſinski geſtand, daß er nicht aus eignem Antrieb ihn ermorden wolle, ſondern auf höhern Befehl, und daß ſein Tod beſchloſſen ſei wegen der vielen Verbrechen, welche der König gegen Polen begangen habe. Der König ſuchte ſich zu rechtfertigen; er klagte über ſeine unglückliche Lage, über die Tyrannei Rußlands, die er vergeblich von Polen abzuwenden ſuche, und ſeine Worte bewegten endlich des Mörders Herz. Er warf ſich dem König zu Füßen und bat unter Thränenſtrömen um Vergebung, und ſchwur, den König zu retten, und koſte es auch ſein eigenes Leben. Stanislaus verſprach ihm ſeine volle Vergebung, und verſicherte ihn ſeiner völligen Strafloſigkeit, wenn er jetzt Alles thun werde, was der König von ihm fordern werde. Koſinski erklärte ſich bereit dazu, und der König, welcher ſich erinnerte, daß ſich in der Nähe von Mariemont eine Mühle befände, befahl Koſinski, ihn dorthin zu führen. In wenigen Minuten waren ſie dort, und baten, an die Thür klopfend, um Einlaß. Aber der Herr der Mühle ſchlug es entſchieden ab, und je mehr der König bat und flehte, deſto heftiger verweigerte es der Mann, indem er ihnen erklärte, daß er nicht ſo thöricht ſein würde, Räubern ſeine Thür zu öffnen. „Wenn wir Räuber wären," ſagte der König, „ſo würde es uns, da wir Zwei gegen Einen ſind, leicht ſein, dies Fenſter hier zu zerbrechen und *mit* Gewalt uns Eingang zu verſchaffen." — Das leuchtete dem

Müller ein, er öffnete die Thür und ließ die beiden „verirrten Wandrer“ ein. Hier ſchrieb der König ſogleich auf einem Blatt ſeiner Brieftaſche, welche durch einen glücklichen Zufall den plündernden Händen der Verſchworenen entgangen war, einige Worte an den General Cocceji, und forderte ihn auf, ihn mit einem Wagen von der Mühle abzuholen. Eine Magd aus der Mühle entſchloß ſich nach vielem Flehen und Bitten, den Brief nach Warſchau zu tragen und ihn in die Hände des Generals zu bringen. — Du kannſt Dir denken, welch' ein Jammer indeß unter der ganzen Bevölkerung und beſonders am Hof herrſchte. Jedermann glaubte natürlich den König ermordet, man hatte auf der Straße ſeinen durchſchoſſenen Mantel, und weiter hin vor dem Thor ſeinen mit Blut beſchmutzten Federhut und ſeine Schuhe gefunden. Jammern und Wehklagen war in jedem Hauſe, und nun auf einmal der Jubel, das Entzücken, als die Nachricht ſich verbreitete: der König lebt! Der König iſt gerettet! — General Cocceji, begleitet von allen Herren des Hofes, eilte ſofort hin nach der Mühle von Mariemont. Vor der elenden Hütte hielt Koſinski mit gezücktem Schwert die Wache, aber er ließ Cocceji ſofort eintreten. Und welch' ein Anblick bot ſich ihm jetzt dar! Auf der bloßen Erde dieſes Hüttenflurs lag der König, bedeckt mit dem Rock des Müllers, in tiefen Schlaf geſunken. Sofort warf Cocceji ſich auf die Kniee, um ihm die Hände zu küſſen und ihn ſeinen Herrn und König zu nennen. Die Müllersleute, welche bis dahin gar nichts geahnt von dem hohen Rang ihres Gaſtes, ſtürzten auch nieder auf ihre Kniee und baten um Gnade und Vergebung, die der König ihnen lächelnd zuſagte. Dann kehrte er mit Cocceji nach Warſchau zurück. — Da, meine Liebe, haſt Du die romantiſche Geſchichte von dem Mordverſuch auf das Leben des guten und ſchönen Königs von Polen *).

Es iſt eine traurige und ſeltſame Geſchichte, ſagte Anna düſter. Wie ſchuldig der König auch iſt, ſo wäre es doch ein Flecken auf

*) Wraxall, Memoirs etc. Vol. II. p. 76.

der reinen Stirn Polens, wenn ſein König von Mördern, die zu ſeinen Unterthanen gehörten, gefallen wäre.

Ah, meine Liebe, dieſe Herren halten ſich nicht mehr für die Unterthanen des Königs, denn Du weißt ja, die Conföderirten haben die folie begangen, den König für abgeſetzt zu erklären.

Und was haben die Conföderirten mit den Mördern zu thun, welche den König nur überfielen, um ihn zu berauben? fragte die Gräfin erglühend. Will man den Haß und die Bosheit jetzt ſo weit treiben, daß man die Conföderirten verantwortlich machen will für das Verbrechen ehrloſer Räuber?

Ah, ma chère, die Räuber waren nur die Werkzeuge, nicht die Thäter! Sie ſind gefangen, und haben Alles bekannt. Pulawski, der große Held der Conföderirten, hat ſie zu dieſer That gedungen, er ließ die Häupter der Verſchwornen einen Eid leiſten, den König lebendig oder todt ihm zu überliefern, und der päpſtliche Nuntius am Hofe zu Warſchau, Monſignore Durini, war eigens nach Czenſtochau gekommen, um den Verſchwörern ſeinen Segen zu geben. **) Es iſt Alles erwieſen und klar; man hat bei Lukawski, der ſich noch jetzt ſeines Vorhabens rühmt, und den König einen Verbrecher gegen das Vaterland nennt, mehrere Briefe von Pulawski gefunden, die ihn als das eigentliche Haupt der Verſchwörung und den Anſtifter des Attentats bezeichnen, und man hat daraus erſehen, daß auch die Generäle der Conföderirten, daß auch Zaramba und Pac darum wußten.

O, dann iſt Alles verloren, rief Gräfin Anna mit einem Schmerzensſchrei, dann geht es zu Ende mit Polen, und die heilige Sache iſt beſchmutzt mit dem Brandmal der Schande! Wehe, wehe über uns Alle!

Und mit einem lauten Aechzen ſchlug ſie ihre Hände vor ihr Angeſicht und weinte bitterlich.

Vraiment, ich begreife Dich nicht, ſagte Gräfin Zamoiska achſelzuckend. Statt Dich über die glückliche Rettung des Königs zu freuen,

*) Wraxall II. p. 58.,

weinſt Du über die Schlechtigkeit ſeiner Mörder. Sie werden ſämmtlich ihre Strafe empfangen, darauf verlaſſe Dich. Ganz Polen dürſtet nach ihrem Blute, und ſelbſt die Güte des Königs wird uns daſſelbe nicht vorenthalten dürfen! *) Weine alſo nicht mehr, theuerſte Anna, das Weinen iſt den Augen ſchädlich und trübt ihren Glanz. Mein Gott, wenn ich mir das nicht täglich wiederholt hätte, wie viel hätte ich weinen müſſen. Denn Du weißt nicht, was ich gelitten habe, Anna, ſeit wir uns trennten. Du haſt ein egoiſtiſches und kaltes Herz und fragſt gar nicht einmal, wie es mir ergangen iſt, ſeit wir uns nicht ſahen. Weißt ſo wenig von meinen Schickſalen, daß Du mich noch Gräfin Zamoiska nennſt!

Und biſt Du's nicht? fragte Anna, ihre Hände langſam von ihrem Geſicht niederfallen laſſend.

Ah, ma chère, es iſt ſchon vier Jahre her, daß ich mich zuletzt ſo nannte, ſagte die Gräfin lachend. Mein Gott, der König weiß am Beſten, welche Qual es iſt, an eine Perſon gefeſſelt zu ſein, die man nicht mehr liebt, und es iſt daher ein Glück für unſere polniſchen Schmetterlingsherzen, das der König die Macht hat, unſere Ehen zu ſcheiden. Er thut es mit der größten Bereitwilligkeit, und das giebt alsdann Veranlaſſung zu immer neuen und glänzenden Feſten, denn Du begreifſt, man läßt ſich nicht blos ſcheiden, um geſchieden zu ſein, ſondern um ſich wieder zu vermählen, und man bemüht ſich, das Glück einer zweiten Ehe mit den herrlichſten Feſten zu feiern.

Du biſt alſo zum zweiten Male vermählt? fragte die Gräfin mit einem traurigen Lächeln.

Ja, ich bin zum zweiten Mal vermählt, ſeufzte die Dame, oder vielmehr, ich war zwei Mal vermählt, und bin eben zum zweiten Mal geſchieden. Aber ich verſichere Dich, Anna, ich bin nicht die Schuldige. Ich habe meinen Gemahl, den erſten, meine ich, wahr-

*) Lukawski und Strawinski wurden Beide zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Sie ſtarben Beide, indem ſie Koſinski als einen Verräther verwünſchten. Dieſer, der ſich in Polen nicht mehr ſicher fühlte, ging nach Italien, wo er in Sinigaglia von einer Penſion des Königs lebte. — Wraxall, II. p. 83.

haft geliebt, und ich war ganz untröstlich, als er mir sechs Monate nach unserer Vermählung erklärte, er liebe mich nicht mehr, sondern wünsche die Gräfin Luwiendo zu besitzen. Nun, sie war meine theuerste Freundin, und also machte ich bonne mine au mauvais jeu. Ich lud die Gräfin auf meine Villa ein, und alle drei in den Schattengängen unseres Parks Arm in Arm dahin wandelnd, verabredeten wir die Bedingungen meiner Scheidung *). Jedermann lobte mich wegen meine liebenswürdigen Nachgiebigkeit, alle Männer waren davon entzückt, und Fürst Martin Lubomirski verliebte sich deshalb so leidenschaftlich in mich, daß er sich von seiner ersten Gemahlin scheiden ließ, um mir seine Hand anbieten zu können.

Und Du nahmst sie an?

Welche Frage? Der Fürst war jung, liebenswürdig, reich, ein Favorit des Königs, er liebte mich, und ich ihn, wir wurden also vermählt! Aber ach, meine Liebe, das Glück ist immer nur von kurzer Dauer, und die Liebe hat so leichte Schmetterlingsflügel, sie flattert weiter, wenn man es am wenigstens vermuthet. Mein zweiter Gemahl machte es wie mein erster, er bat mich um eine Scheidung, und ich durfte ihm nicht abschlagen was ich dem Andern bewilligt hatte! Es ist ein abominables Geschlecht, die Männer, und kaum von mir geschieden, ist Fürst Lubomirski schon zum dritten Mal vermählt! **)

Polen ist verloren! seufzte die Gräfin traurig vor sich hin. Es geht zu Grunde an seinen eigenen Lastern! Wem nichts mehr heilig ist, der kann nicht fordern, daß seine Rechte Andern heilig sind. Polen ist verloren!

Au contraire, mein Herz, lachte die Dame. Es war nie glücklicher als jetzt, und nie gab es in Warschau glänzendere Feste. Ich sage Dir ja, die vielen Scheidungen veranlassen neue Vermählungsfeste, und deshalb schon begünstigt sie der König. Jeden Abend giebt es Bälle, Illuminationen, Maskenfeste, und man hört in den Palästen nichts als Jubel, Musik und Gläserklirren.

*) Wraxall, ll. p. 111.

**) Wraxall, ll. p. 110.

Und dennoch haſt Du Dich entſchloſſen, Warſchau zu verlaſſen? fragte die Gräfin mit einem Ton kalter Verachtung.

Ja, ich habe mich dazu entſchloſſen, ſeufzte die Fürſtin. Ich gehe nach Italien! Ich wollte nicht gern ſogleich mit der dritten Gemahlin des Fürſten am Hofe zuſammentreffen, denn geſtehe ſelbſt, ma chère, es wäre ein kleines Ridicüle, da immer zwei Frauen mit ihren Männern zu begegnen, die einſt Beide meine Männer geweſen, und mich verlaſſen haben! Ich hätte mich entſchließen müſſen, auch zum dritten Male zu heirathen, um meinen zwei Treuloſen auch ein Paroli zu biegen. Und dagegen ſträubte ſich unglücklicher Weiſe mein Herz.

Du gehſt alſo nach Italien nicht mit einem dritten Gemahl, Du gehſt allein?

Nein, ma chère, ich gehe dahin mit meinem Geliebten! Ach, Anna, er iſt ſchön, bezaubernd ſogar, er malt zum Entzücken, ſo ſchön, daß die Kaiſerin Katharina ihn ſogar zu ihrem Hofmaler ernannt hat! — Ich liebe ihn grenzenlos! Ah, Du ſchüttelſt Dein ſtolzes Haupt? Was willſt Du, meine Liebe, le coeur est toujours vierge pour un nouvel amour!

Wenn Du ihn grenzenlos liebſt, warum heiratheſt Du ihn nicht?

Ich ſage Dir ja, er iſt ein Künſtler, und nicht von Adel. Man liebt ſo Etwas, aber man heirathet es nicht! Ah bah, wie würden meine beiden Männer lachen, wenn ich meinen Fürſtentitel aufgäbe, um die ehrbare Gattin eines Künſtlers zu werden. Die Fürſtin Lubomirska eine Madame Wand, kurzweg Wand! Das iſt eine Idee zum Todtlachen, chère Comtesse! Nein, nein, ich gehe mit ihm nach Italien!

So gehe, ſagte Gräfin Wielopolska rauh, indem ſie aufſtand und ihre großen flammenden Augen mit dem Ausdrucke tiefſter Verachtung auf die Fürſtin heftete. Gehe, Du entartete Tochter Deines entarteten Vaterlandes, gehe nach Italien, trage unſere Schande und unſer Unglück weithin in die Fremde, lächle und juble, während Polen ſich verblutet; genieße Dein leichtfertiges Glück, während Dein Vaterland zu Grabe getragen wird. Aber nimm auf Deinen Weg die Verachtung Deines Vaterlandes mit, die ich Dir verkünde, ich, eine Polin!

Sie wandte ſich um, und verließ hochaufgerichtet und ſtolz das Gemach. Die Fürſtin Lubomirska blickte ihr voll Erſtaunen nach; dann auf einmal brach ſie in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

Welch eine pathetiſche Närrin! ſagte ſie aufſtehend. Man ſieht es wohl, daß kein reines Blut in ihren Adern fließt! Ihre Mutter war eine Sängerin, eine Theaterprinzeſſin, und die Tochter der Künſtlerin erglüht in moraliſchem Zorn, weil eine Fürſtin Lubomirska ſich nicht herablaſſen will, einen Künſtler zu heirathen! Quelle bêtise!

Und laut auflachend rauſchte die Gräfin von dannen.

VI.

Eine ſchwere Wahl.

Gräfin Wielopolska hatte ſich, als ſie die Fürſtin verließ, in ihr Kabinet zurückgezogen. Eine tiefe Verzweiflung, ein unausſprechlicher Jammer war in ihr; wie zerbrochen von Schmerz war ſie auf einen Stuhl niedergeſunken; die Hände in ihrem Schooß gefaltet, ſtarrte ſie mit weit geöffneten Augen in das Leere.

Sie hörte es nicht, wie ſich hinter ihr die Thür leiſe öffnete, und Matuſchka hereintrat, ſie ſah nicht, wie die treue Dienerin ſie mit zärtlichen, von Thränen umdüſterten Blicken anſchauete. Erſt als Matuſchka dicht zu ihr herantrat, ihre Hand ergriff und ſie an ihre Lippen drückte, erſt da ſchreckte ſie zuſammen.

Was willſt Du? fragte ſie, wie aus tiefen Träumen erwachend.

Herrin, ich will fragen, was weiter aus uns werden ſoll? fragte Matuſchka mit zitternder Stimme. Das Perlenhalsband iſt aufgezehrt, das Diadem auch. Wir haben zweitauſend Dukaten dafür erhalten, und haben kaum ein Jahr daran genug gehabt, denn wir verſchmähen es, uns einzuſchränken, wir leben, wie es der Gräfin Wielopolska wohl geziemt, aber wie manes nicht kann, wenn man *von* ſeinem Capital lebt. O, Herrin, hört doch auf die Worte Eurer

alten Matuſchka, beugt Euer ſtolzes Herz, lehrt es vernünftig ſein, und ſich fügen. Warum wollt Ihr Eure Armuth verbergen, warum ſoll der Kaiſer nicht ahnen —

Still, unterbrach ſie die Gräfin raſch, ſprich nicht vom Kaiſer, wenn Du von unſerer Armuth redeſt! Es iſt kein Geld mehr da! Nun wohl, nimm das Brillantdiadem, laß die Steine herausbrechen und falſche dafür einſetzen, verkaufe die Brillanten, nur ſorge, daß ich das Diadem bald wieder erhalte. Die Brillanten ſind ſchön, jeder Juwelier wird Dir dafür tauſend Dukaten geben. Wir werden alſo ein zweites Jahr zu leben haben!

Und dann? fragte Matuſchka mit einem leiſen Schmerzensſchrei.

Dann? wiederholte die Gräfin ſinnend. Dann werden wir entweder glücklich ſein, oder zu ſterben wiſſen! Geh, Matuſchka, nimm das Diadem; aber ich befehle Dir, daß Niemand erfährt, was Du thuſt, hörſt Du, Niemand! Und ſorge, daß ich morgen Abend das Diadem mit den falſchen Steinen wieder bekomme; es iſt morgen Soirée bei der Kaiſerin, ich muß alſo meinen ganzen Schmuck wieder anlegen können! Hörſt Du! —

Den ganzen Schmuck von falſchen Steinen und falſchen Perlen! ſeufzte Matuſchka. Ach, wie würde es den Kaiſer ſchmerzen, wenn er das erführe, ihn, welcher Euch ſo gern helfen und beiſtehen möchte!

Still, ſtill, wiederholte die Gräfin heftig. Habe ich Dir nicht ſchon geſagt, daß Du den Namen des Kaiſers nicht nennen ſollſt, wenn Du von unſerer Armuth ſprichſt? Gehe, gehe, Matuſchka, verkaufe die Brillanten und ſchaffe mir mein Diadem zu morgen Abend wieder herbei!

Ich gehe! ſagte Matuſchka, faſt trotzig, und mit einem ſeltſamen, zürnenden Blick auf die Gräfin nahm ſie aus dem Schmuckkaſten derſelben das Etui mit dem Brillantdiadem, und ging hinaus.

Draußen im Vorzimmer ſtand eine tiefverhüllte männliche Geſtalt. Matuſchka ſchien nicht überraſcht davon, ſie ſchritt vielmehr gerade auf dieſelbe zu, und hielt ihr das geöffnete Etui entgegen.

Das Diadem! flüſterte ſie leiſe. Ich ſoll die Steine ausbrechen und falſche dafür einſetzen laſſen. Ich ſoll die Brillanten

verkaufen, und der Gräfin zu morgen Abend das Diadem wieder herbeiſchaffen.

Wieviel glaubt die Gräfin für die Diamanten bekommen zu können? fragte der Herr leiſe flüſternd.

Tauſend Ducaten, Sire!

Ich werde heute Abend die Summe herſenden. Bewahrt das Diadem bis morgen Abend und ſtellt es ihr dann zurück. Wo iſt die Gräfin?

In ihrem Kabinet, Sire!

Gut, ich gehe dahin! Laßt Niemand ein, ſo lange ich hier bin!

Er warf ſeinen Mantel ab, und ſchritt leichten Fußes durch das Vorzimmer hin. Ohne anzuklopfen öffnete er die Thür, und trat in das Gemach ein. Die Gräfin ſaß noch immer in tiefe Gedanken verloren da, ſie ſtarrte noch immer in die Weite, und horchte auf die traurigen und unheilsvollen Stimmen, welche in ihrem Herzen flüſterten.

Der Kaiſer blieb einen Moment auf der Schwelle ſtehen, und ſeine großen blauen Augen richteten ſich mit einem warmen, innigen Liebesblick auf die edle und ſchöne Erſcheinung vor ihm, die kalt, unbeweglich und bleich wie ein Marmorbild ſich ihm darſtellte.

Gräfin Anna! ſagte er dann leiſe, indem er näher ſchritt.

Sie ſtieß einen Schrei aus, und eine dunkle Purpurgluth übergoß auf einmal ihre Wangen.

Der Kaiſer! rief ſie, haſtig aufſpringend und ſich zu ihm umwendend.

Ehren Sie mein Incognito immer noch nicht? fragte er, ihr ſeine beiden Hände darreichend. Bin ich für Sie immer noch der Kaiſer und wollen Sie mich nicht annehmen als den Grafen Falkenſtein?

Iſt nicht der Kaiſer derjenige, den der Prieſter auf der Kanzel, wenn er für das Wohl der Menſchheit betet, gleich zuerſt nennt? fragte die Gräfin mit einem bezaubernden Lächeln. Denken Sie alſo, mein Herz ſei ein Prieſter, gönnen Sie es ihm, immer zuerſt den Kaiſer zu nennen, wenn es mit Gott ſpricht!

O, beim Himmel, wenn die Prieſter Ihnen glichen, rief der

Kaiſer lachend, dann würde ich nicht in Feindſchaft mit ihnen leben, ſondern würde ſehr bereit ſein, ſie zu lieben. Kommen Sie, mein holder ſchöner Prieſter, ich vergebe es Ihnen, daß Sie mich den Kaiſer nannten, wenn Sie mich nur jetzt als Graf Falkenſtein willkommen heißen wollen.

Willkommen, Herr Graf! ſagte ſie mit einem vollen freudigen Tone.

Gott ſei gelobt, der Kaiſer iſt auf eine Stunde quittirt, ſagte Joſeph aufathmend. Er hat ſich in ſeine Gemächer zurückgezogen und ruht dort aus von der Langeweile, den Sorgen und Zwiſtigkeiten ſeines Tages! Ach, Gräfin, wie traurig und umnebelt das Leben doch iſt, wie wenig Momente, wo die Sonne ſcheint!

Er ließ ſich, wie erſchöpft, auf den Divan nieder gleiten, und lehnte ſein Haupt müde in die Kiſſen zurück.

Gräfin Anna neigte ſich über ihn und mit einem ſüßen Lächeln zu ihm niederſchauend, flüſterte ſie: was weiß denn die Sonne ſelber von ihrem Leuchten und ihrem Glanze? Sie empfängt nicht, ſondern ſie giebt nur Licht und Wärme. So geht's Ihnen, Graf! Wohin Sie gehen, bringen Sie den Tag und das Licht, und doch klagen Sie.

Er ließ ſein Haupt ruhen, aber er hob ſeine Augen zu ihr empor und ſchaute ihr tief und lange in das ſchöne, ſanft geröthete Angeſicht. Sie hielt ſeinen Blick aus und lächelte.

Ich bin da, ſagte er endlich leiſe, nun, ſagen Sie, iſt es jetzt Tag in Ihrem Herzen?

Tag, heller, ſchöner Sonnentag! rief ſie freudig. Alle verdorrten Blüthen meines Herzens heben langſam ihre müden Köpfe wieder empor, und öffnen ſich wieder dem Leben und dem Licht. O, mein Herr und mein Kaiſer, es muß göttlich ſchön ſein, ſo erhaben da zuſtehen auf der höchſten Höhe des Lebens und unberührt von ihren Schmerzen herniederzuſchauen auf das Getriebe der Welt, ſich bewußt zu ſein, daß ein Wink des Auges, ein Wort, ein Lächeln genügt, um Thränen zu trocknen, Unglück zu lindern und Schmerzen vergeſſen zu machen. Welch' ein großes beneidenswerthes Vorrecht der Fürſten, den Völkern, welche weinen, gleichſam vom Himmel hernieder das Glück zu geben!

Was iſt das Glück? fragte Joſeph, leiſe das Haupt wiegend. Die Menſchen jagen Alle dem Glücke nach, Jeder ſucht es in ſeiner Weiſe, und noch Niemand hat es gefunden! Was iſt Glück?

Glück iſt, Großes wollen und vollbringen können, rief Anna begeiſtert, Glück iſt, auf der Höhe des Daſeins zu ſtehen, und den Millionen Menſchen, welche ihr Heil ſuchen, ohne es finden zu können, daſſelbe aus freier Wahl und Entſchließung zu geben; Glück iſt, ſo geſtellt zu ſein, daß man den Völkern, welche leiden, Beiſtand gewähren, den Völkern, welche unterdrückt werden, die Freiheit bringen kann!

Mit einem Wort, ſagte der Kaiſer mit einem feinen Lächeln, Glück iſt, Polen befreien und eine Armee gegen die tyranniſche Kaiſerin von Rußland marſchiren zu laſſen!

Ja, das iſt Glück! jubelte die Gräfin, denn dieſe That würde Dem, der ſie gethan, den Segen eines jammernden, verzweifelnden und doch heldenkühnen Volkes gewinnen; dieſe That würde ihn zu einem Meſſias der gekreuzigten Freiheit erheben, und durch alle Zeiten hindurch würde der Menſchheit ſein Bild entgegenſtrahlen, umleuchtet von der Glorie der Volksfreiheit. O mein Kaiſer, welch' ein glückſeliges Geſchöpf wäre ich, wenn ich Ihr Bild ſo in der heiligſten Glorie mir leuchten ſähe!

Und mit einer unnachahmlichen Grazie nahm ſie ſeine Hand und drückte ſie mit einem bezaubernden Lächeln an ihren Buſen. Aber der Kaiſer entzog ſie ihr ſanft.

Still, Gräfin, ſtill, ſagte er, ſprechen wir nicht mehr von Politik! Gerade um ſie zu vergeſſen, flüchte ich mich zu Ihnen! Mein Gott, laſſen wir doch dieſe verwitterte und verdrießliche alte Dame in unſerer Hofkanzlei oder im Kabinet der Kaiſerin ihre ſibylliniſchen Weisheitsbücher entfalten, und ihren alten Weiberklatſch für erhabene Klugheit ausgeben. Aber was wollen Sie mit ihr! Wiſſen Sie nicht, daß man ſagt, das Begegnen eines alten Weibes bringe Unglück? Nun alſo, weichen wir ihr aus, der Dame Politik, denn ich möchte einen Moment des Glückes genießen, des Glückes an Ihrer Seite, Anna!

Die Gräfin ließ ſich mit einem mühſam unterdrückten Seufzer

neben dem Kaiſer auf dem Divan nieder, und wandte ihr ſchönes bleiches Geſicht mit einem ſeltſamen Ausdrucke zu ihm hin.

Der Kaiſer nickte ihr lächelnd zu, und ließ ſein Haupt immer noch ermattet in den Kiſſen ruhen. Wie ſüß dieſe Stille iſt, ſagte er nach einer Pauſe. Ach, Anna, Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich mich den ganzen Tag über nach dieſem Momente des Friedens und der Erholung geſehnt habe.

Und doch ſind Sie ſo ſpät gekommen, Graf! flüſterte ſie mit einem Ton leiſen Vorwurfs.

Ich habe einen Umweg gemacht, ſagte der Kaiſer lächelnd, bin in mehrere Fiacres geſtiegen, hierhin und dorthin gefahren, um meine Späher in die Irre zu führen; denn Sie wiſſen es ja, ich bin immer von Spähern umgeben, und ich will nicht, daß dieſe mit ihren läſternden Augen mir dieſes Heiligthum hier verdüſtern ſollen! Sie würden das nicht verſtehen, was ſie erſpäheten, und diejenigen, denen ſie ihren Bericht abſtatten müſſen, würden's auch nicht verſtehen! Die Menſchen ſind ſo geartet, daß ſie immer das Schlimme argwöhnen, und diejenigen, welche ſich ſelber für tugendhaft und unſchuldig erklären, argwöhnen bei Andern immer am Schnellſten das Laſter und die Schuld! Deshalb möchte ich mich immer mit einem unſichtbar machenden Mantel umgeben, wenn ich zu Ihnen gehe! Oder meinen Sie, daß auch nur Einer an dem keuſchen und tugendhaften Hofe meiner Mutter es glauben würde, was er hier ſehen könnte? Meinen Sie, daß man es für möglich hielte, daß eine reine keuſche Freundſchaft allein uns verbindet, daß ich hierher komme, um mich zu erquicken an Ihrem Anſchauen, mich aufzuheitern im Geſpräche mit Ihnen, mich zu erheben, indem ich Ihrem himmliſchen Geſang zuhöre? Meinen Sie, daß Einer es begreifen würde, wie Sie mir in himmliſcher Güte geſtatten, vor Ihnen mein bischen erborgte Majeſtät und meinen durchlöcherten Purpurmantel abzulegen, um hier nur ein Mann ohne alle Oſtentation und ohne alle Macht zu ſein, ein Mann, der Ihnen nichts weiter iſt, als ein langweiliger Freund, den Sie aufzuheitern ſtreben, und dem Sie nicht einmal das Glück dafür gönnen, Ihnen in irgend einer Weiſe dankbar ſein zu

dürfen? Mein Gott, Gräfin Anna, wodurch auch habe ich dieſe edle, großmüthige und uneigennützige Freundſchaft verdient, die immer nur giebt und nichts empfangen will?

Wodurch habe ich die Ihre verdient? fragte ſie mit einem köſtlichen Lächeln. Und dann? Wer ſagt denn, daß ich uneigennützig bin? Ein Tag mag kommen, wo ich Ihnen zeigen werde, wie tief und überſchwänglich ich auf Ihren Beiſtand gerechnet habe, wie ſehr ich auf Ihre Hülfe zähle!

Aber nicht wahr, Sie haben mir nicht um dieſen Tag, welcher einſt kommen kann, Ihre Freundſchaft zugewendet? fragte der Kaiſer, und ſeine Augen hefteten ſich mit einem tiefen forſchenden Blick auf ihr ſchönes bleiches Angeſicht.

Die Gräfin ſchlug vor dieſem Blick die Augen nieder, und der Schimmer eines Erröthens flog über ihre durchſichtigen Wangen hin.

Sie mißtrauen mir? fragte ſie mit leiſer, zitternder Stimme.

Geben Sie mir Beweiſe, daß Sie mir vertrauen, ſagte Joſeph, indem er ſich aus ſeiner ruhenden Stellung aufrichtete und die Hände der Gräfin ergriff. Geſtatten Sie mir, Ihnen endlich etwas zu ſein, etwas gewähren zu können! Sie nennen mich Ihren Freund, nun wohl, gewähren Sie mir das Vorrecht der Freundſchaft, Ihnen beiſtehen zu können, Ihnen zu nützen in den ganz elenden und erbärmlichen Sorgen der Exiſtenz. Ich will Ihnen einmal beweiſen, wie ſehr ich Ihnen vertraue, indem ich ganz offen und rückhaltslos mit Ihnen ſpreche! Anna, Sie ſind in Sorgen um Ihre Exiſtenz, Sie, bedürfen der Hülfe und wenden ſich nicht an mich! Sie leben wie ein tollkühner Verſchwender von Ihrem Kapital, und wenn dies aufgezehrt iſt, werden Sie am Rande eines Abgrundes ſtehen. Anna, warum erlauben Sie mir nicht, Ihnen die Hand zu reichen, bevor Sie da angekommen ſind, warum geſtatten Sie mir nicht, Ihnen das zu erſetzen, was die rohe Gewalt der ruſſiſchen Kaiſerin Ihnen genommen hat?

Sie irren ſich, Sire, ſagte die Gräfin, ſtolz ihr Haupt ſchüttelnd. Ich kenne keine Sorgen und keine Noth, meine Exiſtenz iſt geſichert, und es bedarf deshalb keiner Beunruhigung. Die Kaiſerin von Rußſ-

land hat meine Güter mit Beschlag belegt, aber ich hatte in kluger Voraussicht viele Kapitalien im Auslande deponirt, und diese sichern mir die Existenz. Und dann, habe ich nicht meinen Schmuck? O, Ew. Majestäte können wohl überzeugt sein, daß ich, wie viele andere Sorgen auch mein Herz bestürmen mögen, doch keine Nahrungssorgen kenne. Würde ich sonst nicht gezwungen sein, meine Brillanten und Perlen zu verkaufen? Nun denn, Sie sollen morgen sehen, daß ich genug Existenzmittel habe, denn ich werde morgen meinen ganzen Schmuck anlegen, den kostbaren Familienschmuck meines Hauses, und Sie werden sehen, daß er noch unversehrt ist.

Lügnerin! sagte der Kaiser traurig.

Weshalb nennen Sie mich so?

Weil Sie die Unwahrheit sagen!

Die Unwahrheit, Sire?

Ja, Gräfin, aber ich will Ihnen die Wahrheit sagen! Hören Sie nur.

Er neigte sich dichter an ihr Ohr. Ihre Brillanten sind falsch, flüsterte er, statt der echten Perlen haben Sie unechte einsetzen lassen, und nicht ein einziger Stein Ihres Diamantendiadems ist mehr echt.

Die Gräfin stieß einen Schrei aus, und senkte beschämt und trostlos ihr Haupt auf ihre Brust. Der Kaiser legte sanft seinen Arm um ihren Nacken.

Jetzt, Anna, sagte er mit tiefem leidenschaftlichen Tone, jetzt, da Sie sehen, daß ich Alles weiß, jetzt, da ich Ihr Geheimniß kenne, jetzt gönnen Sie mir das Glück, Ihnen helfen zu können. Beschämen und demüthigen Sie mich nicht so sehr, daß Sie mich nun noch von sich weisen, daß Sie in Ihrem Stolze mich zu gering achten, Ihnen helfen zu dürfen. Mein Gott, Sie, welche elenden Krämern und Juwelieren vertrauen, indem Sie an dieselben das Geheimniß Ihrer Armuth verrathen, Sie wollten mich geringer in Ihrem Vertrauen stellen, als diese? O, Anna, übertragen Sie mir die Sorgen für Ihre Existenz, mir allein!

Nein, nein, rief sie heftig. Das hieße einen Flecken auf unser Verhältniß werfen. Man kann von einem Fremden annehmen, was von einem Freund anzunehmen eine Demüthigung wäre!

Aber was man einem Freunde verweigert, würde man einem Geliebten bewilligen, rief Joseph ungestüm. O, Anna, wenn Sie mich liebten, würde ich das Recht haben, für Sie zu sorgen, wenn Sie mich liebten, würden Sie diesen elenden Stolz fahren lassen, würden Sie großmüthig mir gönnen, diese niedern kleinen Sorgen von Ihrem stolzen Haupt fern zu halten. Wenn Sie mich liebten, wie ich Sie liebe, würde diese elende Frage des Mein und Dein uns nicht diese schönen Momente des Beisammenseins trüben. Ja, es ist einmal gesagt, und so mögen Sie es wissen, ich liebe Sie, Anna, und weil ich Sie liebe, kenne ich Ihnen gegenüber keinen Stolz mehr, bettle ich demüthig vor Ihnen um das, was kostbarer ist, als alle Brillanten und alle Perlen der Erde, bettle ich um Ihre Gegenliebe. Anna, wollen Sie dem armen, kaiserlichen Bettler dies größte und herrlichste Geschenk versagen? O, Anna, lassen wir diese falsche Stellung, welche wir zu einander haben, aufhören! Es giebt keine Freundschaft zwischen Mann und Weib, es ist eine Lüge, welche die Lippen sprechen, wenn das Herz nicht den Muth hat, die Wahrheit zu sagen! Mein Herz aber hat den Muth: Ich liebe Sie, Anna, Werden auch Sie jetzt den Muth haben, mir zu antworten?

Sie hatte ihm immer noch gesenkten Hauptes schweigend zugehört, jetzt hob sie langsam ihr Antlitz empor, welches wie in himmlischer Begeisterung strahlte.

Ja, sagte sie, ich habe den Muth. Ich liebe Sie, ja, ich liebe Sie unaussprechlich, ewig!

Er schloß seine beiden Arme um ihren Nacken und sagte, ihr fest in's Antlitz sehend: Sie sagen es, aber ich will von diesem stolzen Herzen einen Beweis haben, daß es die Wahrheit ist, welche diese Lippen sprechen. Von dieser Stunde an übertragen Sie mir das Recht, für Ihre Existenz zu sorgen und Ihr Schatzmeister zu sein?

Nein, sagte sie, das wäre kein Beweis meiner Liebe, sondern eine Entehrung. Ich liebe Sie, o ich liebe Sie fest und stark, dies sei Ihnen genug!

Worte, Worte, sagte er heftig, ich aber will Thaten! O haben Sie doch Nachsicht mit mir, Anna! Die Welt, in der ich lebe, hat mich das Mißtrauen gelehrt; ich glaube keinen Worten mehr, ich glaube nur *Thaten! Von Andern* würde das, was ich von Ihnen begehre, nicht ein

Beweis der Liebe, ſondern des Eigennutzes ſein! Ihr ſtolzes Herz aber iſt nach andern Geſetzen zu beurtheilen, und was bei Andern Eigennutz wäre, verwandelt ſich bei Ihnen in einen Beweis der Liebe. Habe ich das Recht, für Ihre Exiſtenz zu ſorgen? Geben Sie es mir?

Ich kann nicht, klagte ſie leiſe, nein, ich kann nicht.

Dann, ſagte er faſt rauh, dann lieben Sie mich nicht!

Ich liebte Sie nicht? rief ſie zuſammenzuckend. Ja, ich liebe Sie! Und weil Sie denn meinen, daß die Liebe mein Herz beugen muß, ſo ſoll es ſich vor Ihnen beugen. Ja, ich will von Ihnen Hülfe und Beiſtand annehmen, ja, ich will mir meine Liebe belohnen laſſen, ja, ich will im Namen meiner Liebe Geſchenke annehmen! O, Sire, ich liebe Sie, hören Sie es wohl, ich liebe Sie! Und kraft meiner Liebe fordere ich Beweiſe Ihrer Liebe, fordere ich Geſchenke. Hülfe für Polen, Sire, Rettung für mein Vaterland! Es iſt umgeben von Feinden, ſeien Sie ihm ein Freund! Es ſchreit zum Himmel empor um Hülfe, hören Sie ſeinen Hülferuf, da Gott ihn nicht hören will! Hülfe für Polen, Sire, es iſt bedroht von Rußland und Preußen, es wird unter den Füßen dieſer beiden Mächte zertreten werden, wenn Oeſterreich ſich nicht ſeiner erbarmt, wenn Oeſterreich nicht das Banner emporhebt, um die Freiheit eines unglücklichen zerſchmetterten Volkes zu vertheidigen! Polen wird gerettet ſein, wenn das edle, das großmüthige Oeſterreich ſich ſeiner erbarmt.

O, rief der Kaiſer finſter, Sie nennen mich Oeſterreich, und Sie lieben mich, weil Oeſterreich eine Armee hat, welche allerdings wohl im Stande iſt, den Armeen Rußlands und Preußens entgegen zu treten! Es iſt Oeſterreich, welches Sie in mir lieben, nicht Ich ſelber, und Sie lieben Oeſterreich, weil es Polen Hülfe bringen ſoll!

Ich liebe Sie, weil ich in Ihnen den Retter meines Vaterlandes ſehe, rief ſie begeiſtert.

Ah, deshalb! ſagte er faſt ſpöttiſch.

Die Gräfin in ihrer glühenden Begeiſterung achtete nicht darauf. Ich liebe Sie, fuhr ſie fort, weil Sie für mich der Meſſias ſind, welchen Gott meinem Vaterlande geſandt hat, und weil ich weiß, daß

Sie es erlöſen werden. O, mein Gott, bis ich Sie kannte, liebte ich nichts als mein Vaterland, nichts als Polen, ihm gehörte jeder Schlag, jeder Seufzer meines Herzens. Meinem Vaterlande gehörte jeder Gedanke, jede Sehnſucht meiner Seele. Polen wieder frei, glücklich und groß zu ſehen, daß war das einzige Gebet, welches ich am Abend und am Morgen zum Himmel emporſandte. Seit ich Sie kenne, Sire, gleiche ich einer Veſtalin, welche das heilige Feuer, das bis dahin auf dem Altar ihres Herzens brannte, ſchlecht behütet hat, bin ich wie eine treuloſe Nonne, die dem keuſchen Gelübde untreu geworden und den himmliſchen Bräutigam verlaſſen hat um einer irdiſchen Liebe willen. O Sie, Sie allein können mich mit Gott, meinem Gewiſſen und meinen gebrochenen Gelübden verſöhnen, Sie allein. Ich habe am Grabe meiner Mutter geſchworen, nur für Polen zu leben, nur dem Vaterlande meine Gedanken, meine Sehnſucht, mein Wollen und mein Handeln zu weihen! Ich habe meinen Schwur gebrochen, denn Ihnen gehören jetzt meine Gedanken, meine Wünſche, Ihnen meine Träume, meine Hoffnungen und meine Sehnſucht. O mein Held und mein Kaiſer, verſöhnen Sie mich mit meinem Gewiſſen! Bringen Sie Polen Hülfe und Rettung, und dann an dem Tage, an welchem Ihre Soldaten mit flatternden Fahnen ausziehen, meinem Vaterlande zu Hülfe, an dem Tage werde ich das glückſeligſte Weib ſein, denn ich werde zu den Füßen meines Geliebten niederſinken und werde zu ihm ſagen: Da bin ich, nimm mich hin! Laß mich Dein Weib ſein! Für mich giebt's keine Ehre mehr, außer in Dir, kein Glück mehr, außer in Deiner Liebe.

Ach Sie wollen ſo weit gehen, rief der Kaiſer mit einem grauſamen Lachen, Sie, welche ſo ſtolz ſind, ſo erhaben und unnahbar, Sie wollen ſich ſelber verkaufen, um Polen mit Ihrer Unehre und Schmach Soldaten zu kaufen! Ah, ich durchſchaue jetzt Ihren ganzen Plan, und ich mache Ihnen mein Compliment, er war fein angelegt! Sie kamen zu mir, weil Sie im vollen Gefühl Ihrer Schönheit und Ihrer Unwiderſtehlichkeit meine Liebe gewinnen wollten, um damit Ihrem Vaterland ein Hülfscorps zu gewinnen. Ihre Liebe war ein Rechenexempel *der Politik, nichts weiter!*

O, Sire, rief sie entsetzt, Sie verachten mich also!

Nein, sagte er, ich verachte Sie nicht, aber ich kann nicht Sie loben, denn Ihr Rechenexempel war falsch! Die Hälfte desselben ist richtig, Sie hatten berechnet, daß ich Ihrer Schönheit, Ihrer Anmuth, Ihrem Geist nicht widerstehen würde. Und das ist wahr, ich habe mich fangen lassen in den goldenen Netzen, welche Sie mir gestellt haben. Ich liebe Sie, liebe Sie von ganzer Seele!

Und ich, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich diese Liebe mit aller Gluth meines Herzens erwidere? rief sie freudestrahlend.

Still, rief er, lassen Sie mich erst zu Ende kommen! Die andere Hälfte Ihres Rechenexempels war falsch! Sie haben gesagt: „er wird mich lieben, und dann wird er mir nichts versagen können, dann werde ich seine Hülfe für Polen begehren, und er wird sie mir gewähren müssen, weil er mich liebt!" Da liegt der Fehler! Ich liebe Sie, und ich schwöre, daß ich als Privatmann Alles thun möchte, um Sie glücklich zu machen! Aber als Kaiser darf ich es nicht, und wie sehr mein Herz Ihnen gehört, mein Kopf gehört meinem Vaterlande, ihm allein! Wenn es sich um das Wohl meines Vaterlandes handelt, dann bin ich nicht der Joseph, welcher Sie liebt, dann bin ich der Kaiser von Oesterreich, welcher vor allen Dingen das Wohl und die Größe seines Landes in's Auge fassen muß, und sich durch keine Nebengedanken und keine egoistischen Wünsche darin beirren lassen darf!

Sire, ich fordere und erflehe ja auch nichts, was Oesterreich Schaden bringen könnte. Ich fordere ja nur Hülfe für Polen!

Und wer sagt mir, daß diese Polen dargebrachte Hülfe, Oesterreich nicht Schaden bringt? Wer bürgt mir dafür, daß diese Hülfsleistung mich nicht in einen Krieg mit Rußland und Preußen verwickelt, der für Oesterreich mit einer Demüthigung enden kann, der Oesterreich so sehr schwächt, daß es ruhig und theilnahmlos nachher zusehen kann, wie sich die starken Nachbarn die ihnen nun rettungslos verfallene Beute Polen theilen, ohne Oesterreich ein Stück von dieser Beute zu lassen?

Polen theilen! rief sie mit einem Aufschrei des Entsetzens. Das

iſt das fürchterliche Wort, das wie Rabengekrächze jetzt durch die Luft über Polen dahinbrauſt. Und Sie, Sire, Sie könnten Theil an dieſem fürchterlichen Raub nehmen? Nein, nein, Sie ſehen es wohl, das Entſetzen hat mich unſinnig gemacht, und ich läſtere Sie. Nein, nimmermehr wird der große, der edle Joſeph Theil nehmen wollen an dem unnatürlichen Raub, nimmermehr wird er ſich mit Denen verbinden, welche Polen jetzt zerfleiſchen und hetzen, um, wenn es blutend zuſammen ſinkt, den Edelhirſch zu tödten und in Stücke zu zerſchneiden!

Ich werde thun, was ich meinem Reich und meiner Stellung ſchuldig bin, ſagte der Kaiſer feierlich, ich werde thun, was die Politik, die Klugheit und der Wille meiner Mutter mir vorſchreibt! Ach, Anna, Anna, wie ſchmerzlich traurig iſt es, daß wir dahin gekommen ſind, das Geſtändniß unſerer Liebe mit Erörterungen der Politik zu entweihen! Nehmen Sie Ihr Wort zurück! Sie haben eine Unwahrheit geſprochen! Sie lieben mich nicht, denn ein Weib, welches liebt, hat kein Vaterland, keinen Gott, keine Politik mehr. Sie geht auf in Liebe, und das Herz ihres Geliebten, das allein iſt ihre Heimath und ihr Vaterland! Ein Weib, welches liebt, kennt nur eine Pflicht: ihren Geliebten glücklich zu machen!

Ich liebe Sie! rief ſie leidenſchaftlich, ja ich liebe Sie! — Und vor ihm niederſinkend, faltete ſie die ſchönen vollen Arme über ſeinen Knieen zuſammen und blickte mit einem ſtrahlenden, bezaubernden Lächeln zu ihm empor. Hülfe für Polen, flüſterte ſie, und ich bin Dein, auf ewig Dein! Gieb mir zur Morgengabe Deiner Liebe Rettung für Polen, und nimm dafür das Weib, nimm die Geliebte!

Die Liebe handelt nicht, ſagte der Kaiſer in flammendem Zorn. Wenn das Weib liebt, muß es ſich beugen in Demuth, und den Geliebten anerkennen als ihren Herrn. Wenn ſie das thut, liebt ſie nicht! Ich frage Dich zum letzten Male, liebſt Du mich?

Ja, ich liebe Dich!

So ſei ein Weib, und gieb Dich Deiner Liebe hin! Weg mit der Politik, weg mit dem Vaterland! Was kümmert Dich Polen, *was kümmert* Dich die ganze Welt! Komm in meine Arme, mein

Herz ſchreit nach Dir, komm und erlöſe es! Komm, ohne Bedingungen und ohne Vorbehalt! Ich kann Dir nicht verſprechen, Dein Polen zu retten, ich darf es nicht, aber das kann ich Dir verſprechen, daß ich Dich glücklich machen will!

Sie ſchüttelte traurig ihr Haupt, indem ſie ſich langſam von ihren Knieen erhob. Mich glücklich machen, ſagte ſie. Für mich giebt's kein Glück, wenn Polen weint!

Sag' das noch einmal, und wir ſind getrennt für ewig! rief er, ſie mit flammenden Augen anſehend.

Ich ſag's noch einmal, erwiederte ſie mit ſtolzer Ruhe, es giebt für mich kein Glück, wenn Polen weint!

Und wenn ich nicht bereit bin, Polen zu Hülfe zueilen, zu ſeiner Rettung das Blut meiner Soldaten, die Ruhe und den Frieden meines Volkes zu opfern, dann glauben Sie nicht an meine Liebe? Ah, Madame, Sie wollen mir nicht das kleinſte Opfer bringen und Sie fordern von mir, daß nicht ich, der Mann, ſondern, daß ich, der Kaiſer, mich Ihnen unterwerfe! Gehen Sie mir voran in der Unterwerfung! Beugen Sie Ihren Stolz, Anna, geben Sie mir ein Zeugniß Ihrer Liebe, indem Sie mir geſtatten für Sie zu ſorgen, und Sie reich und unabhängig zu machen!

Laſſen Sie das Glück Polens meine Mitgift ſein, und nehmen Sie dafür das Weib! rief ſie flehend.

Es iſt genug! ſagte der Kaiſer düſter. Stolz gegen Stolz! Wir ſind geſchieden, denn zuerſt verlange ich von dem Weibe, daß ſie ſich in Liebe unterwerfe. Sie aber wollen aufrecht ſtehen, und Ihre Bedingungen machen, ehe Sie Ihrem Herzen folgen! Das iſt nicht weiblich, und darum iſt es auch nicht ſchön! Und mich ſchmerzt es bitterlich, einen Flecken auf Ihrer Schönheit zu ſehen. Aber ich werde dieſen Schmerz überwinden, weil ich muß! Geben Sie mir Ihre Liebe ohne Bedingungen, und ich bin der glücklichſte Mann. Mit Bedingungen muß ich ſie zurückweiſen. Nie wird die Liebe einer Frau Einfluß gewinnen auf meinen Willen und auf meine Politik. Wenn ich darüber die Frau und die Liebe verlieren muß, ich kann's nicht hindern, ſondern muß das zu den Opfern legen, die der Mann dem Kaiſer

darbringt. Glauben Sie mir, Anna, in dieſer Stunde bringe ich ihm ein ſchweres Opfer, und mein Herz blutet.

Und mein Herz? rief ſie außer ſich, indem ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervorſtürzte.

Ihr Herz iſt ein ſtolzes Herz, und es wird ſich tröſten, ſagte er mit einem traurigen Lächeln. Kehren Sie zu Ihrer einzigen Liebe, zu Ihrem Vaterland zurück, ich werde Ihrem Beiſpiel folgen, und hinfort auch nur meinem Vaterlande leben! Meinem Vaterland und meiner Pflicht! Leben Sie wohl, denn ich erinnere mich eben zur rechten Zeit, daß es in meinem Vaterland Viele giebt, welche weinen, leiden und entbehren, und welche, weniger ſtolz als Sie, meine Hülfe annehmen werden. Den Leidenden zu Hülfe zu eilen, das ſei mein Troſt für dieſe Stunde! Leben Sie wohl, Gräfin Wielopolska, in dieſer Nacht noch verlaſſe ich Wien. Mein Volk in Böhmen ſchreit nach Hülfe, denn der Hunger frißt in ſeinen Eingeweiden! Ich will zu meinem böhmiſchen Volk, und wenn's mir gelingt, da Thränen zu trocknen, ſo wird's mir wohl verziehen ſein, daß ich in dieſem Augenblick Thränen vergießen machte! Leben Sie wohl!

Er nickte ihr leicht mit dem Kopf ſeinen Gruß entgegen, und durchſchritt das Gemach, um hinaus zu gehen.

Sie ſchaute ihm nach mit entſetzten Blicken, den Mund wie zu einem Schrei geöffnet, der auf ihren Lippen erſtarrt war.

An der Thür wandte ſich der Kaiſer noch einmal zu ihr um, und heftete auf ſie einen langen traurigen Scheideblick.

Leben Sie wohl, Anna, ſagte er tiefbewegt.

Sie antwortete noch immer nicht, ſie ſtand wie erſtarrt.

Der Kaiſer öffnete die Thür und ſchritt hinaus.

Jetzt, als ſie ihn nicht mehr ſah, als die Thür ſich hinter ihm ſchlo[illegible] ſtieß ſie einen leiſen Schrei aus. Mit einer zuckenden Bewegung, a[illegible] empfände ſie da einen furchtbaren Schmerz, drückte ſie ihre beiden Hän[illegible] auf ihr Herz.

Mein Gott, ich liebe ihn, murmelte ſie leiſe, und wie eine geknic[illegible]te Lilie neigte ſie ihr bleiches Haupt und ſank ohnmächtig nieder.

Drittes Buch.

Polen und Jesuiten.

I.

Hungersnoth in Böhmen.

Der Nothschrei des zur Verzweiflung getriebenen Böhmenvolkes war endlich hingedrungen bis nach Wien, und hatte das Ohr und das Herz des Kaisers getroffen! Joseph war nach Böhmen geeilt, um seinem armen, von Hunger und Krankheit verwüsteten Lande Hülfe und Linderung zu bringen.

Diese Nachricht war der erste Trost, welcher den verzweifelnden, bis auf's Aeußerste getriebenen Böhmen inmitten ihrer Trübsal und ihres Jammers wieder eine Hoffnung gab. Der Kaiser selbst wollte nach Böhmen kommen, und wenn er ihre Noth gesehen, dann mußte sein großmüthiges Herz auf Abhülfe sinnen!

Groß und fürchterlich allerdings war die Noth. Die Mißernten zweier Jahre hatten ganz Deutschland in Sorge und Trübsal gebracht, aber sie hatten vor allen Dingen maßloses Elend über Böhmen und Mähren gehäuft, weil dort zu dem Mißwachse des Korns sich noch das Elend fürchterlicher Ueberschwemmungen gesellte, die alle Aecker und Gärten, und außer dem Korn auch alle Gemüse und Früchte zerstört hatten.

Die Aecker glichen daher nur großen wüsten Todtenäckern, und aus den Hütten der Bauern erschallte nur Jammer und Klagegeschrei, in den Ställen fehlte das Vieh, wie in den Scheuern das Korn, unbenutzt stand der Pflug in den offenen Wagenschauern, denn Niemand bestellte den Acker mehr, es fehlte an Saatkorn, es fehlte an Vieh, um den Pflug zu ziehen, an Knechten und Mägden, um das Land zu bestellen, denn man hatte kein Futter, um das Vieh zu nähren, kein Geld, um hülfreiche Hände zu bezahlen. Jeder war einsam in seinem Elend, verlassen in seinem Jammer, und in dem Egoismus seiner Leiden hielt Jedermann sich selbst für den Unglücklichsten, und klagte die Andern

an, daß ſie ihm den Beiſtand entzögen, den er ſelber wiederum Andern auch nicht gewährte.

Und das Elend, welches auf dem Lande, in den Hütten der Bauern und auf den überſchwemmten und verwüſteten Aeckern geboren war, es wuchs und ward größer mit jedem Tage, es wanderte endlich von den Dörfern aus in die Städte, und lehrte die armen Städter, die armen Arbeiter und Tagelöhner, die armen Handwerker und kleinen Kaufleute, lehrte alle Diejenigen, welche in den Städten in engen Gaſſen und dumpfen niedrigen Zimmern wohnten, das Lied des Jammers und der Wehklage, welches zuerſt auf den Dörfern erklungen war, das Lied nach Brod und Nahrung!

Brod! Brod! Das war der Sehnſuchtsruf, den man jetzt auf den Gaſſen von hundert und aber hundert bleichen Jammergeſtalten vernahm, von Greiſen und Kindern, von Männern und Frauen, die den Vorübergehenden ihre abgemagerten, zitternden Hände entgegenſtreckten. Brod! Brod! Das war der Verzweiflungsſchrei, der da draußen auf den Dörfern über die Stoppeln der Aecker, und durch die dunklen Räume der öden Scheuern dahin fuhr, den die bleichen Lippen der Bauern wiederholten, die matt und troſtlos ſich hinaus geſchleppt hatten bis zur Seite der Landſtraße, um dort zu warten auf das Vorüberkommen irgend eines Reiſenden, der, glücklicher als ſie, dieſe Gegend des Jammers verlaſſen wollte, und vielleicht ihnen zum Dank für ſeine Rettung aus ſolcher Noth eine milde Gabe ſpenden mochte.

Da lagern ſie am Wege, dieſe von Hunger und Verzweiflung entnervten Leute, da ſchauen ſie mit gierigen Blicken die Landſtraße hinunter, ſpähend nach irgend einem Wagen, einem Reiter, der des Weges daher kommen möchte. Es iſt die Straße, welche nach Prag führt, und ſonſt verging keine Stunde, ohne daß mehr als eine elegante Equipage, mehr als ein ſtolzer Cavalier des Weges daher kam, um nach Prag zu gehen, der ſchönen und glänzenden Hauptſtadt des Böhmerlandes.

Aber jetzt waren die Landſtraßen leer, denn in Prag auch hatte der Hunger ſeinen Einzug gehalten, und Niemand mochte mehr hi[illegible]

reiſen nach dieſer Stadt, wo Tauſende jetzt das Lied des Elends wiederholten, was aus den Dörfern erklungen war, in denen Tauſende ſchrieen und jammerten nach Brod!

Und doch war dieſe Landſtraße nach Prag jetzt die einzige Hoffnung dieſer armen Leute, welche da und an beiden Seiten des Weges in dem Graben lagen nur noch auf irgend einen Zufall harrend, der ihnen augenblickliche Linderung bringen möchte. Es waren ihrer gegen hundert Menſchen, ein ganzes Dorf war es, das ſich da gelagert hatte. Gruppenweiſe, wie ſie vordem in ihren Hütten gewohnt, lagen ſie bei einander, der hohe Himmel da droben war jetzt ihres Zimmers Decke, der kahle Erdboden war jetzt ihre Lagerſtätte, die ganze weite Welt war jetzt ihr Haus. Sie waren herniedergeſtiegen aus dem Erzgebirge, um bei den Bewohnern der Thäler ſich Hülfe zu ſuchen, aber ſie hatten da denſelben Jammer wiedergefunden, der ſie fortgetrieben aus ihrem Gebirgsdorf, und mit Hohn und Zorn waren ſie fortgewieſen aus den Dörfern, wo Jeder genug zu thun hatte mit ſeinem eigenen Jammer, und in ſeinem verdorrten Herzen kein Mitleid mehr auftreiben konnte mit Anderer Leid.

Sie hatten den ganzen Tag da gelegen, und kein einziger Wagen war gekommen, keine einzige hülfreiche Hand hatte ſich ihnen entgegengeſtreckt. Die heiße Sonne des Mittags hatte auf ihren Scheiteln gebrannt, aber ſie hatten es nicht gemerkt, denn glühender noch brannte der Hunger in ihren Eingeweiden; jetzt begann die Sonne ſich zu neigen, und der Abendwind fächelte mit kühlendem Hauch ihre Häupter, aber ſie fühlten keine Linderung, denn die Schmerzen in ihrem Innern waren immer glühender geworden.

Die Welt iſt erſtorben und leer geworden, klagte eine alte Frau, die Großmutter eines ganzen Geſchlechts, das wimmernd und heulend um ſie herlagerte. Da war ihr Sohn und ſeine Gattin, ein einſt ſo ſtattliches Paar, jetzt ausgemergelt zu blaſſen Jammergeſtalten, da waren ihre ſechs kleinen Enkelkinder, einſt ſo liebliche rothwangige Geſchöpfchen, wie die flatternden Engel auf dem Altarbild in der Dorfkirche, jetzt bleiche Schattengeſtalten, mit hohlen Augen und ſchlotternden Gliedern. Der Hunger hatte ihnen die Jugend, die

Schönheit und die Energie genommen, der Hunger hatte nicht blos ihre Körperkraft gebrochen, ſondern auch ihre Seele gebeugt.

Die Welt iſt erſtorben und leer geworden, wiederholte die alte Frau mit ſo lautem, ſchreiendem Schmerzenstone, daß es weithin erklang, und das Ohr ſelbſt des Letzten dieſer vom Elend darnieder Gemäheten erreichte, und wie ein tragiſcher Chor tönte es auf einmal von Aller Lippen: Die Welt iſt erſtorben und leer geworden!

Aber auch der Himmel iſt leer geworden, ſchrie ein alter Mann herüber von der andern Seite der Straße, wo er im Graben mit ſeiner verſchmachtenden Familie lagerte. Ja, auch der Himmel iſt leer geworden, ſage ich, denn gäbe es einen Gott dadroben, ſo müßte er unſeres Jammers ſich erbarmen. Aber es giebt keinen Gott mehr im Himmel!

Es giebt keinen Gott mehr im Himmel! ſchrie, heulte und wimmerte der Chor der verzweifelnden hungernden Menge.

Still, ſtill, Ihr Freunde, verſündigt Euch nicht! rief die alte Großmutter, und indem ſie mit ihrer letzten Kraft ſich aus ihrer ruhenden Stellung aufrichtete, breitete ſie ihre Arme wie beſchwichtigend aus über das Meer dieſes Jammers, welches ſie umfluthete, als wolle ſie ihm gebieten ſtille zu ſtehen und rückwärts zu fluthen.

Still, Vater Martin, ſtill, ſagte ſie laut und mächtig. Es giebt einen Gott, aber er ſchaut eben nicht auf uns, und ſeine Hand hat ſich von uns gewendet. Laßt uns beten, beten, daß er ſein Antlitz wieder auf uns richte, und ſehe, was wir leiden! Laßt uns beten, daß er uns Hülfe ſende in unſerer Noth! Hört auf meine Stimme, Ihr Alle, laßt uns beten, dann wird Gott uns Hülfe ſenden!

Sie warf ſich wieder auf ihre Kniee, und hingeriſſen von ihrer Begeiſterung und Zuverſicht, folgten Alle ihrem Beiſpiele. Die Greiſe und Kinder, die Männer und Frauen erhoben ſich aus ihrer ruhenden Stellung, um ihr Knie zu beugen, um ihre Hände und ihre thränenloſen Blicke aufzuheben zum Himmel und zu Gott zu beten um Hülfe und Beiſtand.

Aber das Gebet war längſt verſtummt, die Knieenden waren

längſt wieder hingeſunken, und noch immer zeigte ſich keine Hülfe und keine Rettung.

Du ſiehſt es, Mutter Eliſabeth, zürnte der alte Vater Martin, Dein Gebet hat nichts geholfen, der Himmel iſt leer! Wir müſſen ſterben.

Ja, wir müſſen ſterben! heulte und wimmerte der ganze Chor, aber dieſe augenblickliche Aufregung, dieſes letzte Aufflammen ihres Geiſtes hatte auch ihre letzte Körperkraft erſchöpft; ſelbſt zur Verzweiflung, zum Händeringen und Jammern fehlte ihnen die Kraft, in dumpfem Hinbrüten ſanken ſie zuſammen.

Eine lange, fürchterliche Stille trat jetzt ein, hier und dort nur aus einer der Gruppen hörte man ſchmerzliches Stöhnen und Aechzen, ſah man ein paar gerungene Hände ſich hoch emporheben, einen Arm, die geballte Fauſt, gleichſam dem Himmel drohend, ſich emporſchleudern, um dann wieder matt und kraftlos an dem bleichen Körper niederzuſinken.

Auf einmal unterbrach die Stille das ferne Rollen eines Wagens. Es kam näher und näher, ſchon ſah man auf der Landſtraße eine lichte, von der Sonne durchleuchtete Staubwolke ſich aufwirbeln, ſchon ſah man die Köpfe der Pferde aus dieſer Wolke hervortreten.

Aber dieſe armen, vom Hunger niedergemäheten Jammergeſtalten näherten ſich nicht, ſie blickten nur mit ſtieren Augen auf die Landſtraße dahin, und hier und da murmelte eine zitternde Lippe wie im Traum: Da kommt ein Wagen! Aber es iſt zu ſpät! Wir müſſen ſterben!

Immer näher und näher hatte ſich die Staubwolke herangewälzt, jetzt umhüllte ſie wie ein flatternder Schleier alle dieſe troſtloſen Gruppen der armen Leute, welche da hülflos und ſtumm zu beiden Seiten des Weges in den Gräben lagen. Als dieſer Schleier aber dann ſich hob, ſah man zwei Wagen, gefolgt von einigen Reitern, welche eben auf der Straße anhielten.

In dem erſten dieſer Wagen ſaßen drei Herren, alle ganz gleich gekleidet in dunkle, unſcheinbare Civilkleider, und doch war es nicht

ſchwer, in dem jüngſten von ihnen, in dieſem jungen Manne mit dem ſchönen, leicht beweglichen Angeſicht, mit den großen flammenden blauen Augen, den Herrn und Gebieter der beiden Andern zu erkennen. Er war es, der mit lauter Stimme dem Poſtillon befahl, anzuhalten, und als die beiden Begleiter ſich jetzt beeilen wollten, ihm zuvorzukommen, und den Wagen zu verlaſſen, um ihm beim Ausſteigen behülflich zu ſein, wehrte er ſie mit einer haſtigen Handbewegung zur Seite und ſchwang ſich leicht aus dem Wagen.

Ohne ſich nur umzuſchauen nach ſeinen Begleitern, die ſich beeiferten, ihm zu folgen, ſchritt der junge Mann vorwärts, gerade zu der erſten Gruppe hin, die da im Graben lagerte. Mit einem Blick voll unausſprechlichen Mitleids neigte er ſich nieder zu der alten Frau, welche ihre fieberglühenden Augen mit halbgebrochenen Blicken auf ihn heftete und leiſe murmelte: wir müſſen ſterben!

Was fehlt Euch? fragte er mit leiſer, vor Rührung zitternder Stimme. Sagt mir, was Euch fehlt, und womit ich Euch helfen kann?

Mich hungert! ſchrie die alte Frau mit einem letzten krampfhaften Aufflackern ihrer Lebenskräfte. Es brennt, es brennt in meinen Eingeweiden! Es iſt der Hunger!

Der Hunger! Der Hunger! tönte es wie ein klagendes Echo von den Lippen ihrer Kinder und Enkel um ſie her, die halb ſinnlos vor Qual in apathiſcher Ruhe die fremden Geſichter anſtarrten, die ſich über ſie neigten.

O mein Gott, dieſe Frau wird ſterben, ehe wir ihr Hülfe bringen können, rief der junge Mann ſchmerzlich. Eilen Sie, Lacy ſchaffen Sie mir Wein, ihre Lippen zu kühlen.

Sire, wir haben keinen Wein mehr, ſagte der Angeredete achſelzuckend. Ew. Majeſtät haben ja in dem Dorfe, das wir eben paſſirten, die letzte Flaſche Ihres eigenen Reiſebedarfes fortgegeben.

Aber ich ſage Ihnen, dieſe Frau ſtirbt, rief der Kaiſer in zweiflungsvoll, indem er ſich halb auf ein Knie niederließ neben *ächzenden*, röchelnden Greiſin.

Wir müſſen ſterben, Alle ſterben! murmelte ſie mit lallender Zunge.

Sire, flüſterte Lacy, Sie ſetzen ſich zu ſehr in Gefahr.

Ew. Majeſtät thäten beſſer, eiligſt von hier fortzukommen, ſagte ſein zweiter Begleiter, der Graf Roſenberg. Ich fürchte, dieſe armen Leute haben den Hungertyphus, und das iſt eine gar ſchlimme und anſteckende Krankheit!

Anſteckend nur für Diejenigen, welche entbehren wie ſie, rief der Kaiſer ſchmerzvoll. O ſeht nur, ſeht, meine Freunde, drei Generationen, welche alle dahingeſunken ſind an demſelben Jammer! O, es iſt ein qualvoller Anblick, dieſe bleichen entſtellten Geſichter zu ſehen, die entnervten Körper, welche die Seele getödtet haben! Mein Gott, von dem Menſchen in ihnen iſt nichts mehr übrig geblieben, als das Thier, der Hunger hat ihren Geiſt ſchon getödtet. O, es iſt grauenvoll, das zu denken, und ſich ſagen zu müſſen, daß eine Hand voll Brot, ein Glas Wein in dieſen Thieren den Geiſt wieder beleben, und ſie wieder zu Menſchen, zu Meinesgleichen machen kann! Was hilft es ihnen, daß wir da einen ganzen Sack voll Korn und Mehl hinter uns herſchleppen. Das Alles iſt Dieſen hier unnütz und verächtlich.

Aber es wird Andern nützen, Sire, tröſtete Graf Roſenberg, verlaſſen alſo Ew. Majeſtät Dieſe hier, welchen nicht mehr zu helfen iſt, um zu Denen zu eilen, welchen Ew. Majeſtät noch Hülfe bringen können.

Ach, es iſt ein trauriger herzzerreißender Anblick, ſeufzte Lacy, welcher die Reihe der Gelagerten hinabgegangen und jetzt wieder zu dem Kaiſer zurückgekehrt war. Es ſind gegen hundert Menſchen, welche da liegen, ſterbend vor Hunger!

Und ich ſollte dieſe Unglücklichen verlaſſen, Roſenberg? fragte der Kaiſer vorwurfsvoll. Nein, ihnen muß geholfen werden, und ich werde ſie nicht eher verlaſſen, als bis ſie gerettet ſind.

Er winkte einen der Reiter zu ſich heran. Du reiteſt im geſtreckten Galopp nach Prag, befahl der Kaiſer, indem er ſeine Schreibtafel hervorzog, und ein Blatt Papier aus derſelben reißend,

raſch einige Worte auf das Papier warf. In Prag angekommen, giebſt Du im Schloß an den Oberhofmeiſter ſofort dieſen Zettel. Er wird ſogleich einen Wagen mit Eßwaaren aufladen und hierher ſchaffen laſſen. Um keine weitere Zögerung zu veranlaſſen, ſoll er Alles aufpacken, was ſich eben in der kaiſerlichen Küche vorfindet, Alles, was zu meiner Ankunft herbeigeſchafft, alle Speiſen, die ſchon bereitet worden. Es wird ſich Mancherlei vorfinden, denn ich wollte ja morgen die Stände Böhmens einladen und ihnen ein Diner geben. Nun, Alles was da iſt, ſoll aufgeladen und hierher gebracht werden. Die Herren Stände werden ſich begnügen, morgen mit mir zu ſprechen, ſtatt zu eſſen. Eile Dich, und hörſt Du, der Herr Oberhofmeiſter ſoll Alles hierher ſenden. Du ſelbſt aber läßt Dir ſogleich ein Reiſenéceſſaire mit Flaſchen voll alten Ungarweines füllen und kommſt damit auf der Stelle hierher zurück. Jage Dein Pferd todt, aber ſei in drei Stunden wieder hier!

Der Reiter nahm das Stückchen Papier, und es hoch emporſchwenkend in die Luft, ſetzte er ſeinem Renner die Sporen in die Seite und flog, wie vom Winde getragen, von dannen.

Und jetzt, meine Freunde, ſagte der Kaiſer, ſich an Lacy und Roſenberg wendend, jetzt kommt und helft mir dieſen Unglücklichen wenigſtens eine kleine Linderung zu verſchaffen! Wir haben keinen Wein für ſie, wir haben aber Fleiſch und Brot! Es iſt wenig, aber es wird hinreichen, dieſe Leute vom Hungertode zu retten, bis der Wagen aus Prag kommt!

Und der Kaiſer eilte zu dem Wagen zurück. Schnell, Günther, ſchnell das Néceſſaire her.

Aber Ew. Majeſtät werden doch nicht daran denken, an dieſe armen Leute zu vertheilen, was für Ew. Majeſtät beſtimmt war? fragte Roſenberg, welcher dem Kaiſer gefolgt war. Mein Gott, Sire, Sie wiſſen es alſo gar nicht, daß Sie den ganzen Tag noch nichts zu ſich genommen haben, daß Sie weder am Morgen noch am Mittag gegeſſen haben, obwohl Ew. Majeſtät den Feldmarſchall Lacy und mich durch Ihren ſtrengſten Befehl genöthigt haben, zu eſſen. Ich darf es und werde es nicht zugeben, daß Ew. Majeſtät

Ihre eigene Nahrung, die letzte, die wir heute für Sie noch vielleicht beſchaffen können, fortgeben wollen. Ew. Majeſtät müſſen an ſich ſelber denken, Sie ſind das der Kaiſerin, Sie ſind das Ihren Völkern ſchuldig. Sie bedürfen der Stärkung, Sie müſſen eſſen!

Und Sie glauben, Graf, daß ich eſſen könnte, während dieſe da vielleicht ſterben? fragte der Kaiſer heftig. Gieb her, Günther, kommt Alle her und helft! Laßt uns dieſes Geflügel hier zerlegen und in kleine Stückchen ſchneiden, ah, und was ſehe ich, da iſt eine Büchſe mit Gelée. Ah, das iſt ein herrlicher Fund. Während Ihr das Fleiſch ſchneidet, werde ich, ſtatt des Weins, ihnen einflößen von dieſem Gelée. Gieb mir einen Löffel, Günther, nimm Dir auch einen, und folge mir, Ihr Beide da abgeſeſſen und helft den Herren hier, das Geflügel zu zerſchneiden, aber in ganz kleine Biſſen, damit wir ein Stückchen haben für jeden Mund!

Mein Gott, Lacy, ſo helfen Sie mir doch, rief Graf Roſenberg, den Kaiſer am Arm zurückhaltend. Der Kaiſer will ſeinen letzten Imbiß vertheilen.

Er hat Recht, unſer großer und guter Kaiſer, ſagte Lacy ernſt. Solcher Menſchennoth und ſolchem Jammer gegenüber giebt es keinen Kaiſer mehr, ſondern nur noch einen Menſchen, und wenn Dem nicht das Herz in tiefſtem Mitleid bewegt würde, ſo wäre der Menſch nicht werth, ein Kaiſer zu ſein!

Der Kaiſer hörte ſeine Worte nicht, er war längſt ſchon wieder in den Graben hinabgeſtiegen, die kryſtallene Büchſe mit dem Gelée in der Hand, und gefolgt von ſeinem Kammerdiener Günther. Mit geſchäftiger, eilfertiger Mieue neigte er ſich nieder zu der alten Frau Martha, und einen Theelöffel mit Gelée füllend, hielt er denſelben an ihre halbgeöffneten Lippen und ließ den ſchmelzenden Saft in ihren Mund träufeln. Der Kammerdiener war dem Beiſpiel des Kaiſers gefolgt, und hatte in gleicher Weiſe die Lippen des Mannes, der neben ihr ruhte, getränkt.

Einen Augenblick ſtand der Kaiſer mit ſeiner Kryſtallbüchſe in

der Hand, und beobachtete mit gespannten Mienen die Wirkung seiner Arzenei. Er sah, wie die Alte sich regte, wie ein unendliches Entzücken auf einmal ihr Antlitz durchstrahlte, wie ein rosiger Schimmer ihre Wange überhauchte.

Sieh nur, sagte der Kaiser mit einem glücklichen Lächeln, man sieht das Wohlbehagen, das sie empfindet. O wir werden diese Leute hinhalten, bis Hülfe aus Prag kommt! Komm, Günther, laß uns unsere Arbeit fortsetzen! Aber mein Gott, es sind ihrer hundert, hat der Lach gesagt. Werden denn hundert Theelöffel Gelée in dieser Büchse enthalten sein?

Und mit einem Ausdruck angstvollen Schreckens blickte der Kaiser die Glasflasche an.

Es ist eine Büchse, welche ein Maaß enthält, sagte der Kammerdiener, das werden wohl hundert Theelöffel sein.

Laß uns also hübsch sparsam sein, Günther, Jeder einen Theelöffel, aber nicht hochaufgehäuft, rief der Kaiser. Und nun kein Wort mehr! Frisch an die Arbeit!

Er bückte sich wieder nieder, und mit eiliger Hand immer wieder seinen Theelöffel in den Glasbehälter senkend, träufelte er zwischen alle diese brennenden, zitternden, halbgeöffneten Lippen das stärkende Gelée von erkalteter Kraftbrühe ein. Ein wunderbares Leuchten war in dem Antlitz des Kaisers, während er so, ein ächter Priester der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, durch die Reihen der Unglücklichen dahinschritt, um den Verschmachteten Labsal zu bringen. Er sprach kein Wort, aber die Gedanken des Erbarmens und der Liebe strahlten von seiner Stirn, von der Stirn des Urenkels Rudolph's von Habsburg, der einst, um einem armen Priester beizustehen, daß er rascher zu einem Sterbenden das Viaticum bringe, von seinem Pferde abstieg und es dem Diener der Liebe gab. Joseph aber war selber der Priester der Liebe, er selber trug das Viaticum des Erbarmens zu den Sterbenden und übte die heiligen Pflichten seiner Religion in ächt christlichem Sinne.

Und während er voll liebender Geschäftigkeit von einer Gruppe zur andern eilte, standen da in der Mitte der Landstraße die beiden

Grafen mit den Lakayen, und tranchirten ernſt und ſchweigend die gebratenen Hühner, das Souper des Kaiſers, für die verſchmachteten Gebirgsbauern. Eine tiefe Stille herrſchte rings umher, ein ſanfter Friede wohnte in der ganzen Natur, und auf die ſchauerlichen Gruppen der Ruhenden warf die Abendſonne ihre langen, röthlichen Strahlen hin.

Aber allmälig begannen dieſe Scenen ſich zu beleben, ſah man hier und da ein Haupt ſich erheben, eine Geſtalt ſich emporrichten, allmälig kehrte Geiſt und Bewußtſein in dieſe ſtarrenden, gebrochenen Augen zurück.

Der Kaiſer ſah es, und ein Lächeln des Glückes durchleuchtete ſeine Züge. Er hatte eben ſein Werk des Erbarmens vollendet, das Glas war geleert, aber jeder der Armen hatte einen Löffel voll ſeines ſtärkenden Inhalts bekommen.

Jetzt gebt Jedem von ihnen einen Biſſen Fleiſch, ſagte der Kaiſer, zu der Gruppe inmitten der Landſtraße tretend. Nicht mehr als nur einen Biſſen, denn nach ſo langem Faſten würde mehr ihnen ſchädlich ſein. Wir werden dieſe armen Leute retten, denn jetzt werden ſie Kräfte haben zu warten, bis uns aus Prag Hülfe kommt.

Aber dann werden Ew. Majeſtät mindeſtens die Gnade haben, auch etwas zu genießen, ſagte Graf Roſenberg eifrig. Es wird ſich dann von den Speiſen, welche dieſe Leute bekommen ſollen, wohl auch ein wenig erübrigen laſſen.

Ruhig, Freund, ruhig, lachte der Kaiſer, ich werde nicht verhungern, dafür ſtehe ich Dir! Wenn die Creatur nach Nahrung ſchreit, ſo werde ich ſie ihr geben, aber da ſei Gott vor, daß ich dieſen armen Leuten auch nur einen Biſſen entziehen ſollte von dem, was ich für ſie bringen laſſe. Ich denke, es wird einem Kaiſer von Gottes Gnaden auch nicht ſchaden, wenn er einmal Hunger empfindet wie ein Menſch, er wird dann aus eigener Erfahrung wiſſen, wie weh es den Armen und Dürftigen um's Herz iſt, und er wird ſich bemühen, ihnen zu helfen! Ich werde dieſe Tage in Böhmen nie vergeſſen, und Gott hat meinen Schwur gehört, ich werde ſie dereinſt, wenn ich erſt wirklich der Kaiſer bin, meinem Volke zu vergelten

ſuchen! Euer Fleiſch iſt geſchnitten, jetzt raſch an's Werk! Ich aber will, um den Roſenberg zu beruhigen, in das Dorf gehen, welches da hinten im Kranz der Bäume liegt, und ich will mir da in irgend einer Bauerhütte mein Abendbrod geben laſſen. Es ſind genug Hände hier, um unſere Hungrigen zu bedienen, und ſo wird der Lach mich wohl begleiten können. Kommen Sie, Lach, wir wollen uns eilen, damit wir zurück ſind, wenn unſere Taube mit dem Oelblatt aus Prag daher geflattert kommt!

Er nahm den Arm des Feldmarſchalls und wanderte mit ihm die Straße dahin, welche zu dem Dorf hinunterführte.

II.

Die ſchwarze Suppe.

In einer Viertelſtunde hatten ſie das Dorf erreicht, und ſchritten ſchweigend die lange breite Straße hinunter. Dieſelbe Stille und Lebloſigkeit, welche draußen auf den Feldern das Herz des Kaiſers betrübt hatte, dieſelbe Stille herrſchte auch hier. Nirgends zeigte ſich eine Spur der Thätigkeit, des Schaffens und Wirkens, überall ſtanden die Ackergeräthſchaften beſtäubt und zerfallen umher, nirgends aus den geöffneten Ställen vernahm man das Gebrülle einer Kuh, das Geblöke eines Schafs, nirgends einen Ton von dieſer Muſik der Natur, welche das Herz des Landmanns mit Freude erfüllt, und den Vorübergehenden von ſeinem Beſitz und ſeiner Wohlhabenheit erzählt. Nirgends auch das frohe Kreiſchen, das Singen und Lachen der kleinen Bewohner des Dorfs. Ueberall Schweigen und Stille. Hier und da nur vor den grauen, zerfallenen Hütten lag zuſammengekauert und wimmernd irgend eine Menſchengeſtalt in zerlumpten Gewändern, mit hagerm, eingefallenem Geſichte, mit großen, glanzloſen Augen, denen der Geiſt, ja ſelbſt der Funken der Neugierde entflohen war, denn theilnahmlos ſtarrten ſie die beiden fremden Geſtalten an, die da ernſt und ſchweigend an ihnen vorüberſchritten.

Lacy, wie fürchterlich iſt dieſes Schweigen des Unglücks! ſagte der Kaiſer aufſeufzend. Gehen wir nicht hier umher wie in einem neuen Pompeji? Ach leider, leider, der Aſchenregen des Hungers hat ſich auf dies arme Volk niedergelaſſen, und ganz Böhmen gleicht jetzt einem einzigen großen Pompeji. Und ich kann ihm nicht Abhülfe bringen, nur ein wenig Troſt und Linderung, aber keine Hülfe, kein Ende für dieſen Jammer!

Ja, Ew. Majeſtät können auch das, und Sie werden es! ſagte Graf Lacy ernſt. Es wird und muß Mittel geben, dieſer Noth abzuhelfen, und dieſem armen verhungerten Volke wenigſtens eine Hoffnung auf die Zukunft zu eröffnen.

Ich habe nach Ungarn Eilboten geſendet, damit man von dorther, wo das Korn gut gediehen iſt, große Kornladungen hierher befördere. Ich habe für jede vierſpännige Wagenlaſt Korn, welche binnen drei Wochen hier anlangt, außer guter Bezahlung eine Prämie von 100 Gulden ausgeſetzt. Meine guten Ungarn, welche ſonſt ziemlich indolent ſind, kennen aber ſehr genau den Werth des Geldes, und ſie werden ſich daher beeilen, hierher zu kommen!

Aber drei Wochen iſt eine gar lange Zeit, und die armen Leute hier ſind ſchon ermattet von ihrem Elend, daß ſie nicht mehr drei Wochen werden auf Hülfe warten können!

Ich habe Befehl gegeben, ſofort die Kriegsmagazine in Prag zu öffnen, und Mehl und Korn daraus zu entnehmen, ſagte der Kaiſer faſt angſtvoll.

Das wird für einige Tage reichen, nicht länger, ſagte Lacy kopfſchüttelnd.

Aber wo giebt es noch ein Mittel, dieſem Unglücke zu ſteuern? rief der Kaiſer beklommen. Nennen Sie mir eins, wenn Sie es können!

Dieſe Noth iſt ſo groß, daß ſie kaum auf natürlichem Wege entſtanden ſein kann, ſagte Lacy ſinnend. Wo die Noth iſt, da iſt auch der Wucher, der ſich an ihr bereichert. Diejenigen, welche Korn gebaut haben, halten es zurück, um ſich durch den Hunger noch höhere Preiſe zu erſchwingen!

Wehe ihnen, wenn ich ſie entdecke, rief der Kaiſer erglühend in edlem Zorn. Wehe allen Denen, welche Wucher treiben mit dem, was des Volkes heiliges Eigenthum iſt, mit dem Korn und der Frucht, welche die Erde für alle Menſchen wachſen läßt. Es iſt ein Brudermord, welchen die Kornwucherer an ihren Mitmenſchen begehen, und als Brudermörder würde ich ſie ſtrafen. Aber Sie haben Recht, Lacy, o leider, Sie haben Recht! Es muß Menſchen geben, welche das Elend hier benutzt haben, um es immer höher zu ſteigern und deſto mehr Vortheil davon zu ziehen.

Gewiß giebt es deren, Majeſtät. Aber ſie werden auf ihrer Huth ſein und ſich nicht finden laſſen.

Ich aber werde ſie ſuchen, rief der Kaiſer drohend. Aber ſehen Sie nur dort, Lacy, was für ein ſtattliches Gebäude da hinten auf einmal hervortritt. Wie ſeltſam das contraſtirt zu dieſen elenden todten Hütten hier. Iſt es die untergehende Sonne, welche die Fenſter ſo golden erleuchtet?

Nein, die Fenſter ſcheinen ſich von innen ſo zu erhellen, Sire, ohne Zweifel wohnt dort der Edelmann, dem das Dorf hier gehört.

Treten wir hier in dieſe Hütte ein, ſagte der Kaiſer raſch. Sehen Sie, es ſteigt Rauch aus dem Schornſtein empor. Man kocht alſo drin, und wir finden vielleicht zugleich ein Abendbrot und Auskunft über das ſtattliche Schloß.

Und der Kaiſer ſtieß raſch die nur angelehnte Hüttenthür auf, und trat, gefolgt von Lacy, in das Haus ein.

Niemand hieß ſie willkommen, Niemand antwortete ihnen, als ſie, in die Stube tretend, ihr „Gott zum Gruß“ riefen. Und doch war das Zimmer nicht leer, doch waren Menſchen darin! Eine Frau und vier Kinder lagen ächzend, wie ein Knäuel in einander gekauert, in einem Winkel auf dem harten, ſchmutzigen Fußboden da. Ihre großen hohlen Augen richteten ſich intereſſelos auf die Eintretenden hin, und nur einen Moment hielten ſie inne in ihrem Aechzen und Stöhnen.

Verlaſſen Sie dieſes Zimmer, Sire, flüſterte Lacy. Dieſe Luft iſt verpeſtet von Krankheit und Elend.

Er drängte den Kaiſer faſt mit Gewalt hinaus, und drückte hinter ihnen die Thür leiſe wieder in's Schloß.

Denen da kann Niemand mehr helfen als der Tod, ſagte Lacy ernſt. Sie haben den Hungertyphus. Ich kenne das, ich habe es vor Jahren in Mähren kennen gelernt.

Laſſen Sie uns nach der Küche gehen, ſagte der Kaiſer. Wo Rauch aufſteigt, muß Feuer ſein!

Sie ſchritten über den dunkeln, dumpfen Hausflur hin, und traten in die Küchenthür ein. Der Kaiſer hatte ſich nicht getäuſcht; es war Feuer auf dem Heerd, und vor demſelben ſtand ein Mann, welcher ſehr eifrig damit beſchäftigt war, Etwas in einem am Feuer ſtehenden Topfe zu rühren.

Gott ſei gelobt, rief der Kaiſer laut und freudig, hier wird doch noch gekocht, hier giebt es alſo noch Etwas zu eſſen!

Der Mann am Feuer wandte ſich haſtig zu ihnen um, und ließ ſie ſein hageres, abgemergeltes Geſicht ſehen. Wollt Ihr etwa miteſſen? fragte er mit einem lauten höhniſchen Lachen, ſag' Euch, es iſt ein fetter Biſſen, der da im Topf brodelt, ein Kaiſer könnt' uns d'rum beneiden.

Und er beneidet Euch auch, ſagte Joſeph lächelnd. Was habt Ihr denn ſo ſchönes in Eurem Topfe?

Der Mann hatte aufgehört zu lachen, und warf finſtere Blicke auf die beiden wohlgekleideten Fremden hin.

Seid Ihr hierher gekommen, um uns zu verſpotten? fragte er. Vornehme und geputzte Leute, wie Ihr, treten nicht in guter Abſicht zu armen Leuten ein. Kommt Ihr, um Euch an dem Elende verhungernder Menſchen zu weiden, dann geht in die Stube da vorn, da findet Ihr, was das Herz des Reichen erlaben kann!

Nein, mein Freund, ſagte der Kaiſer mild, wir ſind gekommen, um uns bei Dir auszuruhen, um Dich zu bitten, daß Du uns Theil nehmen läßt an Deinem Mahl.

Der Mann brach wieder in ſein lautes ſpöttiſches Lachen aus.

Theil nehmen wollt Ihr an meinem Mahl? rief er höhniſch. Wißt Ihr denn, was es iſt, das da in meinem Topfe brodelt? Es iſt Erde und Waſſer!

Erde und Waſſer? wiederholte der Kaiſer entſetzt.

Der Bauer nickte. Ja, ſagte er, ich will's einmal verſuchen, ob man nicht daraus eine Suppe brauen kann. Die Erde hat doch ſonſt ſo viel Kraft gehabt, daß ſie Korn wachſen ließ, ſie wird doch jetzt noch ſo viel Kraft haben, eine Suppe aus ihr zu kochen? Wir haben ſeit vier Tagen nichts Warmes gegeſſen. Nur noch etwas Brod, das wir uns von Kleie und Mehlſtaub gebacken hatten. Aber vorgeſtern iſt das zu Ende gegangen, und da traf's ſich recht glücklich, daß wir geſtern in unſern Garten hinterm Hauſe gingen, um uns an der Sonne zu wärmen. Im Garten wächſt ſo ſchönes, grünes Gras, und weil wir denn nichts Beſſeres hatten, haben wir es gemacht wie die Kühe und Schafe, wir haben von dem ſchönen friſchen Graſe gegeſſen!

O, o, ächzte der Kaiſer, ich muß das hören und kann nicht helfen!

Aber es ſcheint, fuhr der Mann, wie zu ſich ſelber ſprechend, düſter fort, es ſcheint, daß die Kühe und Schafe doch viel glücklicher d'ran ſind, wie die Menſchen, und daß Gott ſie mehr liebt. Ihnen ſchmeckt das Gras, und ſie werden ſtark und fett darnach, während es uns krank und elend gemacht hat, ach ſo krank, ſo krank, daß es ein himmliſches Glück ſein müßte, zu ſterben. Aber es ſtirbt ſich nicht ſo leicht, und alſo muß man das Leben von der luſtigen Seite betrachten; es ſtirbt ſich nicht ſo leicht, und alſo koche ich mir Suppe aus Waſſer und Erde. Heiſa, luſtig, es wird ein koſtbares Abendeſſen ſein, denn in der Erde iſt die Kraft und der Segen Gottes Hurrah, meine Suppe iſt fertig!

Er ſchwenkte die Arme hoch empor, und nahm dann mit einem lauten Lachen den Topf vom Feuer, um deſſen Inhalt in die große irdene Schüſſel zu gießen, die da auf dem Küchentiſch ſtand.

Nun, ſagte er, mit einem hämiſchen Grinſen auf die ſchwarze dampfende Maſſe zeigend, wollen die vornehmen Herren noch Theil nehmen an meinem Abendbrod?

Ich, ſagte der Kaiſer ernſt, ich will Theil nehmen an Eurem Abendbrod!

Er ſchritt raſch zu dem Tiſch hin, und nahm den gefüllten

Löffel, welchen der Bauer ihm mit einem ernſten und feierlichen Geſichte darreichte.

Bleich vor Aufregung und Jammer führte der Kaiſer den Löffel zum Munde und koſtete. Dann reichte er mit einem Blick tiefen Kummers den Löffel an Lacy hin.

Lacy, ſagte er, koſte das! Es iſt der Tod, welcher das gebraut hat. O, und es ſind Menſchen, welche das eſſen wollen!

Und während er ſo ſprach, rannen helle Thränen über die Wangen des Kaiſers nieder; er bedeckte ſein Geſicht mit ſeinen Händen und weinte laut.

Ja, es ſind Menſchen, ſagte der Bauer trübe. Aber Gott hat ſein Antlitz von ihnen gewendet. Er hat ſich des Viehes erbarmt, und es iſt geſtorben; aber die Menſchen läßt er leben in ihrem Jammer! Er erlaubt dem Tod nicht, daß er ſie erlöſe!

Aber wie war's nur möglich, daß dies furchtbare Elend über Euch kam? fragte Lacy. Die Mißernten allein können nicht ſolch' furchtbarren Jammer verurſachen! Habt Ihr denn nicht Euer Korn ausgeſäet?

Der Bauer lachte laut auf. Säet einmal Korn, wenn Ihr nichts habt! ſagte er. Im vorigen Jahre, ja, da hatten wir noch ein wenig Korn, und wir vertrauten unſer letztes der Erde an. Dachten, ſie würde Mitleid haben, und Gott im Himmel würde ſeinen Segen dazu ſprechen. Aber er ſprach nur ſeinen Fluch, und das Korn mißrieth zum zweiten Male, und da kam der Hunger und heulte wie eine Hyäne durch die Dörfer hin, und wer es konnte, der entfloh vor ihr, und wer da bleiben mußte, dem ſog ſie das Blut aus der Bruſt und zerfleiſchte ihn. Viele hier aus unſerm Dorf ſind ausgewandert, und die Zurückgebliebenen ſind krank, ſehr krank!

Und ſorgt denn Niemand für die, welche zurückgeblieben ſind? Habt Ihr keinen Gutsherrn, der Etwas für Euch thun kann?

Wir haben keinen Gutsherrn, ſind freie Bauern, ſagte der Mann mit einem Anfluge von Stolz.

Ich meinte doch, ich hätte ein Schloß geſehen, ganz nahe hier bei! ſagte Lacy.

Freilich wohl. Es iſt das Schloß des Freiherrn von Weiſach.

Ihm gehört die ganze Gegend, aber wir ſind doch freie Bauern, wir zahlten unſern Zehnten, und thaten unſere Arbeit, ſo lange wir konnten. Aber jetzt iſt Alles vorbei, Alles!

Und laut aufächzend vor Erſchöpfung, ſank der Mann auf den hölzernen Schemel nieder.

Der Freiherr thut nichts für Euch? fragte Lacy.

Warum ſollte er es? fragte der Mann mühſam aufblickend, wir zahlen keinen Zehnten mehr, und er kann nichts mehr an uns verdienen. O, er hat ſehr viel verdient an den armen Bauern, er verdient noch immer fort. Er wird ein ſteinreicher Mann werden. Gewiß bittet er Gott täglich, daß die Noth recht lange dauern möchte, damit er an ihr verdienen kann. Und der Herr wird ſein Gebet erhören, denn er hält es mit den vornehmen Leuten, und Denen, welche haben, denen giebt er!

Aber wie kann denn der Gutsherr an der Armuth und der Noth verdienen? fragte Lacy. Wie kann er reich werden, da die Bauern nicht mehr für ihn arbeiten können?

Aber wir *haben* doch für ihn gearbeitet, Herr, und unſere Arbeit hat ihm viel Nutzen gebracht. Die Kornfelder auf ſeinem Gut ſchaukelten ſich hin und her wie flüſſiges Gold, und wer ſie anſah, dem hüpfte das Herz vor Freude. Vor drei Jahren hat er ſo viel Korn gebaut, daß die Scheuern es nicht faſſen konnten und er es auf dem Felde unter großen Strohdächern bergen mußte. Und vor zwei Jahren, als der Mißwachs des Korns anfing, da war der Freiherr von Weiſach allein der Glückliche, der noch eine ziemlich gute Ernte hatte. Das macht, er hatte die tüchtigſten Bauern weit in der Runde, und ſein Acker war immer am Beſten beſtellt. In dieſem Jahre freilich iſt's ihm auch ergangen wie allen Uebrigen, die Ernte hat kaum das ausgeſäete Korn wiedergegeben, aber ihm ſchadet's nicht, er kann kaum verbraucht haben, was auf den Kornmieten auf den Feldern von vor drei Jahren aufgeſtapelt ſtand, und ſeine Scheuern müſſen reich gefüllt ſein.

Wie aber kann denn Noth hier herrſchen, wenn Korn in den Scheuern iſt? fragte der Kaiſer, welcher dem Geſpräch mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört hatte.

Das ist die Frage, die Eurem Kopf nicht viel Ehre macht, Herr, rief der Bauer laut auflachend. Gerade weil Die, welche Korn in den Scheuern haben, es drin behalten, und es nicht auf den Markt bringen, gerade deshalb ist die Noth so groß.

Aber ist nicht ein Gesetz erschienen, welches den Bauern, Gutsbesitzern und Kornhändlern befiehlt, alles Korn, das sie aufgelagert haben, zum Verkaufe zu bringen?

Gesetze sind da, damit die armen Leute nach ihnen gestraft werden, und die Reichen sie umgehen können, sagte der Bauer düster. Wenn die reichen Leute sagen, sie haben kein Korn mehr zum Verkauf, so wird's ihnen geglaubt.

Und Ihr glaubt, daß der Freiherr von Weisach noch Korn besitzt?

Der Bauer nickte. Ich weiß es, weiß, daß er große Vorräthe hat, und wenn die Zeit da ist, wird er sie auf den Markt bringen.

Aber wann ist die Zeit da?

Die Zeit ist da, wenn die Verzweiflung so hoch gestiegen ist, daß Jeder sein letztes Hab und Gut hingeben wird für ein Laib Brod, wenn ein Sack voll Mehl mit Gold aufgewogen und Keiner mehr murren wird, wenn er für den Strich Korn wohl funfzig Gulden zahlen muß. Wenn's so weit ist, dann wird der Freiherr von Weisach und seine vornehmen Nachbarn, dann werden alle diese Herren ihre Scheuern öffnen, um ihr Korn in Gold umzuwandeln. Jetzt ist das Korn noch zu wohlfeil für sie, viel zu wohlfeil! Kostet ja erst siebzehn und zwanzig Gulden der Strich! Im vorigen Jahr, als der Strich nur noch sechs Gulden kostete, da meinte der arme Mann schon, verzagen zu müssen, und der reiche Gutsherr schickte sein Korn in's Ausland, wo auch schlechte Ernte gewesen, und wo er für den Strich acht Gulden bekam. In diesem Jahre aber wird er sich wohl hüten, das zu thun, denn er hat so gut spekulirt, daß das Korn im Inlande drei Mal so theuer geworden ist, wie da draußen jenseits der Grenze!*) — Aber jetzt ist's genug der Fragen und des Geredes!

*) Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. Th. I. S. 138 ff. — Carl Ramshorn, Kaiser Joseph II. und seine Zeit, S. 90.

Laßt mich in Ruhe, und wenn Ihr nichts Beſſeres thun könnt als ſchwatzen, ſo geht und laßt mich meine Suppe eſſen!

Könntet Ihr Euch Brod und Fleiſch verſchaffen, wenn Ihr Geld dazu hättet? fragte der Kaiſer milde.

Für Geld, Herr, kann man ſich Alles verſchaffen, ſagte der Bauer, in deſſen Antlitz ein Strahl der Hoffnung aufflammte. Für Geld würde mir die Wirthſchafterin des Freiherrn Brod und Semmel, und Fleiſch, — o, es iſt wundervoll, nur daran zu denken, was man Alles haben kann für Geld!

So geht, und holt Euch, was Ihr haben könnt, ſagte der Kaiſer, einige Goldſtücke auf den Tiſch legend. In einigen Stunden werde ich wieder kommen, oder Jemand hierher ſenden, Euch weitere Hülfe zu bringen!

Der Bauer hatte ſich mit einem Aufſchrei des Entzückens über die Goldſtücke geworfen, und betrachtete ſie mit gierigen Blicken.

Er hörte gar nicht auf den Abſchiedsgruß der beiden Herren, ſah gar nicht, wie ſie hinausgingen aus ſeiner Küche. Jubelnd vor Freude, lachend und weinend durcheinander, ſtürzte er vorwärts, um ſeiner ächzenden Frau und ſeinen ſterbenden Kindern zu erzählen, daß die Noth jetzt beendet ſei, und daß er hingehen, und ihnen Brod und ſtärkende Nahrung holen würde.

Draußen aber vor der Hütte ſtand der Kaiſer mit dem Feldmarſchall Lacy. Mein Gott, mein Gott, murmelte er leiſe, und ich glaubte das Recht zu haben, mich unglücklich zu fühlen und traurig zu ſein! Was iſt geiſtiges Leid ſolch tiefem phyſiſchem Jammer gegenüber. Kommen Sie, Lacy, kommen Sie! Wir müſſen handeln, wir müſſen den Leidenden hülfreich ſein! Die Stunde der Vergeltung iſt da, und beim ewigen Gott, ſie ſoll die Schuldigen treffen!

Wohin wollen Ew. Majeſtät? fragte Lacy erſtaunt, als der Kaiſer, ſtatt den Rückweg durch das Dorf anzutreten, ſich nach der andern Seite hinwandte.

Dahin will ich! ſagte der Kaiſer, ſeine Hand drohend gegen das Schloß emporhebend, deſſen lange Fenſterreihen jetzt bei der allmälig hereinbrechenden Dunkelheit wie Gold erglänzten. Mitten in ſeinem

Feſte will ich den Verbrecher überraſchen, und meine Hand ſoll den Kornwucherer ſtrafen, wie er es verdient.

Aber die Ausſage eines unglücklichen Bauern wird nicht genügend ſein, Sire, um dieſe Herren nicht nur anzuklagen, ſondern zu verurtheilen; es bedarf der Beweiſe, Majeſtät!

Sie haben Recht, ſagte der Kaiſer, es bedarf der Beweiſe, um dieſen Ehrloſen zur Verantwortung zu ziehen. Nun denn, ich werde mir dieſe Beweiſe zu ſchaffen ſuchen, und das ſogleich!

Ew. Majeſtät wollten Selbſt —

Ich will thun, was meine Pflicht iſt. Ich will ſorgen für mein unglückliches, hungerndes Volk. Das iſt meine heiligſte Menſchenpflicht, und da ich früher Menſch als Kaiſer war, ſo muß die Menſchenpflicht mir auch die heiligſte ſein! Ich werde zu dieſem Freiherrn hingehen, o, mein Plan ſteht ſchon ganz fertig da in meinem Kopf, und er bedarf nur noch der Ausführung. Ich werde zu dieſen Leuten gehen, als einer der ihren. Da es ſcheint, als wenn er ein Feſt giebt, ſo werden mehrere ſeiner Geſinnungsgenoſſen wohl bei ihm verſammelt ſein. Ich werde ſie Alle kennen und beurtheilen lernen, ich werde Beweiſe ihrer Schuld ſammeln, Lacy. Kein Wort weiter jetzt! Wir wollen handeln!

Ew. Majeſtät ſetzen ſich einer Gefahr aus, ſagte Lacy, ich bitte alſo um die Gnade, Sie begleiten zu dürfen.

Sie werden mir nachkommen, Lacy, zuerſt gehe ich allein. Während der Zeit werden Sie die Güte haben, den Weg, den wir gekommen, zurückzugehen, und dann mit Roſenberg den Wagen zu beſteigen, und gerade hierher zu fahren zum Schloß. Dort angekommen, fragen Sie nach mir und laſſen mir melden, daß mein Wagen wieder fertig ſei und wir weiter fahren könnten. Günther ſoll mit den Dienern bei den unglücklichen Leuten zurückbleiben, und wenn der Proviantwagen aus Prag ankommt, ehe wir zur Stelle ſind, ſoll ein Lakay aufſitzen, und uns hier auf's Schloß die Nachricht bringen!

Ich ſoll, wenn wir mit dem Wagen ankommen, Sire, geradezu nach Sr. Majeſtät dem Kaiſer fragen?

Nicht doch! Sie wiſſen ja, der Kaiſer reiſt mit ſeinem Hofſtaat

auf der großen Straße nach Prag, und Niemand weiß von dieſer kleinen Excurſion, die wir hier auf der Nebenſtraße machen. O, ich bin überzeugt, meinem Wagen und meinem Hofſtaat wird nicht die Hälfte von dem Elend begegnen, das wir hier entdeckt haben. Man wird dort wohl einige officielle Lumpen und Fetzen gefunden haben, um den Jammer ein wenig aufzuſchminken, der ſich hier ganz todesblaß und nackt uns zeigt. Nein, Lacy, wenn Sie mit meinem Wagen kommen, fragen Sie nicht nach dem Kaiſer, ſondern nach dem Baron von Joſephi. Leben Sie wohl, Lacy, und kommen Sie bald nach!

III.

Die vornehmen Kornwucherer.

Die Säle des Freiherrn von Weiſach ſtrahlten im Glanz der Kerzen, die ſich tauſendfach brachen in den hohen venetianiſchen Spiegeln, welche in ihren breiten, vergoldeten und künſtlich geſchnörkelten Rahmen ringsum an den Wänden hingen, und zwiſchen denen man in eben ſo ſchönen Rahmen die ernſten Geſtalten der Ahnen des reichsfreiherrlichen Hauſes erblickte. In dem größten der Säle befand ſich eine lange Speiſetafel, geſchmückt mit ſilbernen Aufſätzen, mit ſilbernen Vaſen voll duftender Blumen, mit Kryſtallſchalen voll köſtlicher ausländiſcher Früchte, und mit Schüſſeln und Flaſchen, die Alles das enthielten, was den Gaumen reizen und die Sinne erfreuen kann, und was nothwendig iſt um ein gutes Diner herzuſtellen. Um die Tafel her ſaß eine glänzende Geſellſchaft von Herren und Damen in der heiterſten und angeregteſten Stimmung. Man befand ſich ſeit vier Stunden bereits an der Tafel. Daß die Speiſen auserleſen, und die Weine vorzüglich geweſen, das las man auf den glühenden und zufriedenen Geſichtern der Herren, und ein Widerſchein dieſer Zufriedenheit glänzte in den ſchönen, ſanft gerötheten Geſichtern der Damen, die mit unendlicher Genauigkeit Eine die Toilette der An-

deren gemuſtert hatten, indem Jede die Genugthuung empfangen, daß ihre Toilette die modernſte und geſchmackvollſte, ihre Diamanten die ſchönſten und koſtbarſten ſeien.

Man war jetzt beim Deſſert angelangt, und die heitere Stimmung hatte den höchſten Aufſchwung genommen. Die Herren begannen jene erhabenen blumigen Toaſte zu ſprechen, wie ſie der duftende Wein aus den erhitzten Köpfen aufblühen läßt, und die reicher an ſchönen und hochtrabenden Worten, als an tiefen oder erhabenen Gedanken zu ſein pflegen.

Der Freiherr von Weiſach hatte eben einen begeiſterten Toaſt zum Lobe der Damen zu Ende gebracht, den die Herren mit Jubel aufnahmen, indem ſie ſich beeiferten, Jeder in halblautem Geflüſter ſeiner Nachbarin das zu ergänzen, was der Freiherr geſprochen hatte, als der erſte Kammerdiener des Freiherrn ſich demſelben näherte, und ihm leiſe etwas zuflüſterte. Alsbald wandte der Freiherr ſich lächelnd wieder ſeiner Geſellſchaft zu. Meine Damen und Herren, ſagte er, Ihrer Entſcheidung übergebe ich das, was mir mein Kammerdiener berichtet. Es iſt ſo eben ein Herr in's Schloß gekommen, der erzählt, er ſei mit ſeinem Wagen auf der Landſtraße verunglückt, und bittet, ſich hier ausruhen zu dürfen, bis ſein Wagen, an dem ſeine Diener arbeiten, ihn hier abhole. Wollen Sie ihm erlauben, meine Herrſchaften, hier einzutreten, um eine Stunde bei uns zu verweilen.

Zuerſt muß mir mein Herr Gemahl aber erlauben, ſeiner Gaſtfreundſchaft eine Frage vorzulegen! ſagte die Freiherrin von Weiſach, welche ihrem Gemahl gegenüber an der Tafel thronte. Eine Frage im Namen aller hier anweſenden Damen! Iſt der Fremde, der ſich ſo sans façon in unſere Geſellſchaft drängen möchte, auch ſolcher Ehre werth? Verdient er es, in ſolch auserleſenem Kreis erſcheinen zu dürfen? Mit einem Wort, iſt er von Adel?

Er hat ſich melden laſſen als der Baron von Joſephi, ſagte der Freiherr ernſt.

Das iſt, ſo viel ich weiß, eine alte ungariſche Familie, ſagte einer der Herren feierlich.

Dann, mein Gemahl, bitte ich für dieſen Herrn, rief die Freirau lächelnd. Ich hoffe, die Damen ſind mit mir einverſtanden, der Fremde darf eintreten?

Die Damen gaben lächelnd ihre Zuſtimmung, und der Freiherr erhob ſich, um den Fremden aus einem der Nebenzimmer in den Saal zu führen.

Der Baron von Joſephi! rief der Freiherr, den Fremden zu ſeiner Gemahlin führend; ſie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, und alle die glänzenden Augen der Damen, die ernſten, ſtechenden Blicke der Herren richteten ſich jetzt mit forſchender Neugierde auf dieſen Fremden hin, der mit vollkommener Unbefangenheit, mit lächelndem Gleichmuth in dieſe ſo glänzende, ſo auserleſene Geſellſchaft eintrat, und deſſen Manieren ſo ganz den Mann von Welt und feiner Tournüre bekundeten.

Mit einer vollkommenen Unbefangenheit nahm er den Platz neben der Freiherrin ein, und als er jetzt ſeine großen blauen Augen über die Geſellſchaft hinſchweifen ließ, ſchien er nicht mehr der Geprüfte, ſondern der Prüfende zu ſein. Mit einem ernſten, faſt ſtrengen Ausdrucke verweilte ſein Blick auf jedem der Herren, als wolle er ſich ihre Züge tief in ſein Gedächtniß einprägen, um ſie nie wieder zu vergeſſen, und vor dieſen ſeltſamen, ſtrengen und gebieteriſchen Blicken ſenkte ſich, einer den Herren ſelber unerklärlichen Befangenheit nachgebend, hier und da manches Auge, fühlte ſich manches Herz geängſtigt und beklommen.

Ich weiß nicht, flüſterte einer der Herren ſeiner Nachbarin zu, mir kommt dieſer Herr gar ſeltſam bekannt vor. Ich meine, ich müßte ihn ſchon einmal irgendwo geſehen haben.

Er hat wundervolle Augen, ſagte die Dame lächelnd, und ich meinestheils finde, daß ich noch niemals ſo ſchöne Augen geſehen habe! Auch hat er ſehr noble und feine Manieren. Er iſt gewiß ſehr viel am Hofe geweſen, denn nur dort bildet ſich ein ächter Cavalier!

Das heißt mit anderen Worten, meine Gnädigſte, ſagte der Herr erglühend, Sie finden, daß wir hier Alle keine Cavaliere ſind, denn *Sie wiſſen*, daß wir Alle es vorziehen, König oder Kaiſer auf unſerm

eignen Grund und Boden zu ſein, ſtatt am Hofe uns zu bücken und zu ſcherwenzeln, und der allerunterthänigſte Knecht zu ſein. Sie finden —

Still, unterbrach ihn die Dame, hören wir doch, was der Baron ſagt!

Ich bin Ihnen wahrlich zu unendlichem Danke verpflichtet, ſagte der Baron von Joſephi eben mit lauter Stimme zu der Freiherrin von Weiſach. Seit den drei Tagen, daß ich dieſes unglückliche Böhmerland durchreiſe, iſt mir nichts als Jammer und Noth, als Elend und Verzweiflung begegnet. Ueberall ſieht man Sterbende, Verhungernde; ganz Böhmen ſchien mir ein großes Leichenhaus zu ſein, und ich plagte mich ſchon mit ganz melancholiſchen Todesgedanken. Ihre frohen Geſichter, und die glänzende, reichbeſetzte Tafel heitern mich wieder auf, und belehren mich, daß es doch auch in Böhmen noch glückliche und zufriedene Leute giebt, und daß man nicht überall hungert, ſondern auch hier noch in heiterer Weisheit das Leben zu genießen verſteht.

Wären wir nicht auch Thoren, wenn wir's nicht thäten? fragte der Freiherr von Weiſach lachend. Was kümmert uns das Elend da draußen! Man muß nur ſeine eigene Thür ſorgſam bewachen, daß es nicht da eindringt, und ſich an unſerem eigenen Heerde niederläßt, und davon ſind wir Alle, Gott ſei Dank, noch ziemlich fern!

Da ſieht man alſo, wie die Welt immer übertreibt, rief der Baron Joſephi lächelnd. Ganz ſchauderhafte und haarſträubende Berichte von dem Elend in Böhmen ſind nach Wien geſandt, ſo daß der Kaiſer Joſeph ſich ſelber aufgemacht hat, dieſes Elend zu ſchauen. Ich begegnete dem Kaiſer heut früh kurz vor Budweis. Er ſah ziemlich niedergeſchlagen aus.

Und bei Gott, er hat auch Grund dazu, rief einer der Herren, denn er wird finden, daß er hier nichts zu helfen vermag, ſo ſehr er auch immer Kaiſer iſt, und daß er weit beſſer gethan hätte, in Wien zu bleiben, und es den Behörden hier zu überlaſſen, dieſes wahnſinnige, heulende und ſchreiende Volk in Zucht und Ordnung zu halten.

Ja, er wird mit einer gewaltig langen Naſe wieder abziehen

müſſen, dieſer empfindſame kleine Kaiſer, lachte ein Anderer. Wir finden, daß das Auftreten ſeines kaiſerlichen Fußes doch nicht genügt, um Kornfelder aus der Erde zu ſtampfen und dem heulenden Volke Brod zu geben! Und Brod iſt das einzige, was dem Volke fehlt!

Und ich meinestheils finde gar nicht, daß dies ein ſo großes Unglück iſt, ſagte ein anderer Herr achſelzuckend. Ein hungerndes Volk iſt am leichteſten zu regieren, und denkt nicht mehr daran, zu murren und zu revoltiren.

Ah, wenn die Herren von Politik ſprechen wollen, da iſt es für die Damen Zeit, ſich zurückzuziehen, ſagte die Freiherrin, ſich von ihrem Sitz erhebend. Kommen Sie, meine Damen, laſſen Sie uns in den Salon gehen! Wir wollen dort die Herren zum Kaffee erwarten.

Die Herren erhoben ſich, um die Damen zu begrüßen, und erſt als die Letzte von ihnen den Saal verlaſſen hatte, nahmen die Herren ihre Plätze wieder ein.

Und jetzt, meine Herren, ſagte der Baron von Joſephi, jetzt, da wir mit unſerm ernſten, politiſchen Geſchwätz nicht mehr das Ohr der Damen beläſtigen, jetzt erlauben Sie mir Ihnen ein Bekenntniß zu machen! Ich bin nicht durch Zufall hierher gekommen, und nicht, weil mein Wagen gebrochen iſt, ſondern es war mein freier Wille hierher zu kommen, und mich als Gaſt einzudrängen in dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft.

Und darf man wiſſen, welchem Umſtande wir Ihren gütigen und ſchmeichelhaften Entſchluß verdanken? fragte der Hausherr lächelnd.

Haben Sie die Güte mir Gehör zu ſchenken, und Sie werden mich bald verſtehen, ſagte der Baron ſich leicht verneigend. Sie haben, ganz im edlen Sinne der ſchönen Gaſtfreundſchaft der Alten, mich nicht nach meinem Stand und meiner Heimath gefragt, erlauben Sie mir alſo, Sie darüber aufzuklären. Ich bin ein Edelmann aus Mähren, und dort beſitze ich einige Güter. Der Graf Hoditz auf Roswaldau iſt mein Nachbar.

Dann haben Sie viel zu leiden gehabt, ſagte der Freiherr theilnahmsvoll. Die Hungersnoth war nirgends größer, als in jener Gegend, wie man ſagt.

Man hat die Wahrheit gesagt, mein Herr. Wir hatten viel Leid und Jammer, Hungersnoth und Hungertyphus, das arme Volk starb wie die Fliegen, es konnte sich durchaus nicht daran gewöhnen, Gras statt des Brodes zu essen!

Hier wollen es die dummen Bauern auch nicht lernen, rief der Freiherr lachend. Das Volk ist ja so anspruchsvoll. Lebt doch ein Pferd der edelsten Race von Heu und Gras, warum sollte nicht ein Bauer von so gemeiner Race es können.

Es ist Vorurtheil, weiter nichts, sagte der Baron wegwerfend, und ich bin der Meinung, daß man dem gemeinen Mann solches Vorurtheil abgewöhnen muß. Ich habe daher auch keine Rücksicht genommen auf das Heulen und Schreien der Leute; ich bin immer der Meinung gewesen, daß das Volk schauspielert und sich verstellt; ich traue dem Geweimere nicht, und habe mich niemals davon rühren lassen!

Und gewiß hat der Herr Baron daran Recht gethan, sagte einer der Herren mit einem wohlgefälligen Kopfnicken. Das Volk ist weichlich und faul, und wenn man sich von seinem albernen Klagen bethören lassen wollte, würde man bald ebenso arm und hülflos sein, wie der gemeinste Bauer. Ein hungriges Volk ist ein gehorsames Volk!

Und außerdem, was liegt daran, sagte ein Anderer, wenn bei dem Versuch, sich an den Hunger zu gewöhnen, ein paar Tausend von dem Volk sterben. Die Welt wird dadurch nicht unglücklicher und auch nicht menschenleerer, denn das Volk vermehrt sich wie die Erdäpfel.

Sie sagten also, Herr Baron, Sie hätten keine Rücksicht genommen auf das Brodgeschrei Ihrer Leute? fragte der Freiherr, sich wieder an den Baron wendend.

Ich machte es wie Odysseus, meine Herren, ich verstopfte meine Ohren mit Wachs, um nicht von dem Syrenengesang verlockt zu werden.

Ein schöner Syrenengesang das, lachten die Herren, eine Jammermelodie mit dem Text: Brod! Brod! Noth! Noth!

Ah, Sie haben dieses Lied auch schon vernommen, rief der Baron lachend. Es ist auch schon vor Ihren Thüren erklungen?

Ja, aber wir haben es auch gemacht, wie der Herr Baron, wir haben unſere Ohren mit Wachs verſtopft, und nichts gehört.

Die Folge davon iſt geweſen, ſagte der Baron, daß auch mein Kornboden nichts gehört hat, und daß auch meine Speicher gut gefüllt ſind. Jetzt aber hat mein Kornboden dieſes Geſchrei hier in Böhmen gehört, und ich bin gewillt, meine Speicher zu öffnen. Ich beabſichtige nach Prag zu gehen, und dort mit mir wohlbekannten Spekulanten zu verhandeln, aber die Noth, der ich hier begegnet bin, hat mein Herz gerührt; Herr Freiherr von Weiſach, ich beklage Sie, nirgends iſt der Jammer und das Elend ſo groß, als in Ihrer Gegend. Hundert arme Leute liegen unfern Ihres Dorfes auf der Landſtraße.

Ich weiß es, ſagte der Freiherr, es iſt elendes Bettelvolk, das nichts thun und nichts verdienen mag, und auf das allgemeine Mitleid ſpekulirt. Sie ſind aus dem Erzgebirge herniedergeſtiegen, und muſiciren mit ihrem Jammer durch das ganze Land hin, ſie profitiren von der allgemeinen Noth, um zu ſagen, daß ſie im Begriff ſind, Hungers zu ſterben. Ich habe ſie durch meine Büttel aus dem Dorf treiben laſſen, die elenden Bettler.

Aber auch in Ihrem Dorf iſt die Noth entſetzlich, ſagte der Baron Joſephi. Es iſt wie ein einziger, großer Kirchhof, auf dem zur Geiſterſtunde bleiche Schattengeſtalten herumwandeln.

Sind Sie nur hieher gekommen, mein Herr, um mir das zu ſagen? rief der Freiherr mit gerunzelter Stirn. Die Mühe hätten Sie Sich ſparen können, denn ich weiß das!

Nun, ich bin hierher gekommen, um Ihnen meine Hülfe anzubieten ſagte der Baron freundlich. Dieſe furchtbare Noth hier hat mein Her gerührt. Ihre Bauern ſterben vor Hunger, Ihre Felder ſind unbaut, weil die Bauern kein Korn zur Ausſaat haben. Nicht aus Mi leid mit dem Bauer, ſondern aus Mitleid mit Ihnen will ich Ih helfen. Die Geſundheit des Bauern iſt der Reichthum des E mannes. Herr Freiherr von Weiſach, Sie haben Mangel Korn, die Hungersnoth heult vor den Hütten Ihrer Bauern, habe Ueberfluß an Korn und meine Bauern ſind ſchon todt. Ich *Ihnen* alſo mein Korn an!

Das heißt, Sie wollen es mir verkaufen? fragte der Freiherr mit einem feinen Lächeln.

Ja, das will ich, und wenn Sie wollen, sogleich! Ich weiß wohl, daß ich vielleicht das Doppelte verdienen könnte, wenn ich mein Korn noch vierzehn Tage zurückhielte, bis die Noth noch höher gestiegen ist, aber ich habe ein Herz, das sehr zum Mitleid geneigt ist, und also, Herr von Weisach, ich biete Ihnen mein Korn an!

Und wie hoch der Strich? fragte der Freiherr.

Zwanzig Gulden der Strich! Sie werden finden, daß das ein sehr mäßiger Preis ist.

Ja, wahrhaftig, ein sehr mäßiger Preis! rief der Freiherr mit einem lauten Lachen, in das die übrigen Herren fröhlich mit einstimmten. Und Sie meinen, ich sollte Ihr Korn kaufen, um für meine Bauern Brod daraus zu backen? Aber ein Brod von solchem Korn wäre ja mit Gold aufzuwiegen, und meine Bauern besitzen kein Gold.

O, Sie sind ein großmüthiger Edelmann, und würden Ihren Bauern gewiß gern das Brod umsonst bewilligen!

Haben Sie das selber gethan? rief der Freiherr höhnisch. Sagten Sie uns nicht, daß Ihre Bauern verhungert sind, während doch Ihre Kornböden wohl gefüllt waren? Nun denn, mein Herr Baron, ich bedarf Ihres Korns nicht, denn auch ich leide keinen Mangel daran, und wenn wir erst so weit gelangt sind, daß der Strich Korn wirklich mit zwanzig Gulden bezahlt wird, nun dann werde auch ich menschenfreundlich genug sein, meine Kornböden zu öffnen und mein Korn zu verkaufen!

Und indem der Freiherr so sprach, füllte er den Krystallbecher, der vor ihm stand, bis zum Rande mit Wein und leerte ihn auf einen Zug.

Ah, es beliebt Ihnen zu scherzen, sagte der Baron achselzuckend. Wie sollte es möglich sein, daß Sie allein von dieser allgemeinen Noth ausgeschlossen blieben?

Wer zur rechten Zeit haushält und spart, ist gesichert, wenn die Noth kommt, sagte der Freiherr, dessen Antlitz glühte von dem Über-

mäßigen Weingenuß. Ich ſage Ihnen, ich bedarf Ihres Korns nicht, denn ich habe ſelbſt genug davon, und wenn die rechte Zeit gekommen iſt, werde ich eben ſo klug ſein, wie Sie, mein Herr, und werde mein Korn verkaufen.

Sie ſollten das indeß nicht ſo laut ſagen, mein Herr, ſagte der Baron. Sie wiſſen doch, daß der Kaiſer einen ſtrengen Befehl hat ergehen laſſen, daß alle Kornbeſitzer der Regierung in Prag angeben ſollen, wie viel Korn ſie haben, damit die Regierung es ihnen zu einem ziemlich hohen Preiſe abkaufen kann.

Ein Narr, wer dieſem Befehl des Kaiſers gehorchen wollte, rief der Freiherr mit ſchwerer Zunge. Der Kaiſer iſt nicht der Herr unſers Willens und unſers Kornbodens. Auf ſeinem Dorfe iſt der Edelmann der Kaiſer, und Gott verhüte, daß das jemals anders werden ſollte!

Aber der Kaiſer hat eigene Beamte ernannt, welche von Dorf zu Dorf reiſen, und denen die Gutsherren ihre Scheuern öffnen, und ihre Kornvorräthe zeigen müſſen.

Ja, ſie ſind auch bei mir geweſen, lachte der Freiherr, ſie ſind bei uns Allen geweſen, nicht wahr, meine Herren?

Ja, ſie ſind bei uns Allen geweſen, rief der Chorus dieſer lachenden, weinglühenden Herren.

Aber ſie haben nichts gefunden, fuhr der Freiherr lachend fort, nichts als ein paar hundert Gulden, die plötzlich in ihren Händen waren, ſie wußten ſelbſt nicht wie, und die bewirkten, daß die Herren Commiſſaire ſich eiligſt aus dem Staube machten. Ah, dieſe von dem volksfreundlichen Kaiſer erfundenen Korn-Commiſſaire mögen ſich bei Sr. Majeſtät bedanken, er hat ſie zu reichen Leuten gemacht, ſie haben auf ihren Wanderungen kein Korn für das Volk, aber viel Gold für ſich ſelber gefunden.*)

Eine dunkle Röthe flammte einen Moment in dem Antlitz des Barons auf, und ein Zittern durchflog ſeine ganze Geſtalt. Seine Finger legten ſich feſter um das Weinglas, das er in ſeiner Rechten

*) Groß-Hoffinger I.

hielt, und der Athem ging schwer und keuchend aus seiner Brust hervor.

Niemand achtete indeß auf diese Aufregung des Fremden. Die vierstündigen Tafelfreuden, die feurigen Weine, die sie in so reichlichem Maße genossen, hatten die Augen der Herren getrübt, ihr Gehirn erhitzt und ihre Zungen geschwätzig gemacht. Das glänzende Diner allein war Schuld, daß der Freiherr von Weisach das Geheimniß, welches er sonst so sorgsam behütete, verrathen hatte, daß er einem Fremden den Besitz seines großen Kornvorrathes zugestand.

Der Baron Josephi indeß unterdrückte mit der Kraft seines Willens seinen aufflammenden Zorn und wandte sich wieder an den Schloßherrn.

Sie lehnen also meinen Antrag ab? fragte er.

Ich lehne ihn ab, lallte der Freiherr. Gott sei Dank, ich habe Korn genug.

Nun denn, meine Herren, fuhr der Baron fort, indem seine Augen mit einem schnellen Blick sich auf die übrigen Herren richteten, nun denn, so biete ich Ihnen mein Korn an. Sie sind ohne Zweifel auch aus dieser Gegend, von welcher aus die meisten Jammerberichte gekommen sind, und Einige von Ihnen werden gewiß doch des Korns bedürfen.

Wir sind die Nachbarn des Freiherrn, sagte der nächste der Herren, und wir haben von seiner Weisheit profitirt. Ich glaube, ich darf Ihnen im Namen aller dieser Herren sagen, daß wir Ihr Anerbieten ablehnen. Wir bedürfen keines Korns!

Nein, wir bedürfen keines Korns, riefen die Herren insgesammt.

Sieben, es sind Ihrer sieben Herren! sagte der Baron. Und keiner von Ihnen bedarf meines Korns?

Nein, keiner von uns sieben Edelleuten!

Von uns vornehmen Wucherern, wollen Sie sagen, rief der Baron mit donnernder Stimme, indem er sich von seinem Sitz erhob, und seine zornblitzenden Augen im Kreise der Herren umherflammten.

Was ſoll das heißen? rief der Freiherr entſetzt.

Das ſoll heißen, daß ich hier nicht ſieben Edelleute, ſondern ſieben Mörder gefunden habe, rief der Baron in edlem Zorn. Sieben ehrloſe Wucherer, welche mit herzloſer Grauſamkeit den Jammer eines ganzen Volkes ausgebeutet haben, um ſich zu bereichern, welche ſich wie Blutegel an den kranken Böhmer leib gelegt, und ſich vollgeſogen haben von ſeinem Blut. Aber beim ewigen Gott, dieſes Verbrechen ſoll geſtraft, die Wucherer ſollen gebrandmarkt werden, gleichviel, ob ſie von niederer oder von hoher Geburt ſind!

Während der Kaiſer ſo ſprach, hatten die Herren anfangs, gleichſam gelähmt von Erſtaunen, ſtumm und unbeweglich da geſeſſen, aber allmälig begannen ihre Augen zu blitzen, ſchoß eine noch glühendere Röthe in ihre erhitzten Wangen, und von ihren Sitzen aufſpringend, riefen ſie mit drohendem Ton: wer wagt es, ſo zu uns zu ſprechen? Mit welchem Recht kommen Sie hierher, uns zu beſchimpfen?

Mit welchem Recht? rief der Kaiſer mit ſo ſtolzer und gebieteriſcher Stimme und ſo zornflammenden Augen, daß die Herren unwillkürlich erbebten und ihre drohend erhobenen Arme ſinken ließen. Mit welchem Recht ich hierher komme? Nun, der Kaiſer hat mir das Recht gegeben! Sie wiſſen ja, der kleine Kaiſer hat ein empfindſames Herz, und er iſt eigens nach Böhmen gekommen, um die Urſache kennen zu lernen, aus der die Noth und das Elend ſeines Volkes entſprungen iſt. Er hat Euch ſeine Commiſſaire geſandt, und Ihr habt ſie beſtochen! Nun, da bleibt ihm nichts Anderes übrig, als ſein eigener Commiſſair zu ſein, und ſelber zu kommen.

Der Kaiſer! Es iſt der Kaiſer! murmelten die Herren entſetzt durcheinander, indem ſie mit trüben, glanzloſen Blicken auf Joſeph hinſchaueten, der glühend von edlem Zorn, ſtolz und hoch aufgerichtet in ihrer Mitte ſtand, und deſſen flammende Augen voll tiefer Verachtung dieſe plötzlich erblaßten und zitternden Herren betrachteten.

Auf einmal brach der Freiherr von Weiſach in ein lautes Gelächter aus. Ach, ſehen Sie, meine Herren, ſagte er mit ſchwerer, lallender Zunge, ſehen Sie, welch' einen allerliebſten Spaß ſich der Herr Baron von Joſephi da gemacht hat. Will uns in Schrecken jagen,

und uns einreden, daß er der Kaiser sei. Merken Sie denn nicht, daß er uns blos einen Schrecken einjagen, und sich rächen will, weil wir ihm sein Korn nicht abkaufen wollen?

Es ist wahr, der Freiherr hat Recht, riefen die Herren. Es ist ein allerliebster Spaß und —

Still Ihr Alle, unterbrach sie der Kaiser mit lauter donnernder Stimme. Der Scherz ist vorüber, und die Stunde des Gerichts beginnt. Ich bin nach Böhmen gekommen, um mein Volk satt zu machen, und ich werde es thun! Aber ich werde auch Diejenigen strafen, welche Brod hatten, und es dem hungrigen Volk nicht gaben, ich werde strenges Gericht halten über Diejenigen, welche gewagt, sich meinen Befehlen zu widersetzen und meine Commissaire durch Bestechung zum Schweigen zu bringen. Von heute an bin ich mein eigener Commissair, und bei Gott, mich werdet Ihr weder mit Euren Adelsdiplomen, noch mit Euren Titeln bestechen! Ich werde die Schuldigen strafen, wo ich sie finde, und der Pranger ist für jeden Verbrecher da!

Gnade, Majestät, Gnade, stammelte der Freiherr von Weisach, den der Schrecken plötzlich entnüchtert hatte, und dessen vorher so glühende Wangen jetzt plötzlich leichenblaß geworden. Ew. Majestät werden uns nicht anrechnen, was der Wein aus uns gesprochen!

Ihr habt das Gewimmer von Tausenden vernommen, und es hat Euer Herz nicht gerührt, rief der Kaiser schmerzvoll. Das Geächze der Sterbenden, das Geschrei der Hungernden klingt dahin durch die Luft, und Ihr belauert mit versteinertem Herzen das Elend und berechnet den Jammer, wann er Euch den höchsten Vortheil bringen könne. Wehe über Euch! Der Kornwucherer ist wie ein heimlicher Giftmischer, der im Dunkeln dahin schleicht, und langsam Tag für Tag mit dem Gift des Hungers seine Brüder ermordet, um sich an ihren Leichen zu bereichern!

Majestät, es hat noch bis jetzt kein Gesetz gegeben, welches uns befiehlt, uns unsers Eigenthums zu entäußern, sagte einer der Herren mit fast grollendem Ton, kein Gesetz, welches einen Edelmann zum Verbrecher stempelt, wenn er behält, was sein ist! Der böhmische

Edelmann hat ſeine eigene Gerichtsbarkeit, und nur von dieſer kann er geſtraft und gerichtet werden!

Der böhmiſche Edelmann wird dieſes Vorrecht verlieren, ſo wahr ich der Kaiſer bin! rief Joſeph energiſch. Gleich wie vor dem Thron Gottes ſollen die Menſchen ſein vor dem irdiſchen Richter.

In dieſem Momente öffnete ſich die Thür, und die beiden Cavaliere des Kaiſers traten ein.

Lacy, rief Joſeph, den Beiden haſtig entgegenſchreitend, Lacy, Sie hatten Recht. Das Elend des armen Volkes iſt nicht auf gewöhnlichem Wege entſtanden, ſehen Sie hier Einige von Denen, welche es gepflegt und groß gezogen und das hungernde Volk in den Tod gehetzt haben! Lacy, die Herren haben Korn in Ueberfluß, und das Volk ſchreit nach Brod. Draußen auf der Landſtraße liegen hundert Menſchen, welche dem Tode nahe ſind vor Hunger, in den Hütten des Dorfes wüthet der Jammer und der Hungertyphus, und dieſe Herren fand ich hier ſchwelgend beim üppigen Mahl, und der Nothſchrei des Volkes ſtörte ſie nicht bei ihrem glänzenden Feſte!

Gnade, Majeſtät, Gnade, riefen auf einmal flehende Stimmen hinter Joſeph, und als er ſich umwandte, ſah er die Damen, welche auf ihre Kniee niedergeſunken, die gefalteten Hände zu dem Kaiſer emporhoben. Während der Kaiſer mit Lacy geſprochen, hatte der Hausherr ſich raſch in das Nebenzimmer begeben, und in der Angſt ſeines Herzens die Damen zu ſeiner Hülfe herbeigerufen.

Der Kaiſer runzelte die Stirn und trat haſtig einige Schritte zurück. Meine Damen, ſagte er, es iſt hier immer noch von Politik die Rede, und Sie ſagten es ſelbſt, vor der Politik müſſen die Damen ſich zurückziehen! Erheben Sie ſich alſo, meine Damen, und ziehen Sie ſich zurück!

Nein, Sire, laſſen Sie mich ſo vor Ihnen liegen, rief die Dame des Hauſes, die ſtolze Freiherrin von Weiſach mit flehender Stimme, laſſen Sie mich Ihre Kniee umklammern, und für meinen Gemahl Ihre Gnade anflehen. Ich weiß nicht, was er gethan und verbrochen hat, aber ich weiß, daß unſer edler Kaiſer nicht Denjenigen ſtrafen kann, unter deſſen Dach er als Gaſt eingetreten iſt, der ihn

vertrauensvoll an ſeinen Tiſch geladen hat. Ich weiß, daß der Kaiſer viel zu erhaben denkt, um Diejenigen in's Verderben zu ſtürzen, welche ihm als dem Menſchen vertrauten, nicht ahnend, daß Derjenige, welcher unter einem erborgten Namen zu ihnen eingetreten, daß Er der Kaiſer ſei!

Ah, Madame, ſagte der Kaiſer lächelnd, es ſcheint, Sie wollen mir Vorwürfe machen, und Sie finden, ich müßte Ihnen dafür dankbar ſein, daß Sie mir nach abgelegter Adelsprobe geſtattet haben, in den Kreis dieſer Edelleute einzutreten. Ich war vorher ſo glücklich, da im Nebenzimmer Ihre ernſten Erwägungen über meine Zuläſſigkeit zu vernehmen. Sie, Madame, haben mindeſtens in mir nicht dem Menſchen vertraut, ſondern nur das kleine Wörtchen von, welches ich vor meinen Namen geſetzt, hat mir Ihre Gnade erworben! Aber ſtehen Sie auf, meine Damen, ich bin ein Deutſcher und liebe nicht die ſpaniſche Sitte des Kniebeugens!

Sire, Gnade für meinen Gemahl! rief die Freiherrin, immer noch auf ihren Knieen liegend. Vergeben Sie es ihm, daß er mehr an ſeine Familie und den Glanz ſeines Hauſes, als an die andern Menſchen gedacht hat. Was er gethan, hat er doch nur gethan aus Liebe zu ſeinen Kindern, die er reich und angeſehen machen wollte!

Ah, Madame, das nennen Sie Liebe! ſagte der Kaiſer mit einem ſpöttiſchen Lachen. Die Habſucht und den Wucher wollen Sie zu ehrwürdigen ariſtokratiſchen Familientugenden ſtempeln? Aber genug jetzt der Worte! Stehen Sie auf, ich will es! Indeß, Sie haben Recht, ich bin als Gaſt unter dieſes Dach getreten, und der Herr von Joſephi iſt ein viel zu guter Edelmann, um dieſe Herren beim Kaiſer anzuklagen. Er wird die Cavaliere nicht verrathen, er wird dem Kaiſer nur die freudige Nachricht bringen, daß er das gefunden hat, was er ſuchte, daß Korn und Brod da iſt für das verhungerte Volk, und dies allein wird der Kaiſer hören wollen! Oeffnen Sie alſo Ihre Speicher, meine Herren! Laſſen Sie überall in der Runde durch reitende Boten bekannt machen und ausrufen, daß Sie den armen Leuten, welche ſich an Sie wenden, unentgeltlich Ihr Korn überlaſſen wollen, und daß dieſe nichts weiter zu thun haben, als Ihnen einen Empfangs-

ſchein auszuſtellen, in dem ſie ſich verpflichten, dieſes Darlehn an Korn ſpäter in natura wieder abzuliefern.*) O Sie werden ſehen, dieſe Bekanntmachung wird wie ein Zauberwort wirken, die Kornvorräthe, welche Sie in großmüthiger Vorſorge für die äußerſten Zeiten der Noth aufgeſpart haben, werden bald genug erſchöpft ſein, und das Volk wird Sie ſegnen als ſeine großmüthigen Wohlthäter! — Ja, meine Herren, Sie werden von heute an die Wohlthäter des Volkes werden, denn, gelobt ſei Gott, Sie haben Korn, und deshalb will ich heute Ihnen verzeihen. Ihre Zukunft möge Ihre Vergangenheit auslöſchen.

Keiner von den Herren erwiderte ein Wort; mit düſtern Mienen, mit niedergeſchlagenen Augen ſtanden ſie dem Kaiſer gegenüber, deſſen große ſtrahlende Augen unverwandt auf ſie gerichtet waren.

Nun, ſagte der Kaiſer nach einer langen, peinlichen Pauſe, kein Wort des Dankes? Die Freude hat Sie ſtumm gemacht, wie ich ſehe! Nun, ich begreife das, es iſt ein gar ſo erhebendes Gefühl, der Wohlthäter der Unglücklichen zu ſein, und Sie werden dies Gefühl von heute an in reichlichem Maße genießen. Sie werden die Hungrigen ſatt machen und die Thränen der Unglücklichen trocknen. Schaaren von Nothleidenden werden zu Ihnen herſtürzen, um aus Ihren gefüllten Kornſpeichern ſich das Leben und die Geſundheit zu holen. Es wird ein wahres Völkerwandern ſein! Meine Commiſſaire ſollen auch Theil daran nehmen, und um zu verhindern, daß ſie diesmal nicht wieder das Geld in ihrer Hand mit dem Korn in Ihren Scheuern verwechſeln, werde ich jedem Commiſſarius ein Commando Soldaten mit geben, damit dieſe ihnen auf allen Edelhöfen die Mühe des Suchens erleichtern.**) Aber auch Sie, Madame, fuhr der Kaiſer fort, ſich wieder an die Freiherrin von Weiſach wendend, welche ſich mit den Damen auf die andere Seite des Gemaches zurückgezogen hatte, Sie werden auch Theil nehmen wollen an den Wohlthaten Ihres Gemahls! Ich will Ihnen ein Mittel dazu ſagen

*) Groß-Hoffinger I. S. 141.
**) Groß-Hoffinger I. S. 142.

Sie haben heute ein Feſt gegeben, und ohne Zweifel haben Sie ein ſo reichliches Mahl gehabt, daß von dem Ueberfluſſe Vieles noch übrig geblieben. Sie ſollten alſo die armen Leute in Ihrem Dorfe Theil nehmen laſſen an Ihrem Feſt. Guter Gott, das arme Volk iſt wirklich wie der Lazarus, der von den Broſamen ſich nährt, die von des Reichen Tiſche fallen! Laſſen Sie dieſe Broſamen heute ein wenig reichlich ausfallen, Madame, und der Lazarus wird Sie dafür ſegnen! Sie haben ſo viele Bediente, Madame, Sie ſollten die Ueberreſte Ihrer heutigen Tafel, und das, was dieſe Herren von dem ſchönen und edlen Wein übrig gelaſſen, in Körbe packen laſſen, und mit den Körben Ihre Bedienten im Dorf von Haus zu Haus gehen laſſen, um Ihre Gaben auszutheilen!

Ich werde thun, wie Ew. Majeſtät befehlen, ſagte die Freiherrin mit zitternden Lippen und todesbleich vor innerem Zorne.

Ich bin davon überzeugt, fuhr der Kaiſer lächelnd fort, aber da ich neugierig bin und gern erfahren möchte, wie die armen Leute Ihre Wohlthaten aufgenommen haben, werde ich meinen Kammerdiener und zwei von meinen Lakayen ſenden, damit ſie Ihre Bedienten begleiten, und mir nachher Bericht abſtatten. Leben Sie wohl, meine Herren, ich muß Sie verlaſſen, denn ich habe da draußen auf der Landſtraße eine Geſellſchaft, welche ich zur Tafel geladen und denen ich als Wirth die Honneurs machen muß. Aber da fällt mir ein, daß dieſe armen Leute wahrſcheinlich noch nicht wiſſen, wo ſie für dieſe Nacht ein Unterkommen finden ſollen. Sie erlauben mir wohl, Madame, daß ich ſie in Ihrem Namen einlade, hierher zu kommen, und es ſich eine Nacht bei Ihnen gefallen zu laſſen. Es werden ſich gewiß in Ihrem ſtattlichen Schloß einige leere Räume finden, um dieſen armen Wanderern eine Nachtruhe zu gewähren und ihnen ein Lager zu geben, auf dem ſie ihre ermatteten Glieder ausſtrecken können! Nicht wahr, ich darf Ihnen meine Tafelrunde ſenden, und Sie werden ihr ein Nachtlager gewähren?

Ich werde thun, was Ew. Majeſtät befehlen, ſagte die Freiherrin, in Thränen ausbrechend, und nicht mehr im Stande, ihre innere Aufregung zu verbergen.

Der Kaiſer nickte leicht mit dem Haupt, und ſich nach ſeinen beiden Cavalieren umwendend, ſagte er: Kommen Sie, meine Freunde, unſere Boten aus Prag werden ohne Zweifel ſchon zurück ſein, und meine Gäſte werden uns mit Sehnſucht erwarten. Gehen wir alſo!

Mit einem leichten Kopfneigen ſchritt er an den Herren vorüber der Thür zu, aber plötzlich blieb er vor Einem derſelben ſtehen. Ah, mein Herr, ſagte er mit heiterm Lachen, Sie ſehen, dies Mal hat ſich Ihre Weisheit doch geirrt. Es iſt doch gut, daß der empfindſame kleine Kaiſer nicht in Wien geblieben iſt, denn das Auftreten ſeines kaiſerlichen Fußes hat wirklich genügt, um Kornfelder aus der Erde zu ſtampfen, und dem heulenden Volke Brod zu geben! Und was die gewaltig lange Naſe anbetrifft, von der Sie meinen, daß der Kaiſer mit ihr abziehen müßte, ſo haben Sie ſich darin auch geirrt, denn der Kaiſer überläßt die lange Naſe dieſen Herren hier, und ich finde, daß ſie Ihnen Allen ganz vortrefflich ſteht!

IV.

Der Kaiſer in der Judenſtadt zu Prag.

Der Kaiſer hatte Recht gehabt. Das Auftreten ſeines Fußes hatte genügt, um Kornfelder aus der Erde zu ſtampfen, und dem hungernden Volke von Böhmen Brod zu geben. Wie ein Wunder wirkte ſeine Gegenwart; überall thaten auf einmal die Speicher ſich auf, verſchwand wie vor einem göttlichen Machtwort die fürchterliche Noth. Begleitet von einem Kommando Soldaten, zogen die kaiſerlichen Commiſſarien von einem Gutshof zum andern, von einem Getreidehändler zum andern, um dieſe Alle aufzufordern und anzuhalten, ihre Kornvorräthe anzugeben, und dieſelben, mit Ausnahme des nöthigen Saatkorns, der Regierung für einen feſtgeſetzten geringen Preis zur Vertheilung an die Hülfsbedürftigen zu ſenden. Dieſe Maßregel, welche Denen, die ihr Korn hergeben mußten, als eine harte Ty-

rannei und eine grauſame Willkür erſchien, Denen, welche das Korn empfingen, eine Wohlthat und ein Segen für das allgemeine Wohl däuchte, ſie machte ſchnell der ungeheuren Noth ein Ende.

Zudem langten die Kornvorräthe an, welche Joſeph aus dem getreidereichen Ungarn verſchrieben hatte; mit dieſen ließ der Kaiſer die ausgeleerten kaiſerlichen Magazine füllen, und daſſelbe Denen für niederen Preis verabfolgen, welchen das Korn zur Ausſaat für die nächſte Ernte fehlte. Damit aber auch dem armen Volk in den Städten eine beſondere Erleichterung verſchafft werde, befahl der Kaiſer die allgemeinen Steuern zu verringern, und gab aus ſeinen eigenen Mitteln zwei Millionen Gulden her, um damit die Unglücklichen zu unterſtützen, den Armen zu helfen, den Herabgekommenen beizuſtehen, daß ſie ſich wieder aufrichteten, und ihre Geſchäfte, ihre Arbeiten wieder aufnähmen.

Aber während ſo dem leidenden Volke Troſt und Linderung ward, während die Wohlthaten und die rege Fürſorge des Kaiſers den Jammer verſtummen machten, während Prag, dieſe ſeit einem langen, fürchterlichen Jahre von Krankheit, Hunger und Elend heimgeſuchte Stadt, allmählig wieder ſich aufzurichten und zu erholen begann, gab es doch da inmitten dieſer Stadt eine Stelle, wohin noch kein Strahl der Hoffnung gedrungen war, über der noch die düſtere Wolke des Elends ſchwebte und jedes Antlitz verdunkelte. Während alle Uebrigen zu hoffen begannen, während auf den andern Straßen allgemach die Jammernden verſchwanden, und man nicht mehr da dieſen troſtloſen Gruppen von aus Ermattung und Schwäche niedergeſunkenen Geſtalten begegnete, herrſchte in der Judenſtadt zu Prag noch immer das furchtbarſte Elend, der troſtloſeſte Jammer.

Dort waren in den engen feuchten Gaſſen, in den niedrigen dumpfen kleinen Häuſern Tauſende von Kranken, Verhungernden und Verzweifelnden zuſammengepfercht, dort hatte der Jammer ſich zu einer fürchterlichen Höhe geſteigert. Niemand hatte ſich dieſer Armen erbarmt, Niemand hatte ihr Elend ſchauen und ſie aus ihrer Noth erretten wollen. Soldaten bewachten die Eiſenthore, welche die Judenſtadt von dem übrigen Prag trennten, und ließen Niemand dieſelbe verlaſſen, der nicht den ſtrengen Hütern der Chriſtenſtadt ein Geldſtück

vorzeigen und damit beweisen konnte, daß er nicht ausgehe, um zu betteln, sondern um zu kaufen.

Kein Nothleidender, kein Hülfesuchender durfte dieses eiserne Thor überschreiten, welches das Judenelend von der christlichen Barmherzigkeit trennte; man hatte dort in dem christlichen Prag schon hinlänglich des Elends und der Noth, man hatte nicht nöthig, sich noch zu belasten mit fremdem Elend, und da man dem Jammer nicht abhelfen konnte, so wollte man ihn auch nicht sehen. Der Verzweiflungsschrei der Juden sollte daher in ihren eigenen Gassen verklingen, ihr Hülferuf sollte innerhalb dieser Gassen und dieser Häuser allein gehört werden.

Nicht einmal in diesen Zeiten der Noth waren die christlichen Behörden in das Judenviertel gekommen, um das Elend mit eigenen Augen zu sehen, und um dessen Abhülfe sich zu bemühen; nur die Diener der Obrigkeit waren mit grausamer Pünktlichkeit am ersten jeden Monats erschienen, um von den Juden die Kopfsteuer einzufordern, und sie die harten Abgaben zahlen zu lassen, mit denen das gedrückte und zertretene Volk sich das Recht erkaufen mußte, in einem düstern, schmutzigen Winkel der schönen, prachtvollen, christlichen Stadt überhaupt leben zu dürfen. Diese Abgaben wurden mit unerbittlicher Strenge eingefordert, und nur an diesen Zahlungen ward das Judenvolk inne, daß es auch für sie eine Obrigkeit, daß es auch für sie Gesetze und Behörden gäbe, und daß sie von denselben nicht vergessen worden.

Immer größer, immer entsetzlicher war daher die Noth in der Judenstadt geworden, die Reichen hatten längst schon ihr Hab und Gut, ihre Reichthümer und Schätze zusammengerafft, und waren ausgewandert, die Wohlhabenden, welche geblieben, waren verarmt, und die Armen, welche von der Arbeit jedes Tages, vom Handel und Wandel sonst sich genährt, waren jetzt in den Zeiten der Arbeitslosigkeit zu verzweifelnden Bettlern geworden, die vergebens vor den Thüren ihrer Gemeindegenossen wimmerten um ein Stückchen Brod. Selbst der stets so rege und lebendige Wohlthätigkeitssinn der Juden war endlich von dem übergroßen Leid erstickt worden, selbst sie hörten den Hülferuf der Sterbenden, das Klagegeschrei der Hungernden,

ohne zu ihrer Rettung herbei zu eilen. Jeder dachte nur noch an ſich ſelber, an ſeine eigene Qual, und ſparte ſorgſam auf für die Zukunft, was er in der Gegenwart erübrigen konnte.

Wieder war ein neuer Monat begonnen, wieder hatten die Diener der Obrigkeit mit grauſamer Strenge die Kopfſteuer eingefordert, die ſich dies Mal freilich um Vieles verringert hatte, denn Hungertyphus wüthete jetzt in den düſtern ſchweigenden Häuſern, und der Tod war mitleidsvoller geweſen, als die wachthaltenden Soldaten an dem eiſernen Thor. Der Tod hatte den armen, hungernden, mittelloſen Juden einen Weg gezeigt, auf welchem ſie dieſer Stadt des Jammers entrinnen konnten; er hatte auch Derer ſich erbarmt, welche kein Geldſtück aufzuweiſen hatten, er hatte ſelbſt den Bettlern ſeine Hand gereicht, und ihnen die Pforte des ewigen Lebens und des himmliſchen Friedens geöffnet.—

Aber Diejenigen, welche der Tod zurückgelaſſen in dieſem düſtern Schlupfwinkel des Elends, mußten ihren Tribut zahlen für dieſe Exiſtenz des Jammers und der Noth, mußten ſich durch Abgaben und Steuern das Recht erkaufen, wieder einen neuen Monat des Elends, des Hungers und der Krankheit durchleben zu dürfen.

Vergebens war alles Flehen, vergebens, daß man den Dienern der Obrigkeit ſein abgemagertes Geſicht, ſeine zitternden Hände zeigte, daß man ſie hineinſchauen ließ in die elenden düſtern Gemächer, in denen Kranke und Sterbende mit den noch Geſunden auf Einem Lager ruhten, daß man ihnen die leeren Räume, die leeren Spinden und Truhen wies, deren Inhalt man längſt ſchon verkauft und verſchleudert hatte, um ſich für den Erlös ſeiner Habe einige Zeit länger das jammervolle Daſein zu friſten. Vergebens dieſes Alles! Die Diener der Gerechtigkeit hatten kein Mitleid, ſie durften keins haben! Die böhmiſche Regierung bedurfte ſo vieler Geldmittel, es waren da in Prag ſelbſt ſo viele Chriſten noch, welche darbten, hungerten und bettelten, man konnte alſo den Juden ihre Steuern nicht erlaſſen, ſie mußten zahlen, damit man etwas mehr Geld noch habe für die armen chriſtlichen Leute.

Jammer und Wehklagen durchtönte daher die öden, feuchten

Straßen der Judenſtadt. Es hallte wider in jedem Hauſe, in jeder Kammer und auf jedem Krankenbett! Die Prager Obrigkeit hatte ihre Exekutoren in die Judenſtadt geſandt, und Denen, welche nicht zahlen konnten, hatte man ihre Habe ausgepfändet und fortgeführt! — Und nicht zufrieden mit dieſer grauſamen Härte, hatte man derſelben eine neue hinzugefügt.

Zu viel des Elends, der entſetzlichen Noth hatten die Diener der Obrigkeit, die Exekutoren und Gerichtsbeamten in der Judenſtadt geſehen, um nicht davon mit Entſetzen und Schrecken erfüllt zu werden. Ihr Entſetzen hatte den Behörden ſich mitgetheilt, und was die ausgeſandten Boten erzählt hatten von den Krankheiten, welche in der Judenſtadt wütheten, ſteigerte dieſes Entſetzen ſo ſehr, daß es die Herzen gegen das Mitleid verhärtete. — Das eiſerne Thor, welches ſonſt vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne geöffnet war, das eiſerne Thor ward jetzt geſchloſſen, Niemand durfte daſſelbe ohne Erlaubniß der Soldaten, welche vor demſelben auf- und niedergingen, mehr überſchreiten, und dieſe Erlaubniß ward nur Denen ertheilt, welche außer dem Geldſtück auch noch ein heiteres Angeſicht hatten, und denen der Arzt, welcher eigens zu dieſem Zweck in einem Hauſe neben dem eiſernen Gitterthor ſtationirt war, das Zeugniß gegeben, daß ihr Körper geſund ſei, und noch keinen Anſteckungsſtoff in ſich trage.

Und zu dieſem Allem kam noch ein neues Unglück. Der letzte Arzt, welcher in der Judenſtadt wohnte, war ſo eben geſtorben.

Das war der letzte, der fürchterlichſte Schlag, welcher die armen, von ſo vielfachem Leid heimgeſuchten Juden treffen konnte! Nun waren ſie ganz verlaſſen und hülflos, wie in einem großen Gefängniſſe, abgeſchloſſen von der übrigen Welt, von den freien Menſchen, und in dieſem Gefängniß nicht einmal mehr einen Arzt, der ihre Krankheiten heilen, und ihren Schmerzen Linderung verſchaffen konnte!

Verlaſſen von aller Hülfe, waren die unglücklichen Juden gebannt in ihre grauſige Einſamkeit, und Niemand erbarmte ſich ihrer, Niemand war da, welcher ihren Nothſchrei und ihren Hülferuf vernehmen wollte!

Doch, Einer war ihnen geblieben! Einer war da, von dem ſie wußten, daß er ihrer nimmer vergeſſen werde, daß ſein Ohr endlich ihren Klagen ſich öffnen, und daß er ihnen Erlöſung ſenden werde aus dieſer großen Noth!

Die Augen, welche vergeblich hülfeflehend auf der Erde umher geſchaut, ſie wandten ſich jetzt zum Himmel, die Hände, welche vergeblich ſich bettelnd um ein Stückchen Brod ausgeſtreckt, ſie hoben ſich jetzt nach Oben, ſie falteten ſich zum Gebet!

Gott! Gott! das war jetzt der Hülfeſchrei der Juden, denen die Menſchen keine Hülfe mehr bieten wollten!

Gott mußte ſich ihrer erbarmen, Gott mußte ihr Elend ſchauen! Dem weiten Himmel, welcher der Mantel Gottes iſt, der Sonne, welche das Auge Gottes, der Luft, welche ſein Athem iſt, der ganzen Natur wollten ſie ihren Jammer zeigen, und von dieſer eklen, grauſigen Erde ſollte ihre Schmerzensklage ſich emporſchwingen zu dem Throne Gottes!

Der Rabbiner und die Aelteſten der Judenſchaft hatten daher einen allgemeinen großen Tag des Gebetes und der Klage angeordnet. An Einem Tag, in denſelben Stunden und Minuten, ſollte die ganze Gemeinde ihre Gebete emporſenden zu Gott, auf der Erde knieend, welche Gottes iſt, und nicht das Werk von Menſchenhänden, ſollte Jeder ſeine Hände flehend emporſtrecken zum Himmel und die Gnade Jehovah's anflehen. Nicht hinter Mauern und Riegeln, hinter Fenſtern und Thüren ſollte dieſes Gebet ſich verſchließen, frei und ungehindert ſollte es von der Lippe empor ſich ſchwingen zu Gott.

Auf dem kleinen Marktplatz inmitten der Judenſtadt ſollte das Centrum der Feierlichkeit ſein. Dort war der Altar errichtet, auf welchem das Buch des Geſetzes lag, und vor dem der Rabbiner mit den niederen Predigern ſtehen und das Gebet ſprechen ſollte, dort war auch der erhöhete Sitz für den Vorſänger, um welchen die Chorknaben ſich ſchaarten, um die alten Lieder und Geſänge erklingen zu laſſen, welche einſt vor Jahrtauſenden in der Heimath, im Tempel Salomonis zu Jeruſalem ertönten.

Und wie nun die feſtgeſetzte Stunde des allgemeinen Gebetes

ſchlug, da auf einmal öffneten ſich alle Häuſer und alle Thüren, da wankten, in ihre weißen Gebetkleider gehüllt, die bleichen traurigen Geſtalten hervor, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe. Heute gab es keinen Unterſchied des Alters und Geſchlechts, keine Trennung von Mann und Weib, heute durfte neben den Frauen der Mann, neben dem Greiſe das kleine Mädchen knieen, heute ſollten alle dieſe getheilten, vereinzelten Gebete in der Luft ſich ſammeln zu einem einzigen Strom, der wogend emporrauſchte zum Himmel.

Hinaus alſo vor das Angeſicht Gottes, hinaus Ihr Kranken und Matten, Ihr Siechen und Lahmen, hinaus auch Ihr Sterbenden, und ihr Leichen Derer, die man noch nicht gebettet hat in der kühlen Erde! Gott muß alle ſchauen, die Kranken und die Geſunden, die Todten und die Lebendigen; er muß ſeinen Finger legen in die Wundmale ihrer Schmerzen, er muß ihre Fieberhitze kühlen mit dem ſegnenden Athem ſeines Mundes!

Wer geſund iſt und kräftig, der geht hin zu dem Marktplatze, der großen innern Tempelhalle, wo die Rabbiner beten und die Chorknaben ſingen werden; wer krank iſt und matt, der ſchleppt ſich hinaus auf die Straße, um dort zu knieen, und Diejenigen, welche ſich nicht mehr erheben können von ihrem Lager, die Sterbenden und die ſchon Geſtorbenen, die werden von ihren trauernden und klagenden Verwandten und Freunden hinausgetragen, und werden mit ihren Bahren niedergeſetzt inmitten der Straße, damit das ſchon gebrochene und das brechende Auge aufſchaue zum Himmel, damit der Strahl der Sonne endlich die ſtarre Geſtalt berühre, die ſo lange gelegen hat unter den Trauerſchleiern der Trübſal.

Gott muß Alle ſchauen, die Todten und die Lebendigen, die Kranken und die Geſunden!

Da ſind ſie Alle draußen! Leer ſind die Häuſer, das Leben und das Leid iſt hinausgewandert auf die Straße. Da liegen ſie auf den Bahren und den Lagern, die Todten und die Kranken, da knieen ſie vor ihren Häuſern, die Schwachen und die Hungrigen, da gehen ſie langſam durch die Reihen ihrer kranken Brüder dahin, die Geſunden, um zum Markte zu ſchreiten.

Von den Thürmen der ſtolzen chriſtlichen Kirchen herüber tönt der Schlag der elften Stunde, der Stunde des Gebetes!

Auf einmal tritt in allen Straßen der Judenſtadt eine tiefe, feierliche Stille ein, auf einmal verſtummt das Geächze der Sterbenden, das Wimmern der Leidenden, das leiſe Geflüſter Derer, welche einander ihre Noth klagen. Jeder hält den Athem an und lauſcht. Und horch! Jetzt erzittert die Luft von leiſen, melodiſchen Klängen, die von dem Marktplatz herkommen.

Der Gottesdienſt hat begonnen, die Knaben ſingen die Lieder der Klage, der Rabbiner ſteht vor dem Geſetzbuch und betet!

Die Stunde des Gebetes iſt da! Und Aller Augen richten ſich jetzt empor zum Himmel, und Aller Lippen flüſtern Gebete, und Aller Hände heben ſich jetzt gefaltet aufwärts!

Tauſende liegen da mit verweinten Augen, mit bleichen Lippen, Tauſende knieen in ihres Herzens Jammer und Noth in dem großen Tempel Jehova's und flehen zu dem allmächtigen Gott um Erbarmen und Hülfe!

Wird Gott ihr Gebet erhören? Wird ſeine Hand ſich Derer erbarmen, von denen die Menſchen erbarmungslos ſich abgewandt haben?

Tiefe, heilige Stille herrſcht ringsum, die Gedanken und Hoffnungen ſind bei Gott, ihn ſuchen die Blicke, zu ihm flüſtern die Lippen!

Wird Gott ihr Gebet erhören? Wird er ihnen Hülfe ſenden in ihrer Verlaſſenheit?

Tiefe, heilige Stille herrſcht ringsum.

Auf einmal wird dieſe Stille durch ein Geräuſch unterbrochen; es iſt das Klirren der Riegel, welche das eiſerne Thor der Judenſtadt ſchließen, auf einmal thun die Thorflügel ſich auf, und eine hohe Männergeſtalt erſcheint in denſelben. Einen Moment bleibt der Fremde ſtehen, betroffen von dieſem Anblick der Hingelagerten und Betenden, dann wendet er ſich rückwärts und winkt abwehrend mit der Hand einigen Herren, die hinter ihm ſtehen. Dieſe weichen zurück, Er aber ſchreitet vorwärts, mitten hinein in die Judenſtadt, deren Thor jetzt weit geöffnet bleibt. Er ſchreitet vorwärts die

Straße hinauf; die Betenden, an denen er vorüber kommt, neigen den Blick vom Himmel hernieder auf ſein Antlitz, und in ihrem Innern fragen ſie verwundert ſich ſelbſt: „Iſt das der Engel, welchen Gott uns ſendet, damit er uns Hülfe bringe? Sein Antlitz iſt ſo voll himmliſcher Güte und Liebe, es leuchtet ſo viel göttliches Erbarmen aus ſeinen großen blauen Augen! — Ja, es iſt ein Engel Gottes, denn ſeht nur, unſer Jammer rührt ihn, die Menſchen haben kein Mitleid mit uns gehabt, er iſt alſo Keiner von ihnen, er iſt ein Engel Gottes, denn er hat Mitleid mit uns! Seht nur, er neigt ſich nieder zu den Kranken dort, er fürchtet keine Anſteckung, ihn ſchaudert nicht vor den Verzerrten und Sterbenden, dort ſchaut er ſie an, dieſe Familie der Bettler, welche Alle die grauſame Hungerkrankheit ſchon erfaßt hat. Er bleibt neben ihnen ſtehen, ſeine Geſtalt ſcheint zu ſchwanken unter der Laſt des Entſetzens, und von Mitleid ſchaudernd, wendet er ſeine großen blauen Augen empor zum Himmel, und ſeht nur, o ſeht! in dieſen Augen glänzen Thränen! Nein, das iſt kein Menſch, kein Chriſt, denn ſeht nur, die Thränen rinnen über ſein Antlitz hin! Er weint über das Leid der armen Juden!“

Nun, mit der flachen Hand trocknet er ſich die Augen und ſchreitet die Straße weiter hinauf. Wo er vorübergekommen, da haben ſich die Blicke ihm zugewendet, da fliegen ſie ihm nach, da fragt ſich Jeder in ſeinem Herzen, ob das Wahrheit geweſen und Wirklichkeit, oder ob es nur eine Erſcheinung geweſen, welche Gott ihn ſehen ließ? Und wieder richten ſich die Blicke zum Himmel empor und das Gebet beginnt auf's Neue.

Weiter die Straße hinauf wandelt der Fremde, und jetzt hat den kleinen Platz erreicht, auf welchem die Aelteſten der Gemeinde um den Altar verſammelt ſind.

Der Geſang iſt verſtummt, der Rabbiner ſteht vor dem aufgeſchlagenen Buche des Geſetzes, und betet mit lauter, mächtiger Stimme das Gebet der Klage; und alle Männer und alle Frauen, die heiliger Andacht voll den Platz erfüllen, ſie murmeln halb leiſe ſeine Worte ihm nach, und die thränenumdüſterten Blicke gen Himmel gewendet, flehen ſie zu Gott um Hülfe und Erbarmen.

Der Rabbiner betet noch immerfort. Weshalb wendet auf einmal ſein Blick ſich vom Himmel hernieder? Er ſieht da ſich gegenüber ein von Erbarmen und Rührung ſtrahlendes Angeſicht, es kommt näher und näher! Er ſieht da Augen, ſo blau, als habe ein Stückchen des Himmels ſich in ſie niedergeſenkt, und dieſe Augen ſchauen ihn an, er hört da eine Stimme, welche ſanft klingt und weich wie ein Gruß liebenden Mitleids, und dieſe Stimme ſagt zu ihm: laßt mich mit Euch beten zu Gott, um Erbarmen und Abhülfe Eurer Noth!

Der Rabbiner hält inne in ſeinem Gebet, die Worte ſtocken auf ſeinen Lippen, er ſtarrt den Fremden an, er mag's und kann's nicht glauben, was ſein freudejauchzendes Herz ihm ſagt!

Der Fremde ſieht ihn an mit einem Lächeln. Ich bin gekommen, Euch zu helfen, ſagt er mit milder Stimme. Ich wollte mich ſelbſt überzeugen, wie es Euch ergeht, deshalb kam ich hierher, und ich bin zu einer guten Stunde gekommen, denn wenn Ihr auch Euer Elend nur hinausgetragen habt auf die Gaſſe, damit Gott es ſehe, ſo iſt es auch gut, daß ich es geſehen habe! Mir hat Gott, ſo hoffe ich, es vorbehalten, Euch Hülfe zu bringen, und ich gebe Euch mein Wort darauf, daß Euch Hülfe werden ſoll! Erſt heute habe ich gehört von der Härte, mit welcher man Euch bis hierher behandelt hat, und daß man Euch nicht hat Theil nehmen laſſen an den Erleichterungen, die ich gewährte. Ich bin aber nach Böhmen gekommen, um Allen zu helfen, ſo viel ich kann, und Alle, ohne Unterſchied des Glaubens haben ein Recht auf meine Hülfe, denn Ihr gehört Alle zu meinem Volk! Ich werde Euch Aerzte ſenden und Lebensmittel, und gleich allen Uebrigen ſollt Ihr Theil haben an der Verminderung der Steuern. Die beſondere Steuer aber, die Euch auferlegt iſt, werde ich ein Jahr lang für Euch zahlen! Auch ſoll das Gitterthor der Judenſtadt nicht mehr verſchloſſen werden, und auch ohne ein Geldſtück könnt Ihr daſſelbe überſchreiten!

Der Rabbiner hatte ihm, wie von einem himmliſchen Traum umfangen, ſtaunend zugehört, ſein Antlitz, welches vorher düſter und traurig geweſen, ſtrahlte jetzt in einem ſeligen Lächeln, und beide Arme gen Himmel erhebend, rief er mit einer Stimme, welche weit

über den Platz hinſchallte: Gott hat unſer Gebet erhört: Er hat uns einen hülfreichen Engel geſendet! Sehet ihn an, es iſt der Kaiſer, welcher hier in unſerer Mitte ſteht!

Der Kaiſer! ſchrie und jauchzte die Menge, und wie ein Zauberwort flog das Wort durch alle Gaſſen: „Der Kaiſer iſt hier! Der Kaiſer iſt gekommen, um uns Hülfe zu bringen!“ Und wo dieſes troſtreiche Wort erſchallte, da belebten ſich die Züge, da verwandelten ſich die Gebete in freudiges Jauchzen, da ſtockten die Thränen, und ein ungewohntes Lächeln umſpielte die bleichen ſchmalen Lippen.

Das Unerhörte, das nie Geahnte war geſchehen! Der Kaiſer Joſeph war ſelbſt in die Judenſtadt gegangen, er hatte gethan, was noch kein Fürſt vor ihm gethan. Er hatte der armen geknechteten Juden ſich erbarmt, er rechnete ſie mit zu ſeinem Volke, ſie waren ihm Menſchen, nicht blos Juden, und er ließ ſie Theil nehmen an den Wohlthaten, die er den unglücklichen Böhmen gewährte.

Und zu Ende war alle Noth und aller Jammer, zu Ende der Hunger und das Elend! Kaiſer Joſeph war nach Böhmen gekommen, um ſein Volk zu erretten und er verließ Böhmen nicht, bevor nicht die Noth beendet, alle Magazine gefüllt, und der Preis des Korns auf die gewöhnliche Taxe herabgeſunken war. Seine Anweſenheit hatte Wunder gewirkt, und allen Leidenden war er wie ein hülfreicher Engel erſchienen. Wo er ſich zeigte, jauchzte ihm das Volk entgegen, knieete es nieder, um ſeine Füße mit Thränen des Dankes zu netzen. Nur die höheren Stände, die wucheriſchen Grundbeſitzer, die beſtechlichen Beamten und die unduldſamen Ariſtokraten theilten nicht die allgemeine Begeiſterung; ſie ſchwuren dem Kaiſer in ihrem Innern einen unbeſiegbaren Haß.*)

*) Groß-Hoffinger I. S. 141.

V.

Diplomatie.

Fürſt Kaunitz war in ſeinem Kabinet. Er ließ ſich von dem Baron Binder die geheimen Depeſchen vorleſen, welche eben von dem öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, dem jungen Baron van Swieten, eingelaufen waren, und während dieſer Lektüre beſchftigte er ſich damit, die Quincaillerien und Koſtbarkeiten, welche auf dem Geſimſe ſeines Schreibtiſches ſtanden, mit einem großen Wedel von Pfauenfedern abzuſtäuben, oder ihnen, vermöge eines ſeidenen Tuches, das zu dieſem Zweck immer in einer Schatulle ſeines Schreibtiſches aufbewahrt wurde, wieder Glanz und Politur zu verleihen. Es war dies eine Lieblingsbeſchäftigung des allmächtigen Miniſters; und ſehr oft geſchah es, daß er in ſeinem Vorzimmer hohe Staatsbeamte, ja ſogar fremde Geſandte Stunden lang warten ließ, weil er mit dem Abſtäuben und Reinigen ſeiner Meubles noch nicht fertig war, oder weil er ſich das Vergnügen bereitete, die ſchönen Sächelchen auf dem Schreibtiſch anders zu gruppiren und zu ordnen.*)

Fürſt Kaunitz alſo war damit beſchäftigt, ſeinen Schreibtiſch abzuſtäuben und zu reinigen, während Herr von Binder ihm die eingelaufenen Depeſchen vorlas. Dieſe Depeſchen waren indeß heut ſehr ernſter und wichtiger Natur, denn Herr van Swieten berichtete darin dem Fürſten von einer vertraulichen Unterredung, welche er mit dem Könige von Preußen gehabt, und in welcher ſehr ernſthaft von einer Theilung des unruhigen und in ſich zerfallenen Polens die Rede geweſen. Der König von Preußen, ſchrieb der Geſandte, habe gewiſſermaßen im Scherz über die Ländergebiete geſprochen, welche die drei Mächte ſich von dem Königreich Polen aneignen könnten. Er habe für ſich Polniſch Preußen und Ermeland beſtimmt, dagegen

*) Rulhière, histoire de l'anarchie de Pologne. Vol. IV. p. 180.

gemeint, man müſſe die Städte Danzig und Thorn, ſo wie auch Krakau mit ſeinem Gebiete dem Königreich Polen laſſen.

Sehr gut erdacht, ſagte der Fürſt mit ſeinem unerſchütterlichen Ernſt, während er mit ſorglichſter Genauigkeit ein reizendes, mit Edelſteinen verziertes Dintenfaß von Sêvres-Porzellan reinigte, das ihm einſt die Marquiſe von Pompadour zum Geſchenk gemacht. Dieſer König von Preußen iſt wirklich von einer unübertrefflichen Naivetät. Sucht ſich das ſchönſte, fruchtbarſte, am beſten kultivirte Stück von ganz Polen aus und läßt dann gleichſam als unwichtig die Clauſel fallen, daß Krakau mit ſeinem Gebiete, das heißt die reichen Salzwerke von Wieliczka, bei Polen bleiben, das heißt nicht an Oeſterreich fallen.

Van Swieten iſt auch nicht darauf eingegangen, Durchlaucht, ſagte Herr von Binder, er hat vielmehr dem König erklärt, daß, wenn die beiden andern Mächte nicht zugeben wollten, daß Oeſterreich auch den Gebietstheil von Krakau bekomme, zu fürchten ſei, daß Oeſterreich überhaupt kein hinreichendes Aequivalent der Theile, welche die andern beiden Höfe ſich von Polen zueigneten, erhalten möchte. In dieſem Falle hat er vorgeſchlagen, daß man Oeſterreich vielleicht durch Bosnien und Serbien entſchädigen könnte, und gemeint, man werde die Pforte wohl zwingen können, dieſe beiden Provinzen herauszugeben.

Aber dieſer Menſch iſt von einer unverſtändigen Tollkühnheit! rief Kaunitz faſt heftig. Wer hat ihm den Auftrag gegeben zu ſolchen Vorſchlägen?

Durchlaucht, er hat vielleicht gedacht —

Er ſoll nicht denken, unterbrach ihn Kaunitz, ich verlange von den Beamten nicht, daß ſie ſelber denken, ſondern daß ſie meine Gedanken pünktlich und mit ſtrengſter Genauigkeit ausführen. Es iſt ſehr arrogant von meinem kleinen Geſandten, daß er ſich unterſteht, zu denken, was ich nicht gedacht habe, und auf ſeine eigne Hand Vorſchläge zu machen. Schreiben Sie ihm das, Binder! Schreiben Sie ihm: „weder der mit der Pforte beſtehende ewige

Friede, noch die rechtliche Gesinnung der Kaiserin-Königin erlaubten es, türkische Provinzen gewaltsam wegzunehmen.“*)

Ew. Durchlaucht sind also jetzt definitiv entschlossen, Oesterreich zu einem treuen Bundesgenossen der Pforte zu machen? fragte Herr von Binder erstaunt.

Definitiv entschlossen? wiederholte der Fürst kopfschüttelnd. Sie großes Kind kennen also immer noch nicht die Anfangsregeln der Politik, und urtheilen mit einer Unschuld, als wären Sie ein vollkommener Laie, und nicht seit dreißig Jahren mein Spezial und Vertrauter? In der Politik giebt es keine definitive Entschließung, sondern dieselbe muß sich allemal der Situation anpassen, und da die Situationen wechseln, nun so wechselt auch die Politik. Rede mir nur keiner von Gesinnungspolitik! Der Staatsmann, welcher die verfolgen wollte, würde den von ihm regierten Staat bald an den Rand des Abgrunds bringen!

Und doch giebt es keinen Staatsmann von tüchtigerer und felsenfesterer Gesinnung, als Ew. Durchlaucht es ist, rief Binder mit dem warmen Ton wahrer Freundschaft.

Der Fürst neigte majestätisch sein Haupt. Meine Gesinnung ist die, sagte er: Oesterreich groß, mächtig und angesehen zu machen, jedes Mittel ist mir recht, wodurch ich diesen meinen Zweck erreichen kann. Oesterreich soll und muß die erste europäische Macht werden, und die kommenden Jahrhunderte sollen sagen: „Der Fürst Kaunitz ist es, welcher Oesterreich zu Dem gemacht hat, was es jetzt ist!“ Deshalb, damit ich mein Werk vollenden kann, und — damit Oesterreich nicht zu Grunde gehe, muß ich an der Spitze der Geschäfte bleiben. Ich bin das Oesterreich, ja, ich bin das ganz Europa schuldig, denn Oesterreich und Europa hoffen auf mich, daß ich es glücklich hindurch führe durch alle Stürme. Ich darf mich dieser Aufgabe nicht entziehen, denn was sollte aus Europa werden, wenn ich, meine Bequemlichkeit mehr liebend, als das Wohl der Welt, mich jetzt von den Geschäften zurückzöge? Es ist ja Niemand da, der

*) Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Th. I. S. 489.

mich erſetzen könnte! Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geiſt für die Wiederherſtellung einer Monarchie zu bilden! Alsdann ruht er wieder hundert Jahre! Dies macht mich zittern für die öſterreichiſche Monarchie, wenn ich nicht mehr an ihrer Spitze ſtehe!*)

Zum großen Glück für Oeſterreich werden Sie noch lange es lenken und regieren, rief Binder. Ew. Durchlaucht ſind unerſetzlich und unentbehrlich!

Ich weiß das, ſagte Kaunitz gravitätiſch. Aber es giebt Ehrgeizige, welche vermeinen, es ſtände ihnen wohl an, in meine Verwaltung Oeſterreichs drein zu reden, und Theil zu haben an meinen Arbeiten. Man kann nicht wiſſen, wohin der jugendliche Ungeſtüm und die rechthaberiſche Eitelkeit einen ſolchen Ehrgeizigen treiben kann, und ob er nicht ſogar tollkühn genug denken könnte, um auch ohne mich eine Exiſtenz Oeſterreichs für möglich zu halten.

Sie wollen von dem jungen Kaiſer reden? flüſterte Binder.

Von ihm, ſagte der Fürſt feierlich. Er iſt ehrgeizig, herrſchſüchtig und eitel. Verwechſelt ſeinen guten Willen, etwas Gutes thun zu wollen, mit der Fähigkeit, es zu können. Möchte ſich durch Kriege und Eroberungen perſönlichen Ruhm erwerben, möchte Alles anders geſtalten, wie es iſt, nur damit die Neugeſtaltung ſein Werk genannt werde. O, was ſollte aus Oeſterreich werden, wenn ich nicht da wäre, dieſen ungeſtümen Eifer zu dämpfen, und dieſe hitzige Ehrbegierde in Schranken zu halten! Nein, nein, ich darf Oeſterreich nicht verlaſſen, die Welt und die Nachwelt würde mich verdammen, wenn ich's thäte! Ich muß bleiben, was ich bin! Muß mich hindurch winden durch dieſe Klippen, muß zwiſchen einer bigotten, allzu friedliebenden Kaiſerin, und einem ehrgeizigen, thatendurſtigen Kaiſer das vermittelnde Prinzip ſein, muß möglichſt beiden Parteien genügen, Beider Wünſche befriedigen! Maria Thereſia will den Frieden, und iſt der Pforte geneigt, welche ſich ihr immer als einen guten friedliebenden Nachbar gezeigt hat! — Joſeph will

*) Des Fürſten eigene Worte. Siehe Swinburne, Th. 1. S. 230.

den Krieg, um ſich Ruhm zu erwerben, und ſeine Länder zu vergrößern. Wenn er morgen Alleinherrſcher wäre, würde er einen Krieg anfangen mit Rußland oder mit der Türkei, wie es ihm am vortheilhafteſten däuchte: Ich muß ihm alſo dieſe Hoffnung immer offen halten, damit er für möglich erachte, was er wünſcht. Ich muß aber auch zugleich den Neigungen Derjenigen, welche jetzt noch herrſcht, meinen Tribut zahlen, und wenn wir Krieg haben ſollen um Joſeph zu befriedigen, ſo muß Maria Thereſia glauben können, daß Wir dieſem Krieg auf das Aeußerſte widerſtreben, und nur durch Andere freventlich dazu getrieben ſind.

Beim Himmel, das iſt ein feines diplomatiſches Gewebe, rief Herr von Binder lächelnd.

Hüten Sie Sich, Binder, Sich nicht in den Netzen deſſelben zu fangen, oder einen Faden deſſelben zu zerreißen, ſagte der Fürſt feierlich. Ich habe ſo offen zu Ihnen geſprochen, weil auch der größte Genius zuweilen Momente hat, wo er des Verſtändniſſes Anderer bedarf, und wo es ihm wohlthut, ſich ausſprechen zu können. Sie wiſſen jetzt, was es mit meiner definitiven Entſchloſſenheit, der Pforte beizuſtehen, zu ſagen hat, und ich denke, Sie werden künftig nicht wieder ſo dumme Fragen thun, Sie großes Kind, das dreißig Jahre beim Kaunitz iſt, und ihn noch immer nicht verſteht!

Weil Ew. Durchlaucht undurchdringlich ſind, und viel zu erhaben, um von gewöhnlichen Sterblichen begriffen zu werden, ſagte Herr von Binder emphatiſch.

Ich glaube, daß es ſo iſt, ſagte der Fürſt einfach, indem er mit der größten Genauigkeit die Lineale, Schreibfedern, Meſſer und Scheeren in einem Quarré auf ſeinem Schreibtiſch ordnete.

Eben öffnete ſich die Thür, und der eintretende Kammerdiener meldete Se. Excellenz den Herrn Geſandten der Ottomaniſchen Pforte, Osman Paſcha.

Soll warten, ich werde ihn ſogleich empfangen, ſagte der Fürſt, leicht mit dem Kopfe nickend. — Sie ſehen, ſagte er, als der Kammerdiener hinausgegangen war, ich halte es jetzt wirklich mit der Pforte.

Warten Sie hier, ich werde den Herrn Gesandten im großen Sa— —al empfangen. Nachher bedarf ich Ihrer, bleiben Sie also!

Er nickte seinem Vertrauten lächelnd zu, und verließ stolz u— —nd gravitätisch das Gemach. Herr von Binder schaute ihm nach m— —it Blicken zärtlicher Bewunderung. Er ist doch ein großer Mann, m— —r- melte er leise vor sich hin, und er hat ganz Recht, er ist Oesterr— —ich unentbehrlich. Was thut's, daß er es weiß und es sagt? Er ist eben ein kluger und wahrheitsliebender Mann: Voilà tout!

Und er setzte sich nieder, um an den österreichischen Gesandten in Berlin zu schreiben, und ihn streng zu verwarnen, nichts gegen die Interessen der Türkei zu sagen und zu thun.

Er hatte seinen Bericht eben vollendet, als der Fürst wieder in das Gemach eintrat. Sein Antlitz strahlte von Befriedigung, und um seinen Mund zeigte sich Etwas, wie der Schimmer eines Lächelns.

Binder, sagte er, indem er einen Bogen Papier, den er in der Hand hielt, auf seinen Schreibtisch legte, sehen Sie einmal, da haben wir Zuckerbrod für unsern jungen Kaiser. Können Sie errathen, was dieses Papier enthält?

Doch nicht eine Kriegserklärung an Rußland? fragte Herr von Binder erstaunt.

Hm, Etwas, das dem ziemlich nahe kommt, sagte der Fürst heiter. Hören Sie! Es ist die geheime Convention, welche, wie Sie wissen, unser Gesandter in Constantinopel, Herr von Thugut, mit der Pforte abschließen sollte. Der Sultan hat sie unterzeichnet und ich werde heute noch die Unterschrift der Kaiserin-Königin einholen. Nun, sie wird sich nicht weigern, das zu unterschreiben, denn wenn sie die Türkei auch nicht liebt, so haßt sie doch Rußland, und der allerungläubigste Sultan ist ihr immer noch lieber, als die christliche Kaiserin Katharina von Rußland. Darauf rechne ich, und deshalb weiß ich, daß die Kaiserin unterzeichnen wird.

Also, von jetzt an werden wir nun doch Bundesgenossen der Türkei sein? fragte Herr von Binder triumphirend. Es ist nun doch eine definitive Entschließung?

Der Fürst zuckte die Achseln, und blätterte in dem Hefte von

Papieren, das er mitgebracht. Wir haben uns verpflichtet, sagte er, hier und dort in den Papieren lesend, verpflichtet, der Türkei mit Rußland einen Frieden zu schaffen, nach welchem Rußland ihm alle eroberten Provinzen wieder heraus giebt, oder welcher doch wenigstens die Ehre der Türkei unberührt erhält. Wir haben uns ferner verpflichtet, in diesen Friedensbeschlüssen auch die Unabhängigkeit und Freiheit der Republik Polen zu sichern.

Aber Durchlaucht, rief Binder erstaunt, das widerspricht ja allen Unterhandlungen, die Sie mit Preußen und Rußland eingeleitet haben, das widerspricht ja den Plänen einer Gebiets-Erweiterung, welche Ew. Durchlaucht in Bezug auf Polen so lange gehegt? Alsdann wird ja ein Krieg unvermeidlich sein, denn Ew. Durchlaucht haben ohne Zweifel vergessen, daß Preußen und Rußland einen Vertrag abgeschlossen haben, in welchem sie sich gegenseitig „zur Beruhigung Polens" anheischig machen, sich einige Provinzen dieses unruhigen Königreichs anzueignen.

Merken Sie Sich, mein alberner Freund, daß ich niemals Etwas vergesse! sagte Kaunitz stolz. Ich kenne diesen russisch-preußischen Vertrag, aber vor der Hand hat man uns noch nicht zum Beitritt eingeladen, und ich werde mich ihnen nicht anbieten. Mögen sie sprechen, dann werden wir sehen! Thun sie es nicht, nun, dann werden wir Krieg haben! Sprechen sie, und fordern uns zum Beitritt auf, so werden wir am Ende der Klugheit nachgeben müssen, und auch Beute machen, weil die Andern Beute machen! Aber es ist jedenfalls besser, sich anscheinend dazu zwingen zu lassen, und gewissermaßen gezwungen nachzugeben, denn damit werden wir das Gehässige dieser Sache auch auf Diejenigen werfen, die uns zu dieser Habsuchtspolitik zwingen, und Maria Theresia wird weniger Gewissensskrupel haben!

Durchlaucht, sagte Herr von Binder seufzend, ich gebe es auf, jemals ein guter Diplomat zu werden. Ich höre Ihrer Weisheit zu, und Ihre Worte sind für mich delphische Orakelsprüche, denen man andächtig lauscht, und deren zweideutige Erhabenheit man doch eigentlich gar nicht versteht. Also wir sind auf einmal die großmüthigen

Bundesgenossen der Türkei geworden! Wir leisten dadurch der Pforte allerdings einen gewaltigen Dienst; aber was leistet die Pforte uns?

Nicht viel, aber doch Etwas, sagte Kaunitz gelassen, indem er wieder in den Papieren blätterte. Die Pforte, welche, eben so wie Sie, auf einen Krieg mit Rußland gefaßt ist, begreift, daß Oesterreich seine Armee auf den Kriegsfuß setzen muß, um ihm seine Hülfe angedeihen zu lassen. Da Oesterreich dies aber für die Türkei thut, so ist es billig, daß diese auch die Kosten trägt. Die Pforte also zahlt an Oesterreich im Laufe der nächsten acht Monate die Summe von zwanzigtausend Beuteln, jeden zu fünfhundert Piaster. Davon sind viertausend Beutel gleich nach der Unterzeichnung der Convention ausgezahlt worden.*)

Also zehn Millionen Piaster! rief Herr von Binder erstaunt. Bei Gott, Durchlaucht, Sie sind ein zweiter Moses. Sie verstehen es, aus einem unfruchtbaren Boden eine silberne Quelle hervorsprudeln zu machen.

Meinen Sie nicht, daß wir dieses Geld gut gebrauchen können? fragte Kaunitz. Mir scheint, unsere Kassen waren ziemlich erschöpft, und der Kaiser wird daher zufrieden sein, daß wir sie mit türkischem Gelde gefüllt haben. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, seine Armee zu vermehren und im reichsten Ueberflusse mit allen Bedürfnissen zu versehen, und da dies ihm vor allen Dingen am Herzen liegt, so wird er mir sehr dankbar sein für diesen Vertrag und demselben seine Zustimmung nicht versagen. — Außerdem aber bewilligt uns die Pforte ein gutes Stück der Wallachei, regelt die Grenzbestimmungen gegen Siebenbürgen zur völligen Befriedigung Oesterreichs, und gewährt endlich unserm Handel zu Wasser und zu Lande, im ganzen Umfange des osmanischen Reichs, Befreiung von allen Abgaben, verspricht ihm Schutz und Begünstigung.

Aber allen diesen herrlichen Bestimmungen gegenüber wird doch ein Krieg mit Rußland unvermeidlich sein, rief Herr von Binder. Die ehrgeizige, ruhm- und ländergierige Czarin Katharina wird

*) v. Dohm Denkwürdigkeiten ꝛc. Th. I. S. 471.

außer ſich ſein vor Zorn, wenn ſie von dieſer Convention Nachricht erhält?

Sie wird vorläufig noch nichts davon erfahren, ſagte Kaunitz ruhig. Ich habe es mir ausdrücklich ausbedungen, daß dieſe geheime Convention zwiſchen Oeſterreich und der Pforte vorerſt noch ganz geheim gehalten werde. Der Sultan und ſein Vezier haben uns ihr Wort darauf gegeben, und der Muſelmann hält ſein Wort. Wir werden dieſe Convention alſo erſt dann veröffentlichen, wenn wir wirklich Krieg mit Rußland wollen.

Demzufolge, ſagte Herr von Binder vergnügt, demzufolge ahnt Rußland unſere Feindſchaft gar nicht, und hofft noch vielleicht, ſich mit Oeſterreich zu verbinden; und andererſeits iſt auch der Vertrag mit der Türkei noch illuſoriſch?

Mit Ausnahme der zehn Millionen Piaſter, welche die Pforte uns in Wirklichkeit zahlt! ſagte Kaunitz. Wir werden nun ſehen, ob die Türkei ſchweigen kann, und ob Rußland ſprechen wird! Jedenfalls liegt in Oeſterreichs Hand jetzt der Krieg und Frieden von Europa, und wir werden der Welt das geben, was Oeſterreich am meiſten zum Vortheil gereicht.

In dieſem Augenblick ward die Thür des Vorſaals haſtig geöffnet, und der Kammerdiener des Fürſten erſchien auf der Schwelle.

Se. Durchlaucht der Fürſt Gallitzin, Geſandter Ihrer Majeſtät der Kaiſerin von Rußland, erſucht Se. Durchlaucht den Fürſten Kaunitz, ihm eine Audienz zu bewilligen, ſagte der Kammerdiene emphatiſch.

Das war in dieſem Moment und unter dieſen Umſtänden eine ſo wichtige und folgenreiche Nachricht, daß ſelbſt Kaunitz davon für einen Moment erſchüttert ward, und ſeinem Antlitz nicht verwehren konnte, das Erſtaunen auszudrücken, welches ſein Inneres empfand.

Ich bitte Se. Durchlaucht, in fünf Minuten hier zu mir eintreten zu wollen, ſagte Kaunitz, und ſeine Stimme ſelbſt war ein wenig bewegt. Genau in fünf Minuten öffneſt du Sr. Durchlaucht die Thür da! Fort jetzt!

Nun? fragte Binder, als der Diener hinter der Portière verſchwunden war. Was wird der ruſſiſche Geſandte wollen?

Nun, er wird endlich sprechen wollen! sagte Kaunitz aufathmend.

Ja, aber sicherlich nicht von dem Theilungsprojekt, sondern von der türkischen Convention. O, Ew. Durchlaucht werden sehen, daß der Muselmann doch nicht schweigt, wenn das Reden zu seinem Vortheil gereicht!

Schon drei Minuten vorüber, sagte Kaunitz, nach der großen Kaminuhr blickend. Kein Wort mehr, Binder! Treten Sie dort hinter den Paravent, und hören Sie zu, was wir hier verhandeln. Ich werde dann nicht nöthig haben, Ihnen nachher Alles zu expliciren. Schnell!

Während Herr von Binder eiligst hinter den Schirm schlüpfte, trat der Fürst zu dem großen Stehspiegel, um sein Antlitz zu prüfen, und seiner Toilette einen letzten Blick zu gönnen. Er fand zu seiner Genugthuung, daß seine Züge schon wieder vollkommen ruhig und undurchdringlich geworden, und daß nicht eine einzige Locke seiner Perrücke sich verschoben hatte.

Genau nach fünf Minuten öffnete der Kammerdiener wieder die Thür, und seine Stentorstimme verkündete das Erscheinen des Gesandten Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland.

VI.

Rußland spricht.

Fürst Kaunitz stand in der Mitte des Zimmers, als der russische Gesandte zu ihm eintrat. Er heftete seine großen blauen Augen mit einem vollkommen theilnahmlosen und kalten Ausdruck auf das lächelnde und feine Antlitz des russischen Diplomaten, der sich tief vor ihm verneigte, was Kaunitz nur mit einem stolzen Kopfnicken erwiederte. Der Fürst Gallitzin schien diese stolze Zurückhaltung ebensowenig zu bemerken, als er darauf achtete, daß Kaunitz unbeweglich

an seinem Platze stehen geblieben und dem Vertreter Rußlands auch nicht einen Schritt entgegengekommen war. Er durchmaß mit der bereitwilligsten Höflichkeit die Schritte, welche ihn von Oesterreich trennten, und reichte dem Minister desselben mit seinem süßesten Lächeln seine Hand dar.

Kaunitz hob langsam seine Hand empor, und ließ die weißen Fingerspitzen derselben einen Moment kalt und lose in der mit so viel anscheinender Cordialität ihm dargebotenen Rechten des Gesandten ruhen.

Ah, sehen Sie da, welch ein schönes Wunder, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, Oesterreich und Rußland reichen sich die Hand.

Verzeihung, Durchlaucht, sagte Kaunitz ernst, es war Rußland, welches die Hand darreichte, und Oesterreich nahm sie an.

Aber ohne meinen warmen Freundschaftsdruck zu erwiedern! rief der Gesandte.

Fürst Kaunitz schien diesen zärtlichen Vorwurf nicht gehört zu haben. Er deutete auf die beiden Fauteuils neben seinem Schreibtisch hin und sagte: Setzen wir uns!

Fürst Gallitzin wartete, bis Kaunitz sich langsam und steif in seinem Sessel niedergelassen hatte, und dann erst nahm er den Sitz neben ihm ein.

Ew. Durchlaucht haben die Güte gehabt, die neuen Friedensbedingungen, welche Rußland der Pforte anbietet, zu prüfen? fragte der Fürst Gallitzin.

Ich habe sie gelesen, sagte Fürst Kaunitz lakonisch.

Und Ew. Durchlaucht werden gefunden haben, daß Rußland, um den Wünschen Oesterreichs zu genügen, von seinen Forderungen an die Türkei so viel nachgelassen hat, als sich irgend mit der Ehre und den Interessen Rußlands vertragen mochte! Aber Ihre erhabene Majestät, meine Kaiserin, hat mir befohlen, es Ihnen ausdrücklich zu bemerken, daß Ihre Nachsicht und Mäßigung gegen die Türkei nur aus der Achtung und Freundschaft gegen Oesterreich entspringt, das sich großmüthig zur Schutzmacht der Pforte erklärt hat. Ohne diese Berücksichtigung würde Rußland nicht einen Augenblick an-

ſtehen, die händelſuchende, übermüthige Türkei das ganze Gewicht ſeines Zorns fühlen zu laſſen, und leicht könnte es kommen, daß vor dem zornigen Dahinſchreiten Rußlands dieſe Pforte, welche längſt ſchon wurmſtichig iſt, und in ihren Angeln knarrt, zuſammenbräche und in den Fluthen des ſchwarzen Meeres verſänke!

Alsdann würde Rußland erkennen lernen, daß Oeſterreich ein Taucher iſt, welcher ſich ſehr gut auf die Perlenfiſcherei verſteht, ſagte Kaunitz ruhig. Wir würden ganz gewiß die Pforte wieder aus den Fluthen des ſchwarzen Meeres emporheben, und ſie wieder in ihre Angeln hängen, und wenn die Angeln, wie Ew. Durchlaucht ſagen, knarren, nun ſo muß man ſie mit ein wenig Fett beſtreichen, oder ſie zum Beiſpiel mit beſſeren Friedensbedingungen umwickeln.

Ew. Durchlaucht finden alſo die jetzigen Friedensbedingungen noch immer nicht genügend?

Sie ſind noch immer von der Art, daß Oeſterreich ſie nicht befürworten kann! Niemals kann die Türkei dieſe ruſſiſchen Forderungen bewilligen, niemals kann ſie darein willigen, die Unabhängigkeit der Krim und der Wallachei auszuſprechen. Beide Länder gehören der Pforte, und ſie hat ihre unleugbaren Rechte auf dieſelben. Oeſterreich kann ihr nicht rathen, ſie aufzugeben, dies würde dem öſterreichiſchen Staatsintereſſe ſo ſehr zuwider ſein, daß wir ſogar der Annahme dieſer Bedingungen uns widerſetzen müßten, ſelbſt wenn die Türkei durch fortgehendes Kriegsunglück endlich zur Nachgiebigkeit ſich gezwungen ſehen ſollte.

Ah, rief Fürſt Gallitzin lächelnd, Oeſterreich würde dann alſo in die ſeltſame Lage kommen können, einen Krieg gegen die Türkei zu unternehmen, um es zu ſeinem eigenen Glück zu zwingen! Wollen Ew. Durchlaucht mir nicht gütigſt ſagen, welches denn die Forderungen ſind, welche Oeſterreich für die Pforte machen möchte?

Oeſterreich kann der Pforte nur dann zu einem Frieden rathen, wenn bei demſelben die Oberherrſchaft des Sultans über die Krim und die Wallachei wieder anerkannt wird, und ihr das unbeſtrittene Recht verbleibt, die Khane der Krim und die Hospodare der Wallachei nach ihrem eigenen Willen zu beſtimmen. Nur wenn Ruß-

land dieſe erſte Friedensbedingung ſtellt, wird mein Hof bei der Pforte dahin wirken, daß ſie dagegen einige andere Gebietsabtretungen in der Tatarei eingeht!

Und Rußland mindeſtens die Landſtriche läßt, die es ſich ſchon erobert hat, nicht wahr? fragte Gallitzin mit ſeinem freundlichſten Lächeln. Die Czarin hat indeß gar nicht die Abſicht, ihr Ländergebiet zu vergrößern, und ihr ungeheures Reich noch weiter auszudehnen. Rußland kämpft in der Krim nicht für ſich, ſondern für die Freiheit und Unabhängigkeit eines edlen Volkes, das ſich ſelbſtſtändig und reich genug fühlt, um ſich ſelbſt ſeine Fürſten und Beherrſcher wählen zu wollen, und dem die despotiſche Türkei dieſes Recht beſtreiten will. Rußlands Kampf in der Tatarei iſt einfach ein Kampf der Civiliſation und der Freiheit gegen die Barbarei und den Despotismus!

Ah, wie ſchön und glückverheißend dieſe Worte in dem Munde eines Geſandten Rußlands klingen, ſagte Kaunitz faſt lächelnd. Rußland wird indeß zugeben, daß es nicht überall für dieſe Principien der Freiheit und Civiliſation kämpft, zum Beiſpiel nicht in Polen, wo es gerade das Gegentheil von dem will, was es in der Tatarei verlangt. Für die Tataren will Rußland das Recht, ſich ihren Fürſten ſelber wählen zu können; den Polen beſtreitet es dieſes Recht und hat ihnen mit Gewalt einen König gegeben, den ganz Polen verſchmähete. Ich muß Ew. Durchlaucht geſtehen, daß meine Monarchin ihre Mitwirkung zum Frieden zwiſchen Rußland und der Türkei nur unter der ausdrücklichen Bedingung verſpricht, daß Rußland ſich verbindlich macht, Polen unvermindert in ſeinem jetzigen Umfange zu erhalten, und durchaus keinen Theil dieſes Landes weder für ſich ſelbſt, noch für irgend eine andere Macht verlangen zu wollen*).

Fürſt Gallitzin ſchaute mit einem raſchen Blick in das Antlitz des Fürſten, und begegnete deſſen Augen, die mit einem forſchenden

*) v. Dohm's Denkwürdigkeiten. Th. I. S. 492.

und durchdringenden Ausdruck auf das Antlitz des Gesandten geheftet waren.

Ew. Durchlaucht sprechen für die Unzertrennbarkeit Polens, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, und doch war es Oesterreich, welches dieselbe zuerst angriff, wie mir scheint. Ist nicht auch die Zips, welche Oesterreich besetzt hält, ein Theil von Polen?

Nein, Durchlaucht, denn alsdann würde Oesterreich die Zips nicht beanspruchen. Die Zips gehörte ursprünglich zu Ungarn, und ward an die Türkei verpfändet. Wir werden die Pfandsumme an die Pforte wieder herauszahlen, und die Zips wieder an uns nehmen, ganz auf rechtlichem und natürlichem Wege. Das Alles ist ganz einfach, und hat gar nichts zu schaffen mit dem Schicksale Polens, das jetzt so vielfach bedroht ist. Wir wollen nur, was unser ist, die Zips, und werden, sobald auch Rußland seine Truppen aus Polen zurückzieht, gern alle jetzt von österreichischen Truppen besetzten Landestheile ohne alle Ansprüche wieder an Polen zurückgeben.

Und ohne Zweifel wollen Ew. Durchlaucht auch alles Andere, um welches Polen kämpft und schreit, wieder in Polen restauriren? Seine uralte Verfassung zum Beispiel, diese Constitution, welche sich in das europäische Staatensystem wie der Apfel der Eris hineingeworfen hat, und so lange sie bestehen wird, mit Revolution und Umsturz droht?

Nun, was die Verfassung Polens anbetrifft, sagte Kaunitz rasch, so wird man der wohl einige Modifikationen geben können, wie sie dem Interesse der Nachbarn gemäß sind. Es kommt nur darauf an, sich über solche Modifikationen zu einigen, und alsdann wird Oesterreich sehr bereit sein, mitzuwirken, um Polen zur Annahme einer revidirten Verfassung zu veranlassen, ja, wenn es sein muß, dazu zu zwingen!

Ah, wenn Ew. Durchlaucht so denken, dann werden wir uns leicht verständigen, rief Gallitzin freudig, und Ew. Durchlaucht mögen es mir alsdann erlauben, im Namen Rußlands offen zu Oesterreich zu sprechen.

Endlich! sagte Kaunitz aufathmend. Rußland will also endl

ſprechen! Bis jetzt handelte es nur, aber ich geſtehe, daß ſeine Handlungen mir unverſtändlich waren, und daß ich auf eine Erklärung wartete!

Rußland iſt mit Oeſterreich in demſelben Fall, bemerkte Fürſt Gallitzin lächelnd, Ew. Durchlaucht mögen mir geſtatten, Sie auf den Widerſpruch aufmerkſam zu machen, der zwiſchen Oeſterreichs Worten und ſeinen Handlungen liegt. Der Wiener Hof ſagt, er will Polen unvermindert erhalten, und er thut doch, was wir bis jetzt nicht gewagt haben, er nimmt ſich ein Stück von Polen.

Vieles wagt man nicht, weil es zu ſchwierig ſcheint, und Vieles ſcheint nur deshalb ſchwierig, weil es nicht gewagt wird*), ſagte Kaunitz lächelnd. Wir haben gewagt, uns ein Stück von Polen zu nehmen, weil wir ein Recht darauf hatten, und die Schwierigkeit des Unternehmens ſchreckte uns daher nicht.

Ah, Durchlaucht, rief der Geſandte lächelnd, was Ihre Rechte auf die Zips anbetrifft, ſo erlaube ich mir zu bemerken, daß es keinen Staat giebt, der nicht alte Anſprüche an ſeine Nachbaren machen könnte und demgemäß wäre Jeder berechtigt, zu gelegener Zeit ſolche Anſprüche geltend zu machen. Auch Rußland, und — auch Preußen haben ſolche Anſprüche an Polen, und wenn Oeſterreich jetzt von den ſeinen Gebrauch machen will, ſo erfordert das Princip des Gleichgewichts, daß Preußen und Rußland ebenſo verfahren. Meine erhabene Monarchi iſt damit einverſtanden, und glaubt von dem König von Preußen gleicher Geſinnung gewiß zu ſein. Wenn es alſo der Kaiſerin-Königin und — Ew. Durchlaucht gefällig iſt, ſo werden wir uns über die Anſprüche der drei Höfe auf einige Theile von Polen leicht einigen und verſtändigen können. Alles kommt darauf an, unſere Anſprüche zu formuliren, die Durchführung derſelben wird nachher keine Schwierigkeiten haben.

Ich ſehe ſchon, wir werden uns verſtändigen, ſagte Kaunitz lebhaft. Da Rußland jetzt geſprochen und uns ſeine Vorſchläge gemacht hat, ſoll es auch Oeſterreich bereit finden, zu antworten, und

*) Des Fürſten eigene Worte. Siehe: Hormayr Plutarch. 14. Bändchen.

auf seine Vorschläge einzugehen. Vor allen Dingen lassen Sie uns also über den Frieden mit der Türkei uns einigen! Der Wiener Hof übernimmt jetzt die Vermittelung dieses Friedens, und wird denselben zu Stande bringen. Nur erlaube ich mir deshalb den Rath zu geben, es möchte der russische Hof jetzt exorbitante Forderungen stellen, die weit über sein eigenes Wollen hinausgehen und denen Oesterreich nicht beistimmen kann.

Und auf diese Art wollen Ew. Durchlaucht den Frieden vermitteln? fragte Fürst Gallitzin erstaunt.

Gewiß, denn so exorbitante Forderungen lassen eine Ermäßigung zu; Rußland gelangt damit, indem es anscheinend Oesterreichs Vorstellungen nachgiebt, zu dem, was es eigentlich wollte, und stellt dies in einem Ultimatum auf, dessen Annahme der Wiener Hof der Pforte zur Pflicht machen wird!

Vraiment, Ew. Durchlaucht ist ein großer Diplomat, rief der Gesandte lebhaft.

Wenn ein russischer Gesandter das sagt, muß es die Wahrheit sein! sagte Kaunitz lächelnd. Was Polen anbelangt, so werden wir uns auch darüber leicht verständigen, und vor allen Dingen dabei die Grundsätze des Gleichgewichts strenge im Auge behalten. Ich bitte also nur um baldige Eröffnung, auf welche Theile von Polen die Staaten Rußland und Preußen ihre Ansprüche richten wollen, damit Oesterreich darnach auch den Umfang *seiner* Ansprüche ermessen und formuliren kann! Ich selbst werde mich sofort mit dem König von Preußen in Einvernehmen setzen, und seine Ansichten über die Grenzen von Polen, wie sie hinfort sein sollen, mir erbitten. Zweierlei ist nur nöthig, um diese Angelegenheit rasch und glücklich zu Stande zu bringen und mit dem besten Erfolg zu krönen?

Und das ist?

Erstens: die vollkommenste Offenheit der drei Höfe gegeneinander und Beschleunigung der Verhandlungen, damit Polen nicht etwa schon zur Ruhe gelangt sei, bevor wir kommen, ihm die Ruhe zu bringen.

Ich stimme Euerer Durchlaucht bei. Und zweitens?

Zweitens: ist ein vollkommenes Geheimniß für diese Verhandlungen nothwendig. Frankreich und England dürfen nichts davon erfahren, sondern müssen durch das fait accompli der Theilung überrascht werden. Die beiden Mächte würden Alles aufbieten, um zwischen uns und Polen zu vermitteln, und die Dinge würden bleiben wie sie sind.

Ich verspreche für meinen Hof und auch für Preußen die strengste Discretion, sage der Gesandte feierlich. Europa wird erst in dem Augenblick die Pläne der drei Mächte erfahren, wenn es dieselben nicht mehr hindern kann, und wenn unsere einmarschirten Truppen unsere Rechte auf das polnische Gebiet dargethan haben. Alles kommt jetzt nur darauf an, drei völlig gleiche Theile für die drei Mächte zu finden, damit Jeder zufrieden gestellt werde.

Nun, sagte Kaunitz leichthin, indem er nachlässig mit seinen Spitzenmanschetten spielte, wenn es Schwierigkeiten machen sollte, innerhalb Polens drei ganz gleiche Theile für die Besitzergreifung der drei Mächte zu finden, so kann man ja auch leicht einem andern Nachbar, der zu viel Land hat, etwas abnehmen, und die Einwilligung desselben möchte wohl zu erzwingen sein, wenn unsere drei Höfe einig sind.

Fürst Gallitzin schaute mit sichtbarer Betroffenheit in das kalte und ruhige Antlitz des Fürsten. Ew. Durchlaucht reden von einem andern Nachbarn? fragte er zögernd. Aber dieser Nachbar kann doch kein anderer sein als die Pforte selbst?

Es ist allerdings der Nachbar, den ich meine, sagte Kaunitz, gravitätisch mit dem Kopfe nickend. Es ist ein Nachbar, der uns Alle fast ebensoviel beunruhigt, als Polen, und dem gleichfalls ein Aderlaß und eine Verkleinerungsoperation nothwendig wäre. Ich autorisire Ew. Durchlaucht, meinen Vorschlag Ihrem Hof mitzutheilen, und bin begierig, die Antwort desselben zu erfahren.

O Durchlaucht, Sie werden Rußland immer bereit finden, wenn es gilt, sich an seinem Erbfeind, der Türkei, zu bereichern, sagte Fürst Gallitzin lächelnd, indem er aufstand. Es ist für Rußland eine Pflicht der Natur und der Nothwendigkeit, die Türkei seinen Grenzen

einzuverleiben, und nur dann, wenn der Fuß des ruſſiſchen Thrones in Conſtantinopel ſteht, wird das Teſtament des großen Czaren Peter erfüllt ſein!

Nun, Binder, haben Sie jetzt Alles begriffen? fragte Fürſt Kaunitz, nachdem der ruſſiſche Geſandte ihn verlaſſen hatte. Ich hoffe doch, daß Sie hinter Ihrem Schirm Alles verſtanden haben?

Verſtanden habe ich Alles, aber begriffen nichts! ſagte Herr von Binder hinter dem Schirm hervorkommend. Nein, ich glaube ſogar ich habe falſch verſtanden! Denn unmöglich können doch Ew. Durchlaucht, welche mir eben erſt aufgetragen haben, van Swieten zu tadeln, weil er die Möglichkeit einer Theilung Polens mit dem König von Preußen beſprochen hat, unmöglich können Ew. Durchlaucht, welche eben mit der Pforte einen Tractat abgeſchloſſen haben, in welchem Sie ſich verpflichten, die Rechte Polens zu ſchützen, unmöglich können Sie jetzt eine Theilung Polens mit Rußland und Preußen beabſichtigen, und doch habe ich das verſtanden!

Und Sie haben richtig verſtanden, ſagte Kaunitz lakoniſch. Die Politik macht nicht die Ereigniſſe, ſondern ſie läßt ſich von ihnen vorwärts ſchieben. Wir werden dazu getrieben, auch einen Theil von Polen zu nehmen, denn wir verkleinern dadurch wenigſtens die Beute, welche die Andern zu machen entſchloſſen ſind.

Ich habe alſo richtig verſtanden in Betreff Polens, ſagte Binder haſtig. Aber in einem andern Punkt habe ich ſicher falſch gehört. Sie haben eben eine Convention mit der Pforte abgeſchloſſen, und für geleiſtete Friedensverſprechungen zehn Millionen Piaſter erhalten. Iſt es nicht ſo?

Es iſt ſo!

Nun alſo habe ich falſch gehört, rief Herr von Binder außer Athem, falſch verſtanden, wenn ich meinte, Ew. Durchlaucht hätten ſo eben dem ruſſiſchen Hof vorgeſchlagen, wenn man in Polen nicht genug Land zu einer gleichmäßigen Theilung fände, ſich noch ein Stück von der Türkei dazu zu nehmen.

Nein, Sie haben richtig gehört, ſagte Kaunitz, ich habe das vorgeſchlagen. Sie ſind langweilig mit Ihren ewigen Fragen und Ihrem

albernen, verwunderten Gesicht. Ich fürchte jetzt selber, daß Sie niemals ein guter Politiker und Diplomat werden können, denn Sie sind so einfältig, daß Sie eine ehrliche, unbefangene und moralische Politik für möglich halten, und selbst am grünen Tisch ein Biedermann sein wollen! Ich glaube wahrhaftig, wenn Sie ein Stück von Polen auf Ihrem Wege fänden, Sie wären im Stande, es diesem guten König von Polen wiederzubringen, und sich mit einem Botenlohn zu begnügen, und wenn Ihnen die Pforte einige Millionen anböte, so würden Sie dieselben ausschlagen, wenn auch ein völliger Bankerutt in Ihren Kassen wäre! Ich möchte wohl wissen, was aus Oesterreich werden sollte mit einer solchen Politik, welche das Gewissen statt der Klugheit um Rath fragt, und statt mit ihrem Vortheil sich mit der Moralität beschäftigt.

Nun, dieses Problem wird niemals zu lösen sein, da Ew. Durchlaucht Oesterreichs Geschicke lenken und keine Spur von Moralität und Gewissen in Ihrer Politik zu sehen ist, brummte Herr von Binder, indem er einen Stoß Papiere nahm, und sich damit in das anstoßende Kabinet zurückzog.

Fürst Kaunitz blickte ihm achselzuckend nach und schellte dann heftig.

Mein neuer Staatswagen soll vorfahren! befahl er dem eintretenden Monsieur Hippolyt, der aber, statt fortzueilen, verlegen und bekklommen an der Thür stehen blieb.

Nun, was ist's? Was steht Er da? fragte der Fürst.

Verzeihung, Ew. Durchlaucht, stotterte der Kammerdiener, der Staatswagen ist noch nicht fertig.

Noch nicht fertig? wiederholte der Fürst mit einer feierlichen Langsamkeit, jedes Wort scharf betonend. Habe ich nicht befohlen, daß der Wagen heute um zwei Uhr fertig sein sollte?

Zu Befehl, Ew. Durchlaucht. Aber der Tapezier, welcher die innere Dapirung zu besorgen hat, behauptet, er könne die Zeichnungen, welche Ew. Durchlaucht ihm gegeben haben, nicht begreifen, und es sei ihm unmöglich, sich danach zu richten. Er hatte nach denselben angefangen zu arbeiten, aber es hat nicht gehen wollen,

er hat Alles wieder abreißen müſſen, und daher kommt die Verzögerung.

Dieſer Menſch unterſteht ſich zu behaupten, daß er nach meinen, nach meinen mit eigener Hand entworfenen Zeichnungen, nicht arbeiten kann? fragte der Fürſt, und ein zorniges Blitzen war in ſeinen ſonſt ſo kalten Augen. Weil er ein ungeſchickter Eſel iſt, der nichts Großes begreifen kann, möchte ſich der Kerl den Anſtrich geben, als liege die Schuld an meinen Zeichnungen. Es wird noch dahin kommen, daß ich Alles ſelbſt thun muß, was geſchmackvoll und ſchön werden ſoll! Ich werde wahrhaftig hinunter gehen müſſen, mir ſelbſt meine Kutſche zu drapiren, und dem Tapezier zu beweiſen, daß er ein Pfuſcher iſt.

Und der Fürſt, in ſeiner zornigen Aufgeregtheit alle Rückſichten vergeſſend, näherte ſich mit raſchen Schritten der Thür. Aber vor derſelben blieb er ſtehen. Wie viel Grad iſt es heute? fragte er.

Der Kammerdiener flog zu dem an der Außenſeite des Fenſters aufgehängten Thermometer.

Zwölf Grad Wärme, Durchlaucht!

Nur zwölf Grad! ſeufzte der Fürſt; ich werde es nicht wagen dürfen, in die Wagenhalle hinab zu gehen. Iſt die Kutſche ſchon auf den Wagenfedern angeſchraubt?

Nein, Durchlaucht.

So ſoll man mir die Kutſche hierher in mein Cabinet bringen, befahl der Fürſt. Der Tapezier ſoll mit den Zeichnungen und den Werkzeugen gleichfalls hierher kommen! Raſch! In zehn Minuten muß Alles hier ſein!

Genau nach zehn Minuten öffnete ſich die Thür, und die Lakayen brachten auf einer Tragbahre den aus Bronce, Spiegeln und Glasſcheiben zuſammengeſetzten Kutſchkaſten in das Cabinet des Fürſten. Hinter dem wunderbaren, mit Schnörkeleien, vergoldeten Engeln und Kränzen verzierten Kaſten, erſchien der Tapezier mit angſtvoller, bekümmerter Miene, allerlei Sammet- und Seidenſtoffe über ſeinen Arm geſchlagen und in ſeiner Rechten die Zeichnung des Fürſten *haltend*.

Setzt den Kutschkasten dort in die Mitte der Stube hin, befahl der Fürst den Lakayen, und sich dann mit einer olympischen Kopfbewegung an den Tapezier wendend, fragte er: Ist es wahr, daß Er die Unverschämtheit hat, zu behaupten, Er habe nach meiner Zeichnung nicht arbeiten können?

Ew. Durchlaucht mögen mir verzeihen, stotterte der Mann, aber es ist in dem Innern der Kutsche kein Raum, um alle die Festons, die Schleifen und Rosetten anzubringen, welche Ew. Durchlaucht da auf das Papier aufgezeichnet haben! Ich könnte alle diese Drapirungen nur ganz en miniature machen, und es würde aussehen wie eine Musterkarte von Drapirungen.

Und das wagt Er, mir zu sagen, mir? rief der Fürst. Meint Er etwa, ich verstände mich nicht ebenso gut auf Sein Handwerk, als auf das Regieren? Meint Er, es sei leichter, ein Minister zu sein, als eine Kutsche auszuschlagen? Ich will Ihm beweisen, daß Er ein hochmüthiger Narr ist, und daß ich, wenn ich will, ein besserer Tapezier bin als Er! Mach' Er den Schlag auf, ich will Ihm beweisen, daß sich sehr wohl nach meiner Zeichnung arbeiten läßt.

Der Tapezier beeilte sich, die mit goldener Einlassung umgebene Glasthür des Kutschkastens zu öffnen, und der Fürst schritt mit gravitätischem Ernst in denselben hinein.

Jetzt gebe Er mir den Sammet und Atlas her, befahl der Fürst, und halte Er mir die Zeichnung, damit ich darnach arbeiten kann. Ihr Andern aber reicht mir die Nägel zu und haltet die Nadeln bereit. Ihr sollt jetzt etwas sehen, dessen Ihr Euch Euer ganzes Leben lang berühmen könnt! Ihr sollt sehen, wie der Fürst Kaunitz, durch die Dummheit seines Tapeziers gezwungen, sich selber seine Kutsche decoriren muß.

Und der Fürst ergriff den Sammet und machte sich mit vollkommener Ernsthaftigkeit an's Werk. Bald hörte man in diesem Zimmer, in welchem Kaunitz noch eine Viertelstunde zuvor über die Zukunft von Völkern und Ländern entschieden, Tractate unterzeichnet, und Gesandte empfangen hatte, nichts mehr

als das Hämmern und Pochen aus dem Innern des Kutschkastens, welchen die allmächtige Hand des Ministers zu decoriren begonnen.

VII.

Die wilde Gräfin.

Graf Starhemberg ging mit hastigen Schritten und ziemlich verstörtem Angesicht in seinem Salon auf und ab, zuweilen einzelne Worte vor sich hinmurmelnd, dann wieder tief aufseufzend wie vor innerem Schrecken und Entsetzen. Zuweilen auch hefteten sich seine düstern Blicke fragend und vorwurfsvoll zugleich auf den jungen Mann, der da in der Fensternische stand und mit verschränkten Armen und einem sanften Lächeln um die schmalen Lippen dem wunderlichen Treiben des ältern Herrn zuschaute.

Als die große Pendule auf dem Marmorkamin jetzt mit langsamen Schlägen die Stunde verkündete, blieb der Graf vor dem jungen Manne stehen und sah ihm fest in das sanfte freundliche Angesicht.

Die halbe Stunde Bedenkzeit ist vorüber, Herr Graf von Esterhazy, sagte er feierlich. Ich habe Ihnen freimüthig und offen bekannt, daß meine Nichte Margarethe eine zwar schöne, und *vielleicht* auch gutmüthige, aber *gewiß* sehr heftige und unbändige Dame ist, vor der mein ganzes Haus, ich leider nicht ausgenommen, zittert. Sie hat diesen Jähzorn von ihrem seligen Vater, meinem in Gott ruhenden Bruder geerbt und ein Unglück war es für sie, daß ihre schöne und sanfte Mutter ihrem Vater bald nachfolgte in die Ewigkeit. Es war nun Niemand da, der den Muth und die Autorität gehabt hätte, ihrem Willen entgegen zu treten, und so ist derselbe niemals gebrochen worden. Ich bitte aber, machen Sie mir keinen Vorwurf daraus, sagen Sie nicht, ich hätte die Comtesse anders erziehen sollen! Ich habe ihr mein ganzes Leben geweiht,

ich habe um ihretwillen ſogar die Langeweile eines eheloſen Lebens auf mich genommen, um meiner Nichte nicht vielleicht in meiner Gemahlin eine tyranniſche Vormünderin zu geben. Auf ihren Todtenbetten habe ich meinem Bruder und meiner Schwägerin mit einem feierlichen Eid gelobt, ihrem Kinde ein treuer und liebevoller Vater zu ſein, und ich habe mein Gelöbniß nach beſten Kräften erfüllt. Es iſt nicht meine Schuld, wenn meine Nichte indeß nicht ſo ſanft, hingebend und freundlich iſt, wie man das von Frauen verlangt. Sie hat eben einen leidenſchaftlichen, energiſchen Charakter, eine ſtarke, männliche Seele, und ich fürchte, ſie wird niemals ſich einem Gemahl unterwerfen, ſondern eben ſo gut von ihm wie von ihrer übrigen Umgebung Gehorſam verlangen. Nun, mein Herr Graf, dies Alles, was ich Ihnen wiederhole, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt, und dann habe ich Ihnen eine halbe Stunde Bedenkzeit gegeben. Die halbe Stunde iſt jetzt abgelaufen, und ich frage Sie jetzt, Herr Graf, haben Sie noch den Muth, mir Ihren Antrag zu wiederholen?

Ich habe den Muth, ſagte Graf Eſterhazy mit ſanfter, weicher Stimme. Ich wende mich an Ew. Excellenz, als an den Vormund der Comteſſe Margarethe Starhemberg, und bitte Sie, mir das Glück gewähren zu wollen, der Comteſſe meine Hand zu reichen, und ſie als meine Gemahlin heimzuführen.

Es iſt gut, ſeufzte Graf Starhemberg. Ich habe gethan, was meine Pflicht war, und Sie dürfen mir dereinſt keine Vorwürfe machen! Ich nehme Ihren Antrag an! Meine Einwilligung zur Vermählung mit meiner Nichte, der Comteſſe Margarethe Starhemberg haben Sie! Es kommt nur darauf an, daß Sie auch die Einwilligung der Comteſſe ſelber erlangen!

Ich erſuche Ew. Excellenz, mir zu geſtatten, in Ihrer Gegenwart meine Frage an die Comteſſe zu richten, ſagte Graf Franz Eſterhazy ruhig und ſanft.

Graf Starhemberg griff ſeufzend nach der Klingel, und befahl dem eintretenden Diener, die Comteſſe Margarethe um die Gnade zu erſuchen, ſich einen Moment in den Salon zu bemühen.

Nun, wir werden ja hören, ob ſie einwilligt, ſagte Graf Starhemberg dann leiſe vor ſich hin, indem er ſeine raſchen Gänge durch den Salon wieder begann.

Die Comteſſe wird die Ehre haben zu erſcheinen, meldete der zurückkehrende Bediente.

Nun, das iſt in der That ein gutes Zeichen, rief Graf Starhemberg aufathmend. Sie pflegt nie in ſo ungewohnter Stunde in den Salon zu kommen, denn Sie müſſen wiſſen, Sie ſind gerade in ihre Muſikzeit hineingefallen, und es gehört zu den Wundern, daß ſie ihr Piano verläßt, um in den Salon zu kommen. Es iſt —

Eben vernahm man draußen im Vorzimmer eine laute zürnende Stimme, dann das Klirren von zerbrechenden Gläſern und einen heftigen Knall, wie wenn irgend ein metallner Gegenſtand gewaltſam zur Erde geſchleudert würde.

Das iſt meine Nichte, rief Graf Starhemberg zuſammenſchreckend. Es ſind die Fanfaren, mit denen ſie ihr Erſcheinen ankündigt.

Jetzt ward die Thür haſtig aufgeriſſen, und auf der Schwelle erſchien eine Frauengeſtalt von hohen majeſtätiſchen Formen, von ſtolzem, impoſantem Aeußern. Ihr Antlitz, deſſen wundervolle Formen und Lineamente an die antiken Köpfe der Venus erinnerten, würde mit ſeinen ſanftgerötheten Wangen, ſeinen purpurrothen Lippen, ſeiner klaren, durchſichtigen Stirn, unter der zwei feine, ſcharf gezeichnete Augenbrauen ſich wölbten, von bezaubernder Lieblichkeit geweſen ſein, wenn der Ausdruck ihrer Züge nur ein wenig den Formen ihres Angeſichtes entſprochen hätte. Aber in ihren großen ſchwarzen Augen flackerte ein wildes, zorniges Feuer, das unruhig und unſtät, bald hier und bald dorthin ſeine Flammen ſchoß, und um ihren ſchönen purpurrothen Mund zeigte ſich ein ſtolzer, verächtlicher Ausdruck, der ſeinen Wiederſchein in der leichten Falte fand, die wie ein dunkler Schatten dann und wann über ihre Stirn dahin fuhr. Ihre Geſtalt war von einem wundervollen Ebenmaß der Formen, ihre Büſte voll und üppig, und doch keuſch und ſittſam, ihre Taille, von außerordentlicher Zartheit und Biegſamkeit, ruhte auf vollen ſchlanken Hüften, und ihre Arme, die halb entblößt aus

dem ſpitzenbeſetzten Aermel ihres purpurrothen Sammetkleides hervorſchauten, waren ſchön und marmorweiß, wie die Arme der Venus von Milos.

Ohne den jungen Grafen Eſterhazy zu bemerken, der, überraſcht von ihrer wunderbaren und außergewöhnlichen Schönheit, ſich tiefer in die Fenſterniſche zurückgezogen hatte, um die Dame ungeſtörter zu betrachten, ſchritt die Comteſſe gerade auf ihren Oheim zu.

Mein Herr, ſagte ſie mit lauter, tönender Stimme, Sie werden die Gewogenheit haben, Ihren Kammerdiener Iſidor noch heute aus Ihrem Dienſt zu entlaſſen!

Hat er es gewagt, ſich gegen Dich zu vergehen, mein Kind? fragte der Graf ſanft.

Er iſt ein Idiot, ein ungeſchicktes Thier, das man mit Peitſchenhieben aus dem Hauſe jagen ſollte, rief ſie mit flammenden Augen. Stellen Sie ſich vor, Oncle, wie ich in das Vorzimmer komme, tritt er mir entgegen mit einem Plateau voll Taſſen und Gläſern. Wie er mich ſieht, überfällt ihn ein Zittern, als ob er einen böſen Geiſt erblickte, er hält das Plateau ſchief, und gerade mein Lieblingsglas, das letzte Geſchenk meiner ſeligen Mutter, das, aus welchem ihre ſterbenden Lippen den letzten Labetrunk genommen, das Glas fällt vom Plateau zur Erde nieder und zerſchellt!

Ihre vorher ſo heftige und ſtrenge Stimme war, während ſie ſprach, immer weicher und ſanfter geworden, und erzitterte jetzt wie in tiefer Rührung. Ihre Augen, welche vorher ſo zornig blitzten, füllten ſich jetzt mit Thränen, die wie große Brillanten an ihren Wimpern hingen. Sie ſchüttelte aber unwillig ihr Haupt, daß die Thränen wie fallende Sternſchnuppen ſie umleuchteten, und dann verloſchen.

Ich begreife es, mein geliebtes Kind, daß dieſer Verluſt eines theuren Andenkens Dich ſchmerzte, ſagte ihr Oheim ſanft.

Sie erröthete, als fühle ſie ſich über einem Unrecht ertappt. O, es iſt nicht das, ſagte ſie hart, es iſt mir ganz einerlei, ob das Glas ein Andenken war, oder nicht; ich haſſe ſolche Empfindſamkeit. Aber mich empört die Ungeſchicklichkeit dieſes

Menſchen. Er hat von jeher Alles fallen laſſen, was er in die Hand nahm.

Nein, mein Kind, ſagte der Graf, er hat Dich zum Beiſpiel, als Du ein Kind warſt, oft Stundenlang auf ſeinem Arm getragen, und hat Dich niemals fallen laſſen.

Oncle, Sie ſind inſupportable mit Ihren Scherzen, rief die Comteſſe, unwillig mit ihrem kleinen, ſeidenbeſchuheten Fuß den Boden ſtampfend. Es beliebt Ihnen, dieſen grauköpfigen Narren entſchuldigen zu wollen, blos um mir zu opponiren, blos um mir zu beweiſen, daß Sie der Herr im Hauſe ſind, Sie allein, daß ich nichts bin als eine Waiſe, die Sie aus Mitleid aufgenommen, die Sie aus Mitleid dulden.

Aber mein Kind —

Still, unterbrechen Sie mich nicht, ich will wenigſtens das Recht haben zu ſprechen, ſo lange ich noch in dieſem Hauſe bin. Ich ſage es Ihnen, ich werde es nicht dulden, daß dieſer ungeſchickte alte Menſch noch länger hier herumläuft, und mich durch ſeine Ungeſchicklichkeiten empört. O, ich habe ihn diesmal wenigſtens geſtraft, meine Hand hat ſeine Wange glühend roth gefärbt.

Wie, Du haſt meinen alten Iſidor geſchlagen? rief der Graf erſchrocken.

Ja, geſchlagen, ſagte die Comteſſe, ihrem Oheim mit trotziger, herausfordernder Miene in's Geſicht ſchauend. Geſchlagen habe ich den alten Iſidor, und dann habe ich ihm alle ſeine Gläſer und Taſſen, die er auf dem Plateau trug, zur Erde geſchleudert, daß ſie in Stücke zerſchellten, und dann habe ich das Plateau den Scherben nachgeworfen. Haben Sie etwa dagegen etwas einzuwenden, Herr Oncle?

Ich, nein, nicht im Mindeſten, ſagte der Graf, entſetzt über ihren drohenden, herausfordernden Ton. Wenn es Dir Vergnügen machte, dieſe Sachen zu zerſchlagen, nun ſo werden wir neue kaufen.

Nein, nicht wir, ſondern der Iſidor wird dieſe Dinge wieder kaufen, und er wird ſie von ſeiner Gage bezahlen. Er war Schuld daran, daß ich dieſe Dinge zerſchlug, er alſo muß geſtraft werden.

Er allein! Ich beſtehe darauf, ich fordere das als einen Act der Gerechtigkeit, den Sie mir ſchuldig ſind.

Mein Gott, und ich weigere mich nicht, es zu thun!

Sie werden das Herrn Iſidor ſogleich ankündigen.

Aber meine liebe Comteſſe, —

Sogleich, unterbrach ſie ihn, heftig mit dem Fuße ſtampfend. Mein Gott, wollen Sie es denn zu der einzigen Aufgabe Ihres Lebens machen, mir zu widerſprechen?

Der Graf ſeufzte tief auf, und näherte ſich langſam der Thür. Sie ſah es, und ein triumphirendes Lächeln flog durch ihre Züge hin. Nun denn, ſagte ſie, da Sie Sich weigern, werde ich ſelbſt es ihm ſagen, ich ſelbſt und ganz allein. Sie ſagen ihm kein Wort, Oheim, kein einziges Wort, hören Sie?

Ich werde ihm nichts ſagen, Margaretha. Aber willſt Du mir jetzt erlauben, von andern Dingen zu ſprechen? Du haſt in Deiner Heftigkeit —

Mein Oncle, unterbrach ſie ihn drohend.

In Deiner vollkommen gerechtfertigten Heftigkeit, verbeſſerte der Graf, es gar nicht bemerkt, daß wir nicht allein ſind, daß wir einen Zuhörer unſerer kleinen häuslichen Scene hatten!

Er deutete mit der Hand nach der Fenſterniſche hin, in deren äußerſte Ecke, halb geborgen von den ſchweren, ſeidenen Vorhängen, der junge Graf Eſterhazy ſich zurückgezogen hatte.

Die Comteſſe folgte dem Wink ihres Oncles, und den jungen Mann gewahrend, brach ſie in ein lautes, fröhliches Gelächter aus.

Fürchten Sie nichts, mein Herr, ſagte ſie dann, wagen Sie es nur immerhin hervorzutreten. Ich bin keine Katze, welche Mäuſe verſchlingt. Ah, Sie haben uns belauſcht. Nun, wenn Sie ein dramatiſcher Dichter ſind, ſo wünſche ich Ihnen Glück dazu, denn Sie konnten kein beſſeres Vorbild eines närriſchen Vormunds und einer widerſpenſtigen tollen Mündel finden!

Leider aber bin ich kein Dichter, ſeufzte der junge Mann, aus ſeiner Niſche hervortretend, und ſich tief vor der Gräfin verneigend. Wäre ich ein Dichter, ſo würde ich noch heute hundert Sonette

auf die zornflammende Juno ſchreiben, deren Zorn ſie nur noch ſchöner, noch unwiderſtehlicher macht.

Oncle, ſagte die Comteſſe ernſt, und plötzlich die ſtolze Miene einer vornehmen Dame annehmend, ich bitte Sie, mir gütigſt dieſen fremden Herrn, der ſich erlaubt, mir ſo fade Complimente zu machen, in aller Form vorzuſtellen.

Meine liebe Nichte, ich habe die Ehre, Dir den Grafen Franz Eſterhazy vorzuſtellen, welcher ſeit geſtern von einem mehrjährigen Aufenhalt in Italien zurückgekehrt, und ein beſonderer Schützling der Kaiſerin Maria Thereſia iſt.

Nun, Oncle, das Letztere iſt eben keine gute Empfehlung, lachte die Comteſſe, denn gehöre ich nicht auch zu den beſonderen Schützlingen Ihrer Majeſtät? Haben Sie mir nicht oft genug, und jedes Mal dann, wenn die Kaiſerin mich durch irgend eine tyranniſche Gnade demüthigte, geſagt, daß ich eine beſondere Favoritin der Kaiſerin bin?

Gewiß, mein Kind, das biſt du, betheuerte der Graf.

Nun alſo ſehen Sie, daß man eben nicht gut und liebenswürdig zu ſein nöthig hat, um zu dieſem Vorzug zu gelangen, rief die junge Dame faſt ärgerlich. Ich meinestheils wollte außerdem, die Kaiſerin liebte mich weniger, ich würde dann vielleicht nicht nöthig haben, ihre langen und heftigen Strafpredigten anzuhören, mit denen ſie mich jedesmal, wenn ich bei Hofe erſcheine, zu begnadigen geruht.

Und iſt es deshalb, daß Sie ſo ſelten bei Hofe erſcheinen? fragte Graf Eſterhazy lächelnd. Ich hörte bei Hofe darüber klagen.

Hat Ihro Majeſtät ſich darüber beklagt? fragte Graf Starhemberg ängſtlich.

Nein, Excellenz, es war nicht die Kaiſerin, ſondern der junge Kaiſer Joſeph, welcher ſich beklagte.

Und was ſagte er?

Darf ich ſeine Worte wiederholen? fragte Graf Eſterhazy, ſich an die Comteſſe wendend.

Sie nickte, und ſtützte ſich wie zufällig auf die hohe Lehne eines Fauteuils.

Nun denn, ich war geſtern in der Soirée der Kaiſerin, und der

Kaiſer, welcher mir, dem Spielgefährten ſeiner Kindheit, mit der größten Herzlichkeit entgegen kam, übernahm es ſelbſt, mir die Namen aller der ſchönen jungen Damen zu ſagen, die ich da erblickte, und die mir, dem heimkehrenden Barbaren, alle fremd waren. Da ſagte der Kaiſer: „Die ſchönſte unſerer jungen Damen kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht zeigen, denn ſie kommt ſeit einiger Zeit ſehr ſelten zu uns. Aber wenn Sie ſie ſähen, würden Sie mir Recht geben, denn ich behaupte, daß die Gräfin Margarethe von Starhemberg ſchön iſt wie eine Juno und eine Venus zu gleicher Zeit!"

Das ſagte der Kaiſer? rief der Graf freudig.

Das ſagte er, betheuerte Eſterhazy.

Margaretha ſagte kein Wort, ſie ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen; ihre roſigen Wangen waren plötzlich erblaßt, ihre Lippen ſchmerzlich auf einander gepreßt. Auf einmal aber warf ſie ihr Haupt wieder empor, und ein ſpöttiſches Lächeln tönte von ihren Lippen.

Ich wette, daß die Kaiſerin und die übrigen Damen Ihnen einen Commentar zu den Worten des Kaiſers gegeben haben, ſagte ſie mit ſchneidender Stimme. Nun, nicht wahr, ich habe Recht? fuhr ſie fort, als der Graf ſchwieg. Ich fordere von Ihnen, daß Sie mir auch das ſagen, denn Sie werden nicht die Albernheit begehen wollen, mir nur die Schmeicheleien und nicht die Wahrheiten mitzutheilen. Nun, mein Herr Graf Eſterhazy, was ſagte Ihro Majeſtät die Kaiſerin?

Comteſſe, ich weiß nicht —

Sie wiſſen es ſehr wohl, und ich verlange, daß Sie mir Alles ſagen. Jede Zögerung wäre eine Beleidigung!

Nun denn, da Sie befehlen, ſo hören Sie! Die Kaiſerin hatte allerdings die Worte ihres kaiſerlichen Sohnes gehört, und ſie ſagte ſeufzend: „Es iſt wahr, ſie iſt ſchön wie eine Göttin, aber man ſollte ſie eigentlich nur der Eris, der Göttin der Zwietracht, vergleichen! Sie iſt wild und unbändig wie dieſe."

Ah, ſehr witzig, in der That, rief die Comteſſe mit einem ſcharfen Lachen.

Und der Kaiſer? fragte ihr Oheim.

Der Kaiſer, fuhr der Graf Eſterhazy fort, der Kaiſer runzel
ein wenig die Stirn, und blickte die Damen, welche lachten, faſt zü
nend an. Majeſtät haben Recht, ſagte er, ſie gleicht der Gött
Eris. Aber die Mythologie erzählt uns nicht, ob dieſe wil
Göttin zuletzt auch noch von Gott Amor bezwungen worden iſt. D
Liebe macht die wildeſten Frauenherzen zahm.

Die Gräfin ſtieß einen Schrei aus, und faßte mit ihren bei
Händen krampfhaft die Lehne des Stuhls, neben welchen ſie ſta
Ihre Augen ſchloſſen ſich, und eine tödtliche Bläſſe bedeckte ihr Ant

Ihr Oheim eilte zu ihr, und ſie ſanft und zärtlich mit ſei
beiden Armen umſchlingend, fragte er erſchrocken: mein Kind, m
geliebtes Kind, was fehlt Dir?

Sie lehnte einen Moment ihr Haupt an ſeine Schulter, u
ein leiſes Stöhnen kam aus ihrer Bruſt hervor. Dann fuhr
empor, und eine tiefe Purpurgluth ſchoß auf einmal in ihre Wang

Es iſt nichts, ſagte ſie rauh, ein plötzlicher Schwindel, der m
oftmals ergreift. Jetzt iſt es ſchon wieder vorüber!

Und ſich mit einer ſtolzen Kopfbewegung an den Grafen Eſte
hazy wendend, ſagte ſie mit dem ſtrengen Ton einer Gebieterin
Sie werden wohl die Güte haben, über dies kleine Intermezzo, d
nicht mein Ich, ſondern nur mein Körper verſchuldet hat, zu ſchw
gen. Es würde mich verdrießen, wenn die empfindſamen Dam
bei Hofe erführen, daß ich auch meine empfindſamen Momente hab
kann. Aber ſie ſind Gott ſei Dank ſelten, und jetzt hoffe ich wied
auf Jahre von ihnen verſchont zu werden. Uebrigens freut es mic
daß ich die Worte der Kaiſerin Ihnen ſofort als eine Wahrheit b
ſtätigt, und mich Ihnen in der That als Göttin Eris gezeigt hab
Sie kamen doch ohne Zweifel aus Neugierde her, um die neue Er
kennen zu lernen?

Nein, gnädigſte Comteſſe, ſagte Graf Eſterhazy feierlich, ich ka
in einer für mich ſehr ernſten und heiligen Angelegenheit hierher, u
wenn ich mir jetzt erlaube, zu Ihnen von derſelben zu ſprechen,
darf ich ſagen, daß dies mit der Genehmigung des Herrn Graf
Starhemberg, Ihres Oheims und Vormundes, geſchieht. Ich b

gekommen, Comteſſe Margaretha, um Sie zu bitten, meine Gemahlin zu werden, und meine Hand anzunehmen!

Die Gräfin ſchreckte zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, und ſtarrte mit großen, flammenden Augen, ſprachlos vor Erſtaunen, in das ſanfte, freundliche Antlitz des blonden jungen Grafen.

Sie antworten mir nicht, Comteſſe? fragte er mild. Ich ſagte Ihnen, daß ich die gnädige Zuſicherung Ihres Oheims gewonnen habe. Fügen Sie die Ihre hinzu, Gräfin. Entſchließen Sie Sich, die Meine zu werden. Ich werde es die einzige und heiligſte Aufgabe meines Lebens werden laſſen, Sie zufrieden und glücklich zu machen, und vielleicht gelingt es meinem Streben, mir Ihr Vertrauen, Ihre Achtung zu gewinnen, vielleicht mögen Sie eines Tages, gerührt von meiner treuen, nie wankenden, vertrauensvollen Liebe, mir in Ihrer Gegenliebe die herrlichſte und erſehnteſte Vergeltung ſchenken. Sprechen Sie alſo, Comteſſe, ſagen Sie, daß Sie meine kühnſten Wünſche erhören, daß Sie meine Gemahlin werden wollen!

Niemals, niemals wird das geſchehen, rief ſie, mit heftiger Gewalt ihre beiden Arme vor ſich herſtreckend, als wolle ſie das Unheil, welches ſie bedrohte, von ſich abwehren. Niemals werde ich das Weib irgend eines Mannes werden. Ich bin nicht dazu gemacht, mich in Gehorſam und Demuth vor irgend Jemand zu beugen, nicht dazu gemacht, einen andern Willen als den meinen anzuerkennen!

Ich werde das auch niemals fordern, ſagte der Graf ſanft. Sie werden in meinem Hauſe die Herrin ſein, wie Sie es hier ſind, ich fordere nichts als das unbeſtrittene Recht, Ihr erſter, Ihr treueſter Diener zu ſein, um jeden Ihrer Wünſche erlauſchen zu dürfen und ihn ſofort zu erfüllen!

Unglücklicher, Sie wiſſen nicht, was Sie da fordern, rief ſie entſetzt. Fragen Sie meinen Oheim, fragen Sie alle unſere Hausgenoſſen, und ſie Alle werden Ihnen ſagen, daß ich die unduldſamſte, launenhafteſte Tyrannin bin, welche in jeder Stunde zwanzigmal ihre Wünſche ändert, und heute das verabſcheut, was ſie geſtern begehrte. O, Sie wollen mein Gemahl werden? Mein Gott, hat Sie mein Oheim denn nicht gewarnt vor mir? Haben Sie keine Freunde,

keine Verwandte, welche Sie zurückhalten konnten von Ihrem tollen Vorhaben? Ich habe ja niemals geheuchelt und ſchön gethan, die Leute auf der Straße wiſſen von mir, jedes Kind weiß zu erzählen von der wilden Gräfin Starhemberg, die ihre Diener ſchlägt, wie ein Kobold im Hauſe herum tobt, und auf wilden Rennern oft durch die Straßen jagt, wie ein ungebändigter Mann.

Die Liebe macht die wildeſten Frauenherzen zahm, ſo hat der Kaiſer geſagt, rief Eſterhazy lächelnd.

Margaretha zuckte zuſammen, und ſchleuderte auf ihn einen vollen Zornesblitz.

Aber ich liebe Sie nicht, rief ſie ſtürmiſch, ich werde Sie nicht lieben, werde niemals einen Mann lieben, und niemals ohne Liebe einen Gemahl annehmen. Sprechen wir alſo nicht mehr davon, die Sache iſt abgethan!

Nein, ſagte der Graf, ihre Hand faſſend, und ihr zärtlich und flehend in das erglühte Antlitz ſchauend, nein, die Sache iſt nicht abgethan, und ich beſchwöre Sie, ſprechen wir noch davon, ich beſchwöre Sie, weiſen Sie mich nicht zurück.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und ein Lakay trat ein mit einem goldenen Teller in der Hand, auf welchem ein Brief lag.

Von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, an den Herrn Grafen, ſagte der Diener, auf Graf Starhemberg zuſchreitend. Der Graf nahm den Brief, und zog ſich mit demſelben in eine Fenſterniſche zurück, während der Diener leiſe auf den Zehen wieder hinausging.

Gräfin Margaretha, fuhr Eſterhazy dringend fort, noch einmal beſchwöre ich Sie, nehmen Sie meine Hand an, und werden Sie meine Gemahlin!

Sie ſchleuderte auf ihn einen Blick finſterer Verachtung. Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich Sie nicht lieben kann, rief ſie. Ein Mann von Ehre ſchweigt, und zieht ſich zurück, wenn er ſolches Geſtändniß hört.

Ein Mann von Muth ſchweigt nicht, ſondern hofft, doch noch zuletzt das Ziel zu erringen, nach welchem er ſtrebt, ſagte der Graf lächelnd. Wenn man um ein köſtliches Glück wirbt, kann man nicht

erwarten, daß es ohne Kampf ſich erobern läßt, nur dem beharrlichen Werber ergiebt es ſich!

Phraſen! elende Phraſen! rief ſie verächtlich. Ihr Auge, welches mit einem ſtolzen Ausdruck die ſchlanke, zierliche Geſtalt des Grafen ſtreifte, begegnete dann ganz zufällig in dem großen Spiegel, in deſſen Nähe ſie ſtanden, ihrem eigenen Bilde.

Sehen Sie dorthin, ſagte ſie, mit erhobener Hand in den Spiegel deutend, ſehen Sie, der Spiegel, welcher unſer Beider Bild widerſtrahlt, möge Ihnen Antwort geben auf Ihre Frage. Sehen Sie da dieſe Frau, welche den jungen Mann um eine Kopfeslänge faſt überragt, ſehen Sie ihr ſchwarzes Haar, ihre wilden Augen, ihre ganze kecke, energiſche Erſcheinung! Und nun ſehen Sie dieſen jungen Herrn, ſo niedlich, ſo zierlich und klein, wie die allerliebſten Nippesfiguren, die auf meinem Guéridon ſtehen. Sehen Sie ſeine ſanften blauen Augen, die gar nicht zürnen können, und ſeine ſchlichten blonden Haare, die niemals durch das Kräuſeln einer eigenſinnigen Locke beunruhigt worden ſind. Ah, mein Herr Graf, wenn ich der Mann, und Sie das Weib wären, dann möchte dieſe Ehe möglich ſein! So aber iſt ſie unmöglich! Ich würde Sie tödten mit meiner Heftigkeit, oder Sie würden mich raſend machen mit Ihrer Sanftmuth! Nein, nein, mein Herr, Sie ſind für mich zu blond! Ich kann niemals Ihre Gemahlin werden!

Sie machte ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung, und wandte ſich ab, um das Zimmer zu verlaſſen. Plötzlich fühlte ſie ſich zurückgehalten von einer Hand, welche ſich auf ihre Schulter legte, und als ſie ſich umwandte, begegnete ſie den Augen ihres Oheims, die mit einem angſtvollen, mitleidigen Ausdruck auf ihr ruhten.

Mein Kind, ſagte der alte Herr mit unſicherer Stimme, ich beſchwöre Dich, zu bleiben, und den Herrn Grafen Eſterhazy nicht im Zorn von Dir zu weiſen. Er iſt ein edler, reicher und angeſehener Cavalier, ganz geeignet, der Gemahl meiner ſchönen Nichte zu werden. Ich bitte Dich alſo, gieb ſeinem Flehen nach, entſchließe Dich, ſeine Gemahlin zu werden!

Der Herr Graf ſteht ab von ſeinem thörichten Wunſch, mein

Onkel, ſagte die Gräfin ruhig, ich habe ihm geſagt, daß ich ihn niemals lieben werde, das genügt ihm, um zurückzutreten!

Aber, mein armes Kind, Du wirſt verſuchen müſſen, ihn zu lieben, rief der Graf. Du darfſt die Hand des Grafen nicht ausſchlagen!

Wie, ich darf nicht? ſagte ſie mit drohender Stimme und ihre Augen flammten in wildem Zorn.

Nein, Du darfſt nicht, wiederholte der alte Graf zitternd. Die Kaiſerin befiehlt es! Die Kaiſerin will, daß Du dem Grafen Eſterhazy Deine Hand reichſt. Lies hier das Handbillet, das ich ſoeben von Ihrer kaiſerlichen Majeſtät empfangen habe!

Margaretha ſtieß einen wilden Schrei aus, und entriß das dargereichte Papier den Händen des Grafen. Mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte ſie es an, ihre ganze Geſtalt zitterte wie im Fieberfroſt, ihre Lippen waren feſt auf einander gepreßt, als wollten ſie den Schrei der Wuth zurückhalten.

Leſen Sie, mein Oheim, leſen Sie, ſagte ſie dann nach einer Pauſe, dem Grafen das Blatt wieder darreichend. Ich vermag es nicht, es ſchwirrt vor meinen Augen, die Buchſtaben tanzen wild durcheinander. Leſen Sie, ich werde mindeſtens hören können!

Der Graf nahm ſeufzend das Blatt, und las:

„Lieber Graf Starhemberg! Es iſt mein Wunſch und mein feſter Wille, daß Seine Nichte, die Comteſſe Magaretha, ſich endlich vermähle und eines ehrbaren, reichen und vornehmen Cavaliers ehrbare Gemahlin werde. Sie wird alsdann wohl ihr wildes Weſen verlieren, und eine ſittſame, tugendhafte Hausfrau werden. Hab' gehört, daß der junge Graf Franz von Eſterhazy werben will um Seine ſchöne Nichte. Befehle ihr hierdurch auf das Strengſte und Nachdrücklichſte, die Hand des Herrn Grafen anzunehmen und ſeine Gemahlin zu werden. Sie hat lange genug mit ihrem wilden Weſen die Freier von ſich geſchreckt und unſern Damen ein ſchlimmes Beiſpiel gegeben. Will's nit länger dulden, ſoll ihren ſtarren Sinn zähmen laſſen durch die Liebe. Sag' Er ihr, daß ich befehle, ſie ſoll die Hand des Grafen Eſterhazy annehmen. Hab' wohl ein Recht dazu als ihre Kaiſerin und ihre Pathin. In acht Tagen iſt

die Trauung und ich ſelbſt werd' dabei zugegen ſein. In acht Tagen iſt die Trauung, oder die Comteſſe Margaretha geht in acht Tagen in ein Kloſter! Das iſt mein Ultimatum! Im Uebrigen bleibe ich Seine wohl affectionirte Kaiſerin

Maria Thereſia."

VIII.

Eine gezwungene Ehe.

Eine lange Pauſe trat ein, als der Graf das Billet zu Ende geleſen. Die Gräfin ſtand da, ſtarr und bleich, wie ein Marmorbild, die großen, glühenden Augen noch immer feſt auf die Lippen ihres Oheims gerichtet, als lauſche ſie noch immer ſeinen Worten. Der junge Graf betrachtete ſie mit ſchüchternen Blicken, und ſeine ſanften Mienen zeugten von einer ruhigen, unerſchütterlichen Entſchloſſenheit.

Du ſiehſt, mein Kind, ſagte der alte Graf nach einer langen Pauſe, es iſt unabänderlich. Die Kaiſerin befiehlt, und es bleibt Dir nichts weiter übrig als zu gehorchen.

Nein, nein! rief ſie zuſammenfahrend, und wie aus einem Traum emporſchreckend. Nein, ich werde nicht gehorchen. Ich werde nicht die Gemahlin dieſes Mannes werden!

Dann wirſt Du in ein Kloſter gehen müſſen! ſeufzte der Graf traurig.

Ich werde auch das nicht thun, rief ſie triumphirend, und auf einmal leuchtete ihr Antlitz freudig auf, und ihre Augen flammten wieder in dem gewohnten Feuer. Nein, ich werde mich nicht vermählen, und ich werde auch nicht in ein Kloſter gehen! Es giebt ein Mittel, uns Alle zu retten! — Und indem ſie ſich mit einem bezaubernden Lächeln an den Grafen Eſterhazy wandte, fuhr ſie fort: In ihrer Hand liegt dieſes Mittel, und Sie werden, Sie müſſen es ergreifen! Sie haben gehört, was die Kaiſerin geſchrieben, Sie haben

ihren tyranniſchen Befehl vernommen. Das Eheſtiften iſt einmal die große Paſſion der Kaiſerin, und ich bin ein neues Opfer, das ſie dieſer Leidenſchaft darbringt. Sie haben gehört, daß Maria Thereſia mir als meine Kaiſerin und meine Pathin befiehlt, entweder mich Ihnen zu vermählen, oder in ein Kloſter zu gehen. Wenn es ſich um eine Eheſtiftung handelt, iſt die Kaiſerin unbeugſam, und alles Flehen iſt vergeblich. Retten Sie mich alſo, retten Sie mich! Ich kann nicht Ihre Gemahlin werden, denn ich ſagte es Ihnen ſchon, ich liebe Sie nicht, werde Sie niemals lieben! Ich kann aber auch nicht in ein Kloſter gehen, mein ganzes Herz bäumt ſich auf, wenn ich nur daran denke. Ich muß frei ſein, frei wie ein Vogel in der Luft, ich kann mich nicht feſſeln und binden, mir nicht die Schwingen meiner Seele lähmen laſſen! Retten Sie mich alſo, denn Sie, Sie ſind ja frei! Sie ſind durch keinen Befehl gezwungen, durch keine tyranniſche Drohung eingeſchüchtert. Sie können frei über Ihren Willen und Ihre Hand ſchalten. Treten Sie alſo zurück, gehen Sie zur Kaiſerin, ſagen Sie ihr: Ew. Majeſtät ſind in einem Irrthume befangen. Es war niemals mein Wunſch, mich der Gräfin Starhemberg zu vermählen, und niemals habe ich die ernſte Abſicht gehabt, um ſie zu werben! Sagen Sie ihr das, und ich bin frei, und der tyranniſche Befehl der Kaiſerin iſt fruchtlos!

Sie hatte ihre kleinen, durchſichtig weißen Hände gefalten, und blickte ihn flehend an.

Der junge Graf ſchüttelte leiſe das Haupt.

Ich kann nicht ſo zu der Kaiſerin ſprechen, ſagte er ſanft, denn es iſt die Kaiſerin, welche mich hierhergeſchickt hat.

Die Kaiſerin hat Sie hierhergeſchickt! rief die Gräfin, indem ſie, wie eine gereizte Tigerin vorwärts ſpringend, mit flammenſprühenden Blicken dem Grafen in's Antlitz ſchaute. Sie ſind alſo nicht gekommen aus freiem Antrieb, es iſt die Kaiſerin, welche Ihnen befohlen hat, um meine Hand zu werben?

Ja, es iſt die Kaiſerin, welche es mir geboten hat, ſagte der junge Graf mit ſeiner unerſchütterlichen Sanftmuth.

Die Gräfin brach in ein lautes, wildes Gelächter aus.

Das alſo war die glühende Liebe, von welcher Sie mir ein ſo rührendes Mährchen erzählten, rief ſie, das Ihr zärtlicher Wunſch, mich glücklich zu machen, und Ihr ganzes Leben mir zu weihen. Die Kaiſerin hatte Ihnen befohlen, um meine Hand zu werben, und Sie ſind wie ein Schulknabe, der die Ruthe fürchtet, wenn er nicht gehorcht, hierhergekommen, um den Willen der Kaiſerin zu erfüllen! O, warum bin ich kein Mann! Beim ewigen Gott, mir ſollte man ſolche Schmach nicht anthun!

Es iſt wahr, ſagte der Graf Eſterhazy, die Kaiſerin hatte mir befohlen, um Ihre Hand zu werben. Aber ſeit ich das Glück hatte, Sie zu ſehen, iſt es nicht mehr der Befehl der Kaiſerin, welcher mich nach Ihrem Beſitz ſtreben läßt, ſondern der glühende Wunſch meines Herzens.

Still, ſagte ſie mit rauher Stimme, laſſen Sie dieſe Albernheiten, an welche Niemand glaubt! Sie waren entſchloſſen, dem Befehle der Kaiſerin zu gehorchen, bevor Sie mich kannten. Aber jetzt haben Sie mich geſehen, jetzt haben Sie hier eine Scene erlebt, welche Ihnen mein ganzes unbändiges, leidenſchaftliches Weſen enthüllt hat, jetzt haben Sie geſehen, daß die Menſchen Recht haben, welche mich die „wilde Gräfin“ nennen! Gehen Sie alſo zur Kaiſerin, ſagen Sie ihr das! Sagen Sie ihr, daß ich bereit wäre, Ihnen meine Hand zu geben, daß Sie aber nicht wollen, daß Sie zurückſchaudern vor einer Verbindung mit mir!

Ah, dies wäre eine Beleidigung für Sie, ſagte der Graf entſetzt!

Was liegt mir daran, ob Sie mich beleidigen, wenn Sie mich damit nur frei laſſen! rief ſie verächtlich.

Ich ſelber werde niemals einem ſchönen, edlen Mädchen ſolche Beleidigung anthun, ſagte Eſterhazy entſchloſſen.

Füge Dich alſo, mein Kind, füge Dich, flehte Graf Starhemberg mit Thränen in den Augen. O, es iſt zum erſten Male, daß Dein Wille gebrochen wird, und deshalb iſt auch der Kampf nun ſo ſchwer. Beuge Dein ſtolzes Herz, mein armes Kind, und unterwirf Dich dem Befehl der Kaiſerin. Du ſiehſt es wohl, aller Widerſtand iſt vergeblich.

Ich beuge mich nicht, rief ſie, ſich ſtolz aufrichtend, und ihr Haupt ſchüttelnd. Ich will nicht, ich kann nicht die Gemahlin dieſes Mannes werden! Mein Oheim, ich bitte Sie, laſſen Sie mich einen Augenblick allein mit ihm. Treten Sie auf einige Minuten in Ihr Cabinet dort. Ich habe dem Herrn Grafen nur einige Worte zu ſagen, die Niemand hören darf!

Ihr Oheim verneigte ſich, und durch den Salon eilend, öffnete er die Thür zu dem anſtoßenden Cabinet.

Die Gräfin blickte ihm nach, bis die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen hatte. Dann wandte ſie ſich wieder dem Grafen zu.

Jetzt, mein Herr, ſagte ſie ernſt und feierlich, jetzt ſind wir allein, und Niemand als Gott wird jetzt außer uns das Geheimniß hören, das ich Ihnen ſagen will, und das bis jetzt Niemand außer Gott gekannt hat. Schwören Sie mir bei Allem, was Ihnen heilig iſt, ſchwören Sie mir bei dem Andenken an Ihre Mutter, daß Ihre Lippen niemals das Geheimniß verrathen wollen, welches ich Ihnen jetzt mittheilen werde! — —

Ich ſchwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig iſt, bei dem Andenken an meine Mutter, das Geheimniß, welches Sie mir mittheilen, niemals mit einem Wort, einem Blick, einer Andeutung zu verrathen!

Sie nickte leicht mit dem Kopf, als nähme ſie ſeinen Schwur an.

Und jetzt, ſagte ſie aufathmend, und eine glühende Röthe übergoß auf einmal ihr Geſicht und ihren Hals, jetzt will ich Ihnen ſagen, weshalb ich niemals die Ihre werden kann! Ich, — ſie ſtockte, und ſenkte ihr Haupt matt und kraftlos auf ihre Bruſt, aus der ſich ſchwere Seufzer emporrangen. Ich liebe einen Andern, flüſterte ſie dann kaum hörbar. Ja, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, und wie ſie nun ihr Haupt wieder emporrichtete, ſtrahlte ihr Antlitz in ſeligem Entzücken, ja, ich liebe einen Andern, liebe ihn mit meiner ganzen Seele, meinem ganzen Herzen, mit jedem Pulsſchlag meines Daſeins; jeder Gedanke an ihn iſt ein Gebet für ihn, all mein Wünſchen, mein Hoffen, mein Sehnen richtet ſich auf ihn. Für ihn möchte ich ſterben, für ihn meine Seligkeit hingeben! Sie wiſſen es *jetzt, ich* liebe einen Andern, und nun begreifen Sie, daß ich niemals

die Ihre werden kann, und jetzt, nicht wahr, werden Sie hingehen, und der Kaiserin sagen, daß Sie mich nicht heirathen wollen? Jetzt werden Sie mich frei geben, indem Sie meine Hand ausschlagen?

Graf Esterhazy lächelte mitleidig.

Es ist ein schlechtes Märchen, Comtesse, welches Sie da ersonnen haben, um Sich frei zu machen, sagte er. Vor wenigen Minuten erst sagten Sie, daß Sie niemals irgend einen Mann lieben, niemals die Gemahlin irgend eines Mannes werden wollten.

Ich sagte es, um mich frei zu machen, glauben Sie es mir! bat sie fast demüthig.

Nein, ich glaube es Ihnen nicht, sagte der Graf gelassen. Weil Sie jetzt Sich frei machen wollen, deshalb haben Sie dieses Märchen erfunden. Nein, Sie lieben keinen Andern, nein, Ihr Herz ist kalt und stolz wie das der Juno.

O, ich wünschte, Sie hätten Recht, rief sie schmerzvoll. Ich wünschte, diese Lippen, welche Ihnen von meiner Liebe erzählten, hätten gelogen. Denn diese Liebe ist mein Unglück und meine Pein, ich werde durch sie sterben oder verloren gehen. Sehen Sie mich an, mein Herr, sehen Sie mir fest in's Auge, glauben Sie noch, daß ich Ihnen eine Unwahrheit gesagt?

Nein, Gräfin, ich will Ihnen glauben, sagte der Graf nach einer Pause, in welcher er sie ernst und schweigend betrachtet hatte, will den Thränen glauben, welche in Ihren Augen glänzen. Aber jetzt beantworten Sie mir noch eine Frage. Sie haben mir durch Ihr Vertrauen das Recht zu derselben gegeben.

Fragen Sie, sagte die Gräfin.

Wird Ihre Liebe nicht erwiedert? Ist sie dem glücklichen und beneidenswerthen Mann, dem Sie dieselbe weihen, nicht bekannt? Glüht er nicht vor Verlangen, das schönste, keuscheste und stolzeste Weib, welches ihn liebt, zu seiner Gemahlin zu machen?

Sie schwieg und schien mit sich selbst zu ringen. Ein Zittern durchflog ihre Glieder, und Todtenblässe bedeckte ihr Angesicht.

Nein, sagte sie endlich mit bebender Stimme, nein, er ahnt es nicht, und darf es nicht ahnen, daß ich ihn liebe, und niemals, wenn

er es auch wüßte, würde er daran denken können, mir ſeine Hand zu reichen. Wir ſind getrennt für alle Zeit und Ewigkeit!

Dann, ſagte Eſterhazy ernſt und feſt, dann iſt er alſo auch kein Hinderniß, welches ſich unſerer Vermählung entgegenſetzen kann. Bewahren Sie immerhin in Ihrem Herzen dieſe Liebe, welche von keinem Menſchen gekannt wird; bauen Sie in Ihrem Herzen Altäre für Ihren unbekannten Gott, und ſchmücken Sie dieſe Altäre mit den ſchönſten Blüthen Ihrer Gedanken. Ich werde nicht eiferſüchtig darauf ſein, ich werde niemals mich bemühen, den Namen dieſes unbekannten Gottes kennen zu lernen. Ihr Geheimniß iſt in meiner Seele begraben, und ich werde es niemals wieder mit einer Sylbe entweihen. Ich meinestheils habe Ihnen kein gleiches Geſtändniß zu machen. Mein Herz ſtand noch wie ein neugebauter Palaſt weit auf mit all ſeinen Thüren und Fenſtern, bereit, ſeine Herrin zu empfangen, und da die Kaiſerin Maria Thereſia mir jetzt meine Herrin zuführt, jauchzt ihr mein Herz entgegen und nimmt ſie freudig an.

Die Gräfin ſtieß einen Schrei aus, und legte mit einer heftigen Bewegung ihre Hand auf ſeinen Arm.

Sie wollen alſo nicht zurücktreten? fragte ſie athemlos. Sie haben gehört, daß ich einen Anderen liebe, und trotz dieſes Geſtändniſſes wollen Sie mich zu Ihrer Gemahlin annehmen?

Madame, Sie haben mir geſagt, daß Ihre Liebe eine hoffnungsloſe iſt, erlauben Sie alſo der meinen, daß ſie auf die Zukunft hoffen darf! Eines Tages wird es ihr vielleicht gelingen, Ihr Herz zu rühren, und Sie werden mir alsdann die heutige Stunde vergeben!

Aber Sie lieben mich ja nicht, rief ſie heftig. Es iſt ja nur der Befehl der Kaiſerin, welcher Sie um meine Hand werben läßt!

Und die Eſterhazy's ſind von jeher die treuen und gehorſamen Vaſallen der Kaiſerin geweſen, ſagte der Graf ernſt. Was ihnen die Kaiſerin befiehlt, das machen ſie zur Sache ihres Herzens und ſtehen nimmer davon ab, und führen es aus, müßten ſie auch ihr Leben und ihre Seligkeit laſſen! Erlauben Sie mir alſo, Gräfin, das zu thun, was meine erhabene Kaiſerin mir geboten hat, und was mir *nicht nur* eine Pflicht, ſondern auch ein ſtolzes Glück iſt! Ich w

es noch einmal, um Ihre Hand zu werben, ich bitte Sie, daß Sie mir das Glück gewähren, meine Gemahlin zu werden!

Wehe Ihnen, wenn ich einwillige, nach dieſer Stunde einwillige! rief ſie mit flammenden Augen und drohender Geberde. Ich habe mich vor Ihnen bis zur Bitte erniedrigt, und es iſt vergeblich geweſen! Ich habe vor Ihnen die Schleier aufgedeckt, welche mein Herz vor der ganzen Welt verhüllen, und Sie haben ſich nicht abſchrecken laſſen! Niemals werde ich Ihnen das verzeihen! Ich ſagte Ihnen vorher, daß ich Sie niemals lieben würde, jetzt ſage ich Ihnen, daß, wenn ich gezwungen werde, Sie zu heirathen, und wider meinen Willen Ihre Gemahlin zu werden, ich Sie haſſen werde als meinen tödtlichſten Feind!

Vom Haß bis zur Liebe iſt oft nur Ein Schritt! ſagte Graf Eſterhazy achſelzuckend; erlauben Sie mir, darauf zu hoffen, daß Sie dereinſt für mich dieſen einen Schritt thun werden!

Ein drohender, fürchterlicher Schrei tönte von ihren Lippen, ihre Augen ſchoſſen Funken, und mit einer blitzartigen Bewegung hob ſie den Arm mit der kleinen geballten Fauſt empor. Dann aber ließ ſie ihn, beſchämt gleichſam über ihre eigene Heftigkeit, wieder ſinken, und ſtarrte den Grafen an, als wollte ſie auf dem Grunde ſeiner Seele leſen.

Eine lange Pauſe trat ein. Es iſt gut, ſagte die Gräfin dann, und ihr Weſen zeigte jetzt eine kalte, ſtolze Ruhe. Sie haben mich zum Kampf herausgefordert, und ich nehme ihn an. Wir werden ja ſehen, wer Sieger ſein wird! Nur das ſage ich Ihnen, wenn Sie es ſind, ſo wird Ihr Sieg Ihnen keine Ehre bringen, und ich werde mich nicht gutwillig und unterwürfig in das Joch fügen, welches Sie niemals um meine Schultern hätten legen können, wenn Ihnen nicht die mächtige und drohende Hand der Kaiſerin dabei hülfreich geweſen! Leben Sie wohl, ich denke, wir haben einander nichts mehr zu ſagen! Ueberlegen Sie meine Worte wohl, und laſſen Sie ſich von meinem Oheim, und allen Denen, welche mich kennen, ſagen, daß ich wenigſtens den Einen Vorzug habe, daß ich mein Wort erfülle. Ich ſchwöre Ihnen aber, daß, wenn ich gezwungen werde, Ihre Gemahlin zu

werden, daß, wenn Sie nicht ein Mittel erſinnen, uns Beide von einander zu befreien, mein ganzes Leben ein fortgeſetztes Beſtreben ſein wird, Sie zu ſtrafen, und mich an Ihnen zu rächen! Ich halte Wort im Guten wie im Böſen, und meine Freunde wie meine Feinde dürfen auf mich rechnen! Erinnern Sie ſich deſſen!

Sie grüßte ihn mit einem ſtolzen Neigen ihres Hauptes, und ging dann langſam und hochaufgerichtet, wie eine Königin, welche den Audienzſaal verläßt, aus dem Gemach.

Graf Eſterhazy ſchaute ihr mit trüben, ſinnenden Blicken nach. — Wahrhaftig, murmelte er in ſich hinein, ſo ſchön ſie immer iſt, ſo könnte man doch faſt ſich vor ihr entſetzen! Sie hat nicht die Schönheit eines Engels, ſondern einer Meduſa, und ich meine, wen ſie anſchaut mit ihren großen, flammenden Augen, dem erſtarrt das Herz. Ich würde gern der Seligkeit entſagen, der Gemahl dieſes ſchönen Dämons zu werden, aber der grauſame Befehl der Kaiſerin zwingt mich dazu, und ich fürchte, es wird kein Entrinnen mehr möglich ſein.

Und der Graf zog ſein battiſtenes Taſchentuch hervor, um ſich damit den Schweiß zu trocknen, der in großen Tropfen auf ſeiner Stirn ſtand.

Nun? fragte Graf Starhemberg, durch die Thür ſeines Kabinets ſchauend. Darf ich wieder eintreten?

Ich bitte, thun ſie es, Herr Graf!

Ah, meine Nichte iſt ſchon fort, rief der alte Herr, mit jugendlicher Eilfertigkeit das Zimmer durchſchreitend. Sagen Sie mir, was iſt das Reſultat Ihrer Unterredung? Nicht wahr, ſie hat diesmal wie immer, ihren Willen durchgeſetzt, und Sie treten zurück?

Nein, Herr Graf, ſeufzte Graf Eſterhazy trübe, es bleibt dabei, ich bitte um die Ehre, der Comteſſe Margaretha meine Hand reichen zu dürfen! Die Kaiſerin hat es befohlen, und wir müſſen ihr gehorchen!

IX.

Die letzte Bitte.

Die Kaiserin Maria Thereſia ging unruhig in ihrem Kabinet auf und nieder; ihre Züge waren ernſt und trauervoll, und ihre Augen richteten ſich zuweilen mit einem trüben, faſt angſtvollen Blicke nach der Thür hin.

Ich fürcht' mich, wahrlich, ich fürcht' mich, murmelte ſie leiſe vor ſich hin und das iſt mir mein Lebtag noch nimmer paſſirt. Muß alſo nit ganz hell und klar ſein da drin in meinem Gewiſſen, ach, und ich fürcht', es iſt ſo, und dieſe Stimmen, welche da in mir flüſtern, ſagen beſſer die Wahrheit, als alle meine Miniſter und Staatsräthe. Es iſt ein bös Ding, das wir vorhaben, und wir werden's nimmer verantworten können vor Gott und Menſchen! Wollt', meine Hand würde lahm, daß ſie nit nöthig hätt', dieſes furchtbare Dokument zu unterſchreiben, wollt', eine Krankheit packt' mich zu dieſer Stund' und würf' mich nieder, daß ich meinen Namen nit braucht' unter dieſe Schrift ſetzen neben die Namen meiner Feinde, neben die Namen der Kaiſerin Katharina und des Königs Friedrich! O, es kann nimmer ein gutes und Gott wohlgefälliges Werk ſein, zu dem ich mich einige mit einem Mann, welcher ſein Lebelang die heilige Kirche verhöhnt und die Religion verſpottet hat, mit einer Frau, welche allen Geſetzen der Sitte und Moralität Hohn ſpricht, und welche durch ein Verbrechen zum Thron gelangt iſt. Und mit dieſen Beiden habe ich mich verbündet, um raubend einzufallen in ein fremdes Land, meine Feinde von geſtern ſind meine Freunde von heute geworden, damit ich Theil nehme an ihrem Raub, aber auch Theil nehme an ihrem Unrecht!

Aber was hilft jetzt noch alles Klagen und Bereuen, fuhr ſie nach einer Pauſe fort. Es iſt zu ſpät, zu ſpät! Die Entſcheidung ſteht ſchon vor meiner Thür, und ich kann ſie nicht mehr zurückweiſen. Der Joſeph wird ſogleich kommen, um meine Unterſchrift zu fordern,

und ich habe kein Recht mehr, sie ihm zu verweigern! Muß i
Sach' eben ihren Lauf gehen lassen, und mich drein ergeben. M
— ah, da kommt er schon, unterbrach sich die Kaiserin, als sie e
leises Geräusch an der Außenseite der Thür vernahm. Es i
Joseph!

Die Kaiserin ließ sich seufzend in den Fauteuil niedergleiten, d
neben ihrem Schreibtisch stand, und ihre Augen waren unverwandt a
die Thür geheftet.

Diese Thür öffnete sich jetzt, aber es war nicht der Kaiser, welch
da auf der Schwelle erschien, sondern die Baronin von Salmour, d
Oberhofmeisterin der Erzherzoginnen.

Frau von Salmour, rief die Kaiserin erstaunt, was will S
hier? Es muß ein gar ungewöhnliches Ereigniß sein, welches S
herführt?

Ich komme im Namen des Unglücks, Ew. Majestät um eine Gna
anzuflehen, sagte Frau von Salmour ernst und feierlich.

Im Namen des Unglücks? wiederholte die Kaiserin. Spreche Si
Was will Sie von mir erflehen?

Majestät, eine Audienz für eine Landsmännin von mir! Ei
Audienz für die Gräfin Wielopolska!

Die Gräfin Wielopolska! flüsterte die Kaiserin in sich erbeben
Dann aber, als schäme sie sich ihrer eigenen Beängstigung, fügte
rasch hinzu: Die Gräfin soll eintreten! Ich will sie sprechen. We
der Kaiser kommt, so mag er auch eintreten, selbst wenn die Grä
noch bei mir ist!

Frau von Salmour verneigte sich tief, und schritt wieder hinau
aber sie ließ die Thür weit geöffnet, und durch den Vorsaal näher
sich jetzt die hohe, majestätische Gestalt der Gräfin Wielopolska. Ih
Antlitz war bleich und farblos, wie das einer Leiche, ein schwarze
Sammetkleid umhüllte ihre hohe Figur, und floß in einer langen Schlepp
hinter ihr her, ein schwarzer Spitzenschleier, der auf ihrem Haupt be
festigt bis zur Erde niederfiel, umwallte sie, wie sie rasch vorwärts
schritt, gleich einer dunklen Wolke.

Sie schaut aus wie der Engel des Todes, murmelte die Kaiserin,

ihr entgegenſehend, und ich mein', wen ſie berührt mit dieſen blaſſen, durchſichtigen Händen, die ſie über der Bruſt gefalten hat, der muß ſterben!

Jetzt trat die Gräfin in das Kabinet ein, und während ſie ſich tief verneigte, ſchloſſen ſich hinter ihr die Thüren.

Die Kaiſerin erwiderte den demüthigen Gruß der Gräfin mit einem Kopfneigen.

Hab' Sie lange nit geſehen, Gräfin, ſagte ſie mit einer Befangenheit, welche der muthigen und ſtolzen Frau ſonſt nicht eigen zu ſein pflegte.

Ich wartete, daß Ew. Majeſtät die Gnade hätten, mich rufen zu laſſen, ſagte die Gräfin feierlich.

Und da ich es nicht gethan, kommt Sie endlich einmal ungefordert, rief die Kaiſerin. Das iſt ſchön, es freut mich, Sie zu ſehen!

Die Gräfin erwiderte dieſe, im Munde einer Kaiſerin ſo ſchmeichelhaften Worte nur mit einem leiſen Neigen ihres Hauptes, welches die Kaiſerin zu jeder andern Zeit ſehr ungeeignet gefunden haben würde, das ſie aber heut kaum bemerkte.

Eine Pauſe trat ein. Jede von den beiden Damen ſchien zu erwarten, daß die Andere zuerſt dieſe peinliche Stille unterbreche. Als die Kaiſerin aber ſah, daß ihre Erwartung vergeblich ſei, daß die Lippen der traurigen, marmorbleichen Gräfin ſich nicht öffneten, mußte ſie ſich wohl entſchließen, die Converſation zu beginnen, und in ihrem leidenſchaftlichen und muthigen Weſen jeden Umſchweif verachtend, ging ſie jetzt gerade auf das Ziel los.

Ich kann mir denken, weshalb Sie gekommen iſt, ſagte die Kaiſerin haſtig. Sie hat gehört von dem Unglück, welches Polen bedroht, und Sie will mich fragen, ob es ſo iſt, und ob ich ſo die Verſprechungen erfülle, welche ich Ihr einſt für Ihr unglückliches Vaterland gegeben habe! Nun, ſpreche Sie, iſt es nit ſo, hab' ich nit recht geleſen in Ihrem ſchönen Marmorangeſicht?

Es iſt ſo! ſagte die Gräfin, und ihre Stimme ſchien wie in Thränen zu zittern. Ja, ich habe gehört von der Schmach und dem Elend meines Vaterlandes; der Jammerruf dieſes Elends iſt zu mir

gedrungen in die Einſamkeit, in die ich mich ſeit Monaten vergraben hatte, er hat mich aufgeſchreckt aus der dumpfen Verzweiflung, von welcher ich hoffte, daß ſie mich tödten werde. Dieſer Jammerruf treibt mich her zu Ihnen, zu der allmächtigen Kaiſerin, in deren Hand die Zukunft meines Vaterlandes liegt, die uns den Tod und die ewige Schmach, oder das Leben geben kann!

O, wäre Dem ſo, dann ſollte Sie wahrlich nit lange zu bitten haben, rief die Kaiſerin ſchmerzvoll. Läg' in meiner Hand das Schickſal Polens, dann würde ſich Polen nit zu beklagen haben, und es würde daſtehen, frei und unabhängig, wie jeder andere Staat!

Majeſtät, das Schickſal Polens liegt in Ihrer Hand, rief die Gräfin flehend. Noch haben Ew. Majeſtät, ich weiß es, dieſe fürchterliche Acte nicht unterzeichnet, welche mein Vaterland mordet und in Stücke zerreißt, noch ſind Sie rein von dieſer Schuld, noch hat dieſe edle Hand nicht ihren Namen gezeichnet unter das Denkmal unſerer Erniedrigung. O laſſen Sie mich dieſe Hand küſſen, laſſen Sie anbetend mich vor ihr neigen, vor dieſer Hand, welche ſo Unſeliges noch nicht gethan, welche einem unglücklichen, verzweifelnden Volk noch Segen und Heil ſpenden kann.

Und hingeriſſen von dem Ungeſtüm ihres Schmerzes eilte die Gräfin zu der Kaiſerin hin, ſtürzte ſich vor ihr auf die Kniee nieder und preßte Maria Thereſia's Hände leidenſchaftlich an ihre Lippen.

Stehe Sie auf, Gräfin, ſtehe Sie auf, ſagte die Kaiſerin milde. Es thut mir weh, Sie ſo demüthig flehend vor mir zu ſehen, da ich Ihr doch nit helfen kann!

Wer ſollte denn helfen können, wenn nicht Ew. Majeſtät? rief die Gräfin. Nein, entziehen Sie mir nicht dieſe ſchöne reine Hand, welche noch nicht befleckt iſt von dem Blute Polens, welche noch die Macht hat, gleich dem Meſſias die Todten zu erwecken, und den Sterbenden Leben einzuhauchen! O Kaiſerin, ich bin nicht gekommen, um Sie an die Verſprechungen zu erinnern, welche Ew. Majeſtät mir einſt gegeben! Nein, nicht als eine Verpflichtung, ſondern als eine Gnade ſollen Ihre Lippen für uns das Wort der Erlöſung ſprechen!

Ich kann nicht, mein Gott, ich kann nicht! rief Maria Thereſia mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes. Ich habe viele Monate lang gekämpft, und was ich bei dieſer Sach' gelitten, überſteigt alle Beſchreibung! Nie kann ich ohne Angſt an dieſe unglückſelige Sache denken, die mir in Wahrheit das Leben zu koſten droht!*)

Ich kann nicht! ſagte die Gräfin, welche nur dieſe erſten Worte der Kaiſerin gehört zu haben ſchien. Ich kann nicht! Und es iſt eine Kaiſerin, welche das ſagt, eine Kaiſerin, die mit einem Wink ihrer Hand Millionen Menſchen gebietet, die von Niemand abhängt, außer von Gott und ihrem eigenen Gewiſſen!

Und von den Pflichten, welche ſie ihren Völkern ſchuldig iſt! rief die Kaiſerin hoheitsvoll. Meinem Volk aber bin ich es vor allen Dingen ſchuldig, ihm den Frieden zu erhalten. Ich ſchaudere, wenn ich daran denke, wie viel Blut während meiner Regierung gefloſſen iſt! Nichts als die äußerſte Nothwendigkeit könnte mich dazu bringen, Urſache zu ſein, daß noch ein Tropfen vergoſſen wird**).

Und um Ihrem Oeſterreich einen Tropfen Blut zu erſparen, wollen Ew. Majeſtät jetzt helfen, ein ganzes Volk zu ermorden! rief die Gräfin, ſich von ihren Knieen erhebend und die Kaiſerin mit flammenden Blicken anſtarrend. In dem Egoismus Ihrer Friedensliebe wollen Sie den Todesſchrei eines Landes nicht hören, das eben ſo heilige Rechte an eine freie Exiſtenz hat, wie jedes andere Land!

Gräfin, Sie gehen zu weit, rief die Kaiſerin. Mit welchem Recht darf Sie es wagen, ſo zu mir zu reden?

Mit dem Recht, welches das Unglück hat, die Wahrheit zu ſagen, rief die Gräfin ſtolz, mit dem Recht, welches die Verſprechungen einer Kaiſerin mir gegeben haben! Denn jetzt, da Ew. Majeſtät nicht freiwillig aus Gnade gewähren wollen, jetzt erinnere ich Sie an Ihre Verſprechungen! Das Wort einer Herrſcherin muß heilig ſein, und Ew. Majeſtät haben mir verſprochen, Polen zu ſchützen gegen Rußſ-

*) Der Kaiſerin eigene Worte. Siehe Raumer: Beiträge zur neuern Geſchichte. Bd. IV. S. 539.

**) Der Kaiſerin eigene Worte. Siehe Wolf: Oeſterreich unter Maria Thereſia. S. 527.

lands und Preußens Habgier; Ew. Majestät haben gesagt: Oesterreichs Adler wird seine Fittige ausbreiten über das arme Polen und wird es schützen und behüten! Ich frage die allmächtige Kaiserin, wo ist der österreichische Adler jetzt, unter dessen Fittichen Polen Schutz finden sollte?

O, sie haben es verstanden, ihm die Flügel zu binden, sagte die Kaiserin schmerzvoll vor sich hin. Gott weiß es, ich hab' redlich und ehrlich gekämpft für Polen, und es war mir Ernst mit meinen Kämpfen. Hab' auf alle Art versucht, Polen zu befreien, zuerst mit Drohungen, dann sogar mit Intriguen. Auf meine Drohungen antwortete man, daß die Theilung beschlossen sei, und daß Rußland und Preußen bereit seien, ihre neuen Besitzungen gemeinsam zu vertheidigen. „Thut, was Ihr wollt, sagte man uns, wir aber sind entschlossen, mit oder ohne Euch, zum Ziel zu gelangen." In dieser Lage, was sollten wir thun? Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unsere Feinde konnten wünschen, daß wir solch einen Schritt thäten? Oder ruhig still sitzen und zusehen, wie die beiden Mächte einen Staat nach Belieben zerstückelten und solche Erwerbungen machten, welche das künftige Dasein Oesterreichs sogar auf das Spiel setzen konnten? — Wir nahmen also unsere Zuflucht zur List! Wir wehrten uns viele Monate lang, vertheidigten unsern Boden Zoll für Zoll, und gaben erst beim letzten Aeußersten nach. Wir forderten für unsern Antheil mehr als wir glaubten beanspruchen zu können. Aber zu meinem größten Schmerz bewilligte man mir selbst meine übertriebensten Forderungen! Ach, die ganze Sach' war mir so unangenehm, so meinen Grundsätzen und dem ganzen Inhalt meiner Regierung zuwider, daß ich es nit ertragen kann, auch nur daran zu denken, und daß ich die gesammte Führung derselben dem Kaiser, dem Fürsten Kaunitz und dem Marschall Lacy übergeben habe*).

Und das ist also Alles, was von den großen Versprechungen einer

*) Diese ganze Rede der Kaiserin ist historisch treu. Siehe Wolf, S. 525. Raumer IX. S. 540.

Kaiſerin übrig geblieben iſt, rief die Gräfin mit einem ſchmerzlichen Hohnlachen. Maria Thereſia war Polens letzte Hoffnung, und Maria Thereſia verläßt Polen, weil unſer Jammergeſchrei ihrem weichen Ohr wehe thut! O Kaiſerin, Kaiſerin, gedenken Sie des Tages, an welchem Sie vor Gottes Thron erſcheinen ſollen, um Rechenſchaft abzulegen vor ihm über alle Ihre Thaten! Wie wollen Sie es verantworten und entſchuldigen, was Sie heute über Polen verhängen? O Kaiſerin, zum letzten Mal flehe ich Sie an: haben Sie Erbarmen mit Sich ſelber, Erbarmen mit Ihrer Größe und Ihrem Ruhm! Kaiſerin Maria Thereſia: geben Sie Polen frei! Unterſchreiben Sie nicht die Acte, welche Polen in Stücke zerreißt!

Sie war wieder auf ihre Kniee niedergeſunken; ihr bleiches Antlitz von Thränen überſtrömt, hob ſie ihre gefaltenen Hände mit einem Ausdruck unausſprechlichen Flehens zu der Kaiſerin empor.

O mein Gott, ſie glaubt mir nicht, ſagte die Kaiſerin traurig. Sie meint noch, es ſtehe in meiner Macht, zurückzutreten! — Dicht zu der Gräfin heranſchreitend, nahm ſie die gefaltenen Hände der Gräfin in ihre eigenen, und ſie mit ſanfter Gewalt emporziehend, ſagte ſie weich: ſtehe Sie auf, Gräfin! Sie ſieht es wohl, wie tief mein Herz mit Ihr fühlt; würd' ſonſt nimmer gelaſſen angehört haben, was Alles Sie mir da geſagt hat, würd' aufgebrauſt ſein im Zorn, und Ihren heftigen und böſen Worten Schweigen auferlegt haben! Aber weil ich in meinem Herzen verſteh' und begreife, was Sie leidet, darum bin ich ſanft und geduldſam geblieben, und die heftige Sprache Ihres Unglücks hat mich nit beleidigen können! Verzeihe ſie Ihr von ganzem Herzen. Bin ein Weib und eine gute Patriotin, und verſtehe daher, was Sie leidet! Will Ihr auch jetzt noch ein Zeugniß geben, daß ich es allzeit ehrlich gemeint hab' mit Polen, und daß ich noch zu dieſer Stunde traure und klage um das, was die Politik mich nöthigt zu thun.

So ſprechend, ſchritt die Kaiſerin zu ihrem Schreibtiſch, und nahm von demſelben ein zuſammengefaltetes Papier, das ſie der Gräfin darreichte.

Leſe Sie das, ſagte ſie, es iſt ein Billet, das ich, kurz ehe Sie

kam, an den Fürsten Kaunitz geschrieben, und das ich über Ihrem Kor men vergessen hab' abzuschicken! Lese Sie es, und lese Sie laut, den es soll meine Rechtfertigung in Ihren Augen sein, und darum will i hören, ob Sie versteht, was ich geschrieben!

Die Gräfin entfaltete das Papier und las: „Als alle mein Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhi niederkommen sollte, steifete ich mich auf mein gutes Recht und de Beistand Gottes. Aber in dieser Sach', wo nit allein das offenbar Recht himmelschreiend wider Uns, sondern alle Billigkeit und di gesunde Vernunft wider Uns, muß bekennen, daß Zeitlebens nit s beängstigt mich befunden, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn w um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Wa lachei unsere Ehr' und Reputation in die Schanz' schlagen! I merke wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihre Weg gehen" *).

Nun? fragte die Kaiserin, als die Gräfin zu Ende gelesen, glaub Sie nun, daß es mir weh thut, so zu handeln, wie man mich nöthi es zu thun?

Die Gräfin schaute noch immer auf das Papier hin, und e sie dann ihre Augen empor hob, und sie auf die Kaiserin heftete, stand große Thränen in denselben. Ich danke Ihro Majestät, sagte sie t bewegt, ich danke Ihnen, daß Sie mich dieses Blatt haben se lassen. Es wird unsterblich sein, wie das Unglück Polens, und in Büchern der Geschichte wird es dereinst dastehen als das erhabene Denkmal Maria Theresia's! Jetzt habe ich nicht den Muth me Ew. Majestät zu zürnen, jetzt will ich zum letzten Mal in Liebe u in Ehrfurcht diese Hand küssen, obwohl ich jetzt weiß, daß sie d Polens Unglück unterzeichnen wird!

Sie näherte sich der Kaiserin und faßte ihre Hand, um sie

*) Eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's an Fürst Kaunitz. Sieh Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 1831. S. 66.

ihre Lippen zu drücken. Aber die Kaiserin entzog ihr dieselbe heftig, und mit einer ungestümen Bewegung ihre beiden Arme um den Hals der Gräfin legend, rief sie mit vollem Liebeston: an mein Herz, Du schönes und unglückliches Weib! Ich kann Dir nit helfen, aber ich kann doch mit Dir weinen!

Die Gräfin, ganz überwältigt von dieser großmüthigen Zärtlichkeit der Kaiserin, schmiegte sich fest an Maria Theresia's Brust, lehnte ihr Haupt an ihre Schulter und weinte bitterlich. Die Kaiserin neigte sich zärtlich über sie, sie streichelte mit liebevoller Hand das schwarze glänzende Haar der Gräfin, und wie sie dann sich tiefer beugte und einen Kuß auf die marmorbleiche Stirn Anna's drückte, fielen zwei große Thränen aus ihren Augen nieder auf das Haar der Gräfin, und glänzten und leuchteten dort wie zwei Sterne in dem Dunkel der Nacht.

X.

Finis Poloniae.

In diesem Moment sagte hinter ihnen eine weiche melodische Stimme: Verzeihung, Majestät! Ich wußte nicht, daß ich störe.

Gräfin Wielopolska stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und ein krampfhaftes Zittern überflog ihre ganze Gestalt.

Ruhig, Gräfin, ruhig, sagte die Kaiserin, indem sie die Gräfin sanft aus ihren Armen entließ. Es ist mein Sohn, es ist der Kaiser! Vor ihm haben wir nicht nöthig, uns unserer Thränen zu schämen, denn er weiß es wohl, daß dies nicht die ersten Thränen sind, welche ich dem Schicksal Polens geweint habe!

Der Kaiser sagte kein Wort, er stand stumm und bewegungslos da, und schaute mit trüben Augen hin zu der Gräfin, welche an allen Gliedern bebend, das farblose Antlitz auf die Brust gesenkt, ihm gegenüber stand. Je länger er sie anblickte, desto bleicher ward

auch ſein Angeſicht, deſto ſchmerzlicher wurden ſeine Blicke, die er unverwandt auf ſie geheftet hielt. — Auf einmal aber, gleichſam aus ſeinem ſchmerzlichen Sinnen erwachend, näherte er ſich raſch der Gräfin, und ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen: Gott grüße Sie, Gräfin, ſagte er weich. Ich freue mich, daß der Zufall mich Sie finden ließ, denn ich habe Sie ſeit lange vergeblich geſucht.

Sie ſchien ſeine Hand nicht zu ſehen, ihre Arme hingen ſchlaff an ihrer Geſtalt nieder, welche ſchwankte wie eine vom Sturm bewegte Lilie.

Ich war nicht in Wien, ſagte ſie kaum hörbar. Ich hatte mich mit meiner Verzweiflung in die Einſamkeit geflüchtet.

Aber die Trauerkunde von dem Untergang Polens hat ſie von dort zurückgetrieben nach Wien, rief die Kaiſerin, ihre Hand auf der Gräfin Schulter legend.

Das glaube ich, ſagte der Kaiſer bitter, das Schickſal Polens iſt das Einzige, welches Einfluß auf die Entſchließungen der Gräfin hat. Die Gräfin Wielopolska iſt nicht ein Weib, wie andere Weiber, ſie iſt eine Polin, weiter nichts!

Ein leiſer Klageton rang ſich aus der Bruſt der Gräfin empor, und ihr Haupt ſenkte ſich tiefer auf ihre Bruſt, aber ſie erwiderte kein Wort.

Der Kaiſer fuhr heftiger fort: Die Gräfin Wielopolska iſt eine Tochter Polens, ſie liebt nur dies, und dieſe Liebe hat ſich wie ein Panzer um ihr Herz gelegt, und es abgeſondert von allem andern menſchlichen Empfinden. Und in dieſem Egoismus ihres Polenthums begreift ſie nicht, daß es noch anderes Fühlen und Denken giebt, verlangt ſie, daß Jeder denken ſoll, wie ſie! Wer das nicht thut, nicht kann, nicht darf, den möchte ſie zu einem Verbrecher ſtempeln!

Du biſt ſehr hart mein Sohn, ſagte die Kaiſerin mitleidsvoll. Wenn Dir die Gräfin vielleicht auch einſt Vorwürfe gemacht, wie ſie es mir heute gethan, ſo hätteſt Du bedenken ſollen, daß ſie unglücklich iſt, und daß ſie ein Recht dazu hat. Das Unglück aber darf man nit ſchelten, vorzüglich wenn man ihm nit helfen kann.

Laſſen Sie ihn, Majeſtät, flüſterte die Gräfin, und indem ſie

langſam ihr Haupt emporrichtete, heftete ſie ihre großen trüben Augen mit einem unausſprechlichen Schmerzensausdruck auf das Antlitz des Kaiſers. Ew. Majeſtät hat Recht, ſagte ſie, ich bin nichts weiter als eine Polin, und ich werde mit meinem Vaterlande ſterben. Sie werden über uns beiden den Sargdeckel ſchließen, und ich weiß wohl, daß Ihnen das keine ſolche Thräne koſten wird, wie ich ſie eben die Kaiſerin weinen ſah! Die Erinnerung an dieſe Thränen, und — an Ihre thränenloſen Augen nimmt Polen und die Polin Anna Wielopolska mit ſich in das Grab.

Des Kaiſers Augen leuchteten auf, wie im Zorn, und er war im Begriff, eine heftige Antwort zu geben, aber er hielt ſie mit Gewalt zurück. Nur ein zorniger Blitz ſeiner Augen traf die Gräfin, und machte ſie in ſich erſchauern, dann wandte er ſich an die Kaiſerin, und ſich tief vor ihr verneigend, ſagte er: Ihro Majeſtät verzeihen, wenn ich Ihr intereſſantes Geſpräch mit der Frau Gräfin unterbrochen habe. Allein die Geſchäfte des Staats haben ein Vorrecht vor allen andern Dingen. Ew. Majeſtät aber hatten die Gnade mich zu dieſer Stunde herzubeſcheiden, damit ich der Theilungsacte, welche Ew. Majeſtät unterzeichnen wollten, auch meinen Namen beifügen ſollte. Die Couriere, welche mit der Nachricht von unſerer erfolgten Unterzeichnung nach Berlin und Petersburg abgehen ſollten, ſtehen bereit. Erlauben mir alſo Ew. Majeſtät die Frage: haben Sie die Theilungsacte ſchon unterzeichnet?

Die Gräfin, welche ſehr wohl begriff, daß der Kaiſer, indem er ſich den Anſchein gab, ſie gar nicht mehr zu gewahren und ganz unbefangen mit der Kaiſerin von den Staatsgeſchäften zu ſprechen, ſie zwingen wollte, ſich zu entfernen, zog ſich leiſe nach der Thür zurück. Aber die Kaiſerin, welche einen Moment gedankenvoll dageſtanden, eilte ihr jetzt mit haſtigen Schritten nach und hielt ſie zurück. Die Grauſamkeit und Härte des Kaiſers, deren Urſprung ſie nicht kannte, und die ſie daher nicht begriff, weckte in ihrem großmüthigen Herzen die tiefſte Sympathie, das zärtlichſte Mitleid für dieſes bleiche, ſchöne Weib, das ſie vorher ſo flammend und ſtolz geſehen, und das jetzt ſo demüthig und zerbrochen der Thür zugeſchlichen war.

Nein, ſagte ſie heftig, bleiben Sie, Gräfin. Der Kaiſer ſagt, daß Sie Eins ſind mit Polen! Nun, ſo möge er es denn verſuchen, ſich vor Ihnen zu rechtfertigen, und Ihnen und mir zu beweiſen, daß das, was wir jetzt thun wollen, Recht iſt! Hab' ſeit Monaten ſo viel Kummer gelitten, ſo viel geweint um das unglückliche Polen, hab' in meinem Gewiſſen ſo viel Beängſtigungen erlitten, daß ſich eine Laſt würd' von meinem Herzen wälzen, wenn der Kaiſer es vermöchte zu rechtfertigen, was Oeſterreich jetzt thun will. — Mein Sohn Joſeph, fuhr ſie fort, indem ſie ſich mit einer ſtolzen, hoheitsvollen Bewegung an den Kaiſer wandte, Du biſt hieher gekommen, um meine Unterſchrift für die Theilungsacte Polens einzuholen. Bevor ich dieſe aber gebe, beweiſe es vor den Augen Gottes, vor den Augen Deiner Mutter, und endlich vor den Augen Polens, daß wir ſo und nicht anders handeln konnten. Es iſt Polen ſelbſt, welches Dir in der Gräfin gegenüberſteht! Rechtfertige Dich und uns vor Polen mit dem, was Du willſt, und ich werde Dir dann meine Unterſchrift nicht länger verſagen!

Rechtfertigen! rief der Kaiſer heftig. Es giebt viele Dinge, welche man vertheidigen, aber doch nicht rechtfertigen kann, und die Nothwendigkeit entſchuldigt Vieles, was das Gewiſſen verdammen muß!

Beweiſe die Nothwendigkeit unſers Handelns! ſagte die Kaiſerin gebieteriſch. Beweiſe, weshalb Polen ein Schickſal erdulden muß, welches ohne Gleichen daſteht in der Weltgeſchichte, beweiſe, was die Nachbarn Polens ein Recht giebt, ein Land zu zerſtückeln, das mit ihnen allen in Frieden gelebt und nur in ſeinen eigenen Grenzen an Unglück und Zwiſtigkeiten krankte.

Aber mit dieſem Unglück und dieſen Zwiſtigkeiten bedrohte es ſeine Nachbarn, rief der Kaiſer zornig. Wie ein an böſer, anſteckender Krankheit Sterbender lag dieſes Polen in unſerer Mitte, und ſein Todeshauch ſeines ſterbenden Hauptes verpeſtete unſere eigenen Lande! Wenn die Nachbarn ein Haus brennen ſehen, wenn ſie die Flammen ſehen, welche hoch emporſchlagen aus dem brennenden Hauſe, ſind ſie da nicht verpflichtet, hinzueilen, das Feuer zu löſchen, und müßten ſie

dabei auch, um dem Brande zu ſteuern, einen Theil des Gebäudes ſelbſt zerſtören und in Trümmer legen?

Aber ſie dürfen doch nicht den Boden ſelbſt, auf dem das Gebäude ſtand, ſich aneignen, weil ſie das Feuer gelöſcht haben? fragte die Kaiſerin.

Der Boden gehört Gott und dem Volk, welches darauf lebt, rief die Gräfin feierlich. Gott aber wollte die Moralität der Mächtigen prüfen und zeigte ihnen Polen!

Aber Gott prüft auch die Moralität der Völker, rief der Kaiſer glühend, und Gott ſtreicht ſie aus dem Buch des Lebens, wenn ſie auf der Waage der Gerechtigkeit zu leicht befunden werden! Es iſt wahr, die Polen haben viel gelitten, aber man darf um ihrer Leiden willen nicht vergeſſen, daß ſie an denſelben die erſte größte Schuld tragen. Ein Volk kann niemals ſterben, wenn es nicht den Tod in ſeinen eigenen Eingeweiden trägt! Polen ſtirbt, weil es ſeine Lebenskraft vergeudet hat. Polen gleicht einem Jüngling, der ſich durch ſeine eigene Liederlichkeit frühzeitig unter die Erde bringt, einem ſeiner vielen ſchönen jungen Grafen, welche jung ſterben, nachdem ſie ihr Vermögen und ihre Geſundheit vergeudet haben. Was iſt Polen zu dieſer Stunde? Ein Volk von Sclaven, von Bauern und Juden, ohne Bürger, nicht regiert, ſondern tumultuariſch umgerührt von einer liederlichen, jeder Beſtechung und Verführung zugänglichen Ariſtokratie, deren Reichstag mit ſeinem Liberum veto in Europa zum Sprichwort unauflöslicher Geſetzesverwirrung und nie endenden Haders geworden iſt! Ein Volk ohne Schulen, ohne Kunſt und Wiſſenſchaft, ohne Schifffahrt und Handel, ohne Keim höherer Betriebſamkeit, nothdürftig zehrend von dem, was der fruchtbare Boden ohne Mühe ihnen darbringt! Ein Volk, deſſen alleinige Herren und Eigenthümer die Güter ſammt den Bauern noch heute, beides zuſammen, auf ein Jahr pränumerando in Ducaten verpachten!*) Bauern und Juden, Sclaven des Adels, der in ſchwelgeriſchen Feſten Eines Winters in Warſchau verpraßt, was ſeine verkauften „Seelen“ ihm eingetragen, und ſtatt ſein Haupt zu verhüllen, um der

*) v. Raumer. Beiträge zur neueren Geſchichte. Th. IV. S. 547.

Schmach seiner eigenen Entartung willen, mit geschminkten Wangen auf dem Grabe seiner Ehre tanzt und seine Saturnalien hält! Und an der Spitze dieses entarteten Volkes ein König, den eine fremde Macht, wie zum Hohn auf ihren Thron gesetzt, der, ein König entarteter Sclaven, wiederum ein Sclave ist einer andern Macht, seinem Volke Gesetze gebend, die er von dorther als Gesetz empfängt. Wahrlich, Gott hat die Moralität des polnischen Volkes geprüft, und er hat sie zu leicht befunden!

Halten Sie ein, es ist genug! rief die Gräfin bleich und bebend. Weshalb wollen Sie ein Volk noch lästern, welches schon im Sterben liegt?

Nein es ist nicht genug, sagte der Kaiser hart. Es ist Polen, hat die Kaiserin gesagt, Polen, welches mir gegenüber steht, um die Rechtfertigung der Politik der drei Mächte zu vernehmen, und ich selber weiß sehr wohl, daß dieses bleiche, edle Götterbild, welches mich da anschaut, in seinem Marmorbusen nicht das Herz eines Weibes trägt, ich weiß, daß es nicht eine Frau, sondern daß es Polen ist, welches da als schöne Statue vor mir steht! Polen, welches anklagt, welches zu Gott um Rache emporschreit, Polen möge also auch die Anklage vernehmen, welche die ganze Welt gegen dasselbe schleudert. Ich sage es noch einmal: ein Volk kann nur sterben und untergehen durch seine eigene Schuld! Polen trug in sich selber die Keime seiner Auflösung; es ist ein Volk, welches Verrath begangen hat an Allem, was heilig ist; Verrath an sich selbst, an seiner Vergangenheit, seiner Mission, seinem Genius, ja selbst an seinem Glauben!*)

Sie klagen an, aber Sie beweisen nicht, rief die Gräfin, ihre zornblitzenden Augen auf den Kaiser geheftet.

O, es ist nicht schwer, den Beweis der Anklage zu führen, sagte der Kaiser mit einem verächtlichen Lächeln. Betrachten Sie nur, was in Polen geschieht, seit man dort das Schicksal ahnt, welches ihm bevorsteht. Was thut der Ausschuß des Reichstages, seit er weiß, daß dies die letzten Tage seiner Wirksamkeit sein werden? Sie sitzen bis in die

*) *Wolf*, Oesterreich unter Maria Theresia. S. 535.

Nacht hinein, nicht um für Polen, ſondern um für ſich ſelber zu ſorgen. Sie weiſen ſich Jahrgelder, Staroſteien, Erbgüter und alle möglichen Einnahmen auf Koſten der unglücklichen Republik an, und geben ihrer Ehre und ihrem Vaterlande damit den letzten Gnadenſtoß. Dieſe Vertreter Polens, gleichen ſie nicht einer Räuberbande, die in ein Haus einbricht, und Alles plündert und zerſtört, was in ihre Hände kommt? Ungerechtigkeit, Thorheit und Raubſucht herrſchten ſeit lange auf dem polniſchen Reichstage, und ein ſolcher Mangel an Tugend und Ehre, ſolch ein Verderben, ja, ſolche Umkehr der Rechtspflege, wie es in der Geſchichte anderer Länder kein ſo ſchamloſes Beiſpiel giebt! Die Worte: Freiheit und Vaterlandsliebe ſind in Jedermanns Munde, aber kein gebildetes Volk trägt dieſe Worte weniger im Herzen als die Polen. Selbſt ihre Leiden und ihr Jammer haben die Polen nicht gebeſſert. Dieſelben Leidenſchaften und Feindſeligkeiten, welche ihr Unglück herbeigeführt, ſind geblieben! Der Stolz und die Gier, über ihres Gleichen die Oberhand zu gewinnen, ſind nicht erloſchen in den Gemüthern, welche ſonſt gegen die härteſten Erniedrigungen unempfindlich zu ſein ſcheinen, die ſie von den Fremden erleiden! Sclaven, welche ſich ohne Widerſtand in Ketten ſchmieden laſſen, wollen noch über andere Sclaven herrſchen!*) Das iſt Polen in ſeinem jetzigen, wirklichen Weſen und daran allein wird es ſterben!

Nein, rief die Gräfin glühend, Polen ſtirbt an der Habſucht und Ländergier ſeiner Nachbarn. Dieſe ſind es, welche Polen krank gemacht und es vergiftet haben mit ihren böſen Rathſchlägen, ihren Zuflüſterungen und Verlockungen. Sie ſind es, welche den Geiſt der Zwietracht, der Habſucht und Herrſchſucht nährten, welche Polen in zwei feindliche Feldlager theilten, indem ſie ihm einen König aufzwangen, der nur ein Werkzeug war in fremden Händen, nur der Henkersknecht, welchen unſere Feinde ſandten, damit er die Freiheit Polens enthaupte! Es iſt gelungen, er hat ſein blutiges Amt vollendet, Polen iſt enthauptet! Wer will ſagen, das es eines natürlichen Todes geſtorben!

Dieſe Anklagen treffen nicht uns, nicht Oeſterreich, ſagte der Kaiſer.

*) v. Raumer. Beiträge. Th. IV. S. 551.

Wir haben Polen nicht einen König aufgedrungen, wir haben allen diese Zwistigkeiten fern gestanden! Aber die Pflicht der Selbsterhaltung zwing uns jetzt Antheil zu nehmen an einer Beute, die sich widerstandlos ihre Nachbarn darbietet. Wenn Rußland und Preußen sich ein Land theile können, darf Oesterreich nicht theilnahmlos zuschauen, es muß, da e die Theilung nicht verhindern kann, wenigstens seinen Antheil dara fordern. Ich weiß, die Sache hat ein schlechtes, ja ein schändliche Ansehen, welches Jedem in die Augen fällt, während die Gründe, welc Oesterreich so zu handeln zwangen, nur Wenigen bekannt sind! W ich aber that oder vielmehr billigte, — denn ich war nicht ein Handelnd sondern nur ein Rathgeber — geschah aus der Ueberzeugung unbeding Nothwendigkeit! Es würde mich bitter betrüben, wenn die Welt d falsch auslegte, und mich als einen Mann von lockern und regellos Grundsätzen betrachtete. Ich meine aber im öffentlichen und Privatleb ein wahrhaft redlicher Mann zu sein, und bin überzeugt, daß Redlichk die weiseste und gesundeste Staatskunst ist.*) Und dennoch konnten w nicht anders handeln, und im vollen Gefühl der unabweisbaren Not wendigkeit wende ich mich jetzt wieder an Ew. Majestät, und wiederho meine Frage: haben Ew. Majestät die Theilungsacte schon unterzeichne oder werden Sie die Gnade haben, es jetzt zu thun?

Die Kaiserin hatte ihrem Sohn mit größter Aufmerksamkeit zug hört, sie war seinen lebhaften Erörterungen in athemloser Spannun gefolgt, und ihre Mienen, welche Anfangs trübe und zweifelnd gewese hatten einen immer energischeren und entschlosseneren Charakter ang nommen. Jetzt bei der Frage des Kaisers zuckte sie leicht in sich zusar men, und richtete ihre großen Augen mit einem ernsten, andachtsvoll Blick gen Himmel.

Eine Pause trat ein. Bleich und athemlos, mit halbgeöffnet Lippen, mit vorgebeugtem Oberkörper starrte die Gräfin zu der Kaise hinüber; ruhig und ernst, mit stolz gehobenem Haupte blickte der Ka sie an.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: v. Raumer, Beiträge ꝛc. Th. S. 539.

Und inmitten dieſes allgemeinen Schweigens und dieſer auf ſie gerichteten Blicke ſchritt jetzt die Kaiſerin zu ihrem Schreibtiſch hin. Mit einer haſtigen Bewegung nahm ſie die Feder und ſenkte ſie in das große ſilberne Tintenfaß.

Ein leiſes Stöhnen drang von den Lippen der Gräfin. Die Kaiſerin hörte es, und ſandte einen ſchnellen Blick zu ihr hinüber, aber der Ausdruck ihres Geſichtes blieb unverändert, entſchloſſen und energiſch.

Jetzt neigte ſie ſich über die Papiere, jetzt fuhr ihre Hand mit raſchen Schriftzügen über das aufgeſchlagene Actenſtück hin, dann warf ſie die Feder zur Erde, und ihre flammenden Blicke auf den Kaiſer heftend, deutete ſie mit ihrer Rechten auf das Actenſtück hin. Placet, rief ſie mit ſtarker Stimme, Placet, weil es ſo viele große und gelehrte Männer wollen; wenn ich aber ſchon längſt todt bin, wird man erfahren, was aus dieſer Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird. *)

Und vielleicht, um ihre eigene, tiefe Bewegung nicht ſehen zu laſſen, oder um einem Schmerzensausbruch der Gräfin zu entgehen, durchſchritt Maria Thereſia raſch das Gemach, und zog ſich in das anſtoßende Toilettenzimmer zurück.

Der Kaiſer blieb jetzt allein mit der Gräfin. Schweigend ſtanden ſie ſich gegenüber, Beide ſtumm vor innerer Bewegung. Dann rang ſich ein tiefer Seufzer aus der Gräfin Bruſt empor.

Finis Poloniae! rief ſie ſchmerzvoll, und die Blicke mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel erhebend, wandte ſie ſich um, und ſchritt langſam der Thür zu.

Der Kaiſer, unbeweglich und ſtumm auf ſeinem Platze verharrend, ſchaute ihr nach; ſeine ganze Seele ſchien in ſeine Augen gedrängt, welche die hohe, dahinſchwebende Geſtalt mit zärtlich ſchmerzvollen Blicken anſchauten. Jetzt, nahe ſchon der Thür, ſah er ſie ſchwanken, ſah er, wie ſie die Arme ausſtreckte, nach einem Stützpunkt ſuchend, um nicht umzuſinken.

*) Maria Thereſia's eigene Worte. Siehe: Zeitgenoſſen. Th. XI. S. 29.

Mit einem Sprung war der Kaiser neben ihr, und die Arme nach ihr ausbreitend, zog er die Schwankende, halb Ohnmächtige an seine Brust.

Sie lehnte einen Moment, ganz betäubt, ganz überwältigt, ihr Haupt an seine Schulter, und aus ihren geschlossenen Augen fielen zwei Thränen nieder auf seine Hand, die auf ihrer Schulter ruhte.

Finis Poloniae! wiederholte sie leise, und ein Zittern flog durch ihre Gestalt. Mit einem schmerzvollen Aechzen richtete sie sich aus des Kaisers Armen empor, und ohne ihn nur noch einmal anzuschauen, schritt sie vorwärts der Thür zu.

Leben Sie wohl! flüsterte sie leise. Leben Sie wohl!

Der Kaiser hielt ihre Hand zurück, welche schon im Begriff war, die Thür zu öffnen. Anna, sagte er tiefbewegt, Anna, wollen Sie so von mir gehen! Ist dies ihr letztes Lebewohl? Werden wir uns niemals wiedersehen?

Sie wandte ihr Haupt langsam zu ihm hin, und blickte ihm lange und mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe und Schmerz in das tief erregte, zuckende Angesicht.

Wir werden uns noch einmal wiedersehen, sagte sie langsam.

Wann? fragte er dringend.

Wann die Zeit gekommen ist. Ich werde Sie alsdann rufen lassen! Schwören Sie, daß Sie meinem Ruf folgen, daß Sie kommen wollen, zum letzten Wiedersehen!

Ich schwöre es Ihnen!

Leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Anna! O reichen Sie mir noch einmal Ihre Hand!

Nein! sagte sie rauh; und rasch die Thür öffnend, schritt sie hinaus.

XI.

Franz Anton Mesmer.

Ganz Wien war ſeit einigen Wochen in einer aufgeregten Stimmung; in allen Geſellſchaften, allen Cafés, allen Häuſern und Reſtaurationen, auf allen Straßen und Plätzen ſprach man von ein und demſelben Gegenſtand, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit die Wahrheit Deſſen, was man erzählte, vertheidigend, oder ſie beſtreitend. Dieſer Gegenſtand waren die wunderbaren und unerhörten Kuren des ſchwäbiſchen Arztes Franz Anton Mesmer, der ſich ſeit einiger Zeit in Wien niedergelaſſen hatte, Kuren, welche aller Erfahrungen der Wiſſenſchaft ſpotteten, und ſich jedem Urtheile der Vernunft und Erfahrung zu entziehen ſchienen. Denn Mesmer heilte ſeine Kranken nicht, wie die anderen Aerzte, mit Medizinen und Latwergen, mit Aderläſſen und Umſchlägen, er verordnete ihnen keine Bäder und künſtliche, nach lateiniſchen Recepten gemiſchten Getränke, ſondern er kurirte ſeine Patienten einfach durch das Auflegen ſeiner Hand, durch das Anblicken ſeiner großen, dunkelblauen Augen; er beſchwichtigte ihre Fieberphantaſieen mit dem zornigen Schütteln ſeines Hauptes, er machte die ſtummen Kranken reden von wunderbaren Geſichten und entzückenden Träumen, indem er ihre Stirn anhauchte, oder mit den Spitzen ſeiner Finger leiſe und in gleichmäßigen Schwingungen über ihrem Antlitz und ihrer Bruſt auf und niederfuhr.....

Seine Hände und ſein Auge, das war die Apotheke, aus denen Mesmer ſeine Heilungen ſchöpfte, mit denen er die Kranken kurirte.

Kein Wunder alſo, daß die Aerzte ihn einen Charlatan, die Apotheker einen verdammungswürdigen Quackſalber nannten.

Kein Wunder, daß das Volk, welches ſo leicht geneigt iſt, das Wunderbare zu verehren, und an das Ueberirdiſche zu glauben, Mesmer verehrte und an ihn glaubte, wie es an die Wunder der Bibel und an die Legenden glaubte.

Weshalb ſollte nicht Mesmer ſo gut mit ſeiner Hand Wunder thun können, als es Moſes mit ſeinem Stabe gethan, indem er dem dürren Felſen Waſſer entlockte? Weshalb ſollte das Anblicken ſeiner Auge nicht eben ſolche belebende Kraft ausüben können, als es einſt die Auge der Apoſtel gethan, die mit ihrem bloßen Anſchauen Todte erweckte und Stumme reden machten?

Mesmer war auch ein Apoſtel. Der Apoſtel einer neuen Lehr Er verwies die leidende Menſchheit auf den Himmel, auf die Son und die Planeten, und ſagte ihnen, daß vom Himmel allein ihre Krank heiten kämen, daß der Himmel allein ſie zu heilen vermöchte.

Der Einfluß der Planeten, ſagte er ihnen, machte die Menſche krank oder geſund, der Strahl der Sonne übe auf ſie eine magnetiſch Kraft. Nicht die künſtlichen Heilmittel und Medikamente könnten ihne Geneſung bringen, ſondern einzig und allein dieſe magnetiſche Kraft, welche die Natur in das Eiſen und den Stahl gebannt, und welche ſie in ihrem höchſten, geheimnißvollen Wirken auch einigen wenigen bevorzugten Menſchen mitgetheilt!

Und das Volk glaubte an ihn, und die Kranken und Leidende eilten zu ihm, um unter der ſanften Berührung ſeiner Hand, unte dem Anſchauen ſeiner mächtigen Augen ihrer Schmerzen ledig z werden.

Aber je mehr Glauben Mesmer bei den Laien fand, deſto meh empörten ſich gegen ihn die Aerzte. Jede neue Heilung brachte ih neue Segnungen von den Geneſenen, neue Verwünſchungen von de Aerzten ein. Die Aerzte, welche einen Paracelſus in Salzburg vo dem Felſen herniedergeſtürzt, weil er eine neue Lehre in die Wiſſen ſchaft gebracht, weil er geſprochen von den geheimnißvollen Kräften welche in der Erde und in den Planeten ſchlummern; die Aerzt konnten jetzt zwar Mesmer, der dieſelbe Lehre predigte, nicht heimlic ermorden, aber ſie konnten ihn verfolgen mit ihrem Haß und ihre Bosheit, ſie konnten ihn verleumden als einen Betrüger und Char latan, ſie konnten mit langen gelehrten Deductionen beweiſen, da dieſe ganze neue Lehre von Mesmer eine ſchamloſe Lüge, ein lächer licher Unſinn ſei, nur erfunden, um die Menſchen zu hintergehen, ur

das Geld aus ihren Taſchen zu locken, und ſich zu bereichern auf Koſten ihrer Leichtgläubigkeit.

Diejenigen, welche ſich ſtarke Geiſter nannten, und nichts anerkennen wollten, was ihre Vernunft nicht einzuſehen vermochte, hörten auf das zornige Schelten der Aerzte und ſtimmten ein in ihr Hohngelächter und ihre Verleumdungen.

Diejenigen, welchen eine gläubige Seele innewohnte, welche ſo gut an die Myſterien der Natur, wie an die Myſterien der Kirche glaubten, nannten Mesmer einen Wunderarzt, den Gott auf die Welt geſendet, daß er den Leidenden helfe, und der Lehre der Wiſſenſchaft die Lehre der Natur gegenüberſtelle.

So beſtand Wien endlich nur aus zwei Parteien, aus Freunden oder Feinden Mesmer's, die ſich gegenſeitig mit der größten Leidenſchaft bekämpften, und einander der Lüge und der Verhüllung der Wahrheit beſchuldigten. Die Freunde erzählten mit ſtaunendem Entzücken die wunderbaren Kuren, die Mesmer täglich an den von andern Aerzten als „unheilbar" zurückgewieſenen Kranken durch das bloße Auflegen ſeiner Hand bewirkt hatte; die Feinde erklärten alle dieſe Kuren für Betrügereien, welche Mesmer mit bezahlten Individuen, mit abgerichteten Helfershelfern ausführe.

Und dieſe Streitigkeiten, wie geſagt, bewegten ſich durch alle Schichten der Geſellſchaft, ſelbſt der Kaiſerhof nahm Theil an ihnen, ſelbſt Maria Thereſia ließ ſich täglich Bericht erſtatten über die neuen Kuren, welche Mesmer in einem Zeitraum von wenigen Tagen an Schwerleidenden bewirkt hatte, und wenn ihre beiden Leibärzte van Swieten und Störk in allem ſtürmiſchen Zorne ihrer Hochgelahrtheit ſie beſchworen, dieſem Unweſen ein Ende zu machen, und dem „Betrüger und Charlatan" ſein ferneres Treiben und Praktiſiren zu unterſagen, ſo wiegte die Kaiſerin ſinnend ihr Haupt, und erwiderte die Anſchuldigungen der gelehrten Herren mit einem feſten und entſchiedenen Nein!

Wollen's abwarten, ſagte ſie, was der Mann thut und zu Stande bringt. Seine Kurarten ſind nicht gefährlich, weil er den Leuten nichts eingiebt, und mit dem Auflegen ſeiner Hand wird er

ſie nimmer vergiften können, wie es mancher Arzt ſchon mit einer übelgewählten Arznei gethan, mit dem Anblicken ſeiner Augen wird er ſie nit tödten, während es wohl ſchon paſſirt iſt, daß andere Aerzte mit Aderläſſen und Blutentziehungen ihre Kranken getödtet haben. Laßt mir alſo den Mann in Ruhe, denn ſo lange er nichts Böſes thut, ſoll er unangefochten hier in Wien bleiben, und ſeine Kunſt ausüben dürfen! Hat ſich ja jetzt ſelber eine Probe auferlegt, die beweiſen muß, ob er ein Betrüger iſt, oder ein Mann Gottes! Wenn er meine kleine Schutzbefohlene, das blinde Fräulein von Paradies ſehend macht, dann werde ich an ihn glauben, und ihn einen Wundermann nennen, und wehe dann Euch Allen, wenn Ihr es dann noch ferner wagt, ihn zu läſtern. Ich werde dem Mesmer mehr glauben, als all' Eurer Gelahrtheit, denn wer die Blinden ſehend macht, iſt in Wahrheit der Arzt Gottes! Seid alſo ruhig, und wartet es ab, ob es dem Mesmer gelingt, das blinde Fräulein von Paradies ſehend zu machen.

Das alſo war es, worauf jetzt alle Welt geſpannt war, das war es, was alle Gemüther beſchäftigte; die Kur, welche Mesmer mit der Fräulein von Paradies begonnen, und von der er behauptet, daß ſie zu einer Heilung führen würde.

Ganz Wien kannte dieſes junge blinde Mädchen. Ganz Wien wußte, daß ſie in ihrem zweiten Lebensjahre in Folge zurückgetretener Maſern erblindet war, und daß ſeitdem die Nacht, welche ſie umgab, niemals durch einen Lichtſtrahl unterbrochen worden. Ganz Wien liebte dieſes junge Mädchen, in deſſen Seele die allmächtige und allgütige Natur ein anderes Licht, als das Licht der Sonne aufleuchten ließ, dem ſie als Erſatz für ihre Augen die Weihe der Kunſt verliehen, dem ſie es gegeben, Gott zu ſchauen nicht in der Natur, aber in der Muſik.

Wenn Thereſe von Paradies am Klavier ſaß, wenn ihre Hände mit ſchwindelnder Schnelligkeit über die Taſten hinglitten, oder ihnen langſame, volle Akkorde entlockten, wenn ſie mit ruhigſter Sicherheit die ſchwierigſten Concertſtücke ſpielte, welche die größten Virtuoſen *jener* Zeit nur nach langer Uebung, nach langem Einprägen der

Noten erlernt, von denen Thereſe ſich aber nur zwei Mal die Noten vorleſen ließ, um ſie alsdann ohne Anſtoß ſpielen zu können, wenn ſie, eine vollendete Virtuoſin, öffentliche Concerte gab, in denen ſie das Publikum entzückte durch ihr wundervolles Spiel, dann hätte Niemand glauben ſollen, daß dieſes reizende junge Mädchen mit den großen glänzenden Augen doch eine Blinde ſei. Es leuchtete ſo viel Geiſt und Gefühl von dieſem reinen, unſchuldigen Angeſicht, ihre Züge waren von einer ſo wunderbaren Beweglichkeit, ihre Augen ſchienen, wenn ſie lachte, aufzublitzen in Freude, ſie ſchienen umdüſtert und traurig, wenn ſie ernſt war. Und dennoch war Thereſe von Paradies wirklich blind; aber es leuchtete eine glühende Seele von dieſem Angeſicht, und dieſe Seele war es, welche ihren Augen das Licht gab, das die Natur ihnen verſagt hatte.

XII.

Thereſe von Paradies.

Thereſe von Paradies war in ihrem Zimmer; ihre Mutter war bei ihr, und mit Hülfe derſelben hatte die Kammerjungfer eben den Anzug ihrer jungen Herrin vollendet. Thereſe war heute in einer beſonders gewählten glänzenden Toilette, und ſie ſelber ſchien große Freude an derſelben zu haben.

Sage mir, Mutter, ſagte ſie jetzt, nachdem ihr Anzug vollendet war, ſage mir, von welchem Stoff iſt doch dies Kleid, das ſo wunderbar weich und glatt iſt, wie ein Menſchenangeſicht, und ſich ſo dem Körper anſchmiegt, wie eine ſchöne Melodie der Seele?

Es iſt Atlas, mein Kind, ſagte die Mutter lächelnd.

Und die Farbe?

Weiß!

Weiß? wiederholte ſie ſinnend. Ihr nennt das die Farbe ohne Farbe. Wie wunderbar das ſein muß, wie entſetzlich! Eine Farbe

ohne Farbe. O, mir ſchaudert, wenn ich denke, daß ich die jetzt auch kennen lernen ſoll!

-Dir ſchaudert? fragte Frau von Paradies lächelnd. Freuen ſollteſt Du Dich, dieſe Götterwelt, mit all' ihrer Herrlichkeit und ihren Wundern, kennen zu lernen!

Freuen! ſagte ſie kopfſchüttelnd. Wie kann ich das! Ich werde in eine neue Welt treten, in eine Welt, die mich entſetzen wird mit ihrem fremdartigen und unerhörten Weſen. Jetzt kenne ich Euch Alle mit meiner Seele, jetzt leuchten Eure Angeſichter in wunderbarer Herrlichkeit in meinem Herzen, aber wenn ich Euch ſehe, werde Ihr mir fremd ſein, und nur an Euren Stimmen werde ich Euch wiedererkennen können, nur an dem Ton Eurer Stimme! O Mutter, Mutter! Warum wollt Ihr mir meine Blindheit nehmen! Sie war ſo voll ſeligen Schauens! Ich war ſo glücklich in ihr!

Thörichtes Kind, ſagte ihre Mutter, Du wirſt noch viel glücklicher werden, wenn Du ſehen kannſt. Es iſt wirklich kindiſch und albern, um das ſich zu ängſtigen, was, wenn es ſich erfüllt, doch für Dich ein unausſprechliches Glück iſt!

Und warum nennſt Du das albern? fragte ſie. Geht nicht die Braut am Tage ihrer Hochzeit auch ihrem Glück entgegen, und bangt ſie nicht vor ſeligem Weh, und klopft nicht ihr Herz auch zum Zerſpringen, und ſchaudert nicht ihre Seele in ſüßem Entzücken? Nun ich bin heute auch eine Braut, eine Braut des Lichtes, und ich erwarte meinen Bräutigam, den Tag!

Aber wer weiß, ob er kommen wird, ſeufzte die Mutter.

Er wird kommen, ſagte ſie zuverſichtlich. Ich habe das geſtern gefühlt, als Mesmer die Binde zum erſtenmal ſeit meiner Kur von meinen Augen nahm. Es war nur einen Moment, aber ich ſah etwas wie einen Blitzſtrahl, es fuhr mir wie ein ſchneidendes Schwert durch meine Augen, und ich ſtürzte beſinnungslos zuſammen.

Thörichtes Kind, es war nur ein Strahl des Tages, ein erſter Blick Deines Bräutigams!

Dann werde ich ſein volles Anſchauen nimmer ertragen können, rief Thereſe bebend. Aber ſage mir, Mutter, bin ich denn ſo

auch werth? Habt Ihr mich ſchön geputzt, daß mein Bräutigam Freude an mir haben wird?

Gewiß, Thereſe, Du biſt geſchmückt wie eine Braut, und wie es ſich geziemt an dem Tage, an welchem eine junge Dame zum erſtenmal in die Geſellſchaft tritt. Denn wir werden heute große Geſellſchaft haben. Ganz Wien möchte dabei ſein, wenn die Binde von Deinen Augen genommen wird. Selbſt die Kaiſerin hat den Beſuch eines ihrer Kammerherren anſagen laſſen, damit er ihr ſogleich vermelden ſoll, ob ihr Schützling wirklich ſehen kann, und auch die beiden Leibärzte der Kaiſerin, die Herren van Swieten und von Störk, werden kommen, das Unerhörte zu ſchauen, und Fürſtinnen und Fürſten, Gräfinnen und Grafen, Miniſter und Generäle werden in Menge da ſein. Gewiß, es iſt für Dich ein Ehrentag, und deshalb habe ich Dich feſtlich geſchmückt.

Iſt auch mein Haar recht ſchön friſirt? fragte Thereſe, indem ſie ihre beiden Hände erhob, und ſie prüfend über ihren hohen Kopfputz hingleiten ließ.

Gewiß, wir haben Deine Lieblingsfriſur genommen, à la Matignon, und die Pepi hat einen wahren Wunderbau gemacht, die Friſur iſt faſt drei Viertel Ellen hoch, und oben drauf ſchwebt eine ungeheure Puffhaube mit langen himmelblauen Flatterbändern.

Ja, es iſt wirklich ſehr hoch, ich kann das Ende mit meinen Händen nicht erreichen, rief Thereſe lächelnd. Ach, es muß wundervoll ausſehen. Doch ich will Dich noch etwas fragen, fuhr ſie dann ernſthaft fort, und ich bitte und beſchwöre Dich, antworte mir die Wahrheit! Verſprich mir, daß Du es thun willſt.

Ich verſpreche es Dir!

Nun denn, ſo ſage mir, wie iſt mein Ausſehen? Bin ich ſo, daß ich den Menſchen gefallen kann? Bis jetzt ſind die Menſchen gut und freundlich mit mir geweſen, weil ſie Mitleid mit mir hatten, um meines Unglücks willen begegneten ſie mir mit Wohlgefallen. Aber werden ſie mir das nun auch thun um meiner Selbſt willen? Werde ich im Stande ſein, mir ihre Gunſt zu erhalten? Sage mir,

o ich beſchwöre Dich, ſage mir, bin ich hübſch genug, daß die Menſchen ihre Freude an mir haben können?

Ja, Du biſt hübſch, Thereſe, ſagte ihre Mutter lächelnd, Du haſt eine ſchöne, ſchlanke und volle Geſtalt, das Oval Deines Geſichtes iſt von einer reizenden Lieblichkeit, Deine Züge ſind edel und regelmäßig, Deine Stirn iſt hoch und mächtig, und wenn erſt in Deinen großen, dunklen Augen der Strahl des Lichtes aufleuchten wird, dann wirſt Du ein ſchönes Mädchen ſein!

Ich danke Dir, meine Mutter, ich danke Dir! rief Thereſe freudejauchzend, indem ſie ihre Mutter feſt in ihre Arme ſchloß, und ihren Mund mit Küſſen bedeckte. Ihre Mutter machte ſich ſanft aus ihren Armen los.

Jetzt muß ich eilen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ſagte ſie. In zwei Stunden ſchon ſoll die Operation gemacht werden, und vorher ſchon werden ſich alle Verwandte, Freunde, und die andern vornehmen Gäſte bei mir im Salon verſammeln. Ich muß alſo eilen, Alles einzurichten, und ſelber Toilette zu machen. Ich werde Dir die Kammerjungfer rufen, daß ſie bei Dir bleibe!

Nein, rufe ſie nicht, rief Thereſe lebhaft. Ich bedarf der Einſamkeit und Stille. Auch ich muß mich vorbereiten, muß zu der wunderbaren Stunde meine Seele ſammeln, und meine Gedanken ordnen, muß allein ſein mit meinem Gott, muß zu ihm ſprechen in meiner Sprache!

Sie begleitete ihre Mutter bis zu dem anſtoßenden Gemach, und nahm von ihr mit einem herzlichen Kuß Abſchied.

Die Blinde war jetzt allein, aber ſie durchſchritt das Gemach mit vollkommener Sicherheit, und ging gerade zu dem Inſtrument hin, das immer geöffnet war.

Ich will ſpielen, ſagte ſie leiſe, ich will ihn rufen mit meinen Tönen. Er muß es fühlen und er wird kommen!

Sie ließ ſich auf das Tabouret vor ihrem Flügel niedergleiten und begann zu ſpielen. Eine wunderbare Muſik war es, welche ihre Finger den Taſten entlockten, es war die Verkündigung einer Seele, welche jauchzt und klagt, betet und weint, liebt und verzweifelt.

Bald schien dieſe Muſik wie ein Hymnus der Freude aufzurauſchen, bald flüſterte und ſeufzte es aus ihr wie eine tiefe Schmerzensklage, dann wieder ſchwoll ſie empor zu heitern, ſonnigen Melodieen, und alle Schmerzen und Diſſonanzen ſchienen ſich aufzulöſen in einen ſeligen Strom von Harmonie.

Auf einmal durchflog ein Zittern ihre ganze Geſtalt, und eine Purpurgluth ſchoß über ihr Antlitz hin. Ihre Hände ſanken von den Taſten nieder, ihr Haupt neigte ſich auf ihre Bruſt, aus der ſchwere, angſtvolle Athemzüge hervorquollen. Wie von einer unſichtbaren Gewalt getrieben, erhob ſie ſich von ihrem Seſſel, und richtete ſich gerade und ſteif empor, dann mit einer ſchnellen Bewegung ſchritt ſie von dem Inſtrument weg, bis in die Mitte des Zimmers hinein. Aber hier wieder blieb ſie wie feſtgewurzelt ſtehen, und ihre beiden Hände feſt auf ihr Herz drückend, flüſterte ſie athemlos: er kommt! O ich fühl's, er kommt! Jetzt, jetzt ſteigt er die Treppe herauf, jetzt ſchreitet er über den Flur, jetzt, o, jetzt legt er die Hand auf die Thür, und —

Die Worte erſtarben auf ihren bebenden Lippen, der Athem kam fieberhaft ſchnell und ächzend aus ihrem wogenden Buſen hervor, ihr ganzes Weſen war in Aufruhr und Bewegung.

In dieſem Moment öffnete ſich die Thür ihres Zimmers leiſe, ſo leiſe, daß auch das ſchärfſte Ohr es kaum zu hören vermochte. Aber Thereſe hörte es doch. Ein Schrei des Entzückens tönte von ihren Lippen, ſie ſtreckte die Arme aus, ſie wollte vorwärts ſtürzen, aber ihre Füße waren wie eingewurzelt, und ſo mit ausgebreiteten Armen, mit vorgebeugtem Haupt blieb ſie ſtehen. Sie hatte mit ihrem Herzen die Geſtalt geſehen, welche da drüben auf der Schwelle der Thür erſchienen war. Die Geſtalt war die eines Mannes von kaum vierzig Jahren*), von ſtolzem, impoſantem Aeußern, von ſchönen, einnehmenden Zügen. Seine großen, blauen Augen, in denen ein wunderbares Leuchten war, ruhten mit einem gebieteriſchen, feſten Ausdruck auf dem jungen blinden Mädchen, das im innerſten

*) Mesmer war geb. den 23. Mai 1734 in Iznang unweit Conſtanz.

Mark ſeines Lebens ſeinen flammenden Blick empfand und unter ihm erzitterte. Den rechten Arm hielt er ausgeſtreckt gegen ſie gerichtet, anfangs ſteif und ohne ihn zu regen, dann aber ſenkte er ihn tiefer hinab und deutete mit dem Finger auf den Fußboden gerade auf die Stelle hin, wo Thereſe ſtand.

Sofort ſank die Blinde auf ihre Knie nieder. Ein triumphirendes Lächeln flog durch das ernſte Antlitz des Mannes, er hob den Arm wieder empor und winkte mit der Hand.

Die Blinde ſprang ſofort von ihren Knieen empor, ein Freudenruf tönte von ihren Lippen, und als hätte ſie geſehen, daß ihr die Arme jetzt ausbreitete, ſprang ſie vorwärts, ſtürzte ſie, ohne zu ſchwanken und zu irren, gerade aus in ſeine Arme und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt.

Mesmer! Mein Freund! Mein Arzt, mein Erlöſer! flüſterte ſie leiſe.

Ich bin's, ſagte er mit voller melodiſcher Stimme. Ihr Herz hat mich geſehen und erkannt, Thereſe! Bald ſollen es auch Ihre Augen!

Er führte ſie zu dem Divan und ließ ſie ſanft auf denſelben niedergleiten. Dann ſtreckte er zwei Mal ſeine Fingerſpitzen gegen ſie aus und ſofort flog ein Zittern durch ihre Geſtalt.

Sie ſind heute ſehr erregt, Thereſe, ſagte er mit leiſem, mißbilligendem Ton.

Ich bin es, weil Sie es ſind, mein Freund, flüſterte die Blinde. Ihr Antlitz glüht, Ihre Pulſe ſchlagen, Ihre Augen ſchießen Blitze, welche eine Welt zerſchmettern möchten.

Eine Welt der Lüge, der Unwiſſenheit und der Bosheit, rief er mächtig. Ja, Thereſe, die will ich heute zerſchmettern mit meinen Blicken und mit meiner Hand! Und eine neue Welt will ich dafür aufrichten, eine Welt des Nichtwiſſens, aber des Schauens, der Uebernatürlichen, und doch ſo Natürlichen! O, Thereſe, wird es mir gelingen? Wird meine Hand die Kraft haben, Ihre Augen zu erlöſen, wird mein Geiſt ſo mächtig herrſchen über den Ihren, daß er ihm befehlen kann, aus Ihren Augen hervorzublitzen und zu

chauen? Werden Sie mir gehorſam ſein mit Ihrer Seele und **Ihrem** Körper?

Mit meiner Seele gewiß, hauchte ſie leiſe, denn meine Seele **gehört** Ihnen einzig und unbedingt, ob mit meinem Körper, weiß ich **nicht!**

Die Seele muß dem Körper gebieten! ſagte Mesmer ſtreng.

Sie will es! ſagte Thereſe flehend. O, zürnen Sie nicht, wenn ſie **es** nicht kann!

Sie zweifeln, Thereſe? fragte Mesmer, und ſeine Augen bohrten ſich wie zwei Dolche in ihr Angeſicht.

O, Ihre Augen thun mir weh, ächzte ſie, indem ſie ihr Antlitz mit ihren Händen bedeckte, als wolle ſie es ſchützen vor ſeinen Blicken.

Mesmer ſchlug ſeine Augen nieder, und wiederholte ſanft: Sie zweifeln, Thereſe?

Ich zweifle, weil ich fühle, daß Sie zweifeln, ſagte ſie aufathmend. Aber wenn es nun auch wäre, mein Freund? Wenn Ihr großer erhabener Geiſt nur meiner Seele, nicht meinem Körper gebieten könnte? Was thut das? Ich werde deshalb nicht unglücklich ſein, ich werde mich nicht beklagen! Ich ſehne mich nicht nach dem Lichte da draußen, denn das Licht iſt in mir! Mein Herz ſieht Sie; was thut es alſo, wenn auch meine Augen Sie nicht zu ſehen vermögen? Nein, glauben Sie mir, ich zittere und bange der neuen Welt entgegen, und mir iſt, als müßte ich mich vor ihr verbergen in die tiefſte Einſamkeit meiner Blindheit. O, mein Freund, mein Herr und mein Meiſter, wenn irgend Zweifel in Ihnen ſind, wenn das Werk mißlingen könnte, ſo verſuchen Sie es nicht! Ich bin glücklich und zufrieden, denn ich trage eine Welt in mir, und bedarf keiner Welt außer mir!

Nein, rief Mesmer, das Werk iſt begonnen, es muß vollbracht werden. Und es ſoll und muß gelingen! Es handelt ſich jetzt nicht mehr darum, Thereſe, ob Sie wünſchen, ſehend zu werden, oder blind zu bleiben! Sie müſſen ſehend werden, oder Alles, was ich gewollt, gedacht und erſtrebt habe, ſtürzt in Trümmern über mir

zuſammen, und zerſchmettert mein Leben nicht allein, ſondern auch meinen Namen und meine Ehre! Der heutige Tag iſt der Tag der Entſcheidung! Heute wird Mesmer ſeinen Feinden und ſeinen Freunden beweiſen, daß er die Wahrheit geſprochen, daß der thieriſche Magnetismus, den die Aerzte verſpotten, den die Wiſſenſchaft verleugnet, weil ſie ihn noch nicht kennt, den die Laien für Zauberei oder Betrug halten, daß der thieriſche Magnetismus die göttliche Heilkraft iſt, welche den Menſchen mit der Natur und dem Himmel verbindet, daß dieſer wechſelweiſe Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Weſen, den die dummen klugen Menſchen ableugnen wollen, wirklich exiſtirt. Nein, Thereſe, ich werde Sie heilen mittelſt der magnetiſchen Kraft, welche uns Beide einander vereint, uns Beide zugleich dem Himmel verbindet!

Heilen Sie mich, mein Herr und mein Meiſter, rief die Blinde begeiſtert, ich nehme von Ihnen das Licht an, und Sie ſollen durch mich ein neues Licht ausſtrahlen über die ganze Welt!

Er legte ſanft die Hand auf ihr Haupt, und ſah ſie mit leuchtenden Blicken an. Du glaubſt alſo an mich, Thereſe? fragte er. Nicht wahr, Du glaubſt?

Ich glaube an Dich, und ich verſtehe Dich, ſagte ſie leiſe. Ich werde ſehend werden, ich weiß es, ich fühle es! Und dann wird Niemand mehr zweifeln dürfen. Die Binde, die von meinen Augen fällt, wird auch abfallen müſſen von den Augen Deiner Feinde, von den Augen der Wiſſenſchaft und der Gelehrſamkeit. Sie werden ſehen, daß es eine Kraft giebt, welche Sie nicht kannten und nicht ahnten, eine Kraft der Natur, welche ohne menſchliches Zuthun das verrichtet, was die Arzneikunde bisher der Kunſt oder der Natur zugeſchrieben hat!

O, Du ſprichſt meine Gedanken aus, Thereſe, rief Mesmer zärtlich, Du ſiehſt in meine Seele hinein, und findeſt auf Deinen Lippen meine Worte wieder! Du weißt alſo auch, daß ich die Wahrheit ſage! Es giebt einen thieriſchen Magnetismus, eine überſinnliche Kraft, welche beſſer als alle Arzneien im Stande iſt, den Menſchen Geſundheit und Heilung zu bringen. Mögen die Aerzte darüber

lachen, die Wiſſenſchaft mich verſpotten, eines Tages werden ſie erkennen müſſen, daß ich die Wahrheit geſprochen, und daß ihr Wiſſen nichts iſt als eitel Lug und Trug! Die Aerzte ſind Reiſende, welche, einmal von der rechten Straße abgekommen, ſich immer tiefer verirren, weil ſie, ſtatt umzukehren und ſich zurechtzufinden, beſtändig gerade forteilen!*)

Aber Sie werden ihnen die rechte Straße zeigen, mein Meiſter, rief Thereſe begeiſtert, Sie werden die Verirrten zurückführen auf die rechte Straße, und der Dank der zukünftigen Geſchlechter wird Sie dafür belohnen!

Wenn der Undank des gegenwärtigen Geſchlechtes es dazu kommen läßt, ſagte Mesmer wehmüthig. Es iſt ſchwer, in dem Labyrinth des Wiſſens und des Glaubens ſich zurecht zu finden. Ich weiß das, denn auch ich war lange Zeit ein Verirrter in dieſem Labyrinth, aber ich ſehnte mich nach der Befreiung, nach der Erkenntniß! Ein verzehrendes Feuer füllte meine ganze Seele! Ich ſuchte die Wahrheit nicht mehr voll zärtlicher Neigung, ſondern voll der äußerſten Unruhe. Ich floh in die entlegenſten Wälder, in die tiefſte Einöde. Da fühlte ich mich näher der Natur. In der heftigſten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Lockungen ermüdetes Herz die Natur wild von ſich ſtieße, und mit zürnender Stimme rief ich ihr zu: „O Natur, was willſt Du von mir? Laß ab von mir. Laß mich weiter ziehen in meiner Dunkelheit, wenn Du mir doch das Licht nicht zeigen willſt!“ Dann wieder glaubte ich ſie zärtlich zu umarmen, und beſchwor ſie mit der glühendſten Ungeduld, doch endlich meine Wünſche zu erfüllen. Ein Glück für mich, daß in der Stille der Wälder nur die Bäume die Zeugen meiner Heftigkeit waren, denn die Menſchen würden mich für wahnſinnig gehalten haben!

Ich nicht, Meiſter! rief Thereſe glühend. Ich hätte bei Ihnen ſein mögen, und ich hätte Sie verſtanden!

---

*) Mesmer's eigene Worte. Siehe: Franz Anton Mesmer aus Schwaben Von Dr. Juſtinus Kerner. S. 8.

Mesmer drückte ihr zärtlich die Hand und fuhr fort: Alle übrigen Beschäftigungen wurden mir verhaßt, jeder Augenblick, den ich ihnen widmete, schien mir ein an der Wahrheit begangener Diebstahl zu sein. Ich bereuete sogar die Zeit, die ich bedurfte, um Ausdrücke für meine Gedanken zu finden. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sclaverei los zu machen. Drei Monate dachte ich ohne Worte! Als sich das tiefe Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um! Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorher. Alle Gegenstände hatten für mich eine neue Gestalt, und mit einem nie gefühlten Entzücken ward ich mir bewußt, daß ich die Wahrheit, die ich, so lange gesucht endlich gefunden hatte! Es kam wieder Ruhe in meine Seele, denn sie hatte die Wahrheit erkannt, und sie entfernte sich nicht mehr von meiner Erkenntniß! Freilich stand mir nun noch ein schwerer Kampf mit den Meinungen der Menschen bevor, aber das schreckte mich nicht. Vielmehr fühlte ich die Nothwendigkeit, die Anzahl der Hindernisse dadurch zu vergrößern, daß ich's mir als die heiligste Pflicht auferlegte, der Menschheit das unschätzbare meinen Händen anvertraute Gut in seiner vollen Reinheit so unverfälscht, als ich es von der Natur erhalten hatte, zu überliefern, und nur da helfend einzuschreiten, wo ich meiner Selbst gewiß war! Viel habe ich gelitten von dem Unverstand und der Bosheit der Menschen, am meisten von dem Neid und dem Hohn der Aerzte, welche in ihrem Hochmuth lieber blind bleiben, als sich von Andern ein Licht anzünden lassen wollen!*) Aber der Tag ist gekommen, an dem sie zur Erkenntniß zwingen will! Heute sollen sie erkennen müssen, daß all' ihr Wissen Stückwerk ist, und daß die Natur mit ihren heiligsten Offenbarungen ihnen bis hierher verschlossen war. O Therese, Du bist das Evangelium meiner neuen Religion, welche Gottes und der Natur überschwellend voll ist! Verkünde ihnen, mein Kind, die neue,

*) Alle diese Reden enthalten Mesmer's eigene Worte. Siehe: Justinus Kerner. S. 60.

heilige Religion! Schlage Deine Augen auf, und laß ſie in ihren hellen Sternen die allewige Urkraft der Sterne und Planeten erkennen, die ſie zu leugnen gewagt!

Ich will es, Meiſter, ich will es, rief Thereſe begeiſtert, ich will den Ungläubigen und Zweifelnden Dein Evangelium verkünden, und wider ihren Willen ſollen ſie glauben müſſen! Ja, mein Herr und mein Meiſter! Die Stunde der Erkenntniß iſt gekommen, und meine ſehenden Augen ſollen alle die Andern überzeugen, daß auch ſie blind waren. Komm, Meiſter, nimm die Binde von meinem Angeſicht, das Licht wird mich nicht mehr blenden, ich werde nicht mehr wie geſtern ohnmächtig vor ſeinem Strahl zuſammenſinken! O laß mich ſehen, laß mich Dich ſehen!

Sie fuhr mit ihren beiden Händen zu ihrem Haupt empor, um ſich die Binde abzunehmen, aber Mesmer hielt ſie zurück.

Nein, ſagte er, noch nicht! Im Beiſein aller meiner Feinde, die ſich indeß Deine Freunde nennen, muß es geſchehen, nicht eher!

Aber ſie werden ſchon im Salon unſerer warten! Hörſt Du nicht, Meiſter, wie die Wagen vor unſere Thür rollen! Hörſt Du nicht, wie ſie die Treppe herauffſteigen! O, ſie werden Alle ſchon da ſein! Komm, alſo, laß uns gehen!

Noch nicht, Thereſe, denn wenn alle Diejenigen da ſind, die ich erwarte, wird man, wie ich es erbeten habe, uns benachrichtigen.

Wen erwarteſt Du denn, Meiſter?

Meine Feinde, Thereſe! Und ich ſage Dir, ſie werden kommen! Der Profeſſor Barth wird kommen, um den Charlatan zu ſehen, der die Vermeſſenheit hat, durch eine unſichtbare Kraft zu heilen, was er, der berühmte Staarſtecher und Anatom, nur vermöge ſeiner Pincette und ſeiner Meſſer vermag. Doctor Ingenhaus, mein erbitterter Gegner, wird da ſein, um zu ſehen, welche infernaliſche Künſte der Charlatan anwendet, der ſchon mehr als hundert Kranke geheilt hat, die ſeine Gelahrtheit als unheilbar erklärt hatte; Pater Hell wird da ſein, um zu ſehen, ob die Gegenwart eines großen Aſtronomen mich nicht ſchrecken wird, oder ob der Charlatan wirklich den Muth

hat, ſelbſt in Gegenwart Pater Hell's, der es doch beſſer weiß, zu behaupten, daß die Planeten da oben im Zuſammenhang ſtehen mit den Menſchen, und Einfluß haben auf ihr Sein und Denken. Ja, ja, ſie werden Alle kommen, nicht um ſich überzeugen zu laſſen, ſondern um zu triumphiren! Denn nach ihrer Meinung iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß der Charlatan heute vernichtet ihnen gegenüber ſtehen wird!

Nenne Dich nicht mit ſo unwürdigem Namen, Meiſter, bat Thereſe ſchmerzlich.

Sie nennen mich ja Alle ſo, warum alſo ſoll ich es nicht auch thun, rief Mesmer lachend.

Sie nennen Dich jetzt noch ſo, aber heute noch werden ſie Dich, wie ich, ihren Herrn und Meiſter nennen. Heute noch werden ſie zur Erkenntniß kommen, heute noch werden ſie zu Deinen Füßen niederſinken, und weinend und innerlich zerbrochen Dich um Vergebung anflehen, daß ſie ſo lange an Dir zweifelten, ſo lange im Irrthum befangen waren.

Ö, mein Kind, wie wenig kennſt Du die Welt, rief Mesmer ſchmerzlich. Die Menſchen verzeihen niemals Denen, welche ſie eines Irrthums überführten, und für empfangene Wohlthaten pflegen ſie ſich durch Verleumdung und Verdächtigung zu rächen!

O, wenn es ſo iſt, Meiſter, ſo laß mir meine Blindheit! Begehre nicht, daß ich Diejenigen ſehen ſoll, welche Deine Feinde ſind, oder gieb meinem Auge die Kraft eines Dolches, damit ich die Unwürdigen durchbohre, gieb —

Sie ſtockte, und ſank ächzend in die Kiſſen des Sophas zurück. Mesmer hatte ſeine Hand gegen ſie ausgeſtreckt, und die Spitzen ſeiner Finger berührten faſt ihre Stirn.

Du biſt aufgeregt, ſagte er, ſchlafe!

Nein, murmelte ſie; nein, ich will nicht ſchlafen!

Ich will es! ſagte Mesmer gebieteriſch, und die Spitze ſeines Vorderfingers berührte leiſe ihre Stirn.

Thereſe ſeufzte tief auf, ihr Haupt ſank zurück, und die ſchweren und ruhigen Athemzüge, welche aus ihrer Bruſt hervorgingen, be-

zeugten es, daß ſie Mesmer's Befehl erfüllt hatte, daß ſie eingeſchlafen war.

Nun neigte ſich Mesmer über ſie, und begann ſeine Manipulationen. Er näherte ſich ihren halbgeöffneten Lippen, und auch ſeinen Mund öffnend, hauchte er ihren Athem ein, und ſtrömte ſeinen Athem in ihren Mund zurück, den jetzt ein Lächeln unausſprechlicher Wonne umzitterte. Dann erhob er ſeine beiden Hände, und mit den Spitzen ſeiner Finger der Schlafenden Scheitel berührend, ließ er ſeine Hände einen Halbkreis durch die Luft beſchreiben, und dann auf der Bruſt Thereſens ſich wieder vereinigen, um in leiſer Schwingung wieder empor zu ſteigen zu ihrer Stirn. So auf und ab in gleichmäßigen Wellenlinien bewegten ſich ſeine Hände, und immer tiefer ward der Schlaf der Blinden, und immer wieder neigte ſich Mesmer zu ihren Lippen, um ihren Athem zu trinken, und ihr den ſeinen einzuhauchen.

Jetzt öffnete ſich die Thür und Thereſens Mutter erſchien auf der Schwelle.

Die Eingeladenen ſind Alle verſammelt, ſagte ſie feierlich.

Mesmer nickte gravitätiſch. Wir ſind bereit, ſagte er.

Mein Gott, Sie ſagen das, und doch ſchläft Thereſe! rief Frau von Paradies verwundert.

Ich werde ſie wecken, wenn es Zeit iſt! Wo iſt meine Glasharmonika?

Im Salon, wie Sie angeordnet hatten!

So laſſen Sie uns dahin gehen, und von dorther Thereſe rufen!

VIII.

Der erſte Tag des Lichts.

In dem Salon des Herrn von Paradies war die Elite der Wiener Geſellſchaft verſammelt. Die Ariſtokratie, die Wiſſenſchaft, die Kunſt und die Induſtrie waren hier vertreten, ja ſelbſt die

Kaiſerin, wie geſagt, hatte einen ihrer Kammerherren geſendet, um ihr Bericht zu erſtatten über die merkwürdige Operation, die der neue Wunderdoctor heute an der „Penſionairin der Kaiſerin" vornehmen wollte. Aber auch aus dem niederen Bürgerſtande, ſogar aus den unterſten Schichten des Volkes waren, auf ausdrückliches Begehr Mesmer's, einige Bevorzugte eingeladen worden. Die Bewohner der Paläſte wie der Hütten ſollten Zeuge ſein des Triumphes der neuen Wiſſenſchaft über die alte, des Triumphes des thieriſchen Magnetismus über die Satzungen der bisherigen Arzneikunde!

Ein geheimnißvolles Halbdunkel herrſchte in dem Saale, denn auf Mesmer's Anordnung waren die grünen Vorhänge der Fenſter heruntergelaſſen.

Ringsum in dem Saale waren Stühle aufgeſtellt, die mehrfach gereiht in einem Halbkreiſe die Eſtrade umgaben, die ſich da in der Mitte des Saales befand. Auf dieſer Eſtrade ſtand ein Divan, einige Stühle und ein Tiſch, auf welchem man einen verſchloſſenen Kaſten bemerkte. —

Auf dieſen Kaſten waren die neugierigen, fragenden Blicke der Verſammlung gerichtet, und ſelbſt Herr Profeſſor Barth konnte ſich, trotz ſeines ſtolzen, ironiſchen Lächelns, ſeiner olympiſchen Haltung und ſeines hoheitsvollen Weſens, eines Anflugs von Neugierde nicht erwehren, und wandte ſeine ſtolzen Blicke immer wieder zu dem Kaſten hin.

Sie werden ſehen, Herr College, ſagte er, ſich zu ſeinem Nachbar neigend, er wird uns Allen ein X für ein U gemacht haben. Er wird die Gelegenheit benutzen, um vor einer glänzenden Geſellſchaft ſeine erſte Augenoperation zu machen, und auf dieſe Weiſe ſich ſchnell einen Ruf zu erwerben. Der Kaſten wird ſeine Inſtrumente enthalten! Sie werden ſehen, im entſcheidenden Moment wird er eine Lancette aus jenem Kaſten nehmen und ſie damit operiren.

Daß heißt, operiren *wollen*, Herr College, ſagte Doctor Ingenhaus bedächtig. Dieſe Blinde zu operiren iſt unmöglich, wie Ew. Hochwohlgeboren ja Selbſt zu allererſt erkannt haben. Wie ſoll man *operiren*, wo nichts zu operiren iſt? Das Meſſer und die Lancette

können doch den erſtorbenen Sehnerven ihrer Augen nicht neue Thätigkeit verleihen?

Wenn er eine Lancette nimmt, um ihr damit in die Augen zu bohren, werde ich ihn verhindern, rief der Profeſſor mit drohender Stimme. Man ſoll es in meiner Gegenwart nicht wagen dürfen, die Wiſſenſchaft zu verhöhnen und die geſunde Vernunft Lügen zu ſtrafen. Ich werde genau Acht geben, und wehe dem Betrüger, wenn ich ihn betreffe!

Aber der Kaſten enthält gewiß keine chirurgiſchen Inſtrumente, flüſterte der zweite Nachbar des Profeſſors Barth. Ich denke, ich weiß, was darin iſt.

Nun, was iſt darin, Herr Pater Hell? fragten die beiden Herren mit lebhafter Neugierde.

Ein Planet wird darin ſein, meine Herren, rief der berühmte Aſtronom. Sie wiſſen ja, der Wunderdoctor hat nicht genug an Euren Apotheken, er pfuſcht mir in meinen Himmel hinein, und will ſich aus meinen Fixſternen und Planeten Arzneien und Latwergen brauen, mit denen er ſeine Patienten heilt. Hoffe indeß, daß er ſich da in ſeinem Kaſten einen Planeten mitgebracht hat, den noch Niemand kennt, und den er daher ungeſtraft ſich vom Himmel herunterlangen konnte. Wehe ihm aber, wenn ich heute Abend auf meiner Warte einen meiner Sterne vermiſſe! Ich werde dann ſogleich die Polizei requiriren, und den Monſieur Mesmer als einen frechen Dieb einſtecken laſſen.

Die Herren lachten fröhlich über den ſarkaſtiſchen Scherz des Aſtronomen, wurden aber in ihrer Fröhlichkeit durch das Eintreten Mesmer's unterbrochen, der, dem Ruf der Frau von Paradies folgend, jetzt in den Saal trat.

Ohne die Verſammlung eines Blickes, eines Grußes zu würdigen, durchſchritt Mesmer den leeren Raum, und trat auf die Eſtrade. Sein Antlitz war bleich, aber ernſt und energiſch, und wie er jetzt, neben dem Tiſch ſtehend, ſeine großen blauen Augen mit einem langſamen Blick über die Geſellſchaft hingleiten ließ, fühlte Jederman, daß in

der Seele dieſes Mannes kein Zweifel und keine Unruhe, ſondern nur feſte, unwandelbare Ueberzeugung wohne.

Jetzt öffnete Mesmer den Kaſten. Ein athemloſes Schweigen herrſchte in der Geſellſchaft, alle dieſe leuchtenden, fragenden, neugierigen Blicke waren unverwandt auf den Doctor gerichtet.

Er ſchien das nicht zu fühlen. Mit vollkommener Gelaſſenheit nahm er einen Stuhl und ſetzte ſich nieder. Nun legte er ſeine Hand in den geöffneten Kaſten, deſſen Rückſeite dem Publikum zugewendet war.

Jetzt wird er die Inſtrumente herausnehmen, murmelte Profeſſor Barth ſeinem Nachbar zu. Aber bevor dieſer Zeit fand zu einer Erwiderung, erſchallte ein Ton von ſo wunderbarer, ſeltſamer Gewalt, daß ſelbſt der gelehrte Profeſſor ſein Herz davon erbeben fühlte. Und jetzt ein neuer Ton, noch mächtiger anſchwellend, noch langſamer in geiſterhaftem Geflüſter verklingend, und nun reihte ſich Ton an Ton, nun durchrauſchte den Saal die wunderbarſte, nervenerſchütterndſte Muſik. Und alle Geſichter erbleichten, und von den fremdartigen ſeltſamen Klängen fühlte ſich jedes Herz bewegt, und wie verzückt hingen Aller Augen an dieſem Zauberer, der ſeinem Kaſten ſo merkwürdige, herrliche Muſik zu entlocken vermochte.

Ah, ſehen Sie da, Herr Profeſſor, flüſterte der Pater Hell, Sie haben Sich nur im Pronomen geirrt. Der Mann hat in ſeinem Kaſten nicht Inſtrumente, ſondern nur ein Inſtrument.

Ja wahrhaftig, flüſterte Profeſſor Barth, der Planet, den Sie prophezeiten, hat ſich in eine Glasharmonika verwandelt.

Und die Lancette, die er führt, iſt ein Fiſchbeinſtab mit einem Pfropfen daran, ſagte Doctor Ingenhaus achſelzuckend.

Mesmer ſpielte weiter, immer lauter, immer machtvoller durchrauſchten die Töne den Saal, mit immer ſehnſuchtsvollerer Gewalt ſchienen ſie einen unſichtbaren Geiſt beſchwören zu wollen, daß er erſcheine.

Und jetzt nahte da durch das Vorgemach eine weiße Geſtalt. Sie ſchwebte näher heran, ihre Füße ſchienen den Boden nicht zu berühren, *man* hörte ſie nicht, man ſah ſie nur nahen. Jetzt ſtand ſie auf

Schwelle der Thür. Da blieb sie stehen, angewurzelt, unbeweglich. Mesmer streckte abwehrend eine Hand gegen sie aus, und bannte n diese Stelle.

Aller Augen wandten sich jetzt auf diese Gestalt hin, auf „diese at des Tages," die da in dem Schmuck ihres bräutlichen Festes nahte. Noch waren ihre Augen verhüllt von einer dicken Binde, gehörte diese rührende, zarte Gestalt dem Gott des Schweigens der Finsterniß an, aber sie stand schon auf der Schwelle einer n Welt, und das selige Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, n diese Welt mit einem Liebeshauch zu begrüßen.

Athemlose Stille herrschte in dem Saal, langsam nur und leise sich dann und wann ein sanftanschwellender Harmonikaton ver- nen. Dann wieder ward Alles still, feierlich, geheimnißvoll.

Da ließ Mesmer die Hand, welche er gegen Therese ausgestreckt e, sinken, da legte er sie wieder auf die Tasten, und nun durch- schte der volle Strom der Melodieen wieder den Saal.

Therese bewegte sich, sie schritt vorwärts. Lauter, mächtiger er- llte die Musik.

Im Saal ward jetzt das tiefe Schweigen hier und da durch es Schluchzen, durch halblaut gemurmelte Gebete unterbrochen. rmann fühlte die Bedeutung dieses Momentes, und ließ sich von selben hinreißen. Auf einmal entstand eine Bewegung, einige uen waren ohnmächtig geworden: ihre zartbesaiteten Nerven waren wältigt worden von dem Eindruck dieser Stunde und dieser it.*)

Aber Niemand kümmerte sich um sie, Niemand wollte seinen z verlassen, um die Ohnmächtigen aus dem Saal zu führen. Man ß ihrer und schaute nur in athemloser Erwartung auf Mesmer Therese hin.

Er spielte immerfort, aber das Haupt halb rückwärts gewandt,

*) Es geschah sehr häufig, daß Damen, ja sogar auch Herren in Ohn- t fielen, wenn Mesmer auf der Glas-Harmonika spielte. Siehe: Justinus er, Seite 42.

heftete er seine großen flammenden Blicke mit einem gebieterischen Ausdruck auf Thereſe.

Sie fühlte dieſen Blick und erbebte unter demſelben. Mit raſcheren Schritten näherte ſie ſich jetzt; wie getragen von unſichtbaren Genien ſchwebte das junge, lächelnde Mädchen mit den verhüllten Augen zu der Eſtrade hin, und ſtand jetzt auf derſelben, dicht neben Mesmer.

Er deutete mit einem einzigen, kurzen Wink ſeines Fingers auf den Divan hin. Sofort wandte ſich Thereſe von Mesmer ab, und ging zu dem Divan, auf dem ſie ſich niederließ.

Sie iſt gut abgerichtet, murmelte Herr Profeſſor Barth. Das iſt natürlich eine verabredete und einſtudirte Scene.

Wenn man mit einer Glasharmonika Blinde ſehend machen kann, flüſterte Doctor Ingenhaus, ſo verbrenne ich morgen meine Bücher, und werde wandernder Muſikant.

Wenn man mit dem Winken ſeiner Hand Planeten citiren kann, ſagte Pater Hell, ſo zerſchlage ich noch heute meine Gläſer und werde Famulus von Mesmer. Es ſcheint in der That, als ob —

Die Harmonika verſtummte, und machte dem leiſen Geſpräch der gelehrten Herren ein Ende.

Mesmer ſtand auf, und ſeine hohe muskelkräftige Geſtalt hoch emporrichtend, näherte er ſich Thereſen. Sie erbebte, und lehnte ſchwer athmend ihr Haupt zurück in die Kiſſen. Mesmer erhob ſeine Hände und beſchrieb über ihrem Haupte langſam einige Kreiſe durch die Luft.

Es brennt und bohrt in meinen Augen wie glühende Dolche, murmelte Thereſe.

Jetzt richtete er die Spitzen ſeiner Finger gerade gegen ihre Augen, und berührte mit denſelben die Binde.

Nimm die Binde ab und ſieh! rief Mesmer mit gebieteriſcher Stimme.

Thereſe hob haſtig ihre Hände empor und riß die Binde von ihren Augen fort.

Eine athemloſe Stille herrſchte in dem Saal, alle Herzen klopften

ngstvoll, mit glühender Neugierde waren alle Blicke auf dieſes bleiche, inge Mädchen gerichtet, das mit weit geöffneten Augen auf der ſtrade ſtand, und ſtarr und unverwandt auf Mesmer hinſchaute, der nbeweglich ihr gegenüber ſtand.

Jetzt hob Thereſe die Hand empor und deutete auf Mesmer hin. Sie, rief ſie mit einem Ausdruck tiefen Entſetzens, iſt das das Bild nes Menſchen?*)

Mesmer antwortete nicht, er nickte nur mit dem Kopf; ſeine Arme uf die Hüften ſtützend, ließ er ſeinen Körper allerlei ſchwankende Be-egungen machen.

Thereſe ſtieß einen Schrei aus, und fuhr zurück. Das iſt fürch-rlich zu ſehen! rief ſie entſetzt. Dies Menſchenbild wird über mir ſammenſtürzen. Wo iſt Mesmer, zeigt mir Mesmer!

Ich bin es, ſagte Mesmer, ſich ihr nähernd.

Sie zuckte zuſammen und betrachtete ihn lange mit prüfenden, üben Blicken. Ich glaubte, ein Menſchenantlitz ſei ſtrahlend wie as Glück, ſagte ſie, und dies Geſicht, dünkt mich, ſieht aus, wie der erkörperte Schmerz. Sehen alle Menſchen ſo aus? Wo iſt meine Mutter?

Frau von Paradies hatte nur auf den Ruf ihrer Tochter gewartet, ie kam jetzt mit ausgebreiteten Armen, ihr Antlitz überſtrömt von reudenthränen, zu ihr herangeeilt.

Aber Thereſe warf ſich nicht in ihre Arme, ſie ſtieß einen Schrei us, und verhüllte ſich mit beiden Händen das Geſicht.

Thereſe, mein geliebtes Kind, rief ihre Mutter zärtlich, ſieh mich n, ſchau in meine Augen und erkenne darin die Liebe einer Mutter.

Ja, das iſt die Stimme meiner Mutter, rief Thereſe freudig, indem e ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten ließ. Ihre Mutter ſtand eben ihr und ſchaute ſie lächelnd an.

Du, Du biſt meine Mutter? flüſterte Thereſe. Ja, ja, ich erkenne ich, ich kenne dieſe Augen, ſie ſehen aus, wie eine verklärte Thräne

*) Thereſens eigene Worte. Siehe: Juſtinus Kerner, Seite 63.

der Liebe! O Mutter, meine Mutter, laß mich Dich anſchauen und zu Deinen Augen beten!

Frau von Paradies neigte ihr Haupt vorwärts, um ihre Tochter zu küſſen, aber wieder fuhr Thereſe mit einem Aufſchrei des Entſetzens zurück, und verhüllte ihr Geſicht.

Weshalb drohſt Du mir ſo fürchterlich? fragte ſie angſtvoll. Geh' zurück, Du wirſt mir mit dem entſetzlichen Ding die Augen ausbohren.

Womit, Thereſe? fragte ihre Mutter erſtaunt. Sieh mich an und ſage mir, was Dich in meinem Antlitz erſchreckt?

Blicken Sie empor und ſchauen Sie Ihre Mutter an, Thereſe, befahl Mesmer.

Sie gehorchte dieſer Stimme, welche ihr Herz erbeben machte, und ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten.

Nun ſage mir auch, was Dich erſchreckt hat, bat Frau von Paradies.

Thereſe hob ihre Hand empor und deutete ſchüchtern auf die Nase ihrer Mutter.

Das da, ſagte ſie. Was iſt das?

Das iſt meine Naſe! rief ihre Mutter lächelnd, und durch den ganzen Saal hörte man jetzt das melodiſche Rauſchen eines frohen Lachens.

Dieſe Naſen ſind fürchterlich in dem Menſchengeſicht, rief Thereſe entſetzt. Es kommt mir vor, als wenn ſie mir entgegen drohten und mir meine Augen ausſtechen wollten.*)

Ich will Ihnen das Bild eines drohenden Menſchen zeigen, Thereſe, rief Mesmer, indem er eine drohende Stellung annahm, und mit geballten Fäuſten, mit blitzenden Augen, mit feſt aufeinander gepreßten Lippen zu ihr heranſchritt.

Thereſe brach zuſammen, und ſtürzte auf ihre Kniee nieder. Sie werden mich tödten, ſchrie ſie entſetzt.

Die Scene, zugleich ſo einfach und ſo dramatiſch, machte auf alle

*) Thereſens eigene Worte. Siehe: Juſtinus Kerner; Seite 63.

veſenden einen überzeugenden Eindruck. Selbſt der gelehrte Profeſſor rth ließ ſich hinreißen von der Gewalt des Moments.

Bei Gott, das iſt keine Täuſchung, ſie kann ſehen, rief er.

Wenn das Herr Profeſſor Barth ſagt, ſo wird wohl Niemand es beſtreiten wagen, ſagte Mesmer laut genug, um von Jedermann im al verſtanden zu werden.

Der Profeſſor runzelte finſter ſeine Stirn, und gab ſich das Anſehen, Worte Mesmer's gar nicht gehört zu haben. Er bereuete ſchon, er geſagt, und hätte, trotz ſeines bekannten Geizes, jedes ſeiner rte mit einigen Ducaten zurückkaufen mögen. Aber es war zu , alle Anweſenden hatten ſie vernommen, und Jeder flüſterte es dem Andern zu: Auch Profeſſor Barth iſt jetzt überzeugt. Auch geſteht zu, daß Thereſe ſehen kann. Mesmer iſt in Wahrheit ein nderdoctor!

Thereſe indeß hatte jetzt auch ihren Vater und ihre nächſten Verabten begrüßt. Aber ſie, welche während ihrer Blindheit immer ein ſo liches, liebevolles Weſen gegen alle ihre Angehörigen gezeigt, hatte gegen ſie Alle ein kaltes, faſt zurückſtoßendes Benehmen.

Ich wußte es wohl, ſeufzte ſie traurig, ich wußte es, daß das hen mich nicht glücklicher machen könnte. Ich ſah Euch Alle mit inem Herzen, und ich liebte Euch! Jetzt, wo ich Euch ſehe mit mei- Augen, jetzt bebt mein Herz zurück und entſetzt ſich vor all den urigen Geheimniſſen, die mir Eure Geſichter verrathen. Ach, ich ube, um die Menſchen recht lieben zu können, muß man blind ſein! er, fuhr ſie lebhafter fort, weshalb entzieht Ihr mir Bello, meinen ling. O laßt mich meinen treuen Hund ſehen, er iſt ſo lange mein rer in meiner Blindheit geweſen, laßt mich ihn ſehen!

Bello, der große ſchwarze Bernhardinerhund, hatte längſt an der ſchloſſenen Thür eines Nebengemaches, die Nähe ſeiner Herrin witternd, gebellt und gewinſelt.

Frau von Paradies eilte jetzt hin, die Thür zu öffnen, und ſofort zte der Hund mit langen Sätzen zu Thereſen hin, um zu ihren en niederzukauern und ihre Hände zu lecken.

Thereſe neigte ſich lächelnd zu ihm nieder, und hob ſeinen Kopf

empor. Das kluge Thier, als errathe es den Wunsch seiner Herrin, legte seinen Kopf auf ihre Kniee und schaute mit seinen großen, dunklen Augen klug und verständig zu ihr empor.

Thereſe ſtreichelte ſanft ſein glänzendes, ſchwarzes Fell. Dieſer Hund, ſagte ſie ſinnend, dieſer Hund gefällt mir weit beſſer als ein Menſch. Es liegt ſo viel Güte und Wahrheit in ſeinen Augen, und ſein Hundekopf erſchreckt mich lange nicht ſo ſehr, als ein Menſchenangeſicht.*)

Ich denke, wir können uns jetzt von dannen begeben, brummte Profeſſor Barth, das Schauſpiel iſt zu Ende, und jetzt werden die lieben Verwandten und Freunde nichts Eiligeres zu thun haben, als dem Autor und der erſten Liebhaberin zu applaudiren. Ich ſehe für mich gar keine Verpflichtung ein, dabei zu ſein!

Ich auch nicht, ſagte Doctor Ingenhaus, indem er ſich anſchickte ſeinen Herrn Collegen zu begleiten. Ueberdies fühle ich mich etwas verwirrt im Kopfe von all' den Gedanken, die dieſer verteufelte Doctor darin zerbröckelt hat. Laſſen Sie uns gehen!

Nehmen Sie mich mit, ſagte Pater Hell, ihnen folgend. Ich muß wirklich nachſehen, ob der Zauberer keinen Planeten vom Himmel geſtohlen hat, mit deſſen Hülfe er dieſes Wunder hier zu Stande gebracht hat.

Die drei Herren durchſchritten gravitätiſch, und ohne ſich zu verabſchieden, den Saal, um ſich hinweg zu begeben. An der Thür trafen ſie den Grafen von Langermann, den Kammerherrn der Kaiſerin.

Ah, Sie machen es wie ich, meine Herren, ſagte der Graf, die enteilen dem Zauberſaal, um die Wunder, die Sie erſchaut, Ihren Freunden mitzutheilen. Ganz Wien wird heute und morgen von nichts Anderem ſprechen als von der glücklichen Heilung der ſchönen Thereſe von Paradies, und Niemand wird jetzt mehr zweifeln können, da unſer berühmter Profeſſor Barth ſelber die glückliche Heilung conſtatirt hat. Ich werde mich beeilen das der Kaiſerin mitzutheilen, und Ihro Majeſtät wird ſehr erfreut ſein, ihren Schützling geneſen zu wiſſen.

*) Thereſens eigene Worte. Siehe: Juſtinus Kerner, S. 63.

Sie können der Kaiſerin auf alle Fälle mittheilen, daß wir eben eine ſehr gut geſpielte Theaterſcene erlebt haben, Herr Graf, ſagte Profeſſor Barth verdrießlich.

Eine Theaterſcene? fragte der Graf verwundert. Aber die Heilung des blinden Mädchens iſt indeß doch eine Wahrheit, und Sie ſelber haben das vorher beſtätigt.

Ein flüchtig hingeworfenes Wort, das man halb aus Höflichkeit, halb aus Uebereilung ſagt, iſt noch keine Beſtätigung, rief der Profeſſor Barth ärgerlich. Man ſagt Manches im Salon, was man in ſeiner Studirſtube nicht zu rechtfertigen unternähme.

Auch bedarf ein ſolcher Fall der reiflichen Erwägung, ſagte Doctor Ingenhaus bedächtig. Es iſt unmöglich, in Einem Tage über ein Factum von ſo ernſter Bedeutung zu entſcheiden.

Aber, meine Herren, rief der Graf lachend, das Factum ſteht mindeſtens feſt, daß das Fräulein von Paradies nicht mehr blind iſt und daß Mesmer ſie ohne Inſtrumente und Arzneien blos durch Auflegen ſeiner Hand kurirt hat! Ich eile, der Kaiſerin dieſe Nachricht zu bringen!

Er grüßte die Herren mit einer flüchtigen Verbeugung, und eilte von dannen.

Da geht er hin, murrte Profeſſor Barth, thut als ob er eine wunderbare Freudennachricht in der Burg als Herold zu verkünden habe. Im Hofzirkel wird man heute natürlich nur von dem Wunder-Doctor Mesmer zu ſprechen wiſſen.

Und wir? Was werden wir thun? fragte Pater Hell, mit ſeinen kleinen liſtigen Augen die Freunde anblinzelnd.

Ja, ſagen Sie, Herr College was werden wir thun? fragte Doctor Ingenhaus.

Profeſſor Barth antwortete nicht. Er ſchritt mit gravitätiſcher Ruhe die Treppe hinab, und über den Flur der Hausthür zu. Erſt als ſie auf der Straße angelangt waren und ſich einige Schritte von dem Hauſe der Wunder entfernt hatten, blieb Profeſſor Barth ſtehen und legte ſeine Hände ſchwer und gewichtig auf die Schultern ſeiner beiden Freunde.

Was wir thun werden, meine Herren und Freunde? fragte er langsam.

Ja, sagen Sie es uns, sagte Doctor Ingenhaus. Dürfen wir es zugestehen, daß dieser Mann über uns den Sieg davon getragen hat? Daß er, den wir so lange als einen Charlatan verhöhnt und verspottet haben, jetzt zu Stande gebracht, blos mit seiner Hand, was unser berühmter Augenoperateur mit der Lancette in seiner Hand nicht zu Stande zu bringen vermochte?

Dürfen wir es dulden, fragte Pater Hell düster, daß dieser Mensch mit einem kühnen Handgriff alle Gesetze der Wissenschaft und der Erfahrung umstößt, und uns eine ganz neue, lächerliche Lehre an die Stelle Dessen setzen will, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden her in der Wissenschaft erkannt und erforscht war? Wagte er es nicht zu behaupten, daß er sich seinen thierischen Magnetismus von den Sternen herunter geholt habe? Hat er nicht die Keckheit zu sagen, was noch kein Astronom der ganzen Welt entdeckt hat, daß nämlich die Planeten einen directen Einfluß haben auf die Welt und die Menschen?

Und endlich, sagte Doctor Ingenhaus ingrimmig, endlich: ist er nicht mir, der ich es zur Aufgabe meines ganzen Lebens gemacht habe, Nervenkranke zu behandeln und zu kuriren, mit der frechen Behauptung entgegen getreten, daß nur der thierische Magnetismus die Nervenkrankheiten zu heilen vermöge? Und laufen nicht seitdem alle meine Kranken wie wahnsinnig und toll mir aus der Kur fort, und rennen zu diesem Charlatan hin, der ihnen Heilung verspricht durch das Auflegen seiner Hand? Er ist auf diese Weise Arzt und Apotheker in Einer Person, und die wahnsinnigen Menschen zahlen ihm für seine eigene Person das Honorar, das sie sonst zwischen uns und dem Apotheker theilen.

Er ruinirt die Astronomie, die Medicin und die Pharmacie, wenn er den Sieg über uns erlangt, sagte Professor Barth feierlich: über uns, das heißt über die Wissenschaft, denn wir vertreten die Wissenschaft, an welche dieser freche Mensch Hand anzulegen wagt. Die *Wissenschaft* würde in Trümmer zusammensinken, wenn wir diesen

Mesmer gewähren ließen. Wir selbst würden durch ihn bei Seite gedrängt, und in den Staub getreten, während er triumphirend an uns vorübereilte, der höchsten Ehre zu. Schon verkündet der Kammerherr der Kaiserin bei Hofe das Wunder, das er erschaut, und in wenigen Stunden wird ganz Wien entzückt sein über die wunderbare Mähr, die es empfängt. Wenn wir nicht unsere Maßregeln nehmen, ist die Wissenschaft zu Grunde gerichtet, sind unsere Lehrstühle umgeworfen, ist unsere Praxis vernichtet.

Wir müssen also unsere Vorkehrungen treffen, riefen die beiden Herren schnell. Sagen Sie also, was sollen wir thun?

Einfach, die Scene, die wir erlebt haben, für ein Theaterstückchen ausgeben, sagte Professor Barth gelassen. Therese von Paradies ist blind und bleibt blind, und was wir da heute gesehen, war eine einstudirte Farce, weiter nichts!

Aber unglücklicher Weise, verehrter Freund, haben Sie uns dieses Auskunftsmittel durch den liebenswürdigen Enthusiasmus unmöglich gemacht, mit dem Sie die Blinde laut und öffentlich für geheilt und für sehend erklärten.

Sie haben also nicht den Ton der Ironie bemerkt, mit dem ich diese unglücklichen Worte sprach? Ich wollte den Charlatan verhöhnen, weiter nichts! Der Esel nahm für Wahrheit, was nur Spott war!

Und alle Anwesenden haben es unglücklicher Weise auch so gemacht, seufzte Pater Hell. Man wird Ihren Versicherungen leider hinterher schwerlich glauben!

Man wird es nicht heute und nicht morgen, aber vielleicht übermorgen, sagte der Professor stolz. Wenn wir Aerzte und Männer der Wissenschaft in einem festen Phalanx auftreten gegen diesen Mann, wird es uns schon gelingen ihn zu besiegen. Wenn wir es nicht thun, ruinirt er uns Alle. Es ist also Pflicht der Selbsterhaltung ihn zu bekämpfen, und als einen Charlatan zu brandmarken! Das sei unsere Aufgabe, und sie zu lösen, muß unser heiliges Bestreben sein! Therese von Paradies ist eine Blinde, und es ist im Interesse der Wissenschaft nothwendig, daß sie es bleibt. Man wird schon

Mittel finden, es zu beweiſen, daß ſie es auch iſt, und daß die guten, leichtgläubigen Wiener ſich wieder einmal einen Bären haben aufbinden laſſen! Kommen Sie, wir wollen daheim in meinem Studirzimmer das Nähere verabreden!

Während die drei Widerſacher Mesmer's ſolche unheilvolle Plän brüteten, waren die Freunde und Bekannten, die in dem Salon de Herrn von Paradies verſammelt waren, noch immer damit beſchäftig ſich Thereſen vorzuſtellen und die Geneſene mit herzlichen Glückwünſch zu begrüßen.

Thereſe ſaß bleich und unbeweglich auf dem Divan und ſtarrte fremden Geſichter mit einem traurigen Lächeln an, und ſchauderte, we man ihr ſagte: das da iſt eine Freundin, welche Du ſo ſehr lie ſt. Das iſt der Freund, der Dir ſo oft durch ſeine luſtigen Geſchich ten die Zeit verkürzte!

Sie ſchloß dann die Augen, und ſagte flehend: Sprecht zu mir, damit ich Euch wieder erkenne, und mich ſo ganz allmälig an Euer fremdes Angeſicht gewöhne. Sprecht jetzt zu mir, damit meine Augen durch mein Herz lernen Euch lieb zu gewinnen!

Auf einmal aber, als eben wieder eine ihrer Freundinnen ihr vorgeſtellt ward, brach Thereſe in ein lautes Lachen aus. Was trägt denn die für ein lächerliches Ding da über ihrem Haupt? fragte ſie.

Nun, ſagte ihre Mutter, das iſt ja die Friſur, die Du ſo ſehr liebſt. Das iſt ein Kopfputz à la Matignon.

Thereſe fuhr entſetzt mit beiden Händen zu ihrem eigenen Haupt empor. Ja, ſagte ſie traurig, ſo unnatürlich ſteif und häßlich ſteigt da auch bei mir das lächerliche Ding in die Höhe. Ich will niemals wieder ſo friſirt werden, Mutter!

Aber, mein Kind, dieſe Friſur iſt jetzt die neueſte Mode, u Du wirſt Dich wohl darein fügen, ſie zu tragen, denn was Mode iſt ſchön!

Ich werde mich nicht darein fügen, ſagte Thereſe, langſam Haupt ſchüttelnd. Jetzt da ich ſehen kann, werde ich nicht ſo fragen, was Mode, ſondern was kleidſam, hübſch und natürli aber jetzt, da ich Menſchen und Thiere kennen gelernt habe

ßt mich auch die Natur und den Himmel kennen lernen. Mein rzt, der mir das Licht gegeben, ſoll mir jetzt auch den Himmel ben. O, Mesmer, führen Sie mich zu Gott, zur Natur und zum immel!

Kommen Sie, Thereſe, wir wollen es verſuchen, ob Sie den nblick des Lichtes ſchon zu ertragen vermögen, ſagte Mesmer, indem ſanft ihren Arm in den ſeinen ſchob, und ſie von der Eſtrade runter führte.

Aber ſeltſam, Thereſe, welche ſonſt in ihrer Blindheit frei und icht durch alle Zimmer des elterlichen Hauſes ihren Weg fand, ohne ur einmal anzuſtoßen und ſich zu verwirren, Thereſe bewegte ch jetzt nur ſchwankend und mit kleinen furchtſamen Schritten orwärts.

Mein Gott, mein Gott, flüſterte ſie, ſich angſtvoll an Mes- ıer's Arm klammernd, ſehen Sie nur, wie alle dieſe Dinge auf ıich zuſchreiten, ſie werden über uns zuſammenſtürzen und uns zer- chmettern!

Mesmer lächelte. Dieſe Dinge ſtehen feſt, ſagte er, und wir ind es allein, welche ſich bewegen. Sie werden Sich an alle dieſe ıeuen Eindrücke gewöhnen, Sie werden durch die Erfahrung die Geſetze der Optik begreifeu und die Größe der Gegenſtände ermeſſen ernen.

Aber was iſt denn das? rief Thereſe verwundert, indem ſie ſich ben dem großen Wandſpiegel näherte, der zwiſchen den Fenſtern ange- ıracht war.

Das iſt ein Spiegel, Thereſe.

Aber da drin ſind Sie ja zum zweiten Mal? Wer iſt es, der es wagt, ſo auszuſehen, wie Mesmer?

Das iſt mein Spiegelbild, Thereſe.

Aber welch eine wunderliche Geſtalt mit der abſcheulichen Matig- nonfriſur hängt da am Arm Ihres Spiegelbildes?

Das ſind Sie, Thereſe!

Das bin ich? rief ſie lebhaft, indem ſie haſtig auf den Spiegel zuſchritt. Aber plötzlich wich ſie entſetzt zurück.

Mein Gott, sagte sie, diese Person kommt gerade auf uns zu. Lassen Sie uns zurücktreten, oder sie wird uns umstoßen!

Und sie wich ängstlich und scheu zurück; aber auf einmal lachte sie fröhlich auf. Ah, sagte sie, dieses Mädchen hat eben so wenig Muth wie ich. Je weiter ich mich von ihr entferne, desto ängstlicher weicht sie von mir zurück*).

Aber das ist auch nur eine optische Täuschung, Thereſe. Das junge Mädchen, welches Sie da sehen, ist auch nur ein Spiegelbild, Ihr Bild!

Ach, es ist wahr, ich vergaß, sagte sie müde, indem sie ihre Hände gegen ihre Stirn drückte. Kommen Sie, führen Sie mich dicht an den Spiegel, daß ich mich betrachten kann! Ich werde die Augen schließen, um nicht vor der Erscheinung zu erschrecken.

Sie schloß die Augen, und lehnte sich fester auf den Arm Mesmer's, der sie jetzt zu dem Spiegel geleitete.

Das also bin ich, flüsterte Thereſe, ihre Augen wieder öffnend, und mit prüfenden Blicken ihr Spiegelbild betrachtend. Meine Mutter hat Unrecht, sagte sie dann nach einer Pause. Das Gesicht da ist nicht hübsch, denn es ist langweilig; die Seele hat noch nichts auf dieses Gesicht geschrieben. Kommen Sie, Meister, beschäftigen wir uns nicht mehr mit diesem langweiligen Gesicht, lassen Sie mich den Himmel sehen!

Erst wollen wir versuchen, ob Sie das Tageslicht auch schon in seiner unverhüllten Gewalt ertragen können, Thereſe. Bleiben Sie hier stehen, ich werde den Vorhang des Fensters öffnen.

Mesmer trat an das Fenster, und ließ den Vorhang langsam aufrollen. Aber Thereſe stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und verhüllte sich das Gesicht.

Das bohrt in meine Augen, wie Dolchspitzen, ächzte sie.

Ich wußte es wohl, sagte Mesmer, Ihre Augen müssen sich erst an den Tag gewöhnen. Ich werde Ihnen den Himmel heute Abend

---

*) Justinus Kerner. S. 65.

zeigen. Jetzt, Thereſe, müſſen Sie es Sich ſchon gefallen laſſen, die Binde wieder vor Ihr Antlitz zu legen, denn Ihre Augen bedürfen der Ruhe!*)

XIV.

Der Schlachtplan.

Kaiſer Joſeph war in ſeinem Cabinet eifrig damit beſchäftigt, die im Laufe des geſtrigen Tages eingegangenen Briefe und Bittſchriften zu leſen, als die Thür haſtig geöffnet ward, und der eintretende Lakay Se. Durchlaucht den Fürſten Kaunitz meldete.

Der Kaiſer winkte ſtumm mit der Hand, den Fürſten eintreten zu laſſen und eilte dann ſelber dem Fürſten entgegen, der ſo eben auf der Schwelle der Thür erſchien.

Nun wahrlich, rief er lebhaft, Kaunitz ſeine Hand darreichend, es muß ein ungewöhnliches Ereigniß ſein, das Ew. Durchlaucht in ſo früher Morgenſtunde zu mir führt.

Es iſt auch ein ungewöhnliches Ereigniß, Sire, ſagte Kaunitz, indem er auf dem Lehnſtuhl Platz nahm, den der Kaiſer ihm ſelbſt neben den ſeinen geſtellt hatte.

Und zwar ein Ereigniß ſehr feierlicher und feſtlicher Art, fuhr der Kaiſer verwundert fort, denn wie ich ſehe, ſind Ew. Durchlaucht heute im Gala-Anzug, und geſchmückt mit all den hohen und blitzenden Orden, welche die gerechte Anerkennung aller europäiſchen Fürſten Ihnen verliehen hat. O ſagen Sie doch, Durchlaucht, was hat dieſes Alles zu bedeuten?

---

*) Die Schilderungen in dieſem Capitel, namentlich der Eindrücke, welche Thereſe von dem, was ſie ſah, empfing, ſowie auch Thereſen's Worte, ſind keine Erfindung, ſondern ich bin darin genau einem Aufſatz gefolgt, den Juſtinus Kerner in ſeinem oft citirten Werk mittheilt, als von dem Vater des blinden Mädchens herrührend.

Das hat zu bedeuten, Sire, daß heute der Tag gekommen i
den ich ſeit zwanzig Jahren erwarte, den ich ſeit zwanzig Jahren nic
einen Moment aus den Augen verloren, für den ich gearbeitet, g
dacht, gewirkt habe alle dieſe Jahre hindurch, ſchweigend und in de
Stille, ihn vor mir ſehend wie ein herrliches Ziel, ihn herbeiwünſchen
wie den koſtbaren Lohn all meiner Arbeit und meiner Mühen. Ei
ſolcher Tag iſt aber im Leben eines Staatsmannes gewiß ein heilige
und hoher Feſttag, und Ew. Majeſtät werden es daher natürlich finden
daß ich mich zu demſelben geſchmückt habe mit all den Zierrathen, welch
die Gunſt der Fürſten mir verliehen. Ich habe heute eine Schlacht z
ſchlagen, und damit ich ſie gewinne, muß Ew. Majeſtät die Gnade haben
mir zu ſecundiren.

Ah, es iſt alſo ein Zweikampf mit der Kaiſerin, in welchem ic
Ihr Secundant ſein ſoll? fragte Joſeph lächelnd. Es iſt ſehr gütig
daß Ew. Durchlaucht mir die Ehre erzeigen wollen, aber Sie wiſſe
wohl, daß ich nichts vermag über meine Frau Mutter, und daß ic
noch immer ein Kaiſer ohne Scepter und ohne Krone bin! Aber ſage
Sie, Kaunitz, was iſt der Grund dieſes neuen Zweikampfes?

Sie kennen ihn, Sire, und ich komme zu Ihnen, Majeſtät, dam
Sie ſehen ſollen, daß der Kaunitz ein Mann von Wort iſt, und daß e
erfüllt, was er verſpricht.

Aber ich entſinne mich nicht, daß Sie mir jemals etwas verſproche
hätten, rief Joſeph nachdenkend.

Doch! Ich entſinne mich deſſen, ſagte Kaunitz, langſam ſei
Haupt neigend. Ich entſinne mich, daß eines Tages der jun
Kaiſer, glühend vor Aufregung und Zorn, in mein Cabinet ſtürzt
und von mir Rechenſchaft verlangte für einen Kummer, den man ih
angethan.

Mariandel! rief der Kaiſer tief aufſeufzend. Es war damals, a
man mir dies holde, liebliche Kind böslich entführt hatte.

Ja, es war an dem Tage, ich ſah da einen jungen Mann, d
mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf lebte, und mehr ſeinen Ne
gungen als ſeiner Vernunft Gehör geben wollte. Das mag im g
wöhnlichen Leben recht genußvoll und bequem ſein, aber dieſer jung

Mann durfte ſich das nicht erlauben, denn er war ein Kaiſer, und ich erinnerte ihn daran!

Sie erinnerten ihn daran, daß er nicht das Recht anderer Menſchen habe, ſeinem Herzen zu folgen, ſagte der Kaiſer bitter, daß er kein Mann ſei, der lieben und haſſen dürfe, was ihm gefällt, ſondern ein Kaiſer, das heißt ein von den Verhältniſſen der Politik und Etiquette abhängiges Geſchöpf, das nur die Leiden, aber nicht die Freuden anderer Menſchen zu theilen berufen iſt.

Der Kaiſer aber verſtand mich und ſeinen hohen Beruf, und opferte ſeiner Krone das junge Mädchen, an welchem ſein Auge Wohlgefallen gefunden. Für dieſes Opfer verſprach ich dem Kaiſer, ihm allzeit ein treuer Bundesgenoſſe zu ſein, und es ihm dadurch zu vergelten, daß ich mein ganzes Leben, Sein und Denken dem Dienſte Oeſterreichs weihte. Drei Dinge waren es vor Allem, die ich Eurer Majeſtät verhieß, und für die wir uns zu treuer Bundesgenoſſenſchaft vereinigten. Entſinnen Sich Ew. Majeſtät deſſen noch?

Ich entſinne mich deſſen. Sie verſprachen mir, Oeſterreich ſiegreich und groß an die Spitze aller europäiſchen Mächte zu ſtellen, und Sie haben es gethan. Sie verſprachen mir zum Zweiten, daß Sie Oeſterreich eine Entſchädigung ſchaffen wollten für das verlorene Schleſien, und auch dies Wort haben Sie erfüllt, für Schleſien haben Sie uns Galizien und Lodomerien gegeben. Zum Dritten verſprachen Sie —

Zum Dritten verſprach ich, die Gewalt der Prieſter zu brechen, und die Jeſuiten zu bekämpfen, unterbrach ihn Kaunitz mit feierlicher Stimme. Sire, ich bin heute hier, um mein Wort zu erfüllen. Die Stunde der Entſcheidung iſt da, ich will zur Kaiſerin gehen, um ihre Einwilligung zur Vertreibung der Jeſuiten aus dem ganzen Kaiſerſtaat Oeſterreich zu erlangen!

Aber ſie wird Ihnen dieſelbe niemals gewähren, rief der Kaiſer heftig. Sie wiſſen es ja, die Anhänglichkeit an dieſen Orden der Jeſuiten iſt in dem Hauſe Habsburg erblich geworden, und die Kaiſerin nennt mich zuweilen in ihrer ſchmerzlichen Aufwallung einen „entarteten Sohn," weil ich dieſe Anhänglichkeit nicht theile.

Es wird am Ende doch Mittel geben, diese Anhänglichkeit der Kaiserin zu untergraben, sagte Kaunitz gelassen.

Sie hoffen noch immer, und wir haben doch bisher immer vergeblich gekämpft, rief Joseph schmerzlich. Wäre ich Regent, so könnten Sie meiner Unterstützung gewiß sein, und meinen Beifall zu Ihrem Plan der Aufhebung der Jesuiten haben Sie. Aber ich sehe, nach all den Niederlagen, welche wir Beide in dieser Sache schon erfahren haben, nicht ein, wie Sie denselben verwirklichen wollen! O, warum sieht die Kaiserin diese Leute nicht mit meinen Augen! Ich kenne sie, ich weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Cap Finisterre bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren. In Deutschland waren sie Mandarine, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Granden der Nation, und in Paraguay Könige.*)

Und doch ist es dem Herzog von Choiseul gelungen, diese mächtigen Herren aus Frankreich, doch ist es Pombal und Aranda gelungen, sie aus Portugal, Spanien und Paraguay zu vertreiben. Weshalb sollten also wir verzweifeln an einer Sache, die doch diesen Männern gelungen ist?

Weil wir es unglücklicher Weise mit einer Fürstin zu thun haben, welche die Jesuiten liebt, Kaunitz. Weil Maria Theresia eine Tochter aus dem Hause Habsburg ist. Ferdinand der Zweite und Leopold der Erste waren bis zum letzten Hauch ihres Lebens die treuen Gönner der Jesuiten, und Maria Theresia stammt aus ihrem Blut!

Aber Joseph der Erste, Ihr Großoheim, Sire, war auch ein Habsburger, und wie mich dünkt, war dieser Kaiser nicht eben der Jesuiten Freund!

Nein, wahrlich, der war nicht ihr Freund, rief der Kaiser glühend. Wäre Joseph nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph II. als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses Herrschers. S. 12.

vermuthlich auch Malagridas, Aveiros und einen Verſuch des Königsmordes erleben können. Aber Joſeph kannte ſie vollkommen, und er war auf ſeiner Huth*). Kennen Sie die Geſchichte, wie Joſeph der Erſte ſeinen Beichtvater gegen die Jeſuiten zu vertheidigen wußte?

Ich bitte Ew. Majeſtät um die Gnade, mir dieſe Geſchichte zu erzählen!

Hören Sie alſo! Das Synedrium des Ordens hatte einſtmals den Beichtvater im Verdacht der Redlichkeit, es beſchuldigte ihn, mehr Anhänglichkeit an den Kaiſer als an den Vatican zu beweiſen, und veranlaßte deshalb, daß dieſer redliche Mann nach Rom citirt ward. Er aber ſah ſein ganzes grauſames Schickſal voraus, wenn er dorthin müßte, und bat alſo den Kaiſer, dies zu verhindern. Umſonſt war Alles, was der Monarch that, um dieſem Schritt vorzubeugen. Selbſt der Nuntius verlangte im Namen ſeines Hofes die Entfernung des Beichtvaters. Da aber erklärte der Kaiſer, aufgebracht über dieſen Despotismus Roms, daß, wenn dieſer Prieſter unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Geſellſchaft dahin reiſen ſollte, und daß ihn alle Jeſuiten in den öſterreichiſchen Landen dahin begleiten müßten, von denen er keinen jemals in ſeinen Landen wiederſehen wolle. Dieſe auch in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entſchloſſene Antwort des Kaiſers ließ die Jeſuiten von ihrem Vorhaben zurückſtehen, und der redliche Beichtvater des Kaiſers blieb in Wien**).

Nun, wir wollen verſuchen, zu dieſer ſchönen Geſchichte heute einen Pendant zu liefern, ſagte Kaunitz mit dem Anflug eines Lächelns. Laſſen Sie uns an's Werk gehen, Majeſtät. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren, Alles iſt von mir angeordnet, vorbereitet und überlegt, Alles genau auf die Stunde berechnet. Leihen Sie mir alſo Ihren Beiſtand, Sire, und laſſen Sie uns die Scene beginnen.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Briefe ꝛc. S. 15.
**) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe Briefe ꝛc. S. 13.

Sagen Sie mir nur, was ich zu thun habe, und ich bin bereit, einen letzten Verſuch zu wagen, rief Joſeph.

Fürſt Kaunitz blätterte einen Moment in dem Portefeuille, welches er mitgebracht hatte, und nahm dann einen Brief aus demſelben hervor, den er dem Kaiſer darreichte.

Wollen Ew. Majeſtät nicht die Gnade haben, dieſen Brief an Ihro Majeſtät zu übergeben? Es iſt ein Schreiben des Königs Carl III. an die Kaiſerin, und wie ich aus dem Begleitſchreiben des Marquis Aranda erſehe, beſchwört darin der König ſeine erlauchte Verwandte auf die eindringlichſte Weiſe, den Jeſuiten, welche der König ſo energiſch aus Spanien vertrieben, nicht in Oeſterreich noch länger eine Zuflucht zu laſſen. —

Dieſen Brief ſoll ich meiner Mutter übergeben? fragte der Kaiſer lächelnd. Wenn das Alles iſt, was ich zu thun habe, ſo dünkt mich, hätte der Geſandte Spaniens das eben ſo gut machen können als ich.

Verzeihen Ew. Majeſtät, es iſt aber nicht Alles, was Sie zu thun haben, und es geſchieht auf den ausdrücklichen Wunſch König Carls, daß ich Ew. Majeſtät erſuchen ſoll, eigenhändig ſein Schreiben der Kaiſerin zu übergeben. Der König von Spanien wünſcht dringend, daß Ew. Majeſtät ſein Schreiben durch Ihre eindringlichen Worte und Vorſtellungen unterſtützen, und er hat mich durch ſeinen Geſandten auffordern laſſen, Ew. Majeſtät ſeinen Wunſch vorzutragen.

Und ich bin gern geneigt, dieſem Wunſch zu genügen, nur weiß ich vorher, daß heute, wie ſchon oft, all mein Reden und Bitten in dieſer Sache fruchtlos ſein wird.

Verſuchen es Ew. Majeſtät nur noch einmal, vielleicht hat es heute beſſern Erfolg. Ich werde zu rechter Zeit mit guten Hülfstruppen zu Ihnen ſtoßen, und ich bitte Sie deshalb, Sire, die Kaiſerin nicht eher zu verlaſſen, als bis ich mich bei ihr habe anmelden laſſen.

Es iſt alſo eine durchaus überlegte und geordnete Scene, welche wir da ſpielen wollen?

Eine durchaus überlegte Scene, ja! Und gebe nur Gott, daß die Maſchinerie in Ordnung iſt, und alle Perſonen ihr Stichwort genau inne haben.

Sie werden alſo nicht allein kommen?

Ich werde in Begleitung des päpſtlichen Nuntius kommen und wenn Ew. Majeſtät erlauben, gehe ich jetzt, ihn abzuholen, denn er erwartet mich. In einer halben Stunde werde ich mit ihm als Succurs für Ew. Majeſtät kommen.

Gehen Sie, und ich will mich zur Kaiſerin begeben, rief Joſeph glühend. Es iſt ein großer Moment, dem wir entgegen gehen, der Geiſt der Weltgeſchichte möge uns ſeinen Beiſtand und ſeinen Segen verleihen, damit dieſer Moment auch ein guter und fruchtbringender werde für die kommenden Geſchlechter!

XV.

„Dominus ac Redemptor noster."

Getreu den mit dem Fürſten Kaunitz getroffenen Verabredungen ...te der Kaiſer, ſobald der Fürſt ſich entfernt, ſich in die Gemächer ...r Kaiſerin begeben, und von dieſer eine Audienz verlangt; denn ...ſeph genoß nicht des Vorrechts, deſſen ſich Fürſt Kaunitz erfreute, er ...rfte nicht, wie dieſer, in das Zimmer der Kaiſerin treten, nachdem ...r vorher der Kammerhuſar ſeinen Namen laut verkündet hatte, ſon... er mußte erſt jedesmal in aller Form durch den Kammerherrn du... bei Ihro Majeſtät um eine Audienz nachſuchen laſſen, und geduldig lange im Vorzimmer warten, bis dieſer ihm die ablehnende oder ...währende Antwort der Kaiſerin brachte.

Maria Thereſia hatte indeß heute ihrem Sohne die nachgeſuchte ...udienz ſofort bewilligt, und ihn in ihr Kabinet eintreten laſſen. ...oſeph aber, um den Zweck ſeines Kommens ſofort zu erklären, hatte ...ch beeilt, der Kaiſerin das Schreiben des Königs von Spanien zu ...berreichen, und ſie im Namen des Königs zu erſuchen, daſſelbe in ſeinem ...beiſein zu leſen.

Die Kaiſerin, verwundert über dieſe Dringlichkeit, hatte ein-

gewilligt, und las jetzt, in dem Fauteuil vor ihrem Schreibtiſch ſitzend, den Brief ihres königlichen Verwandten, während der Kaiſer ſich in eine Fenſterniſche zurückgezogen hatte, und die Arme in einander geſchlagen, mit ſinnenden, tief-ernſten Blicken zu der Kaiſerin hinüberſchaute und den Eindruck beobachtete, den der Brief auf ſie machte.

Er ſah, wie das Antlitz der Kaiſerin allmälig zu erglühen begann, wie ihre Stirn ſich in finſtere, drohende Falten legte, wie ihr Buſen ſtürmiſch auf und ab wogte, und das Papier in ihren Händen zu zittern begann.

Das ſind die Seemöwen, welche den nahen Sturm verkünden, ſagte der Kaiſer zu ſich ſelber. Ich werde mich hüten müſſen, nicht von einer aufſchäumenden Woge des Zorns wie ein leckes Schiff in den Grund gebohrt zu werden.

Maria Thereſia, als habe ſie die Gedanken des Kaiſers errathen, hob eben ihre Augen von dem Papier empor und ſchaute mit einem zornigen Blitz zu ihrem Sohne hinüber.

Weiß der Kaiſer, was dieſes Papier enthält? fragte ſie haſtig.

Ich glaube es zu wiſſen, Majeſtät, ſagte Joſeph, indem er aus der Fenſterniſche hervortrat, und ſich der Kaiſerin näherte. Der König Carl von Spanien wünſcht nichts ſehnlicher, als daß Ew. Majeſtät ſich in Anſehung der Jeſuiten auf ſeine Seite ſtellen.

Er verlangt nichts Geringeres, rief Maria Thereſia, indem ſie mit der Hand auf das Papier ſchlug, daß es kniſterte, nichts Geringeres, als daß ich ſeinem Wüthen gegen die heiligen Väter vom Orden Jeſu nachkomme, und wie mich dünkt, verlangt er das in einer ziemlich ungebührlichen und leidenſchaftlichen Sprache. Ohne Zweifel hat er Ew. Majeſtät gebeten, ſein Geſuch bei mir zu unterſtützen, denn er weiß wohl, daß der Kaiſer in dieſem Dinge, wie in ſo vielen anderen, nicht mit ſeiner Mutter harmonirt und ihr vielmehr entgegen iſt. Nicht wahr, Herr Sohn, gedenkſt mit dem König Carl da ein Turnier zu fechten gegen Deine Mutter, und hoffſt wiederum den Sieg über mich zu erlangen, wie Du es leider mit Polen auch gethan? Sag's frei heraus, willſt Du nicht dem Brief da das Wort reden?

Frei heraus, Majeſtät, ja, das will ich, rief Joſeph. Ja, ich will thun, was König Carl gethan hat, ich will Ew. Majeſtät beſchwören und anflehen, den Jeſuiten die Macht zu entziehen, welche ſie ſeit Jahrhunderten in Oeſterreich wie in der ganzen Welt auf eine ſo empörende und gewaltſame Weiſe gemißbraucht haben! Ich will Ew. Majeſtät beſchwören, zu thun, was König Carl von Spanien, was König Ludwig von Frankreich gethan, und die Jeſuiten aus Ihren Landen verbannen!

Ich werde das nicht thun, mein Herr Sohn, rief die Kaiſerin, deren Antlitz glühte, die ſich aber noch gewaltſam zur Ruhe zwang. Nein, ich werde das nicht thun! Ich unterſuche nicht, ob die Jeſuiten verdient haben, was ihnen ſo eben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren iſt, denn ohne Zweifel hatten die Souveraine, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich ſie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, ſo halte ich ihre Exiſtenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchſt wichtig und muß ſie in dieſer Ueberzeugung aufrecht erhalten und beſchützen*).

Wenn Ew. Majeſtät das thun, ſo iſt Oeſterreich verloren, rief der Kaiſer, in ſeiner eigenen heftigen Erregung der nöthigen Vorſicht ganz und gar vergeſſend.

Wer wagt es, das zu ſagen? rief Maria Thereſia, von ihrem Fauteuil emporſpringend und ſich hoch und ſtolz vor Joſeph aufrichtend. Wer wagt es, mit ſo kecker Stirn mir gegenüber zu treten, und zu verdammen, was ich billige, zu ſchelten, was ich gut heiße?

Ich wage das, im Namen des ganzen öſterreichiſchen Volkes, das die Jeſuiten bisher in Zwang und Knechtſchaft erhalten haben, ſagte Joſeph ernſt, ich wage es im Namen der mißgeleiteten, irregeführten Jugend, welche in den Schulen und Collegien durch Jeſuiten irrige Lehren, und falſche veraltete Begriffe eingeſogen, ihre Lehrjahre ver-

*) Maria Thereſia's eigene Worte. Siehe: Georgel mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du XVIII. siècle, II. p. 130.

geubet hat, und unwiſſend und verdummt aus den Schulen und Univerſitäten wieder hervorgegangen iſt. Das Schulweſen iſt verfallen und zu Grunde gegangen unter der Herrſchaft der Jeſuiten, und Unwiſſenheit und Geiſtesfinſterniß haben ſich an deſſen Stelle geſetzt.

Man hat mir ſolche Klagen geführt, ſagte die Kaiſerin ſtolz, und ich habe davon, wie es einer Herrſcherin ziemt,. wohl Notiz genommen. Habe dem Jeſuiten-Collegium das Recht entzogen, ihren Rektor zugleich als Präſidenten der Univerſität zu betrachten, und hab' die frommen Väter auf immer von dieſer Stelle entfernt. Hab' ihnen auch die Cenſur der Bücher entzogen, hab' ferner dem Cardinal Migazzi geſtattet, ein Prieſterſeminar zu errichten, und die Oberaufſicht deſſelben den Jeſuiten zu entziehen. Hab' Alles reiflich in Erwägung gezogen, was mir der Cardinal in ſeinem Memoire über der Jeſuiten nachtheiligen Einfluß auf die Studien und die Wiſſenſchaft Ueberzeugendes geſagt hat, und bin bereitwillig auf alle ſeine Verbeſſerungsvorſchläge eingegangen. Ich denk' alſo, als Kaiſerin und Herrſcherin meine Pflicht gethan zu haben, und mein' auch, mich ſtreng genug gezeigt zu haben, denn da der Beichtvater der Erzherzoginnen, der Franz Leuer, es gewagt hat, gegen die Prinzeſſinnen in ungebührlichen Ausdrücken wider den Cardinal zu eifern, hab' ich ihn ſeiner Stelle entſetzt, und für immer aus Oeſterreich verbannt. Hab' alſo nit bewieſen, daß ich Partei nehm' für die Väter Jeſu, ſondern bin ſtreng und gerecht verfahren allzeit. Mehr aber ſollt Ihr nit verlangen, und mehr werd' ich nimmer thun! Will Allen gerecht werden, alſo auch den Jeſuiten, will ſie ferner ſchützen in meinen Landen, denn die Jeſuiten ſind die Vormauer aller Autoritäten, und ſo lange ſie aufrecht ſtehen, wird das freche Weſen der Anarchie und des Ungehorſams nimmer die Grenzen Oeſterreichs überſchreiten können*).

So lange die Jeſuiten aufrecht ſtehen, rief Joſeph, wird die Wiſſenſchaft, die Moral und die Religion in ihrem innerſten Weſen

*) Der Kaiſerin eigene Worte. Siehe Groß-Hoffinger I. S. 135.

gefährdet ſein! Weshalb nimmt der Adel jetzt überall ſeine Söhne aus den Jeſuiten-Collegien fort? Weil man allgemein bemerkt hat, daß die Zöglinge der Jeſuiten vor Allen durch ausgelaſſene Lebensart, durch Atheiſterei und die unſichere Moral des Probabilismus ausgezeichnet waren!*) Weshalb ſind bei uns die Wiſſenſchaften verfallen und nicht in dem Zuſtande, der ihnen gebührt? Ich antworte darauf nicht mit meinen Worten, ſondern mit denen, welche der Cardinal Migazzi in dem Memoire gebraucht, das er an Ew. Majeſtät gerichtet hat. „Der Jeſuiten-Orden hatte, wie alles Irdiſche, das allgemeine und klägliche Schickſal, welches will, daß ſich Alles ſeinem Untergang nähere, und die Väter ſcheinen durchaus von der guten Straße abzuweichen, auf welcher ſie einſt ſo ruhmwürdig dahingeſchritten waren.“ O, die Jeſuiten ſchreien über die Bosheit und den Haß ihrer Feinde, aber die zwei größten Feinde, welche ſie haben, ſind ihre eigene Unwiſſenheit und die zunehmende Geiſteskultur des Volkes!

Aber ſie haben Jahrhunderte durch Gutes und Großes geſchafft, rief die Kaiſerin, ſie haben Jahrhunderte durch die Wiſſenſchaft und Künſte gepflegt und behütet, die Bildung gefördert, und den Völkern ferner Welttheile das Chriſtenthum gebracht. Wenn Ihr jetzt, Ihr klugen jungen Leute, Alle vermeint, daß die Jeſuiten alte Leute ſind, welche nichts mehr zu leiſten vermögen, ſo ſollet Ihr ihnen mindeſtens die Ehrfurcht bezeigen, die man dem Alter ſchuldig iſt, und dem greiſen Orden, welchem ich die Macht genommen, zu ſchaden, ſolltet Ihr dankbar ſein für die Großthaten ſeiner Jugend!

Nein, Majeſtät, rief Joſeph erglühend in edlem Zorn, kein Volk hat die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen dies Inſtitut, das die ſchwärmeriſche Einbildungskraft eines ſpaniſchen Veteranen in einer der ſüdlichen Gegenden Europa's entwarf, welches eine Univerſalherrſchaft über den menſchlichen Geiſt zu erwerben ſuchte, und ſeinen Ruhm, die Ausbreitung ſeiner Größe und die Verfinſterung der übrigen Welt zum erſten Augenmerk ſeiner Pläne machte. Aber

*) Groß-Hoffinger I. S. 184.

am allerwenigſten hat Deutſchland Grund, den Jeſuiten dankbar zu ſein! Ehe ſie in Deutſchland bekannt geworden, war die Religion eine Glückſeligkeitslehre der Völker; aber die Jeſuiten haben ſie zu einem empörenden Bild umgeſchaffen, zum Gegenſtand ihres Ehrgeizes, und zum Deckmantel ihrer Entwürfe ſie herabgewürdigt. Der Jeſuiten Intoleranz war Schuld und Urſach, daß Deutſchland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte. Ihre Principien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und ſie allein ſind Urheber des entſetzlichen Edikts von Nantes geweſen! Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belohnungen, Ertheilung der größten Würden im Staate, das Ohr der Könige, und das Herz der Königinnen, Alles war ihrer weiſen Führung anvertraut! Man weiß aber nur zu ſehr, welchen Gebrauch ſie davon gemacht, welche Pläne ſie ausgeführt, und welche Feſſeln ſie den Nationen auferlegt haben. Wahrlich, wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, ſo müßte ich dieſe Menſchengattung haſſen, welche einen Fénélon verfolgt, und welche die bulla in coena Domini hervorgebracht, die ſo viel Verachtung für Rom erzeugt hat!*)

Nun, es will mich bedünken, daß der Herr Sohn eines tapferen Haſſes fähig iſt, und daß er ſich nicht zu beklagen hat über ſein allzu weiches und gutes Herz, rief Maria Thereſia mit flammenden Blicken. Ging's nach ihm, ſo würden die Väter Jeſu noch heute verbannt, und könnten geſchmäht und verhöhnt in der Fremde umherirren. Aber ſie würden freilich nit weit zu wandern haben, denn der König von Preußen, den doch mein Herr Sohn auch den weiſen und großen Friedrich nennt, der König von Preußen iſt gern bereit uns auch die Jeſuiten zu nehmen, wie er uns Schleſien genommen hat. Will auf all die Beſchuldigungen, welche der Herr Sohn gegen die Jeſuiten geſchleudert hat, Ihm auch nur antworten mit den Worten dieſes Königs, der ja doch allen modernen Freigeiſtern u

*) In dieſer ganzen Rede des Kaiſers iſt kein Wort Erfindung, ſondern ſie enthält nur die eigenen Worte des Kaiſers. Siehe: Briefe von Joſeph S. 15—16.

Philoſophen als Muſter vorleuchtet. Der König hat auch ſchon das Gerücht vernommen, welches jetzt die Welt durchrauſcht, das Gerücht, es wolle der heilige Papſt zu Rom den Orden der Jeſuiten ganz und gar aufheben, und in Bezug darauf hat der preußiſche König an ſeinen Agenten in Rom, den Abbé Colombine, ein Schreiben gerichtet, von welchem mir unſer dortiger Geſandter eine Abſchrift hat zugehen laſſen. Hab' ſie heute mit dem italieniſchen Courier bekommen, und es macht mir Freude, ſie dem Herrn Sohn vorzuleſen. Höre Er nur!

Die Kaiſerin nahm von ihrem Schreibtiſch ein Blatt Papier, und mit athemloſer Haſt, mit glühenden Wangen las ſie: „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will, jedoch ohne Prahlerei und Affektation, und ſuchen Sie auch eine ſchickliche Gelegenheit, es dem Papſt oder ſeinem erſten Miniſter zu ſagen, daß in Anſehung der Jeſuiten mein Entſchluß dahin gefaßt ſei, ſie auf alle Fälle in meinen Staaten in jenem Zuſtande, in welchem ſie ſich bis jetzt befanden, beizubehalten. Im Breslauer Frieden habe ich in Anſehung der Religion den Status quo für Schleſien garantirt. Ich habe in allen Rückſichten nie beſſere Prieſter als die Jeſuiten gefunden. Fügen Sie zugleich auch hinzu, daß, da ich in die Klaſſe der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich eben ſo wenig von der Obliegenheit, mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispenſiren könne." Friedrich.*)

Nun? rief die Kaiſerin, nachdem ſie zu Ende geleſen. Soll ich, die apoſtoliſche Majeſtät, mich beſchämen laſſen von dem Ketzerkönig? Wollt Ihr alles Ernſtes verlangen, daß ich einem katholiſchen Orden mich grauſamer zeige als ein proteſtantiſcher Fürſt? Nimmer und nimmer ſoll das geſchehen! Hab' in meinen Landen keine Urſach, den frommen Söhnen Loyola's zu zürnen, bin ihnen Lieb' und Dankbarkeit ſchuldig für viel Gutes und Schönes, das ſie nach langen Zeiten in Oeſterreich zu Stande gebracht, und will ſie dafür ſchützen und hochhalten, ſo lang' mir Gott das Leben läßt!

---

*) Peter Philipp Wolf: Allgemeine Geſchichte der Jeſuiten, Bd. 4. S. 53.

Der Kaiſer war eben im Begriff, eine heftige Antwort zu geben, als die Thür ſich öffnete und der Kammerhuſar mit feierlicher Stimme verkündete: Se. Durchlaucht der Fürſt Kaunitz, Se. Eminenz der päpſtliche Nuntius Monſignore Garampi!

Maria Thereſia befahl, ſie eintreten zu laſſen, und nahm wieder auf ihrem Fauteuil Platz, hinter welchem der Kaiſer ſich aufſtellte, die leuchtenden Blicke der Thür zugewandt, durch welche jetzt der Fürſt eintrat, Hand in Hand mit dem päpſtlichen Nuntius.

Beide Herren näherten ſich ſchweigend und mit feierlichem Ernſt der Monarchin, welche ihnen in geſpannter Erwartung entgegenſah, und dem Nuntius mit einem huldvollen Lächeln die Hand zum Kuſſe darreichte.

Bin wahrlich geſpannt, zu erfahren, was dieſe beiden Herren zu gemeinſamer Audienz zu mir führt! ſagte die Kaiſerin nach einer Pauſe. Man iſt's nit gewohnt, den Geſandten Sr. Heiligkeit des Papſtes gerade in Geſellſchaft des Fürſten Kaunitz Durchlaucht zu mir kommen zu ſehen und wenn Se. Eminenz es heute vorgezogen haben, ſtatt in Begleitung des Herrn Cardinals Migazzi, lieber in der des Herrn Fürſten Kaunitz zu kommen, ſo muß das wohl ſeine abſonderlichen und ungewöhnlichen Beweggründe haben.–

Das kommt daher, Majeſtät, ſagte Kaunitz ruhig, daß das, was der Herr Nuntius heute vorzutragen hat, eigentlich zunächſt nicht die Kirche allein, ſondern mehr noch den Staat angeht, und bei Staatsgeſchäften gebührt es wohl dem Reichskanzler und erſten Miniſter Eurer Majeſtät zugegen zu ſein.

Ew. Eminenz haben mich im Namen des Papſtes in Staatsgeſchäften zu ſprechen? fragte die Kaiſerin verwundert. Sprechen Sie alſo! Was iſt's, das Se. Heiligkeit Ihnen aufgetragen?

Der Nuntius nahm aus ſeinem Talar ein zuſammengefaltetes Pergamentblatt hervor, von welchem an ſeidenen Fäden die großen päpſtlichen Siegel herabhingen.

Se. Heiligkeit beauftragt mich, Ihro apoſtoliſchen Majeſtät ein Breve vorzuleſen, ſagte Monſignore Garampi feierlich. Wollen wir Ew. Majeſtät die Erlaubniß dazu ertheilen?

Leſen Sie! ſagte die Kaiſerin, indem ſie ſich aus ihrem Seſſel erhob, um die Botſchaft des Papſtes anzuhören.

Der Nuntius entfaltete das Pergament, und unter dem feierlichen, athemloſen Schweigen der Andern las er jenes Breve, welches ſeitdem in der Geſchichte nach ſeinen Anfangsworten den Namen: „Dominus ac Redemptor noster“ erhalten hat. Dieſes Breve begann mit einer Auseinanderſetzung, daß es von jeher in der Gewalt der Päpſte gelegen, religiöſe Orden zu begründen und aufzuheben, und daß die Päpſte zu allen Zeiten von dieſer Gewalt Gebrauch gemacht. So habe Gregor alle Bettelorden, Clemens V. den Tempelorden, Pius V. den Orden der Humiliatenbrüder ꝛc. aufgehoben. Sodann wandte ſich das Breve zu einer Beleuchtung des Jeſuitenordens. Es ſagte, dieſer Orden der Geſellſchaft Jeſu ſei von den Päpſten großmüthig und freigebig unterſtützt, wegen ſeines guten Zweckes, beizutragen zur Förderung der Frömmigkeit und Religion, zur Bekehrung der Ketzer und Ungläubigen. Es ſei aber in dieſer Geſellſchaft ſeit ihrem Entſtehen mannigfacher Saamen der Zwietracht und Eiferſucht aufgekeimt, nicht allein in ihrem Innern, ſondern auch gegen andere Orden, gegen Akademieen, Univerſitäten, öffentliche Schulen, ja ſogar ſelbſt gegen Fürſten, in deren Staaten ſie aufgenommen worden.

Als der Nuntius bis hierher geleſen, hielt er aufathmend einen Moment inne und ließ ſeine Blicke hinüber ſchweifen nach der Kaiſerin, die ihm mit bleichem Antlitz, mit unruhigen Blicken zugehört hatte, während das Antlitz des Kaiſers immer heller, immer ſtrahlender von Freude und Zuverſicht geworden war, und ſeine leuchtenden Augen die Blicke des Fürſten Kaunitz ſuchten, um in ihnen die Beſtätigung ſeiner Wünſche und Hoffnungen zu finden. Aber das Antlitz des Fürſten war ſo unbewegt und ehern, wie immer, kein Zug ſeines Geſichts, kein Zucken ſeiner Lippen verrieth bei ihm irgend eine Bewegung, ruhig und kalt hefteten ſich ſeine großen lichtblauen Augen auf den Nuntius und ſchweiften dann zuweilen langſam und theilnahmlos hinüber nach der Kaiſerin und ihrem Sohn.

Leſen Sie weiter, Eminenz, leſen Sie weiter! ſagte Maria Thereſia jetzt athemlos.

Der Nuntius verneigte ſich ein wenig, und mit lauter erhobener Stimme las er: „In Rückſicht, daß zwiſchen dem heiligen Stuhl und den Königen von Frankreich, Spanien, Portugal und beider Sicilien, deren Voreltern ſich durch angeerbte Frömmigkeit und Großmuth auszeichneten, Zwietracht entſtanden iſt, welche durch die Intriguen des Ordens der Geſellſchaft Jeſu hervorgerufen, in Betracht, daß dieſe Geſellſchaft die reichen Früchte nicht mehr bringen, und den Nutzen nicht mehr ſchaffen kann, welchen ſie geſtiftet; in Betracht deſſen heben wir mit reifer Ueberlegung, aus gewiſſer Kenntniß und aus der Fülle der apoſtoliſchen Macht, die erwähnte Geſellſchaft auf, unterdrücken ſie, löſchen ſie aus, ſchaffen ſie ab.“*)

Ein durchdringender Schrei tönte von den Lippen der Kaiſerin und wie zerſchmettert von der unerwarteten Nachricht, taumelte ſie rückwärts und ſank laut ächzend wieder in den Fauteuil nieder. Als aber der Kaiſer ſich zu ihr niederbeugte, als er zu ihr ſprechen wollte, wehrte ſie ihn mit Heftigkeit zurück.

Schweig, ſagte ſie heftig. Will zu dieſer Stund' weder tröſtliche noch triumphirende Wort' von Dir vernehmen. Rath' Dir ab, Deine Freude nit gar ſo laut werden zu laſſen, denn noch bin ich allein Herrin in meinen Landen, und keine andere Stimme hat zu gebieten als die meine!

Und indem ihre flammenden Blicke ſich mit einem drohenden Ausdruck jetzt auf den Nuntius hefteten, ſagte ſie: Se. Heiligkeit hat es nicht für nöthig erachtet, ſich vorher wegen dieſer traurigen und höchſt betrübenden Angelegenheit mit mir und meinem Hofe zu verſtändigen, wie er das ohne Zweifel mit den Höfen von Spanien und Frankreich gethan. Mögen dieſe alſo das heilige Breve, deſſen Inhalt ihnen natürlich kein Geheimniß geweſen, unverzüglich verkünden. Mich hat dies Geheimniß wie ein Blitzſtrahl überraſcht,

*) Dr. Adam Wolf, Oeſterreich unter Maria Thereſia, Seite 430.

und ich muß mir erſt Zeit gönnen, mich zu erholen, um meine Entſchließungen zu treffen.

Nein, Majeſtät, ſagte der Nuntius, Niemand hat dieſes Breve gekannt, Niemand hat vor ſeinem Erſcheinen mit Beſtimmtheit von demſelben gewußt. Im tiefſten Geheimniß, in der Stille der Nacht hat Se. Heiligkeit es mit dem Kardinal Zelada ausgearbeitet, und weder die Geſandten in Rom, noch die Congregation der Jeſuiten wußten etwas davon.*) Auch hat Se. Heiligkeit mich ausdrücklich ermächtigt und mir befohlen, Ihro apoſtoliſchen Majeſtät der Kaiſerin Maria Thereſia von ihm zu ſagen: „daß Se. Heiligkeit es der Kaiſerin und der ganzen Welt verſichere, er habe ſich in der Jeſuiten-Angelegenheit nicht durch irgend eine Rückſicht der Welt, auch nicht aus Zwang oder Gefälligkeit für die bourboniſchen Höfe beſtimmen laſſen, ſondern ſei einzig und allein den Befehlen ſeines Gewiſſens und ſeiner reiflichen Ueberlegung gefolgt.“**) Mit Gebet und Einſamkeit hat er ſich vorbereitet zu dem großen, ernſten Schritt, mit Gebet hat er ihn vollendet. Und jetzt beſchwört und bittet Se. Heiligkeit die Allerchriſtlichſte Kaiſerin, für Ihre Lande ſeinem Breve die Beſtätigung zu ertheilen, auf daß alle Welt erkennen möge, welche unerſchütterliche Eintracht herrſchet zwiſchen dem heiligen Stuhl zu Rom und dem Kaiſerhofe Oeſterreichs.

Das iſt der Moment, wo die Staatsgeſchäfte beginnen, ſagte Kaunitz, ſich der Kaiſerin nähernd. Ich bitte Ew. Majeſtät, mir den ſchriftlichen Befehl zuzuſtellen zur Publicirung des Breve, welches ich alsdann dem Kardinal Migazzi mitzutheilen habe.

Bitt' Er nicht, Seine Bitte kommt zu früh! rief die Kaiſerin heftig. Bin noch nit entſchloſſen zu thun, was Er verlangt. Hat Se. Heiligkeit, ohne mich zu fragen und mich nur zu benachrichtigen, ohne mich auch nur einer vertraulichen Mittheilung zu würdigen, ſeine Entſchließungen getroffen, ſo werde ich nun auch, ohne Rückſicht auf den päpſtlichen Stuhl, die meinigen treffen.

---

*) Adam Wolf, Maria Thereſia ꝛc., S. 430.

**) Ebendaſelbſt, S. 431.

Aber ich bin von der Weisheit und Erhabenheit Eurer Majestät überzeugt, daß diese Ihre Entschließungen im Einklang stehen werden mit denen des heiligen Vaters zu Rom! rief Joseph glühend, und indem er halb ein Knie vor der Kaiserin beugte und ihre Hand an seine Lippen drückte, fuhr er fort: „O Majestät, lassen Sie diese Stunde zu einer segenbringenden für Ihre Völker werden! Geben Sie Ihrem Sohne das heilige und schöne Vorrecht, im Namen aller dieser Völker zu Ihnen zu flehen: erlösen Sie uns aus den tyrannischen Händen, welche bis hierher unsern Geist gefesselt und in Banden hielten, befreien Sie uns von dem Zwang, den die Jesuiten über unsere Gewissen und unsere Herzen ausgeübt. O seien Sie diesmal, wie immer, unsere weise Mutter, welche nichts will, als das Wohl Ihres Volkes, nichts begehrt als die Größe Ihres Landes! O meine Kaiserin und Herrin, es ist ein großer erhabener Entschluß, den ich im Namen Oesterreichs von Ihnen erflehe, aber mit goldenen Lettern wird der Genius der Weltgeschichte ihn einzeichnen in seine Bücher, und leuchtend wird er den kommenden Geschlechtern entgegenstrahlen als ein Denkmal der Erhabenheit und Größe Maria Thresia's, die ihr eigenes Herz überwand, um ihrem Volk genug zu thun. O meine Mutter, wenn in meinem Herzen noch irgend eine Stelle gewesen, zu welcher die Liebe und Anbetung für Ew. Majestät nicht gedrungen, so wird mein ganzes Herz davon erfüllt werden zu dieser Stunde, in welcher Ew. Majestät einen neuen Segen und eine neue Kraft über Oesterreich ausgießen, indem Sie das Wort des Papstes bestätigen und Oesterreich frei machen von der Gewalt der Jesuiten!"

Ich kann nicht, ich kann nicht! rief Maria Thresia, wider ihren Willen tief bewegt von den glühenden Worten ihres Sohnes, der jetzt noch immer vor ihr knieend, mit leuchtenden Augen zu ihr aufschaute. Nein, ich kann nicht thun, was ich für grausam und verderblich halte. Die frommen Väter haben allzeit treu zu uns gehalten, seit mehr als einem Jahrhundert sind sie die Beichtväter unseres Hauses gewesen, unsere Geheimnisse sind in ihrer Brust fest und sicher bewahrt gewesen, als habe sie nur das Ohr Got[illegible]

vernommen, ich kann ihre Treue gegen uns nicht lohnen mit grauſamer Untreue! Stehe alſo auf, mein Sohn, denn ich kann Dir Deinen Wunſch nicht erfüllen.

Der Kaiſer richtete ſich mit finſterm Antlitz und düſtern Blicken empor und trat zurück. Aber jetzt näherte ſich der Kaiſerin, die ſich wieder von ihrem Seſſel erhoben hatte, Fürſt Kaunitz, und tiefer, wie er es ſonſt gewohnt war, ſich vor ihr neigend, ſagte er mit ſeiner kalten, beſonnenen Ruhe: Ich bitte Ew. Majeſtät jetzt, auch mir einen Moment Gehör zu gönnen.

Spreche Er, Herr Fürſt, rief die Kaiſerin ungeduldig, aber ich ſag' Ihm zuvor, meinen Entſchluß wird Er diesmal nit ändern! Weiß wohl, daß Er, ſo wie der Kaiſer, ein Feind der Jeſuiten iſt, und daß Euch Beide das päpſtliche Breve gar ſehr erfreut. Will Euch Beiden aber nicht den Willen thun, will mich nit einſchüchtern laſſen von Eurer Freude und Eurem Zorn: noch bin ich die Herrſcherin, und alſo will ich entſcheiden!

Auch will ich es nicht wagen, gegen dieſe Entſcheidung anzukämpfen, ſagte Kaunitz gelaſſen. Nur auf das, was Ew. Majeſtät vorher geſagt in Bezug auf die Treue und Verſchwiegenheit der Jeſuiten, welche kaiſerliche Beichtväter geweſen, möchte ich mir Erlaubniß erbitten, Ew. Majeſtät einige Worte zu erwidern.

Ah, alſo eine neue Beſchuldigung, rief die Kaiſerin hohnlächelnd. Laſſe Er hören!

Ich wünſchte ſie indeſſen nur vor den Ohren Ew. Majeſtät hören zu laſſen, ſagte Kauniß, und ich möchte Ew. Majeſtät um die Gnade bitten, mir auf einige Minuten eine Privat-Audienz zu bewilligen. Ew. Majeſtät haben ein ſcharfes Ohr, und ich vermag leiſe zu ſprechen. Ich bin überzeugt, daß man dort drüben in der Fenſterniſche nicht verſtehen möchte, was wir hier Beide ſprechen werden!

Maria Thereſia blickte unſchlüſſig und verlegen auf den Kaiſer hin, der indeſſen die ungewöhnliche Bitte des Fürſten mit vollkommener Gelaſſenheit und einem unbefangenen Lächeln aufnahm.

Kommen Sie, Monſignore, ſagte Joſeph heiter, indem er ſeinen Arm vertraulich unter den Arm des Nuntius ſchob, kommen Sie,

und laſſen Sie uns verſuchen, ob Se. Durchlaucht Recht hat und ob man wirklich dort in der Fenſterniſche nichts zu hören vermag von den geheimnißvollen Worten, welche der Herr Fürſt jetzt zu der Kaiſerin ſprechen wird.

Die Kaiſerin blickte ihrem Sohne nach, bis dieſer mit dem Nuntius ſich in die äußerſte Fenſterniſche zurückgezogen hatte.

Jetzt red' Er, ſagte ſie dann, ſich an den Fürſten wendend, der gelaſſen ein zuſammengefaltetes Papier aus ſeinem Buſen hervorgezogen hatte, und es langſam und ſpielend aus einer ſeiner Hände in die andere ſchob.

Ew. Majeſtät bemerkten vorher, ſagte Kaunitz leiſe, die Jeſuiten ſeien ſeit einem Jahrhundert die treuen und verſchwiegenen Beichtväter der kaiſerlichen Familie geweſen, und Ihre Geheimniſſe ſeien in ihrer Bruſt ſo feſt und ſicher bewahrt worden, als habe ſie nur das Ohr Gottes vernommen. Sind Ew. Majeſtät feſt überzeugt, das dem ſo iſt?

Ich bin davon feſt überzeugt, ſagte die Kaiſerin laut und energiſch. Ich habe meinem Beichtvater alle meine Geheimniſſe anvertraut, und er hat mich niemals verrathen, ja ich bin überzeugt, daß er ſelbſt nicht mit Gott von Dem geſprochen, was ich ihm in der heiligen Beichte anvertraut.

Und iſt denn das am Ende ein ſo großes Verdienſt? fragte Kaunitz gelaſſen. Gilt es nicht in der katholiſchen Kirche für ein heiliges, unverbrüchliches Geſetz, daß der Prieſter die Geheimniſſe des Beichtſtuhls bewahren muß, und ſie nur dann verrathen und mittheilen darf, wenn ein ausdrücklicher Dispens des Papſtes ihn dazu ermächtigt?

Es iſt ſo, ſagte die Kaiſerin, und Er ſieht alſo, daß ſich die frommen Väter Jeſu den Geſetzen der Kirche gehorſam unterwerfen, denn das Beichtgeheimniß iſt ihnen, wie allen andern Prieſtern, heilig.

Verzeihen mir Ew. Majeſtät noch eine Frage. Wird nicht auch der Prieſter, welcher die Beichtgeheimniſſe verräth, ohne vom Papſt dazu ermächtigt zu ſein, von der Kirche als ein Verbrecher bezeichnet, *wird er nicht* als ein Uebelthäter ausgeſtoßen, auf immer von ſeinen

Amt enthoben und muß in ſtrenger Kloſterhaft büßen für ſeinen Verrath?

Ja, Er hat Recht, Herr Fürſt! Wer das Beichtgeheimniß verräth, den nennt das Geſetz des Papſtes einen Verbrecher, die heilige Kirche ſtößt ihn aus, und niemals wieder darf er die Functionen der Prieſter verrichten.

Dann, Majeſtät, war der Papſt wohl befugt, den Orden der Jeſuiten zu beſtrafen, ſagte Kaunitz, dann werden Ew. Majeſtät die weiſe Anordnung des Papſtes billigen müſſen. Denn dieſes Papier führt den Beweis, daß der Orden nicht viel hält von der Geheimhaltung der Beichte, und daß es wenig auf ſich hat mit der Treue und der Verſchwiegenheit der kaiſerlichen Beichtväter. Wollen Ew. Majeſtät die Gnade haben, dies Papier anzuſchauen?

Er reichte mit einem leiſen Neigen ſeines ſtolzen Hauptes der Kaiſerin das Papier dar, welches ſie haſtig nahm und auseinander ſchlug. Aber wie ſie alsdann die Augen darauf heftete, zuckte ſie zuſammen, und ihre Wangen erbleichten. Was iſt das? murmelte ſie entſetzt, indem ſie halblaut las: „Beichte der Kaiſerin Maria Thereſia, gehalten am 20. Mai 1772 und von mir unmittelbar nachher niedergeſchrieben.“ — Aber dies iſt eine Verleumdung, eine Intrigue, mit welcher man mich zu überraſchen trachtet! O, Durchlaucht, es iſt das eine ziemlich plumpe Lüge, welche Seinem Scharfſinn wenig Ehre macht!

Ich lüge niemals, ſagte der Fürſt ernſt. Ew. Majeſtät haben ja überdies nur nöthig das Blatt umzuſchlagen, um zu leſen, was da geſchrieben ſteht. Ew. Majeſtät allein können ja wiſſen, ob Ihre damals gehaltene Beichte wirklich dem entſpricht, was dieſes Blatt enthält.

Die Kaiſerin warf einen ſchnellen forſchenden Blick auf den Fürſten, dann ſchlug ſie das Blatt um und heftete ihre Augen auf das Papier.

Eine tiefe, durch keinen Laut, keinen Seufzer unterbrochene Stille herrſchte jetzt in dem Gemach. Drüben in der Fenſterniſche ſtand der Kaiſer mit ineinandergeſchlagenen Armen, neben ihm der

Nuntius, die Hände über der Bruſt gefalten. Beide ſchauten mit ernſten, geſpannten Blicken hinüber zu der Kaiſerin, welche immerfort las, und auf deren Antlitz der Fürſt ſeine kalten, ſtieren Augen gerichtet hielt.

Jetzt ließ Maria Thereſia die Hand, welche noch immer das Papier hielt, ſinken, und ſtarrte düſter und in ſich gekehrt zur Erde nieder. Es iſt keine Verleumdung, murmelte ſie leiſe in ſich hinein. O ich entſinne mich ſehr wohl jenes Tages, an welchem ich Porhammer, um meinem geängſteten Herzen Erleichterung zu ſchaffen, jene Beichte hielt. Der Fürſt hatte mir eben die Nothwendigkeit auseinandergeſetzt, daß Oeſterreich ſeinen Antheil forderte an der Theilung Polens, und ich hatte endlich, obwohl widerſtrebend, nachgegeben. Da ließ ich Porhammer kommen, und in heiliger Beichte vertraute ich ihm alle die Zweifel und Beängſtigungen meines Gewiſſens an. Und Alles, was ich geſagt, das ſteht da Wort für Wort geſchrieben! Es iſt, als wenn ich in einen Spiegel ſchaue, und da mein eigen zuckend Herz erblicke. Sag' Er mir, Herr Fürſt, fuhr ſie dann fort, ihr Haupt raſch erhebend und Kaunitz mit blitzenden Augen anſchauend, ſag' Er mir ſchnell und ohne Umſchweife, woher hat Er das Papier?

Se. Heiligkeit der Papſt Ganganelli hat es mir geſandt, ſagt Kaunitz. Ew. Majeſtät wiſſen, daß auf Befehl des Papſtes de Jeſuiten-General Ricci vor einigen Monaten verhaftet und auf d Engelsburg gebracht ward. Bei dieſer Gelegenheit unterſuchte m ſeine Papiere und fand da dieſe Schrift, welche der treue Porhamm ſeinem General geſandt hatte.*)

Die Kaiſerin ächzte laut auf, und zerknitterte in ihrem zornig n Schmerz das Papier in ihrer Hand. Wahrlich, es iſt eine ſcha f und ſchneidende Waffe, welche Ihm da der Papſt geſandt hat, ſa ſie dann nach einer Pauſe, und Er hat mein Herz damit getroffe daß es blutet. Muß es freilich zugeben, daß der Mann, dem ich

*) v. Hormayr, Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. 2. Jahrgang. Seite 55. — Preuß, Friedrich der Große. Th. IV. S. 38.

mein Lebtag vertraut, der zwanzig Jahre mein Beichtvater geweſen, daß der Mann ein Verräther geweſen! Aber das Eine böſe Beiſpiel entſcheidet nicht für Alle! Weil der Porhammer ein Verräther und Meineidiger iſt, kann man nit den ganzen Orden verdammen.

Aber er ſcheint doch in Uebereinſtimmung mit dem General des Ordens gehandelt zu haben, ſagte Kaunitz bedächtig. Ricci hat dieſe geſchriebene Beichte empfangen und wohl aufbewahrt, ohne den Pater für dieſen Verrath zu züchtigen.

Er hat Recht! ſagte die Kaiſerin raſch. Der Ordensgeneral wußte um das Verbrechen und beſtrafte es nicht! Ach, nun iſt meine Hand gelähmt, und ich kann den Blitz nicht mehr aufhalten, der herniederfährt, den Orden zu zerſchmettern. Möge denn geſchehen, was ich nicht mehr hindern darf!

Aber dies da, fuhr ſie fort, indem ſie auf das zerknitterte Papier in ihrer Hand deutete, dies da bleibe ein Geheimniß zwiſchen uns. Ich dank's Ihm, daß er nit im Beiſein und vor den Ohren des Kaiſers mir das Dementi gegeben, es würd' mich ſehr beſchämt und den Joſeph gar ſehr erfreut haben. Werd's Ihm nimmer vergeſſen, wie taktvoll und ſchonend Er Sich in dieſer Sach' gegen mich benommen, werd' Ihm auch dafür mein Leblang eine wohlaffectionirte und treue Kaiſerin bleiben, und er kann allzeit auf mich zählen!

Sie nickte ihm freundlich zu und that dann einige Schritte vor, indem ſie den beiden Herren, welche in der Fenſterniſche ſtanden, mit erhobener Hand winkte, zu ihr zu kommen.

Tritt hierher zu mir, mein Sohn, ſagte die Kaiſerin, Joſeph die Hand darreichend. Haſt vorher gar eindringliche und feurige Worte zu mir geſprochen, und ſollſt jetzt ſehen, daß ſie nit ungehört an meinem Ohr und meinem Herzen vorübergerauſcht ſind. Sie Beide aber, meine Herren, Sie, Herr Nuntius, und Er, Herr Fürſt, vernehmen Sie jetzt, was die Kaiſerin Maria Thereſia Ihnen zu ſagen hat, und was, ſo hoffe ich, den Beifall meines Mitregenten und Sohnes, des Kaiſers Joſeph, haben wird. Monſignore, Sie haben mir im Auftrage Sr. Heiligkeit das Breve des Papſtes Clemens XIV. vorgeleſen, welches den Orden der Jeſuiten vernichtet.

Ich meinestheils würde mich niemals haben veranlaßt gesehen, di Jesuiten in meinen Staaten zu unterdrücken. Da jedoch Seine Hei ligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig erachtet, so werd ich mich als eine treue gehorsame Tochter der Kirche nicht länge widersetzen, und bin bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen.* Berichten Sie das Sr. Heiligkeit, und damit Sie sehen, daß ic mich beeile, seinen Befehlen zu genügen, verweilen Sie noch eine Moment.

Sie trat zu ihrem Schreibtisch und warf mit flüchtiger Hand einige Zeilen auf ein Papier, das sie alsdann dem Fürsten Kaunit darreichte.

Herr Fürst, sagte sie, Er bat mich vorher, Ihm, um der Form zu genügen, in einem eigenen Handbillet den Befehl zu ertheilen, da Aufhebungsbreve des Papstes vollziehen zu lassen. Nehme Er da Billet hier und begebe Er Sich damit zum Cardinal Migazzi. Se Eminenz möge alsdann das Weitere verfügen, und die Begräbniß feier für den armen, verblichenen Orden veranlassen!

Sie wandte ihr Haupt hastig ab, um Niemand die Thräne sehen zu lassen, welche auf einmal ihren Augen entstürzten, und durch schritt das Gemach, um sich hinaus zu begeben. Tief ergriffen un schweigend schauten der Kaiser und die beiden Minister der hohe Gestalt der Kaiserin nach, welche gebeugt und kummerbelastet der Thü zuwankte. Aber an dieser Thür wandte sich die Kaiserin noch einm um, und ließ die Herren ihr zuckendes Antlitz und ihre von Thräne überflutheten, bleichen Wangen sehen.

Wenn der Cardinal in's Jesuiten-Collegium fährt, ihnen da Aufhebungsbreve vorzulesen, sagte Maria Theresia laut und gebiet risch, so soll ihm ein kaiserlicher Commissarius beigegeben werde Dieser Commissarius hat sogleich nach der Kundmachung den Jesuite meinen Schutz und meine Gnade zu versprechen, wenn sie als e treue Diener der Kirche und des Staats sich aufführen werde Auch soll ihnen in meinem Namen gesagt werden, daß ich befe

*) Groß-Hoffinger I. S. 193. Der Kaiserin eigene Worte.

es solle mit allem Glimpf, Gelindigkeit und gutem Anstand gegen sie verfahren werden, und daß ich's auch künftig nimmer dulden werde, daß man den gewesenen Jesuiten mit Unanständigkeit und Hohn begegne.*) Sie nickte noch einmal leicht mit dem Kopf und ging hinaus.

Schweigend schauten die Herren ihr nach. Keiner wagte die Größe und Bedeutsamkeit dieses Moments durch irgend ein Wort zu entweihen. Ohne ein Wort zu sagen, machte daher der Nuntius dem Kaiser seine ceremonielle Abschiedsverbeugung; als aber dann auch Kaunitz sich verneigen wollte, schritt der Kaiser rasch auf ihn zu und schloß ihn fest und innig in seine Arme.

Ich danke Ihnen, flüsterte er leise. Sie haben alle Ihre Versprechungen erfüllt, Sie haben Oesterreich groß und frei gemacht. Ich werde Ihnen das nie vergessen und bleibe Ihr Schuldner so lang' ich lebe! —

Ernst und schweigend schritten sodann die beiden Herren durch den Vorsaal und über die Treppe hinab zu dem großen Portal, vor welchem ihre Staatscarossen hielten.

Fürst Kaunitz nickte dem Nuntius einen letzten stummen Abschiedsgruß zu, und angstvoll erbebend vor der rauhen Luft des Septembertages**), gegen den er sich indeß durch sechs Mäntel und einen Muff geschützt hatte, eilte er in seine dicht geschlossene Kutsche. Aber als die Thür hinter ihm geschlossen war, und der Wagen mit ihm dahinrollte, ließ der Fürst den Muff, den er sich angstvoll vor den Mund gehalten, herabgleiten, und, — etwas Unerhörtes und Seltenes! — ein Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

Wie's nun auch kommen möge, sagte er bedächtig, ich werde Minister, das heißt, Oesterreichs unumschränkter Beherrscher bleiben. Ob nun Maria Theresia oder Joseph Kaiser von Oesterreich sich nennen wird, ich werde sein Herrscher bleiben. Beiden bin ich

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Adam Wolf, Maria Theresia ꝛc. S. 432.

**) Das Aufhebungsbreve langte am 10. September 1763 in Wien an.

unentbehrlich, Beide haben ſie erkannt, welchen Schatz ſie an mir beſitzen, und haben mich ihrer ewigen Dankbarkeit verſichert. Polen iſt gefallen, die Jeſuiten ſind geſtürzt, aber Kaunitz wird immerdar aufrecht ſtehen, eine Säule, an welche Oeſterreich und ſein Kaiſerhaus ſich anlehnen! —

Am andern Tage fuhr ein Schrei der Ueberraſchung und des Entſetzens durch ganz Wien, denn wie die Windsbraut ſauſete die Nachricht durch alle Straßen und durch alle Häuſer: „der Jeſuiten-Orden iſt aufgehoben! Cardinal Migazzi iſt ſo eben in's Jeſuiter-Collegium gefahren, um den frommen Vätern das Breve des Papſtes vorzuleſen, und ſie aufzufordern, binnen vier Wochen ihre Häuſer zu räumen und ihre Ordenskleider abzulegen!"

Und ſo geſchah es! Vier Wochen nach dem Tage, an welchem der Cardinal im Jeſuiten-Collegium das Breve vorgeleſen, öffneten ſich die Pforten des Gebäudes und ein ſeltſamer, feierlicher Anblick bot ſich der Menge dar, welche Kopf an Kopf gedrängt, die ganze Straße erfüllte.

Angeführt von ihren Obern, gingen die Jeſuiten in ihren langen ſchwarzen Ordenskleidern, den ſchmal und lang aufgeſchlagenen Hut auf dem Haupt, den Roſenkranz an dem blauen Gürtel hängend, aus dieſem großen, finſtern Gebäude hinaus, das ſie ſeit einem Jahrhundert innegehabt. Jeder von ihnen trug eine Bibel oder ein Erbauungsbuch unter dem Arm, Aller Geſichter waren traurig und bleich, Aller Lippen feſt auf einander gepreßt, als wollten ſie das Wort des Unmuths, oder den Seufzer des Schmerzes zurückhalten. Nur ihre finſterblitzenden Augen ſprachen zu der Menge und ſchienen unter dieſen Hunderten nach einem befreundeten Geſicht, einem theilnehmenden Auge zu ſuchen. — Aber das Volk ſchaute in dumpfer Beſtürzung dieſem ſeltſamen, aus lebendigen Leichen beſtehenden Leichenzuge zu, und nur hier und da ſah man ein altes Mütterchen weinend ihre Hände falten, eine reichgeputzte Dame an einem Fenſter der Häuſer, vor welchen der Zug vorüberkam, ihr Taſchentuch auf ihre Augen drücken.

Kein Ruf, kein Gruß, aber auch keine Verwünſchung und kein

Hohn ertönte aus dieſer Menge, die überall ſchweigend ſich aufthat und dieſen feierlichen, ſchwarzen Zug, der ſich langſam in ihrer Mitte fortſchlängelte, hindurch ließ.

So unter athemloſer Stille, umwogt von dem Volk, bewegte ſich der Zug weiter durch die Straßen dahin bis zu dem Kohlmarkt. In der Mitte deſſelben hielt der Rector an, und in einem weiten Kreis ſammelten ſich um ihn die Ordensbrüder.

Jetzt entblößte der Rector ſein Haupt, die Jeſuiten folgten ſeinem Beiſpiel; ſie neigten ihr Haupt zum Gebet; und das Volk, hingeriſſen von dem feierlichen, tiefernſten Anblick, plötzlich von wunderbarem, großmüthigem Mitleid ergriffen für dieſe Ausgeſtoßenen, Vertriebenen, die von dieſer Stunde an keinen Namen, keinen Stand und keinen Beruf mehr haben und auf ewig von der Welt verſchwinden ſollten; das Volk ſchaute jetzt mit Thränen auf die ſchwarzen Geſtalten, die mit geſenkten Häuptern daſtanden, und in einem letzten Gebet Abſchied nahmen von ihrer großen Vergangenheit und ihren großen Erinnerungen; das Volk ſank auf ſeine Kniee nieder um zum letzten Male mit den frommen Vätern die Gebete zu beten, welche es von ihnen gelernt!

Es war ein letzter Triumph, eine letzte Schauſtellung, welche die klugen Väter ſich bereitet hatten. Jetzt war das Gebet beendet, und der Rector trat zu Denen, welche ihn umgaben, und reichte ihnen die Hand. Und jeder dieſer bleichen, finſtern Männer flüſterte leiſe einige Worte, auf die der Rector leiſe eine Antwort gab.

So ſchritt der Rector immer weiter, weiter durch die Reihen der Ordensbrüder, und als er von Jedem mit einem Händedruck Abſchied genommen, Jedem leiſe einige Worte geſagt, trat er aus ihrem Kreis heraus und ſchritt langſam, nur von zwei Jeſuiten begleitet, von dannen, hinein in die Menge, in deren Gewoge er bald verſchwunden war.

Und ſeinem Beiſpiel folgten jetzt alle Ordensbrüder. Schweigend und düſter verloren ſie ſich hier- und dorthin, und bald war von all dieſen ſchwarzen Geſtalten nichts mehr zu ſehen, als hier und dort ein ſchwarzer, lang aufgekrämpter Hut, der über den Köpfen

des Volks ſich fortzubewegen ſchien, und endlich auch in der Ferne verſchwand.

Das war das Leichenbegängniß der Jeſuiten, welche ein Machtſpruch Ganganelli's getödtet hatte, von welchen die Wiener meinten an dieſem Tage für immer Abſchied genommen zu haben, und von welchen die ganze Welt glaubte, daß ſie für immer geſtorben ſeien. —

Sie aber wußten es beſſer, ſie glaubten nicht an ihren Tod, und die Worte, welche der Jeſuitenrector, Abſchied nehmend, zu ſeinen Brüdern geflüſtert, bezeugten das.

Wann wird unſer Orden wieder auferſtehen? hatte Jeder von ihnen gefragt.

Und Jedem von ihnen hatte der Rector geantwortet: „Er wird auferſtehen, wann ſeine Zeit gekommen iſt. Harret auf dieſe Zeit. Unſterblich wie die Seele iſt der Orden Loyola's!“

Viertes Buch.

In Wien.

I.

Herzenskämpfe.

Die acht Tage Frist, welche die Kaiserin der Comtesse Starhemrg gegeben, waren verflossen, und am Morgen des achten sollte die nge Gräfin sich entscheiden, ob sie den ihr von der Kaiserin bestimmn Gemahl annehmen, oder als Nonne in ein Kloster gehen wolle.

Die Gräfin hatte diese acht Tage in einer seltsamen, fieberhaften ufregung zugebracht, und sowohl ihr Oheim, als die ganze Dienerhaft des Hauses, hatten viel von ihren Launen zu leiden gehabt, nd in heimlicher Angst und Sorge viel um sie gelitten.

Sie wird sich das Leben nehmen, flüsterten die Diener unter ander, wenn sie die Gräfin mit jedem Morgen bleicher aus ihren mächern hervortreten sahen, um, stumm an ihnen vorüberschreitend, abzugehen in den Hof, dort das wildeste und unbändigste ihrer rde zu besteigen, und von ihren beiden Dienern begleitet von nen zu reiten. Wenn sie dann nach vielen Stunden heimkehrte, wußten die beiden Diener viel zu erzählen von dem wilden Ritt Gräfin, wie sie im Augarten im rasendsten Galopp durch die en dahin gebrauft, so daß die Diener ihr kaum zu folgen verht, wie sie dann wieder auf einmal ihr Pferd angehalten, und ß unbeweglich und starr, das Haupt vornüber geneigt an den ls ihres Pferdes, stundenlang auf derselben Stelle verweilte. ter der Diener wollte behaupten, sie habe vor Ermattung geschlader andere versicherte, er habe gesehen, daß die Gräfin bitterlich int habe. Und der allerunangenehmste und ärgerlichste Umstand diesen Erzählungen der Diener war es für den alten Grafen rhemberg, daß unglücklicherweise seine Nichte diesen seltsamen erien gerade an solchen Stellen des Augartens sich hingegeben, sie nicht unbemerkt geblieben. Denn dreimal war, wie die Diener

erzählten, der Kaiſer Joſeph allein, und wie er es pflegte, nur von einem einzigen Jockey begleitet, die einſame Allee hinter ihr herauf geritten gekommen. Aber die Gräfin hatte ihn nicht eher bemerkt, bis der Kaiſer dicht bei ihr war, bis er mit lauter Stimme ihren Namen rief und ſie begrüßte. Die beiden erſten Male, wo dies geſchah, hatte die Gräfin einen Schrei des Entſetzens ausgeſtoßen; ſich flüchtig vor dem Kaiſer verneigend, hatte ſie ihrem Pferd die Sporen in die Seiten gedrückt und war mit wildem Ruf von dannen geſprengt.

Aber das dritte Mal hatte der Kaiſer, welcher ſie von fern gewahrte, und ſah, daß ſie, das Haupt vornüber geneigt, das Antlitz ganz begraben in den dichten Mähnen des Arabers, ſein Kommen gar nicht gewahrte, einen Seitenweg eingeſchlagen, welcher dicht neben dem Platz ausmündete, wo die Gräfin hielt. So war er, aus dieſem Seitenweg hervorkommend, plötzlich neben ihr geweſen. Die Gräfin hatte wieder, wie die beiden erſten Male, von dannen ſprengen wollen; aber der Kaiſer war dem zuvorgekommen, indem er mit einem raſchen Griff die Zügel ihres Pferdes angehalten und es zum Stehen gezwungen hatte.

Nun hatte die Gräfin einen ſo wilden, drohenden Schrei ausgeſtoßen, daß die Diener erzählten, ſie hätten gefühlt, wie ſie ſelber vor Schrecken erblaßten, und gedacht, der Kaiſer müßte nun ſehr böſe werden über den reſpektwidrigen Schrei. Aber der Kaiſer hatte gelacht, und mit lauter freundlicher Stimme hatte er geſagt: Jetzt ſind Sie meine Gefangene, Gräfin, und nicht eher gebe ich die ſchöne Amazone frei, bis ſie mir ſagt, weshalb ſie mich ſo hartnäckig flieht, und weshalb man ſie überhaupt niemals mehr bei Hofe ſieht?

Bei dieſen Worten des Kaiſers war die Gräfin ſo bleich geworden, daß die Diener vermeint hatten, ſie würde ſterben, und daß der Kaiſer ganz angſtvoll gefragt hatte: Aber mein Gott, Comteſſe, was fehlt Ihnen? Sie werden ohnmächtig werden?

Da war die Gräfin plötzlich in ein lautes Lachen ausgebrochen, und mit einem gewaltigen Ruck ihr Pferd von der Hand des Kaiſers *losmachend*, war ſie vorwärts geſprengt. Aber der Kaiſer hatte

seinem Pferd die Sporen in die Seiten gedrückt und war ihr nachgeeilt. Nun war ein wildes Jagen, ein rasendes Wettrennen gefolgt. Mit lautem Ruf hatte die Gräfin ihr Pferd angetrieben, zornig hatte sie es geschlagen mit der Reitgerte, daß das Pferd sich hoch aufbäumte, und da war der Kaiser wieder an ihrer Seite gewesen, und den Moment benutzend, hatte er abermals ihr Pferd beim Zügel ergriffen.

Zum zweiten Male gefangen! hatte er mit einem fröhlichen Lachen gerufen.

Da hatte die Comtesse ihn angeschaut mit bösen, blitzenden Augen. Weshalb lachen Ew. Majestät? hatte sie gefragt.

Weil ich finde, daß wir da eine allerliebste komische Scene aufgeführt haben, hatte der Kaiser geantwortet. Aber schauen Sie mich nicht so zornig an, Comtesse, ich fürchte mich doch nicht vor Ihren schönen Augen. Sie müssen mir Rede stehen, und ich lasse Sie nicht frei, bevor Sie mir nicht meine Frage beantworten: weshalb fliehen Sie mich so hartnäckig, und weshalb sieht man Sie nie bei Hofe?

Jetzt war das bleiche Gesicht der Gräfin purpurroth geworden, und wie sie dann gesprochen, war ihre Stimme so sanft und weich gewesen wie die schönste Musik.

Sire, hatte sie gesagt, Sire, Sie fragen, weshalb ich nicht mehr bei Hofe erscheine? Weil ich mich arm, unglücklich und elend fühle; weil ich weiß, daß ich mit meinem ganzen Wesen nicht passe in diese glänzenden, lächelnden, heitern Kreise, und endlich, weil ich weiß, daß mich Niemand dort vermißt. Sie fragen, weshalb ich Ew. Majestät fliehe? Sire, ich frage Sie: Wenn Jemand traurig und einsam in dunkler Nacht dahin schleicht, kann man von Dem sagen, daß er die Sonne flieht?

Sie erwidern meine Frage mit einer Frage, hatte der Kaiser gesagt, Sie weichen mir aus, aber Sie antworten mir nicht.

Ich weiß keine Antwort, hatte sie gerufen, und ich beschwöre Sie, Majestät, lassen Sie mein Pferd jetzt los, wenn Ew. Majestät nicht wollen, daß ich todt zu Ihren Füßen niederstürzen soll.

Und wie sie so gesprochen, war sie bleich gewesen, wie eine Leiche, und ihre ganze Gestalt hatte gezittert und gebebt. Der Kaiser hatte

es geſehen, und ganz erſchrocken den Zügel ihres Pferdes loslaſſend, hatte er ſich tief vor ihr verneigt, und ſchweigend ſein Pferd umwendend, war er von dannen geritten. Nun hatte auch die Gräfin den Heimweg eingeſchlagen, und ganz langſam, im Schritt reitend, war ſie in das Hôtel zurückgekehrt.

Ein Glück war es für den alten Grafen, daß die beiden Diener, welche die Gräfin begleitet hatten, verſtändige und kluge Leute waren, und ſo gut ihre Berichte abſtatteten. Denn von ſeiner Nichte ſelbſt hätte Graf Starhemberg nichts erfahren; mit keinem Worte hatte ſie dieſer dreimaligen Begegnung mit dem Kaiſer erwähnt, ja, ſie ſprach überhaupt kein Wort, und nicht einmal hatte ihr Oheim, ſeit jenem unglücklichen Tage, wo der Heirathsantrag des Grafen Eſterhazy und das Billet der Kaiſerin gekommen, Gelegenheit gefunden, ſich mit ſeiner Nichte zu beſprechen. Die Wahrheit zu ſagen, hatte er dieſe Gelegenheit auch gar nicht geſucht, denn die blitzenden, wilden Augen der Comteſſe, und ihre bleichen Wangen flößten ihm Schrecken ein, und er war es ganz zufrieden, daß ſeine Nichte, wie ſie es wünſchte, ſelbſt ihr Diner nicht mit ihm theilte, ſondern ſich auf ihrem Zimmer ſerviren ließ.

Aber die Speiſen, welche man für ſie auftrug, kamen immer unberührt wieder aus ihrem Zimmer. Die Comteſſe ſchien gar keiner Nahrung mehr zu bedürfen, und auch keines Schlafs, denn die ganzen Nächte hindurch war ſie wach. Stundenlang hörte der alte Graf, welcher die Zimmer unter den ihren bewohnte, ſie da oben auf und nieder gehen, bald langſam, dann wieder ſo raſch und wild, als wiederhole ſie da oben mit ſich ſelber das Wettrennen, das ſie im Augarten mit dem Kaiſer gehabt. Dann wieder muſicirte ſie ſtundenlang, und obwohl ihr Oheim wußte, daß ſie eine außerordentliche Clavierſpielerin, eine hochgebildete Sängerin war, hatte er doch nie geahnt, welch eine große Künſtlerin ſie ſei. Es lag eine wunderbare, magiſche Gewalt in der Muſik, welche ſie ſo in der Stille der Nacht, unter dem Schweigen der Welt, ihrem Inſtrument entlockte, und allnächtlich übte ſie auf den alten Grafen dieſelbe Macht aus. *Wie von dieſer* Muſik gelockt und gerufen, verließ er ſeine Gemächer,

ſchlich er, mit dem brennenden Licht in der Hand, die breite Treppe hinauf, und trat leiſe auf den Zehen in das Vorzimmer ſeiner Nichte. Dann ſetzte er ſich nieder auf den Lehnſeſſel, der da dicht neben der Thür ſtand, hinter welcher ſeine Nichte weilte, und mit wahrer Andacht, mit tiefem Entzücken lauſchte er auf dieſe Muſik, welche ihm alle Leiden und Qualen, alle Entzückungen und Wonnen eines Menſchenherzens zu verrathen ſchien. Wie dieſe Töne klagten und weinten, welch eine tiefe, leidenſchaftliche Seele in dieſer wundervollen Stimme ſich verrieth! Das war nicht mehr ſeine Nichte, die wilde Comteſſe Starhemberg, das war ein junges Mädchen voll tiefen, leidenſchaftlichen Gefühls, ein junges Mädchen voll Schüchternheit und Gluth, voll Unſchuld und Liebe!

Oft unterbrach ſie ſich mitten in ihrem Geſange, und es ſchien dann, als ob Schluchzen ihre Stimme erſtickte, als ob der Schmerz ſie übermannte, und ihre Muſik ſich auflöſte in Thränen. — So war es allnächtlich geweſen, aber nie hatte der alte Graf ſeine Nichte ſo wundervoll ſingen, ſo leidenſchaftlich klagen und weinen gehört, als in der Nacht, welche ihrem dritten Abenteuer mit dem Kaiſer gefolgt war, in dieſer Nacht, die dem Tage vorherging, an welchem Leonore ihren Entſchluß faſſen ſollte.

Und wie er ſie ſo laut weinen hörte, hatte die Liebe und das Mitleid ſelbſt ſeine Scheu vor der Heftigkeit ſeiner Nichte überwunden, und ohne weiter zu überlegen, nur ſeinem Herzen folgend, öffnete er die Thür und trat ein.

Leonore bemerkte ihn gar nicht. Sie war von ihrem Stuhle am Clavier zur Erde niedergeſunken, und das Haupt tief auf ihre Bruſt geneigt, die gefalteten Hände hoch emporgehoben zum Himmel, weinte und ſchluchzte ſie laut. Das weiße Nachtgewand war von ihren Schultern herabgeglitten, das lange aufgelöſte Haar fiel über die knieende Geſtalt wie ein dunkler Trauerſchleier nieder.

Als der Graf mit zärtlichem Ton ihren Namen rief, blickte ſie auf; der Schein der Kerzen, welche am Clavier ſtanden, fiel gerade auf ihr Antlitz, über welches die Thränen wie lichte Perlen niederrollten. Das Kommen des Grafen ſchien ſie gar nicht zu überraſchen

und zu erzürnen, ſie hob die Augen mit einem unbeſchreiblich rührenden Ausdruck zu ihm empor und ſagte leiſe und wehmüthig:

Sieh, mein Oheim, was die Kaiſerin aus mir gemacht hat!

Der Graf neigte ſich zu ihr nieder, und zog ſie ſanft empor in ſeine Arme; willenlos wie ein Kind ließ ſie ſich aufrichten und lehnte matt ihr Haupt an ihres Oheims Schulter. Dann auf einmal ſchien ſie wie aus einem Traum zu erwachen, ein Zittern durchflog ihre ganze Geſtalt, ſich heftig aufrichtend legte ſie ihre beiden Hände auf die Schultern des Grafen und ſah ihm feſt in's Geſicht.

Oheim, ſagte ſie haſtig, iſt es unabänderlich? Muß ich mein Herz beugen und meinen Willen brechen laſſen? Muß ich, wie eine Sklavin, einem fremden Willen gehorchen?

Der alte Graf ſeufzte tief auf. Ich fürchte, mein armes Kind, daß Du es mußt, ſagte er. Ich habe gethan, was in meinen Kräften ſtand, aber es iſt Alles vergeblich geweſen.

Was haſt Du gethan? fragte ſie haſtig.

Ich habe mich zuerſt noch einmal mit dem Grafen Eſterhazy beſprochen; aber der behauptet, von Deiner Schönheit und Deinem abſonderlichen Weſen bezaubert zu ſein, und nicht nur dem Befehl der Kaiſerin, ſondern den glühenden Wünſchen ſeines Herzens zu folgen, indem er um Dich wirbt. Ich verſuchte alſo mein Heil am Hofe ſelber. Allein ich fand Niemand geneigt, mir beizuſtehen, denn die Kaiſerin iſt noch immer ſehr verſtimmt und mißmuthig über die unglückliche Aufhebung der Jeſuiten, und Niemand wollte es unternehmen, der Kaiſerin in ihrer Lieblings-Angelegenheit, in der Heirathsmacherei, entgegen zu treten. So unternahm ich denn, was Keiner wagen wollte, ich ging zur Kaiſerin ſelber, und beſchwor ſie, Dich frei zu geben, und Dich zu erlöſen von der traurigen Alternative zwiſchen dem Kloſter und der Heirath. Allein ich fand die Kaiſerin ganz unbeugſam. „Sie heirathet den guten Grafen, oder ſie geht in's Kloſter!“ Das war Alles, was ſie mir auf mein eindringliches Flehen erwiderte. Ich ſagte ihr, Deine Vermählung würde mein Tod ſein, denn ich würde die Trennung von Dir nicht ertragen können; darauf antwortete ſie mir: „Der Eſterhazy iſt ein gar gefälliger,

lieber Menſch. Er wird gewiß einwilligen, wenn Er ihn bittet, mit ſeiner jungen Frau bei Ihm in Seinem Hôtel zu wohnen.“ Ich wagte zu ſagen, der Charakter des Grafen paſſe nicht zu dem Deinen, worauf ſie erwiderte: „Gerade darum gebe ich ſie ihm, damit er ſie ſanft mache und ihren ſtörriſchen Sinn breche. Ihr ungebändigt Herz ſoll einen Herrn annehmen, entweder Gott oder einen Gemahl!“ Und als ſie mich entließ, befahl ſie mir, Dir zu ſagen, daß ſie morgen Alles in der Kammerkapelle herrichten laſſen würde, daß ſie Dir ſelber die Ehre erzeigen wolle, Deine Brautmutter zu ſein und Dich Deinem Gemahl zu übergeben, daß aber, wenn Du Dich weigerteſt, der kaiſerliche Staatswagen, den ſie ſenden würde, um Dich abzuholen, Dich ſogleich ſtatt in die Burg, in das Kloſter Unſerer lieben Frauen fahren würde. Du ſiehſt alſo, all mein Flehen war vergeblich, die Kaiſerin giebt nicht nach.

Und das war Alles, was Du thateſt, Oheim? fragte die Gräfin, ihre durchdringenden Blicke auf das Antlitz des Grafen geheftet.

Ich verſuchte noch Etwas, ſagte der Graf leiſe und mit niedergeſchlagenen Augen. Ich ging zum Kaiſer und bat ihn um ſein Fürwort und ſeine Vermittelung.

Und was antwortete er Dir, Oheim? fragte die Gräfin raſch, indem ſie ihre Hände feſter auf die Schultern des Grafen legte, als wollte ſie ſich auf ihn ſtützen, um nicht umzuſinken. Ich beſchwöre Dich, ſammle Deine Gedanken, Oheim, und wiederhole mir jedes Wort, das er geſprochen! Was erwiderte Dir der Kaiſer, als Du ihn bateſt, für mich bei der Kaiſerin ein Fürwort einzulegen?

Ich will Dir genau ſeine Worte wiederholen. Der Kaiſer ſagte: „Liebſter Graf, ich bedauere, Ihnen nicht dienen zu können, denn was die Heiraths-Angelegenheiten anbetrifft, ſo duldet darin die Kaiſerin durchaus keine Mitregentſchaft, ſondern hält ſehr feſt an ihrer Souverainetät! Ueberdies finde ich, daß die Comteſſe ſich gar nicht zu beklagen hat, denn die Kaiſerin hat für ſie wirklich eine ſehr gute und paſſende Wahl getroffen. Der Graf Franz Eſterhazy iſt jung, hübſch, außerordentlich reich, ein Günſtling der Kaiſerin und von einer großen Sanftmuth und Herzensgüte. Sie ſollen ſehen, liebſter Graf,

er wird da ein Wunder zu Stande bringen, er wird aus Ihrer Nichte eine ſanfte, gehorſame und liebevolle Frau machen, und ſie wird damit aufhören, den Grafen leidenſchaftlich zu lieben, denn der Haß eines jungen Mädchens gegen den ihr beſtimmten Gemahl iſt oft weiter nichts als cachirte Liebe.“ Das waren genau die Worte des Kaiſers, mein Kind. Ich drang nicht weiter in ihn, denn ich ſah ein, daß es vergeblich geweſen wäre.

Leonore antwortete nicht. Sie hatte langſam ihre Hände von den Schultern des Grafen niedergleiten laſſen und ſtand da, das Haupt tief auf ihre Bruſt geneigt, die Arme ſchlaff an ihrer Geſtalt niederhängend, eine ſchöne Statue der Troſtloſigkeit und der ſchmerzlichen Ermattung.

Aber auf einmal richtete ſie ſich wieder ſtolz empor, und das Haupt zurückwerfend, ſagte ſie mit einem verächtlichen Lächeln: Er wird ſich diesmal getäuſcht haben, und das Prognoſtikon, das er mir geſtellt, wird nicht eintreffen!

Aber mein geliebtes Kind, ſagte der Graf, ich —

Was beliebt? fragte ſie mit ſchneidender Kälte. Wollen Sie mir etwa auch prophezeihen, daß ich ſehr glücklich ſein werde mit dieſem „guten jungen Mann!“ Wollen Sie mir auch etwa beweiſen, daß ich ein beneidenswerthes Geſchöpf bin? Wollen Sie —

Aber mein Kind, rief ihr Oheim bittend, Du ereiferſt Dich in der That ohne Grund. Ich wollte von dem Allen nichts ſagen!

Nein, Sie wollten mir nur einfach Ihren Glückwunſch darbringen zu der morgenden Feier, rief ſie hohnlachend. Aber ſagen Sie doch, Herr Oheim, ſind denn alle Vorbereitungen getroffen? Haben Sie ein glänzendes Feſt arrangirt? Haben Sie die Räume dieſes ſtillen, verdrießlichen, alten Hauſes benachrichtigt, daß morgen ein glückſtrahlendes junges Liebespaar in dieſelben einziehen wird, und daß ſie daher ſich ſchmücken müſſen mit Blumen und Guirlanden, um uns würdig zu empfangen? Haben Sie geſorgt für ein glänzendes Brautkleid und einen ſchönen Schleier, der mein bräutliches Erröthen zu verbergen verſteht; haben Sie mir auch einen ſchönen Brautſchmuck *gekauft*, recht ſchöne goldene Ketten, damit ich ſie immer recht metallhell

klingen höre, die Ketten, welche die Frau Kaiserin in ihrer Güte und Barmherzigkeit mir auferlegt? Und endlich, und vor allen Dingen, haben Sie auch für einen recht vollen, schönen Myrthenkranz gesorgt, der meine bräutliche Stirn zieren soll, auf daß — O, ich bin das unglückseligste, beklagenswertheste Geschöpf, unterbrach sie sich plötzlich mit einem lauten Aufschrei, und ihre beiden Hände vor ihr Antlitz schlagend, weinte und schluchzte sie laut.

Der Graf hielt es nicht für angemessen, es abzuwarten, bis dieser Paroxismus ihres Kummers vorübergegangen, er wagte auch nicht, ihr zu sagen, daß er wirklich alle diese Dinge, nach welchen sie in dem Hohn ihres Schmerzes gefragt, bedacht und besorgt habe, daß der Brautanzug und der Schmuck bereit und das Hochzeitsfest arrangirt sei, sondern er zog es vor, sich leise von dannen zu schleichen, und seine arme Nichte, welcher er doch nicht zu helfen vermochte, allein zu lassen.

II.

Die Trauung.

Um elf Uhr sollte die feierliche Ceremonie vor sich gehen. Der große kaiserliche Gallawagen, den die Kaiserin gesandt hatte, um das Brautpaar abzuholen, war schon vorgefahren, hinter ihm standen schon die vergoldeten Staatskarossen der Grafen Starhemberg und Esterhazy. Die beiden Herren aber harrten noch immer vergeblich des Erscheinens der Braut. Seit zwei Stunden war der Graf Esterhazy schon in dem Hôtel, drei Mal hatte er seine Braut schon um eine Audienz ersuchen lassen, aber immer vergeblich, denn immer hatte die Comtesse erwidern lassen, sie sei noch mit ihrer Toilette beschäftigt und werde ihn rufen lassen, sobald diese vollendet sei.

Ich fürchte noch immer, sie spielt uns einen bösen Streich und opponirt sich gegen die Kaiserin, seufzte der alte Graf, angstvoll nach der Thür seiner Nichte hinblickend.

Opponirt ſich gegen die Kaiſerin? wiederholte Eſterhazy verwundert. Sie ſcherzen, theurer Graf! Die Comteſſe wird nicht wagen, wozu kein Mann den Muth finden würde.

Ah, mein junger Herr, meine Nichte hat vielleicht mehr Muth, als alle Männer! ſagte der Graf kopfſchüttelnd.

Aber mein Gott, rief Eſterhazy, was habe ich denn verſchuldet, um ſo ſehr ihren Haß zu verdienen?

Sie ſind ihr aufgedrängt worden, das iſt Alles! Meine Nichte iſt eine jungfräuliche Amazone, welche den Gedanken nicht ertragen kann, ihre Freiheit, ihre Unſchuld und Schönheit hingeben zu ſollen an einen Mann, und zwar auf Befehl! Hätte man ihrem ſtolzen Herzen Zeit gelaſſen, ſo würde ſie vielleicht von ſelbſt und mit Freuden gethan haben, was ſie jetzt nur gezwungen thut.

Sie glauben im Ernſt, lieber Graf, daß die Comteſſe mich lieben könnte? fragte Graf Eſterhazy mit einem verſtohlenen Seitenblick auf den großen Spiegel, der ihm ſeine eigene ſchlanke und zierliche Figur und ſein hübſches, ſanftes Geſicht zeigte.

Ich bin davon überzeugt, betheuerte der alte Graf, und Se. Majeſtät der Kaiſer iſt derſelben Meinung. Sie werden dieſes ſtolze, jungfräuliche Herz doch zuletzt bezwingen, und dann wird es ſich Ihnen in inniger und treuer Liebe hingeben. Faſſen Sie alſo Muth! Haben Sie Geduld mit den Launen eines jungen Mädchens, welches heute zum erſten Mal es lernen ſoll, ihren Willen einem andern Willen unterzuordnen; geben Sie ihren Launen nach, dulden Sie ihr Zürnen und Grollen, das doch weiter nichts iſt, als die aufſteigende Wolke eines Gewitters an einem heißen Sommertage. Wenn die Wolke ſich entladen, wenn es tüchtig gedonnert und geblitzt hat, dann ſcheint die Sonne wieder, und tauſend Blumen ſprießen auf, welche der Regen wach gerufen. Laſſen Sie es alſo immerhin ein wenig donnern und blitzen, und wehren Sie dem Regen ihrer Thränen nicht, ſondern denken Sie dabei an die ſchönen Blumen der Zukunft und haben Sie Geduld!

O gewiß, ich habe Geduld, ſagte Graf Eſterhazy lächelnd, es wird *meiner* ſchönen Gemahlin nicht gelingen, dieſelbe zu erſchöpfen! Ich —

Eben öffnete sich die Thür der Comtesse und die heraustretende Kammerfrau ersuchte den Grafen Esterhazy, sich zu ihrer Herrin zu begeben.

Der Graf nahm mit einem Händedruck und einem Lächeln Abschied von dem alten Herrn, und eilte in das Zimmer der Comtesse. Sie stand in der Mitte des Zimmers, als er eintrat, und so geblendet war er von ihrer stolzen Schönheit, daß er mit einem lauten Ausruf der Bewunderung an der Thür stehen blieb und staunend zu ihr hinschauete. Seit jenem Tage, wo er auf Befehl der Kaiserin um ihre Hand geworben, hatte er sie nicht wieder gesehen, und die Gräfin erschien ihm heute noch schöner, noch reizender als damals. Wie wundervoll ihre hohe schlanke Gestalt sich ausnahm in diesem schweren weißen Stoffkleid, das bis zu der schlanken zarten Taille besetzt war mit Silberspitzen von unschätzbarem Werth, und in einer langen weißen Schleppe endigte, die wie ein glänzender Schwan hinter ihr herrauschte. Wie köstlich das Collier von Diamanten funkelte, das ihren vollen weißen Hals umgab, und in einzelnen Zacken und Spitzen niederfiel auf die schönen Schultern und den von Silberspitzen leicht verhüllten Busen. Wie prächtig dieses Diadem von Myrthen, deren Blüthen aus Diamanten bestanden, sich ausnahm in dem tiefschwarzen, nur leicht von Silberpuder angehauchten Haar, das einer hohen, stolzen Krone gleich sich über der Stirn der Gräfin erhob, und von welchem ein langer silberdurchwirkter Schleier bis auf ihre Füße niederfiel, der, wenn sie sich bewegte, die ganze wunderholde Erscheinung wie glitzernde, von der Sonne beschienene Schneeflocken umrieselte! Aber wie wenig paßte der Ausdruck ihres Antlitzes zu dieser kostbaren und festlichen Toilette! Ihre Wangen waren von einer durchsichtigen Bläße; die stolze Gräfin hatte es verschmäht, der damaligen Mode gemäß, Schminke aufzulegen, und unter erborgter Röthe ihre Bläße verschwinden zu lassen. Um ihren kleinen Mund mit den leicht aufgeworfenen, purpurrothen Lippen spielte ein Lächeln der Verachtung, aus ihren großen schwarzen Augen sprühete der Zorn in hellen Flammen auf.

Sie ließ es ſich anfangs gefallen, daß der Graf, ganz geblendet von ihrem Anſchauen, noch immer ſtumm ihr gegenüber ſtand. Dann aber wandte ſie ſich mit einer ſtolzen Kopfbewegung ihm zu.

Sie haben alſo wirklich den Muth gehabt, wiederzukommen, Herr Graf Franz Eſterhazy? ſagte ſie. Sie beben nicht zurück vor dem ungeheuern Frevel, den Sie begehen wollen?

Wenn ein Mann des Glückes theilhaftig werden ſoll, das ſchönſte bezaubernbſte, liebreizendſte Weſen ſein eigen zu nennen, und wenn er dann in ſehnſuchtsvollem Verlangen ſeine Arme dieſem Glück entgegen ſtreckt, nennen Sie das einen Frevel? fragte der Graf.

Sie zuckte leicht die Achſeln. Phraſen, ſagte ſie verächtlich. Ich nenne das einen Frevel, wenn ein Mann die Umſtände benutzt und eine Frau annimmt, welche nicht ihr eigener, freier Wille, ſondern eine tyranniſche Gewalt ihm zuführt. Und ich habe Ihnen geſagt, daß ich Sie nicht liebe, Sie niemals lieben werde, ja, in der Verzweiflung meines Herzens habe ich Sie zum Vertrauten eines Geheimniſſes gemacht, das bis dahin, außer Ihnen, meine Lippen kaum Gott geſtanden hatten. Ich habe Ihnen geſagt, daß ich einen andern Menſchen liebe, zärtlich, leidenſchaftlich liebe! O, nicht wahr, Sie ſind jetzt gekommen, um mir zu ſagen, daß Sie mich retten wollen? Nicht wahr, Sie beben zurück vor Ihrem fürchterlichen Vorhaben? Sie werden ein Mädchen nicht zwingen, Ihre Gemahlin zu werden, welche nimmer einwilligen würde, Ihnen ihre Hand zu geben, wenn ſie nicht auf der andern Seite mit dem Kloſter bedroht würde. O mein Gott, ſeien Sie barmherzig, ſagen Sie mir, daß Sie uns Beide erlöſen wollen von der Zukunft, daß Sie den Muth gefunden, dem tyranniſchen Befehl der Kaiſerin entgegen zu treten, daß Sie ihr nicht gehorſamen wollen!

Ich habe einen höhern, einen köſtlichern Muth gefunden, rief Graf Eſterhazy, ſie mit glühenden Blicken anſchauend, den Muth, Ihnen zu trotzen, und Ihres Zorns und Ihrer Weigerung unerachtet, die wunderholde, bezaubernde Gemahlin anzunehmen, welche die Gnade der Kaiſerin mir gewähren will!

Dann ſind Sie ein Elender! rief ſie mit einem flammenden Zornesblick.

Ich verzeihe Ihnen dieſes Wort, weil ich Sie liebe, ſagte er lächelnd.

Aber wenn Sie nicht Mitleid haben wollen mit mir, ſagte ſie faſt flehend, mein Gott, ſo haben Sie es doch mit Sich ſelber. Hat Ihnen mein Oheim nicht erzählt von meinem wilden, unbändigen Sinn? Hat er Ihnen nicht geſagt, wie ich ihn martere und quäle mit meinen Launen? Nun wohl, und ich liebe meinen Oheim! Urtheilen Sie alſo, welch' ein Leben ich Ihnen bereiten würde, Ihnen, welchen ich jetzt nicht lieben, welchen ich haſſen würde, wenn er mich zwingt, ſeine Gemahlin zu werden. O, mein Herr, glauben Sie es mir, ich verſtehe mich auf den Haß, und ich würde mich in meinem Haß an Ihnen zu rächen wiſſen! Haben Sie alſo Mitleid mit Sich ſelber! Nehmen Sie nicht eine Gemahlin an, welche es zur einzigen Aufgabe ihres Lebens machen würde, Sie noch elender und unglücklicher zu machen, als ſie es ſelber iſt.

Ah, rief er lächelnd, wenn ich nicht Mitleid habe mit Ihnen, wie dürfte ich dann Mitleid haben mit mir? Wer das höchſte Glück erringen will, muß bereit ſein, ſein eigenes daran zu wagen! Ich baue auf die Stärke meiner Liebe, daß es mir gelingen werde, Ihren Haß zu beſiegen!

Sie ſind alſo ganz unbeugſam? fragte ſie entſetzt.

Unbeugſam, denn ich liebe Sie! ſagte er mit ſeiner ſanften, freundlichen Stimme.

Sie ſchleuderte auf ihn einen Blick wilden Haſſes.

Nun wohl denn, rief ſie trotzig. Aber ſo wahr ein Gott im Himmel iſt, Sie werden eines Tages dieſe Stunde bereuen.

Er zuckte leicht die Achſeln. Kommen Sie, Comteſſe, ſagte er, es iſt die höchſte Zeit. Die Kaiſerin erwartet uns mit dem ganzen kaiſerlichen Hofſtaat und mit Ihrem Sohn, dem Kaiſer, in der Kammerkapelle!

Eine Purpurröthe überdeckte einen Moment das Antlitz Leonorens, und mit einer raſchen Bewegung hüllte ſie ſich in ihren

Schleier ein. So kommen Sie, ſagte ſie nach einer Pauſe, laſſen Sie uns zur Trauung gehen.

Sie näherte ſich mit haſtigen Schritten der Thür, aber als Graf Eſterhazy im Begriff war, dieſe zu öffnen, legte ſie haſtig ihre beiden Hände auf ſeinen Arm und hielt ihn zurück.

Nein, nein, ſagte ſie athemlos, es iſt unmöglich! Ich kann nicht! — Und plötzlich, ganz überwältigt von ihrer tiefen innern Bewegung, glitt ſie auf ihre Kniee nieder und ſtreckte flehend ihre Hände zu dem Grafen empor.

Haben Sie Erbarmen mit mir, rief ſie, Erbarmen mit meiner Seele, welche verloren iſt, wenn Sie ſie nicht erretten. O, erlöſen Sie mich doch von dem furchtbaren Unheil, das uns Beide bedroht, das Ihnen Ihre Ruhe und Ihren Frieden, das mir das Heil meiner Seele koſten wird. Denn ich ſage Ihnen, ich werde verloren gehen, wenn ich jetzt thun muß, wogegen meine Vernunft und mein Herz ſich aufbäumt. Ich habe einen wilden ſtörriſchen Sinn, das Unglück wird ihn zu Stein verhärten, es wird alle die ſanfteren Blüthen meines Gemüthes brechen, und ich werde ein kaltes, boshaftes, rachſüchtiges Weib werden! Ich fühle das, ich habe das klar erkannt in dieſen acht fürchterlichen Tagen, in denen ich gerungen habe mit mir ſelber, und in denen ich zu Gericht geſeſſen habe über mir und meiner Zukunft. Haben Sie alſo Erbarmen mit mir um des Heils meiner Seele willen.

Mein Gott, Comteſſe, rief der Graf empfindlich, wenn ich Ihnen ſo ſehr ein Gegenſtand des Abſcheues bin, wenn Sie ſogar fürchten, das Heil Ihrer Seele durch mich einzubüßen, ſo bleibt Ihnen ja ein Mittel, Sich ſelber zu erretten! Die Kaiſerin hat Ihnen ja eine Alternative geſtellt.

Ja, ſie hat mir die Wahl gelaſſen zwiſchen Ihnen und dem Kloſter. Und ich war entſchloſſen, lieber das Kloſter anzunehmen, als Ihre Hand. Ich bereitete mich vor in meinen Gedanken zu dieſer grauenvollen Oede des Kloſterlebens, aber da, in einer fürchterlichen Stunde der Schmerzen, ward es mir klar, daß dieſes Opfer *meine* Kräfte überſteigt, daß ich es meinem Herzen nicht abringen

kann! Nein, ich kann nicht in ein Kloſter gehen, nein, ich kann mich nicht einſchließen in eine Zelle! Wollen Sie wiſſen, weshalb nicht, ſoll ich Ihnen ſagen, warum ich, wenn mir nur dieſe Wahl bleibt, lieber noch Ihre Gemahlin, als eine Nonne werde? Weil die in ihrem Kloſter eingeſchloſſene Nonne des einzigen Glücks entbehren würde, welches mir noch geblieben: des Glückes, Ihn zu ſehen, Ihn zu ſprechen, Ihn, den ich liebe, um deſſen Anſchauen ich eine Welt voll Qualen annehmen, um deſſen Liebe ich meine Seligkeit hingeben würde! O, nicht wahr, Sie werden nicht eine Gemahlin wollen, welche Ihnen ſo fürchterliche Bekenntniſſe macht? Nicht wahr, jetzt ſchaudern Sie zurück vor Ihrer eigenen Zukunft? Sie wollen nicht ein Weib, welches um eines Andern willen bereit iſt, mit einem Meineid vor den Altar zu treten, welche um einer ſündigen Liebe zu genügen bereit iſt, eine ehrvergeſſene, treuloſe Frau zu werden? O, ich gebe Ihnen das Recht, dies Alles, was ich Ihnen da geſagt, der Kaiſerin zu wiederholen, ich gebe Ihnen das Recht, jetzt, indem die Kaiſerin mir die Hand reichen wird, um mich zum Altar zu führen, ihr zu ſagen: Majeſtät, ich nehme dieſe Frau nicht an, denn ſie trägt eine verbrecheriſche Liebe im Herzen, und ich will nicht eine Gemahlin, welche vielleicht eines Tages mein Haus und meinen Namen beſchimpfen könnte! Sagen Sie das der Kaiſerin im Vertrauen, ſie hat ein großes Herz, ſie wird es als ein Geheimniß bewahren, aber ſie wird uns Beide erlöſen von dieſer gezwungenen Ehe!

Unmöglich, Comteſſe, unmöglich, ſelbſt wenn ich auch ehrlos genug wäre, Sie ſo verleumden zu wollen! Aber der Etiquette gemäß werden wir die Kaiſerin erſt nach der Trauung ſprechen. Der Hofſtaat der Kaiſerin erwartet uns an der Thür der Kammerkapelle. Die Oberhofmeiſterin Ihrer Majeſtät wird die Kaiſerin vertreten und Sie zum Altar führen, während die Kaiſerin ſelbſt in ihrem Oratorium der Ceremonie beiwohnt. Sie ſehen alſo wohl, daß ich nicht mehr zu der Kaiſerin ſprechen kann!

Doch, Sie können es! Sie können mich vor dem Altar verwerfen! O, ſehen Sie doch, wie tief ich mich demüthige, ich liege

auf meinen Knieen und erflehe von Ihnen meine Schmach und meine Verwerfung, erflehe, daß Sie mich von sich stoßen! Seien Sie barmherzig, sagen Sie Nein, wenn der Priester das Ja von Ihnen fordert. Alsdann wird die Kaiserin Sie rufen und eine Erklärung von Ihnen fordern, und Sie werden sie ihr geben!

Graf Esterhazy blickte lächelnd und gedankenvoll zu ihr nieder, und in dieser demüthigen Stellung, mit diesem flehenden, angstvollen Ausdruck, mit den Thränen, die in ihren Augen standen, schien ihm die Gräfin schöner noch als sonst. Und wie er sie, welche in athemloser Spannung seiner Antwort entgegenharrte, jetzt anschaute, erinnerte er sich der Worte, welche Graf Starhemberg vorher zu ihm gesagt. Dieser Worte: „geben Sie ihren Launen anscheinend nach! Dulden Sie ihr Zürnen und ihr Grollen, das doch weiter nichts ist, wie die aufsteigende Wolke eines Gewitters an einem heißen Sommertage."

Ich werde ihren Launen anscheinend nachgeben, sagte Graf Esterhazy zu sich selber, und indem er sich sanft lächelnd zu der Gräfin niederneigte, reichte er ihr seine beiden Hände dar, um sie aufzurichten. Stehen Sie auf, sagte er freundlich. Es geziemt der stolzen Gräfin nicht, vor Ihrem Sklaven zu knieen. Und daß ich Ihr Sklave bin, sollen Sie jetzt erkennen müssen. Ich habe keine Kraft, Ihrem Willen zu widerstehen, und da Sie befehlen, daß ich statt Ja lieber Nein sage, nun, so werde ich es sagen!

Die Gräfin flog mit einem lauten Freudenschrei von ihren Knieen empor. Ein seliges Lächeln strahlte auf ihrem Angesicht, eine köstliche Gluth flatterte wie Morgenröthe über ihre Wangen, in göttlichem Feuer strahlten ihre Augen.

Sie war wunderschön in dieser Begeisterung der Freude, und Graf Esterhazy sah es.

Ich danke Ihnen, o, ich danke Ihnen, sagte sie mit einem wunderlieblichen Lächeln. Sie sind ein edles, großes Herz, und in allen Tagen des Lebens dürfen Sie von dieser Stunde an auf meine Freundschaft, auf meine Schwesterliebe zählen! Jetzt, mein Freund,

jetzt kommen Sie! Ich nehme Ihr Opfer an und ich danke Ihnen. Laſſen Sie uns zur Trauung gehen!

Jetzt war ſie es, welche die Thür öffnete und in den Vorſaal eintrat. Staunend ſchaute Graf Starhemberg, welcher das Paar im Vorſaal erwartet hatte, dies glückſtrahlende Antlitz, dieſe freudeglühenden Wangen. Sie bemerkte es und lachte hell auf.

Findeſt Du nicht, mein theurer Oheim, ſagte ſie, daß ich ganz und gar das Ausſehen einer glücklichen Braut habe? Ich danke es meinem edlen, lieben Grafen Eſterhazy! Kommen Sie, theurer Freund, und auch Sie, mein Onkel, laſſen Sie uns zur Trauung gehen!

Sie nahm mit einem lieblichen Lächeln den Arm des Grafen, und ließ ſich von ihm an den Wagen geleiten. Der alte Graf folgte ihnen kopfſchüttelnd und ganz ſprachlos vor Verwunderung.

An der Pforte der Kammerkapelle empfing die Oberhofmeiſterin der Kaiſerin die Braut und führte ſie an den Altar, um welchen in einem weiten Kreiſe die Damen und Herren des Hofes ſich aufgeſtellt hatten. Hunderte von Kerzen brannten auf den Kronleuchtern und den goldenen Candelabern vor dem Altar, und goſſen ein Meer von Licht durch die ganze Kapelle aus. Inmitten dieſes goldgelben Lichtes ſchwebte die Gräfin in ihren ſilberflammenden Gewändern, mit ihren in allen Farben funkelnden Brillanten wie eine Sternenkönigin daher, ihr Antlitz ſtrahlend in einem ſeligen Lächeln. Wie ſie gefolgt von dem Grafen, ſich an der Hand der Oberhofmeiſterin dem Altar näherte, trat ihnen der Kaiſer entgegen und grüßte die ſchöne Braut, und reichte dann dem Grafen Eſterhazy die Hand, um ihn zum Altar zu führen.

Das Lächeln blieb noch immer auf dem Antlitz der Gräfin, es war die lieblichſte, glücklichſte Braut, welche man ſehen konnte.

Der Geiſtliche begann ſeine Rede, in tiefer Andacht hörte die hohe Verſammlung, hörte das Brautpaar ihm zu. Aus dem Oratorium ſchaute die Kaiſerin mit theilnehmenden, freundlichen Blicken auf das Brautpaar hin.

Jetzt waren die einleitenden Worte des Geiſtlichen beendet, und das eigentliche Trauungs-Ceremoniell begann. Der Prieſter wandte

sich an den Grafen und forderte ihn auf, es laut vor aller Welt mit einem Ja zu bestätigen, daß er die Comtesse Leonore von Starhemberg zu seiner ehelichen Gemahlin annehmen, als solche sie ehren, lieben und hochhalten wolle.

Eine kleine Pause trat ein, mit einem süßen, bezaubernden Lächeln schaute Leonore auf ihren Bräutigam hin.

Erstaunt von dem Zaubern desselben, wandten sich Aller Augen auf den Grafen hin; dieser richtete seine Blicke hinüber nach dem Oratorium der Kaiserin, er sah das zornige Aufblitzen ihrer Augen, er sah die düstern Falten, welche sich auf ihrer Stirn zusammenzogen.

Ist es Ihr Wille, diese Frau zu ehelichen, so bekräftigen Sie solches mit einem lauten und feierlichen Ja! wiederholte der Geistliche mit lauter Stimme.

Ja! sagte Graf Esterhazy, unverwandt hinüberschauend nach der Kaiserin.

Ein Schrei tönte von den Lippen der Gräfin, Todesblässe bedeckte ihre Wangen, und einer Ohnmacht nahe, war sie im Begriff umzusinken. Aber plötzlich fühlte sie sich von einem Arm gehalten und empor gerichtet, und eine leise bittende Stimme flüsterte in ihr Ohr: arme Gräfin, erinnern Sie sich, daß das Kloster Sie bedroht!

Leonore erkannte sehr wohl die Stimme des Kaisers, sie wußte, daß er es war, welcher sie aufrecht hielt; sie fühlte alle die neugierigen, staunenden, höhnenden Blicke, welche sich auf ihr Antlitz bohrten, und ein trotziger, verzweiflungsvoller Muth kam über sie.

Ohne ihn nur anzublicken, richtete sie sich aus den Armen des Kaisers empor, und nahm hastig das Riechfläschchen, das die herzugetretene Oberhofmeisterin ihr darreichte. In vollen Athemzügen sog sie den scharfen Duft ein, und sich dann wieder stolz aufrichtend, wandte sie ihr Antlitz wieder dem Altar und dem Geistlichen zu.

Dieser fuhr in der heiligen Ceremonie fort. Ist es Ihr Wille, diesen Mann zu ehelichen, sagte er, so bekräftigen Sie solches mit einem lauten und feierlichen Ja!

Leonore schwieg, aber nicht zögernd und unentschlossen, sondern *in dem* vollen Bewußtsein der Bedeutung dieses Maments, ganz

entſchloſſen, ihr Schickſal auf ſich zu nehmen, und ihre jetzige Rolle mit Würde zu Ende zu führen.

Die Etiquette erforderte, daß ſie, um das entſcheidende Ja ſprechen zu können, erſt die Erlaubniß der Kaiſerin empfangen habe. Die Gräfin wußte das, und wandte ſich demgemäß ſchweigend und mit einer tiefen Verbeugung an die Oberhofmeiſterin. Dieſe wandte ſich jetzt dem Oratorium zu, in welchem die Kaiſerin ſaß, und wiederholte die Verbeugung und gleichſam die ſtumme Anfrage.

Maria Thereſia nickte bejahend, und die Oberhofmeiſterin überlieferte durch ein eben ſolches Kopfnicken die Einwilligung der Kaiſerin an die Braut. Dieſe verneigte ſich tief gegen die Kaiſerin, und ſich dann dem Prieſter zuwendend, ſagte ſie, der empfangenen kaiſerlichen Erlaubniß gemäß: Ja! —*)

Die Trauung war zu Ende, und das junge Paar empfing die Glückwünſche des Hofes; ſelbſt die Kaiſerin war aus dem Oratorium in den Raum der Kapelle getreten, um einige freundliche und gnädige Worte an das Brautpaar zu richten.

Hab' Ihr einen gar guten und ſanften Mann ausgewählt, ſagte ſie, der Gräfin freundlich zunickend, zweifle gar nit, daß Sie glücklich mit Ihm wird.

Ich zweifle auch nicht, Majeſtät, ſagte Leonore, ſich tief verneigend, die glücklichen Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und gewiß hat Gott dieſe Ehe im Himmel geſchloſſen, denn ſonſt würden es Ew. Majeſtät auf Erden nicht gethan haben.

Maria Thereſia warf einen zornigen Blick auf die Gräfin, und ihr ſtolz den Rücken zuwendend, richtete ſie gnädige und huldvolle Worte an den Grafen Eſterhazy.

Was haben Sie denn der Kaiſerin geantwortet, Frau Gräfin? flüſterte der Kaiſer. Ihro Majeſtät nahm ja eine ganz zornige Miene an.

Ich habe Ihro Majeſtät nur geſagt, daß ich überzeugt bin daß ſie dieſe Ehe nur befohlen hat, weil ſie ſchon vorher im Himmel beſchloſſen worden, ſagte Leonore ernſt.

---

*) Karoline Pichler. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Th. I. S. 32.

Der Kaiſer lächelte. In der That, das iſt eine ſehr kühne Antwort, ſagte er.

Haben Ew. Majeſtät mich jemals für feig gehalten? fragte ſie. Ich meine doch, in dieſer Stunde bewieſen zu haben, daß ich viel Muth beſitze.

Sie meinen, weil Sie dem Grafen Eſterhazy Sich vermählt haben? Nun, ich denke, es gehört nicht gar ſo viel Muth dazu, einen jungen, reichen, ſchönen und guten Mann zu heirathen! Er wird Sie auf den Händen tragen, Gräfin, und Sie werden ſehr glücklich ſein, denn Eſterhazy wird Ihnen allezeit ein unterwürfiger und gehorſamer Sklave ſein!

Und ich werde mir Mühe geben, ein guter Sklavenzüchter zu ſein, ſagte Leonore, indem ſie einen zornflammenden Blick auf den Grafen ſchleuderte, der ſich eben ihr näherte, um ſeiner jungen Gemahlin den Arm zu bieten, und auf Befehl der Kaiſerin ihr in die innern kaiſerlichen Gemächer zu folgen.

Als die Hoffeſtlichkeit beendet war, welche die Kaiſerin zu Ehren des neuvermählten Paares befohlen hatte, fuhr die Oberhofmeiſterin mit der jungen Gräfin in das Hotel des Grafen Eſterhazy, deſſen Gebieterin Leonore von nun an ſein ſollte. Die Kaiſerin hatte der Oberhofmeiſterin die Charge übertragen, als Brautmutter die Neuvermählte ihrem Gemahl zu übergeben, und ihr zu helfen, die glänzenden Gewänder abzulegen und das reizende Negligé überzuwerfen, welches ſchon bereit lag.

Aber die junge Gräfin hatte ſich entſchieden geweigert, ſich dieſer Etiquette zu fügen und ihr prachtvolles Hochzeitsgewand ſchon abzulegen.

Haben Sie die Güte, Frau Oberhofmeiſterin, ſagte ſie, der Kaiſerin zu berichten, daß Sie mich, wie Ihro Majeſtät befohlen, bis in mein Toilettenzimmer geleitet haben, das wird ihr genügen. Auch können Sie hinzufügen, fuhr ſie mit einem haſtigen Blick auf die halboffene Thür fort, daß Sie mich nicht eher verlaſſen haben, als bis mein Herr Gemahl gekommen war.

Sie deutete mit der Hand nach der Thür hin, auf deren

Schwelle ſoeben der Graf erſchien, und ſich tief vor den Damen verneigte.

Ich verlaſſe Sie jetzt, Frau Gräfin, ſagte die Oberhofmeiſterin, Leonore auf die Stirn küſſend. Möge der Himmel Sie ſegnen!

Ich hoffe, er wird es! ſagte Leonore, indem ſie die Oberhofmeiſterin zur Thür geleitete.

Graf Eſterhazy blieb nun allein mit Leonoren. Mit einem ſanften Lächeln ſchritt er auf ſie zu, und reichte ihr ſeine beiden Hände dar.

Ich heiße Sie willkommen in meinem Hauſe, deſſen Herrin Sie von dieſer Stunde an ſein werden, ſagte er. Alles, was ich habe und bin, gehört, wie ich ſelber, von dieſer Stunde an Ihnen, und Ihnen allein!

Die Gräfin nahm ſeine dargebotene Hand nicht an, ſondern trat ſtolz einen Schritt zurück. Berühren Sie mich nicht, ſagte ſie, ihre Hand drohend gegen ihn ausſtreckend. Eine unüberſteigliche Kluft liegt zwiſchen uns.

Bezeichnen Sie ſie mir, Leonore, damit meine Liebe verſuchen kann, ſie auszufüllen, rief der Graf.

Sie heißt meine Verachtung! ſagte ſie kalt. Sie haben an mir feig und ehrlos gehandelt, Sie haben ein Weib, welches Ihnen vertrauete, welches auf ihren Knieen Sie um Gnade bat, mit einer gemeinen Lüge betrogen, und in feigem Hohn ſie hintergangen. Gott im Himmel, welcher mein Flehen und mein Beten nicht erhört hat, Gott möge jetzt meinen Racheſchwur vernehmen! Ja, ich werde mich rächen für dieſes feige Verbrechen, das Sie an mir begangen haben, ich werde Sie bereuen machen, was Sie gethan haben! Hinfort hat mein Leben nur noch einen Zweck: Sie zu peinigen und zu martern, und an Ihnen Vergeltung zu üben für alle die Marter, welche ich durch Sie erduldet habe! O, ich ſage Ihnen, Sie ſollen an jedem Tag und zu jeder Stunde bereuen, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin gemacht, mich, welche Ihnen ihr ganzes zuckendes Herz geöffnet hatte, welche ſich vor Ihnen in den Staub demüthigte, und Sie um Erbarmen bat! Sie haben kein Erbarmen an mir geübt, nun wohl,

ich werde auch keines üben! Aber minder feig wie Sie, welcher mich bis zum letzten Moment betrog durch eine Lüge, sage ich es Ihnen, und Sie mögen nun auf Ihrer Huth vor mir sein! Ich sage Ihnen, ich werde mich an Ihnen rächen!

Ich fürchte Ihre Rache nicht, sagte Esterhazy freundlich, nein, ich fürchte sie nicht, denn ich vertraue Ihrem stolzen und edlen Herzen. Eines Tages wird es meiner Liebe gelingen, von Ihnen Verzeihung zu erlangen für diese kleine List, mit welcher ich Sie heute hinterging. Ich danke es dieser List, daß ich jetzt das Glück habe, das schönste, edelste und reinste Wesen als meine Gemahlin in mein Haus geführt zu haben!

Sie sollen dies Glück theuer büßen! rief sie mit einem rauhen Lachen.

Ich nehme jede Buße an, welche Sie mir auferlegen, sagte er lächelnd, indem er sich ihr näherte. Aber der Sünder, welcher gebüßt hat, wird ja vom Himmel in Gnaden wieder aufgenommen! Sie sind mein Himmel, Leonore, und eines Tages werden Sie mir gnädig sein, wie er!

So gnädig, wie der Himmel mir gewesen! rief sie, ihre großen, blitzenden Augen mit einem zornigen Ausdruck zum Himmel erhebend. Gehen Sie, mein Herr, wir haben jetzt genug geredet, von jetzt an werden wir handeln! Gehen Sie!

Wie, Leonore, rief der Graf lächelnd, Sie wollen mich verbannen? Sie wollen mir nicht einmal das süße Recht gönnen, neben Ihnen zu sein? Zürnen Sie mir, aber seien Sie nicht grausam! Gestatten Sie mir wenigstens, auf die keuschen und reinen Lippen meiner schönen Gemahlin einen Kuß, den ersten Kuß meiner Liebe zu drücken.

Und mit einer raschen und unvorhergesehenen Bewegung stürzte er zu ihr, und preßte sie mit Ungestüm in seine Arme.

Leonore stieß einen wilden und drohenden Schrei aus, mit einem einzigen heftigen Ruck machte sie sich aus seinen Armen los und stieß ihn von sich.

Keuchend vor Anstrengung, bleich vor Zorn, mit blitzenden Augen stand sie dem Grafen gegenüber.

Sie ſind nicht blos ein Lügner und ein Feigling, ſagte ſie athemlos, Sie ſind auch ein Ehrloſer, denn Sie wollen ein Weib überwältigen, welches Ihnen geſagt hat, daß es Sie haßt und verabſcheut.

Aber Leonore, ſagte er flehend, meine Gemahlin —

Sie ſchüttelte unwillig ihr Haupt. Herr Graf Franz Eſterhazy, ſagte ſie langſam, ich verbiete Ihnen, mich jemals wieder, wenn wir allein ſind, Ihre Gemahlin zu nennen. Innerhalb dieſer Zimmer bin ich die Gräfin Starhemberg, und Niemand hat das Recht, mich mit einem andern Namen zu nennen. Sobald ich die Schwelle meiner Gemächer überſchritten habe, mögen Sie mich immerhin Ihre Gemahlin nennen. Ich werde dieſen Schimpf mit kalter Verachtung zu ertragen wiſſen der Welt gegenüber, aber mir ſelber gegenüber werde ich ihn nicht dulden! Gehen Sie!

Sie deutete mit erhobenem Arm nach der Thür hin, und wie der Graf in ihr zornſprühendes ſtolzes Antlitz ſchaute, fand er nicht den Muth ihr zu widerſprechen, und die heftige Scene, die er ſo eben erduldet hatte, wieder zu erneuern.

Man muß ſich anſcheinend ihren Launen fügen, ſagte er leiſe zu ſich ſelber, und ſich dann lächelnd vor ſeiner Gemahlin verbeugend, ſchritt er, rückwärts gehend, wie vor einer Königin, der Thür zu.

Leonore blieb mit erhobenem Arm ſtehen, bis ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen hatte, dann ſtürzte ſie hin, und ſchob den Riegel vor, und jetzt, da ſie allein war, da Niemand ſie ſehen konnte, außer Gott, jetzt ſtürzte die juwelenfunkelnde Braut auf ihre Kniee nieder und weinte bitterlich.

III.

Der Fürſt Louis von Rohan.

Der Erzbiſchof Fürſt Louis von Rohan, der Geſandte Frankreichs am öſterreichiſchen Kaiſerhof, hatte die Kaiſerin um eine geheime Audienz bitten laſſen, und die Kaiſerin hatte ihm dieſelbe

gewährt.*) Dies war indeſſen ſeit einem Jahr das erſte Mal, daß Maria Thereſia dem Geſandten Frankreichs eine ſolche Gunſt erwies, und der ſtolze Fürſt wollte daher die Gelegenheit benutzen, ganz Wien, welches ſehr wohl wußte, daß die Kaiſerin dem Fürſten Erzbiſchof ſehr wenig geneigt ſei, und ihn niemals allein, immer nur an großen Courtagen in Gemeinſchaft mit allen übrigen Geſandten empfing, ganz Wien alſo zu zeigen, daß die Kaiſerin ihm jetzt wieder ihre Gnade bewilligt habe, und ihn daher zu einer Privataudienz zulaſſe.

Begleitet von einem glänzenden Gefolge begab ſich der Fürſt deshalb nach der Burg. Sechs von Goldtreſſen ſtrotzende Lakaien ſtanden in doppelter Reihe hinten auf dem vergoldeten, zurückgeſchlagenen Wagen, in deſſen Kiſſen von weißem Atlas der Erzbiſchof im vollen Ornat ſeiner hohen kirchlichen Würden ſich lehnte, mit einem bezaubernden Lächeln die Frauen, mit einem huldvollen Kopfnicken die Männer grüßend, welche ſich auf den Straßen herandrängten, den ſchönen Cardinal zu ſehen. Vier Pagen in den Farben der beiden Rohan's ſtanden zu beiden Seiten auf dem Tritt des Wagens, und ſtreuten mit vollen Händen kleine Silbermünzen aus unter das Volk, das ſeine Arme nach dem Fürſten ausſtreckte, um zugleich ſeinen Segen und ſeine Gabe von ihm zu erflehen. In vier glänzenden und vergoldeten Wagen folgten die acht Cavaliere des Erzbiſchofs, welche den höchſten und älteſten Adelsfamilien Frankreichs angehörten, und in vier anderen Wagen folgten die Hausofficiere und Kammerlakaien des ſtolzen Fürſten.**) Langſam und feierlich bewegte ſich dieſer Zug von dem franzöſiſchen Geſandtſchaftshotel durch die Straßen Wiens nach der Burg hin, und bei jedem Schritt vorwärts vergrößerte ſich derſelbe durch das herbeiſtrömende, jauchzende Volk, und überall, wo er vorüberkam, öffneten ſich die Fenſter der Häuſer und der Paläſte, und die einfache Bürgersfrau wie die ſtolze Gräfin

*) Erſt zu Anfang der achtziger Jahre ward der Fürſt Rohan zum Cardinal und Großalmoſenier von Frankreich ernannt. Bis dahin war er Erzbiſchof von Straßburg.

**) Mémoires sur la vie privéede Marie Antoinette. Vol. I. p. 47.

ſchauten heraus, um mit dem Winken ihrer Hand, mit dem Lächeln ihres Mundes, mit dem Aufflammen ihrer Augen den ſchönen Kirchenfürſten zu grüßen, von dem Jedermann wußte, daß er ein großer Kenner der Frauenſchönheit, ein ebenſo vollendeter Weltmann als ein würdevoller Erzbiſchof ſei.

Der Fürſt Rohan hatte alſo dieſe Audienz, welche ihm die Kaiſerin ertheilte, zugleich zu einem öffentlichen Triumph für ſich gemacht, und er war ſich ſehr wohl bewußt, daß die Kaiſerin ſich darüber ärgern würde, daß er damit Rache nahm für manche Zurückſetzung und Kränkung, welche er in der letzten Zeit vom öſterreichiſchen Kaiſerhof erlitten hatte.

Er ließ es daher ruhig geſchehen, daß das Volk, als er, vor der Burg angelangt, ſich in ſeinem Wagen erhob, in ein ſtürmiſches Jubelrufen ausbrach, und ſo über der Menge, gleichſam wie auf einem Thron ſtehend, breitete er ſeine beiden Arme aus, und ſegnete das Volk, welches ſofort verſtummte und auf ſeine Kniee niederſank. Unter dem feierlichen Schweigen, das nun eingetreten war, verließ der Cardinal ſodann ſeinen Wagen und betrat das Kaiſerſchloß, gefolgt von ſeinen Officieren und Pagen, ſeinen Kammerdienern und Lakaien. Das Volk, welches ſich wieder von ſeinen Knieen erhoben hatte, jauchzte hinter ihm her, und brachte dem ſchönen und freigebigen Cardinal ein dreimaliges Lebehoch aus. So laut und tobend war dieſes Geſchrei, daß es ſogar im Innern der Burg gehört ward, daß es ſogar Maria Thereſia's Ohr erreichte; ſo lange und anhaltend war dieſes Geſchrei, daß es noch nicht verſtummt war, als der Cardinal Fürſt Rohan, ſein glänzendes Gefolge in dem Vorſaal zurücklaſſend, in den kleinen Empfangſaal eintrat, in welchen ihn die Kaiſerin beſchieden hatte.

Maria Thereſia ſtand am Fenſter, und wandte ihr Haupt nur halb rückwärts nach dem Fürſten Rohan, der mit unübertrefflicher Würde und Anmuth ſo eben ſeine Verbeugung machte. Die Kaiſerin erwiderte dieſelbe nur mit einem unmerklichen Kopfnicken.

Kann mir der Herr Cardinal nicht erklären, was dieſes Toben des Volkes bedeutet? fragte die Kaiſerin raſch und mit heftiger Stimme.

Ich bin ſehr unglücklich, Ew. Majeſtät hierin nicht gefällig ſein zu können, ſagte der Fürſt ehrfurchtsvoll. Ich habe kein wüſtes Geſchrei und kein Toben vernommen, ſondern nur auf meinem Wege hierher das Volk ſo zuvorkommend und freundlich, zugleich ſo ehrfurchtsvoll und fromm geſehen, daß es meinem Herzen als Prieſter und als ein halber Unterthan Ew. Majeſtät wohlgethan hat! Ew. Majeſtät müſſen es ſchon gnädigſt geſtatten, daß ich mich mindeſtens einen Unterthan der erhabenen Mutter meiner künftigen Königin und Herrin nennen darf!

Ich wünſchte lieber, meine Tochter fände an Ihnen dereinſt einen ganzen Unterthan, rief Maria Thereſia, hab' aber alle Urſache zu fürchten, Herr Erzbiſchof, daß Sie ihr das nimmer ſein werden! Aber bevor wir davon weiter ſprechen, erſuche ich den Herrn Erzbiſchof, mir gefälligſt zu ſagen, was dieſer Aufzug zu bedeuten hat, mit welchem es dem Geſandten Frankreichs beliebt hat, heute hierher zu kommen! Wir ſind, ſo viel ich weiß, weder in der Faſchingszeit, noch habe ich eine unvermählte Erzherzogin, um welche der Herr Geſandte feierlich zu werben käme!

Und Ew. Majeſtät wollen auch ſicher nicht den tollen Scherz des Faſchings mit der feierlichen Anwerbung um eine Erzherzogin auf eine Vergleichungslinie ſtellen, ſagte der Fürſt mit ſeinem ehrfurchtsvollen Ton.

Bleiben Sie bei der Sache, wenn's beliebt, rief die Kaiſerin. Weshalb kommt der Herr Erzbiſchof in ſo feierlichem Aufzug hierher?

Weil es in der That für mich ein großer Feſttag iſt, wenn die erhabene Mutter der Dauphine von Frankreich mir endlich, nach langem vergeblichem Bitten, eine Audienz gewährt, und weil ich ſolchen Feſttag mit allen erlaubten Ehren feiern möchte!

Und weil Sie hoffen, daß auf dieſe Weiſe ganz Wien ſogleich von dieſer Audienz erfahre, rief die Kaiſerin heftig, weil Sie wiſſen, daß das Gerücht davon bis nach Frankreich, bis zu den Ohren der Frau Dauphine dringen wird!

Ich habe leider wenig Grund zu glauben, daß die Dauphine ſo *beſondern* Antheil an dem Geſandten Frankreichs nimmt, um ſich

dafür zu intereſſiren, ob derſelbe von der Souverainin einer auswärtigen Macht gnädig empfangen wird, ſagte der Fürſt, immer noch in ſeiner ehrfurchtsvollen, gebeugten Haltung.

Die Kaiſerin ſchleuderte einen vollen Zornesblick auf den Erzbiſchof, der es wagte, ihr mit ſeiner undurchdringlichen, ſtählernen Ruhe und ſeiner unerſchütterlichen Höflichkeit zu trotzen.

Ich erſuche den Herrn Fürſten jetzt zur Sache zu kommen, rief ſie ungeſtüm. Weshalb haben Sie dieſe Audienz gewünſcht? Was begehrt der Geſandte Frankreichs von der Kaiſerin von Oeſterreich?

Erlauben mir Ew. Majeſtät zu ſagen, daß, wenn ich blos als der Geſandte Frankreichs hierher gekommen wäre, um von der Kaiſerin von Oeſterreich in einer Audienz empfangen zu werden, Ew. Majeſtät dann mich nicht allein, ſondern umgeben von Ihrem Hofſtaat, mit dem ganzen Ceremoniell Ihrer Kaiſerwürde im großen Thronſaal würden empfangen haben, während ich begleitet von meinen Attachés, meinen Officieren und Cavalieren würde erſchienen ſein. Ew. Majeſtät erzeigen mir aber die Gnade, mich allein zu empfangen, ohne Ceremoniell von beiden Seiten, daraus folgt, daß ich nicht blos hier der Kaiſerin von Oeſterreich als officieller Geſandter Frankreichs gegenüber ſtehe, ſondern daß die erhabene Mutter der Dauphine auch mir, dem Erzbiſchof und dem Couſin des Dauphins, eine vertrauliche Audienz gewährt hat.

Das heißt mit andern Worten: Sie ſind hierher gekommen, um abermals über die Frau Dauphine Klage zu führen, rief Maria Thereſia heftig. Sie wollen wieder mit den Unannehmlichkeiten anfangen, um derenwillen ich es ſeither vermieden habe, den Herrn Erzbiſchof allein zu ſprechen!

Nein, Majeſtät, das heißt, ich betrachte es als eine heilige, unabweisbare Pflicht für mich, zu Ew. Majeſtät vertraulich zu ſprechen, — für die Mutter der Dauphine, mich vertrauensvoll anzuhören.

Nun, die Mutter der Frau Dauphine hört Sie an, rief die Kaiſerin, das Wort Frau ſcharf betonend.

Verzeihen mir Ew. Majeſtät dieſen anſcheinenden Verſtoß gegen das Ceremoniell, ſagte der Fürſt lächelnd. Allein als Kirchenfürſt

ſteht es mir vor allen Dingen zu, die Wahrheit zu ſagen, und die Wahrheit iſt, daß die Dauphine von Frankreich noch immer nicht die Frau Dauphine iſt! Ew. Majeſtät wiſſen das ſo gut als ich.

Ich weiß, daß es den Feinden meines Hauſes und meiner Tochter noch immer gelingt, den Dauphin in ſcheuer und feindſeliger Entfernung von der Dauphine zu halten, rief die Kaiſerin ſchmerzlich.

Aber die Dauphine beſitzt in ihrer Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit Waffen, mit denen ſie alle ihre Feinde beſiegen könnte, wenn ſie nur wollte, ſagte der Fürſt achſelzuckend. Unglücklicherweiſe ſcheint die Dauphine aber ihre Feinde gar nicht zu fürchten, und ſtatt ſie zu bekämpfen, giebt ſie ihnen immer neue Angriffswaffen in die Hände!

Nun, was iſt's? fragte die Kaiſerin ungeduldig. Was für Klagen giebt es ſchon wieder gegen die Dauphine? Sprechen Sie, Herr Erzbiſchof.

Ew. Majeſtät ſind die Einzige, vor welcher der hohe und ſtolze Sinn der Dauphine ſich willig beugt. Marie Antoinette ehrt und liebt Sie als ihre Mutter, ſie erkennt Ihre Größe und Ihren Geiſt als Regentin und Frau an. Wenn Ew. Majeſtät der Dauphine daher einen Rath ertheilen, ſo wird er für ſie doppelt in's Gewicht fallen, und ſie wird ihm folgen als gehorſame Tochter und als dankbare Verehrerin der hohen Tugenden Ihrer Majeſtät.

Und welchen Rath ſoll ich meiner Tochter geben?

Den Rath, Majeſtät, daß die Frau Dauphine ihren Feinden weniger Veranlaſſung gebe, ſie der Leichtfertigkeit und der gänzlichen Verachtung aller Etiquette zu zeihen.

Wer wagt es, die Dauphine der Leichtfertigkeit zu zeihen? rief die Kaiſerin mit zornblitzenden Augen.

Diejenigen wagen das, die in der Verderbniß ihres eigenen Herzens die Harmloſigkeit und Unſchuld mit der Rückſichtsloſigkeit der Leichtfertigkeit verwechſeln, und das für überlegtes Handeln nehmen, was doch nichts iſt, als das unüberlegte Sichgehenlaſſen eines *keuſchen* und nichts Böſes ahnenden Sinns!

Der Herr Erzbischof belieben in Räthseln und Sentenzen zu sprechen, die ich nicht verstehe! rief die Kaiserin.

Ich werde mir erlauben, mich verständlich zu machen, sagte der Fürst lächelnd. Es giebt viele Dinge, die an sich harmlos und unschuldig sind, die aber durch die Umstände und durch die Augen, von denen sie betrachtet werden, gerade den entgegengesetzten Charakter annehmen. Die Frau Dauphine begeht daher nur deshalb Fehler, weil sie selber zu unschuldig und harmlos ist, und es nicht begreift, daß andere Menschen es weniger sind als sie! In ihrer hohen Stellung ist es aber leider nicht immer erlaubt, unschuldig und harmlos zu sein, und was einer gewöhnlichen Dame wohl ansteht, ist unziemlich, wenn es eine Fürstin thut. Einer Gräfin zum Beispiel mag es verstattet sein, im Innern ihrer Gemächer mit ihren jungen Dienerinnen die fröhlichen Spiele ihrer Kindheit zu spielen und ein lustiges Hetzjagen durch alle Zimmer zu halten, aber ich glaube nicht, daß Ew. Majestät solche geräuschvolle Erheiterungen für die Dauphine von Frankreich geeignet halten!

Sie ist noch so jung, meine arme Antoinette, sagte die Kaiserin mit einem sanften Lächeln, kaum achtzehn Jahre, und da ihre Feinde es verhindern, daß sie eine Frau ist, so sollten sie ihr wenigstens gestatten, ein wenig länger Kind zu bleiben. Hab' schon gehört von diesen harmlosen Belustigungen, welche die Dauphine sich im Innern ihrer Gemächer mit den Prinzessinnen von Frankreich, ihren jungen Schwägerinnen, erlaubt. Wenn man gerecht sein wollte, müßte man es sehr liebenswürdig und gefällig finden, daß die Dauphine, um ihre jungen, unerwachsenen Schwägerinnen zu amüsiren, sich herabläßt, mit ihnen Kinderspiele zu spielen. Aber ich weiß wohl, daß man ihr selbst daraus ein Verbrechen macht, und daß Frau von Marsan*) es der Dauphine niemals verzeihen kann, daß sie im liebevollen Eifer für ihre Schwägerinnen sich ein wenig um die Erziehung derselben hat bekümmern wollen. Der Salon der Oberhofmeisterin ist seitdem ein Foyer der Intriguen, oder vielmehr der Klatschereien

*) Die Oberhofmeisterin der Prinzessinnen von Frankreich.

gegen die Dauphine geworden. Ihre kleinſten Handlungen werden da ausgebeutet und ausgebeutet, und aus ihrer Heiterkeit und ihrem Frohſinn macht man dort der armen Dauphine ein Verbrechen.*) Wenn der Fürſt über nichts weiter zu klagen hat, als über dieſe unſchuldigen Kinderſpiele, ſo war's nit nöthig, deshalb mit ſo feierlicher Miene hierher zu kommen!

Ich bin nicht gekommen, Majeſtät, um zu klagen, am allerwenigſten um anzuklagen, ſagte der Fürſt gelaſſen, ich bin gekommen, um Ew. Majeſtät anzuflehen, daß Sie die Dauphine warnen möchten vor ihren Feinden. Denn es iſt leider nicht mehr zu leugnen, die Dauphine hat Feinde, mächtige Feinde am Hofe und in der Nähe des Königs ſogar. Dieſe Feinde ſprechen nicht blos von den unſchuldigen Kinderſpielen der Dauphine, ſondern mit einer Miene wahrhaft entrüſteter Tugend erzählen ſie von noch andern Beluſtigungen, die freilich am franzöſiſchen Königshofe ganz unerhört ſind.

Und worin beſtehen dieſe Beluſtigungen?

Darin, daß die Frau Dauphine ſich heimlich, ohne Wiſſen und Erlaubniß Sr. Majeſtät des Königs, ein Liebhabertheater hat einrichten laſſen.

Ein Liebhabertheater? rief die Kaiſerin entſetzt. Das iſt nicht wahr, das iſt nicht möglich! Das iſt wieder eine der boshaften Erfindungen von den Feinden der Dauphine!

Verzeihen Ew. Majeſtät, es iſt die Wahrheit! ſagte der Cardinal ernſt. Man ſpielt jetzt bei Hofe heimlich Theater. Die Dauphine und die beiden neuvermählten Prinzeſſinnen von Frankreich übernehmen die Damenrollen, die Herrenrollen werden von den beiden Brüdern des Dauphins ausgeführt, und wenn dieſe nicht ausreichen, erlaubt man dem Geheimſecretair der verſtorbenen Königin, Herrn von Campan und deſſen Sohn, welcher eine gleiche Charge bei der Frau Dauphine verſieht, am Theaterſpiel Theil zu nehmen, und neben den Prinzen und Prinzeſſinnen zu agiren. Die hohe Truppe hat ihre Bühne in dem Zimmer eines Entreſols aufgeſchlagen, der

*) *Mémoires* de Madame de Campan. Vol. I. p. 65.

unbenutzt und der Dienerschaft nicht zugänglich ist. Der Herr Graf von Provence gilt für den ersten Liebhaber der Gesellschaft, aber auch der Graf von Artois spielt mit vieler Grazie. Ueber das Spiel der Prinzessinnen erlaube ich mir kein Urtheil. Das Hauptstudium der Damen soll sich auf die schönen und prachtvollen Costüme beziehen, darin aber sollen alle Drei die größten Künstlerinnen sein und glänzend mit einander rivalisiren.

Maria Theresia schien diese boshafte Bemerkung des Fürsten gar nicht gehört zu haben. Und wer sind die Zuschauer? fragte sie hastig.

Die hohen Schauspieler haben nur Einen Zuschauer, Majestät. Der Herr Dauphin allein macht das ganze Publikum der hohen Truppe aus.

Maria Theresia athmete erleichtert auf, und ein Lächeln verklärte ihr Angesicht.

Der Fürst fuhr fort. Selbst die Prinzessinnen-Tanten des Dauphins hat man nicht in das Geheimniß eingeweiht, weil man ihren strengen Tadel fürchtet, und meint, sie würden es für ihre Pflicht erachten, den König von diesen seltsamen und unerhörten Belustigungen, denen die königlichen Prinzen und Prinzessinnen sich hingeben, in Kenntniß zu setzen, damit er denselben durch ein Machtwort sofort ein Ende gebe!

Ich werde der Dauphine den Rath geben, diese Art der Unterhaltung aufzugeben, sagte die Kaiserin ruhig, nicht weil ich sie unpassend finde, sondern weil sie ihren Feinden eine willkommene Gelegenheit zur Medisance giebt. Wenn die Dauphine für ihre Theaterbelustigungen die Billigung ihres Gemahls hat, und dieser allein Zeuge derselben ist, so sollte das eigentlich selbst ihren Feinden genügen, und überdies ist es, wie mir scheint, gar nicht eine so unerhörte und fürchterliche Sache, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen sich mit Comödienspiel belustigen zu sehen. Ich will nicht daran erinnern, daß König Ludwig XIV. als junger König vor seinem ganzen Hofe als Tänzer im Costüm auf der Bühne erschien, aber in den Tagen der frommen und tugendhaften Madame de

Maintenon ſelbſt war das Theaterſpielen am Hofe von Verſailles erlaubt, und in den Zimmern dieſer Dame führten die königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen die Dramen von Corneille und Racine auf.

Aber ſie hatten mindeſtens dazu die Billigung des Königs, ſie handelten nicht heimlich hinter ſeinem Rücken; außerdem befand ſich aber auch unter den Schauſpielerinnen keine zukünftige Königin von Frankreich.

Der Dauphine von Frankreich mag indeſſen erlaubt ſein, was die Königin von ſelber unterlaſſen wird! rief die Kaiſerin. Da man ihr erlaubt in Verſailles das junge Mädchen zu bleiben, das ſie in Schönbrunn geweſen, ſo darf man ſich nit wundern, daß ſie ihre jungen Mädchenſpiele fortſetzt, und daß die Dauphine in Verſailles mit ihren Schwägern und Schwägerinnen eben ſo vergnügt Theater ſpielt vor ihrem Gemahl, wie ſie es in Schönbrunn mit ihren Schweſtern und Brüdern vor ihrer Mutter gethan!

Die Etiquette ſcheint allerdings an beiden Höfen ſehr verſchieden zu ſein, bemerkte der Fürſt mit leichtem Achſelzucken. Hier in Wien zum Beiſpiel iſt den Erzherzoginnen erlaubt, was man in Paris der Dauphine als einen unverzeihlichen Verſtoß gegen die Etiquette auslegt.

Alſo noch ein neuer Vorwurf! rief die Kaiſerin ungeduldig. Was iſt's, ſagen Sie ſchnell!

Die Dauphine von Frankreich hat gefunden, daß die Etiquette ſehr läſtig iſt, welche der zukünftigen Königin von Frankreich befiehlt, niemals ohne Begleitung zweier Hofdamen durch das Schloß, oder gar durch die Gärten von Verſailles zu gehen. Sie hat daher zum Entſetzen des ganzen Hofes, zum Staunen aller Welt, dieſe Etiquette abgeſchafft, und durchwandert oft die Galerien und Säle des Schloſſes, nur von zwei Lakaien begleitet, ja ſelbſt im Park hat man ſie ſo promeniren ſehen.

Und dies iſt Alles, was mir der Herr Geſandte zu ſagen hat? fragte Maria Thereſia ungeduldig.

Es iſt Alles! Aber erlauben mir Ew. Majeſtät zu ſagen, daß *dieſe Dinge*, ſo klein ſie immer erſcheinen mögen, doch durch die

Umſtände die höchſte Wichtigkeit erlangen. Der Ruf einer Frau wird ſelten mit einem einzigen entſcheidenden Dolchſtoß, ſondern gemeinhin mit Nadelſtichen gemordet, und ſelbſt eine Königin kann ſich daran verbluten!

Nur muß man geſtehen, daß es dem Herrn Erzbiſchof und Fürſten von Rohan ſehr wenig zuſteht, ein beſtimmtes Urtheil über den Ruf der Frauen zu fällen, rief die Kaiſerin, deren Zorn von der ſentenzenreichen Weiſe des Fürſten gereizt worden. Wenn der Geſandte Frankreichs es ſich erlaubt, bei mir über allerlei kleine unſchuldige Verſtöße gegen die Etiquette als über arge Vergehen Klage zu führen, ſo werde ich meinen Geſandten in Paris mit ganz andern und ernſthafteren Klagen zu dem König von Frankreich beordern.

Klagen über die unverzeihliche Gleichgültigkeit des Dauphins gegen ſeine Gemahlin, nicht wahr? fragte der Fürſt mit dem Anſchein der Theilnahme.

Nein, Klagen über das unverzeihliche Betragen des franzöſiſchen Geſandten in Wien, mein Herr, rief die Kaiſerin erglühend. Hab' lange genug die ärgerlichen Dinge, welche man ſich hier erlaubt, mit Langmuth ertragen, und darüber geſchwiegen wegen der Egards, welche ich gern gegen das befreundete Königshaus von Frankreich bewahren möchte. Aber wenn der Herr Geſandte Frankreichs doch ſo gar ſtreng im Punkt der Etiquette iſt, ſollte er ſelber ſie doch mindeſtens äußerlich ein wenig ſtrenger beobachten, und ſie als einen ſchützenden Schleier über ſein Leben ausbreiten. Da der Herr Erzbiſchof es liebt, in Sentenzen zu ſprechen, ſo möge er mir auch eine Sentenz erlauben. Wer unſchuldig iſt, und reines Herzens, dem mag es verziehen ſein, wenn er im Bewußtſein tadelloſen Wandels die Rückſichten der Etiquette zuweilen aus den Augen ſetzte; wer aber ein üppiges Leben führt, und ſich Vergehen gegen die Moralität, ja gegen die Kirche zu Schulden kommen läßt, der ſollte mindeſtens aus Klugheit die Etiquette niemals verletzen, ſondern ſie vielmehr benutzen als einen Schild, hinter dem er ſeine Scham und ſeine Unehre verbirgt!

Ich danke Ew. Majestät für diese Sentenz, welche voll großer Weisheit ist, sagte der Fürst, sich tief verbeugend. Nur erlauben mir Ew. Majestät die Frage: an wen soll ich diesen Spruch der Weisheit befördern? Denn ohne Zweifel ist er nicht für die Frau Dauphine von Frankreich bestimmt.

Nein, für Sie selber ist er bestimmt, Herr Fürst! rief die Kaiserin außer sich vor Zorn. Für den Prälaten, den Kirchenfürsten, der sonder Scheu aller guten Sitte Hohn sprechend, seinen Liebesaventuren nachgeht, und wenig eingedenk seines Standes und seiner kirchlichen Würde, selbst mit den Damen meines Hofes seine Liebesintriguen unterhält. Für den Gesandten Frankreichs ist mein Spruch gewesen, für den Fürsten Louis von Rohan, welcher es zu vergessen scheint, daß er an diesem Hofe die Ehre Frankreichs zu vertreten hat, und ein gar wüstes, lockeres Leben führt. Es ist schön, mein Herr, ein glänzendes Haus zu machen und sich zu umgeben mit königlichem Luxus; aber um solchen Aufwand mit Würde machen zu können, muß man ihn auch bezahlen können, und nicht auf Kosten der Leichtgläubigkeit Anderer ihn führen. Ganz Wien kennt jetzt schon die Verlegenheiten, welche im französischen Gesandtschaftshotel herrschen; ganz Wien weiß, daß, während der Herr Gesandte in seinen mit orientalischer Pracht ausgestatteten Salons seinen Gästen von seiner eigenen Capelle Concerte vorspielen läßt, die Diener der Gesandtschaft, welche schon lange vergeblich auf ihre Gage warten, ihren Handelsgeschäften nachgehen, und von dem Recht der Gesandten, ihren persönlichen Bedarf steuerfrei einzuführen, einen unrechtmäßigen Gebrauch machend, einen gar seltsamen Handel mit Contrebande eingerichtet haben. Ganz Wien nennt jetzt schon das Hotel der französischen Gesandtschaft das Strumpfwaarenlager, und es sind vielleicht von dem Secretariat des Herrn Fürsten von Rohan in dem letzten Jahr mehr seidene Strümpfe verkauft worden, als in Paris und Lyon zusammengenommen.*) Hab' also, um diesem Scandal ein Ende zu machen, die Steuerfreiheit der Gesandten ein- für

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 47.

allemal für Oeſterreich aufheben müſſen, und weiß ſehr wohl, daß ich mir damit den Tadel der auswärtigen Höfe zugezogen. Sie nennen das Engherzigkeit von mir, und wiſſen nicht, daß es das anſtößige Benehmen des franzöſiſchen Geſandten iſt, welches mich dazu gezwungen hat!

Ew. Majeſtät ſind in der That außerordentlich gnädig, Sich ſo ſpeciell um die Details meiner Haushaltung zu bekümmern, ſagte der Fürſt mit vollkommener Gelaſſenheit, und ich geſtehe Ew. Majeſtät, daß Sie beſſer unterrichtet ſind, als ich! Ich zum Beiſpiel habe nichts gewußt von dieſem Handel mit ſeidenen Strümpfen, aber — eben ſo wenig weiß ich auch von den Liebesintriguen, welche ich mit den Damen dieſes Hofes unterhalten ſoll. Ich habe leider ein gar kaltes Herz, und ohne Zweifel liegt es daran allein, daß keine einzige der Damen Eindruck auf daſſelbe gemacht hat, und nur meiner Gleichgültigkeit und Indolenz ſchreibe ich es zu, daß ich nicht eine Einzige zu nennen wüßte, welche mir ſchön und liebenswerth erſcheint. Da nun dieſe Beſchuldigungen, welche man gegen meinen innern Haushalt wälzt, — denn Ew. Majeſtät werden mir geſtatten, meine Herzensangelegenheiten als meinen innerſten Haushalt zu bezeichnen, — da nun dieſe Beſchuldigungen vollkommen unbegründet ſind, ſo wage ich daraus zu folgern, daß auch jene Beſchuldigungen, welche man gegen meinen äußern Haushalt richtet, nicht minder unbegründet ſein mögen. Es iſt vielleicht in meinem Secretariat ebenſo wenig mit ſeidenen Strümpfen gehandelt, als in meinem Herzen mit den Damen des öſterreichiſchen Hofes verhandelt worden iſt! Was aber den Aufwand anbetrifft, deſſen mich Ew. Majeſtät beſchuldigen, ſo finde ich nicht, daß derſelbe meinem Rang, meinem Namen und den Mitteln, welche ich beſitze, nicht angemeſſen wäre, und das iſt wohl das Einzige, was ich darüber zu ſagen nöthig habe!

Der Herr Geſandte macht ſich ſeine Rechtfertigungen gar leicht und bequem! rief die Kaiſerin ſpöttiſch, und wenn man ihn anhört, möchte man glauben, nicht eine einzige der Beſchuldigungen, welche ich leider zu machen gezwungen bin, wäre wahr.

Daß dies indeß möglich iſt, Majeſtät, haben wir an dem Bei-

ſpiel der Frau Dauphine geſehen! ſagte der Fürſt lächelnd. Ich war leider auch gezwungen, Beſchuldigungen gegen dieſelbe zu erheben, und Ew. Majeſtät ſagen mir auch, daß ſie unbegründet ſind. Wenn aber die Verſtöße gegen die Etiquette für eine Dame gar keine Bedeutung haben, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb ich, ein Mann, ſo ängſtlich auf die Etiquette halten ſollte! Und es ſind doch, wie mir ſcheint, auch nur Fehler gegen die Etiquette, welche man mir vorwirft. Ich glaube aber, daß man in Frankreich es dem Fürſten Rohan leichter verzeiht, wenn er, trotz ſeiner Kirchenwürde, mit allen Damen des Wiener Hofes Liebes-Intriguen hat, als man es der Dauphine von Frankreich verzeiht, wenn ſie auch nur einen Schritt über die Grenzlinie hinaus thut, welchen die Etiquette und die ſcheue Ehrfurcht des Volkes ſeit uralten Zeiten um die Prinzeſſinnen und Königinnen von Frankreich gezogen. Maria Antoinette hat aber mehr als einen Schritt darüber hinaus gethan, und ich fürchte, ſie wird das eines Tages ſchwer zu bereuen haben! Ihre Feinde ſind wachſam, und —

Ja, ich ſehe, daß ſie wachſam ſind, rief die Kaiſerin heftig, ich ſehe das an Ihnen, Herr Fürſt von Rohan. O, leugnen Sie es nicht, ich weiß, daß Sie zu den Feinden der Dauphine gehören, daß Sie auf Seite Derer ſtehen, welche Zeter ſchreien, wenn dieſes junge, unſchuldige Weſen auch nur Einen Moment vergißt, daß ſie bewacht wird von lauter Menſchen, welche inmitten eines laſterhaften und entarteten Hofes keinen Glauben mehr an die Unſchuld haben können und Alle für ſchuldig halten müſſen, weil ſie ſelber ſich ſchuldig fühlen! Ich weiß, daß Sie, gleich allen Uebrigen, mit böſen Augen auf dieſes arme Kind hinſchauen, welches allein und vereinſamt, einer Welt von Intriguen machtlos gegenüber ſteht, und keine andere Waffe gegen daſſelbe hat, als ihre Unſchuld und ihr reines Bewußtſein. Aber hüten Sie ſich wohl, mein Prinz, die wehrloſe Dauphine wird eines Tages Königin werden, und die Königin wird alsdann die Macht haben, diejenigen zur Rechenſchaft zu ziehen, welche die Dauphine beleidigt und gekränkt haben!

Ich hoffe, daß man mich nicht beſchuldigen wird, jemals zu

dieſen gehört zu haben, rief der Fürſt, welcher jetzt zum erſten Mal in dieſer Unterredung ſeine ſtolze Würde verlor und deſſen Wangen erbleichten.

Ich, die Kaiſerin von Oeſterreich, ich beſchuldige Sie, rief die Kaiſerin, ihren drohenden Arm gegen den Fürſten erhebend.

Aber zu einer Beſchuldigung bedarf es der Beweiſe, ſagte der Fürſt heftig. Wann habe ich mich jemals feindlich gegen die Dauphine bewieſen? Denn unmöglich können Ew. Majeſtät die Mahnungen, welche ich zu gutem Zwecke an Ew. Majeſtät in Betreff auf die Dauphine zu richten wagte, als Beſchuldigungen und Anklagen auslegen wollen! Wodurch aber hätte ich es ſonſt gezeigt, daß ich zu den Feinden der Dauphine gezählt werden könnte?

Wodurch Sie das gezeigt haben, Herr Fürſt von Rohan? fragte die Kaiſerin mit zornſprühenden Augen. Dadurch, daß Sie mit den Feinden der Dauphine befreundet ſind, dadurch, daß Sie Theil nehmen an den Intriguen gegen ſie, dadurch, daß Sie dieſer Perſon, welche zur Schmach ganz Frankreichs ſich eine Gräfin und die Geliebte des Königs nennen darf, in ihren elenden und boshaften Manoeuvres hülfreich ſind und ihr die Waffen in die Hand geben, um damit mich und mein Haus anzugreifen. O, mein Herr, es macht Ihnen, einem wirklichen Fürſten, und außerdem einem Kirchenfürſten wenig Ehre, mit dieſer Perſon, welche ihre Schande und Schmach mit dem erborgten Grafentitel aufputzt, in ſo vertraulichem Briefwechſel zu ſtehen, daß Sie es ſelbſt nicht ſcheuen, über die Mutter der Dauphine zu einer Dubarry in beleidigenden Worten zu ſprechen.

Wann hätte ich das gethan! rief der Fürſt entſetzt. Wann wäre ich ſo ehrlos, und, was eben ſo ſchlimm iſt, ſo lächerlich dumm geweſen, an die Gräfin Dubarry jemals ein Wort über die erhabene Kaiſerin Maria Thereſia zu ſchreiben?

Ah, Sie wagen es, zu ſtreiten? ſagte die Kaiſerin ſtolz. Ich bekenne Ihnen, daß mir an Ihrem Beifall wie an Ihrem Tadel wenig gelegen iſt, und daß ich Ihnen gerade deshalb die erbetene Audienz bewilligt habe, um Ihnen zu beweiſen, daß die Kaiſerin Maria Thereſia gar nicht berührt wird von den Worten des Herrn

Fürſten von Rohan. Weil Sie's aber wagen, Ihren Brief an die Gräfin Dubarry abzuleugnen, will ich Ihnen doch deſſen Inhalt zurückrufen. O, Sie ſollen wenigſtens ſehen, mein Herr, daß ich auch ziemlich gut unterrichtet bin von dem, was ſich am franzöſiſchen Hofe zuträgt! Selbſt über die vertraulichen Orgien des Oeil de Boeuf, zu denen König Ludwig nur ſeine Favoriten zuläßt, empfange ich meine Berichte, und ich will Ihnen ſagen, was bei einer dieſer letzten Orgien geſchah. Die Gräfin Dubarry ergötzte ſich mit ſehr wenig Zurückhaltung und Decenz über das, was ſie „die Falſchheit und Verſtellungskunſt" der Kaiſerin Maria Thereſia nannte, und um zu beweiſen, daß das, was ſie behauptete, auch wahr ſei, zog die Gräfin Dubarry einen Brief aus ihrem Portefeuille hervor. Sehen Sie, rief ſie, das iſt ein Brief des Fürſten Louis Rohan, hören Sie nur, wie der die Kaiſerin ſchildert! — Nun, Herr Erzbiſchof, ſehen Sie jetzt, daß ich gut unterrichtet bin? Wollen Sie jetzt noch leugnen, daß Sie mit dieſer Perſon correſpondiren?

Ich leugne es! ſagte der Fürſt mit feierlicher Entſchiedenheit. Ich habe niemals an die Gräfin Dubarry geſchrieben, und am allerwenigſten über die geheiligte Perſon der Kaiſerin Maria Thereſia!

Nun, das iſt in der That eine freche Lüge, rief die Kaiſerin verächtlich. Man wird des Herrn Erzbiſchofs Gedächtniß aufzufriſchen ſuchen müſſen! Ich werde Ihnen vorleſen, was Sie über mich geſchrieben! Hören Sie nur!

Die Kaiſerin zog aus ihrer Kleidertaſche ein Papier hervor, und es entfaltend, las ſie: „Ich habe wirklich Maria Thereſia über das Schickſal des bedrängten Polens weinen ſehen; aber dieſe Fürſtin, welche ſo ſehr geübt iſt in der Kunſt der Verſtellung, ſcheint mir auch ihre Thränen ganz in ihrer Gewalt zu haben. In der einen Hand hält ſie das Taſchentuch, um ihre Thränen zu tracknen, mit der andern faßt ſie nach dem Schwert der Verhandlungen, um die dritte Macht bei der Theilung zu ſein." *) — Nun, Herr Erzbiſchof,

*) Mémoires de Weber, concernant Marie Antoinette. Vol. III. p. 305.

ich frage Sie auf Ihre Ehre und Ihr Gewiſſen, haben Sie das geſchrieben?

Der Fürſt war bleich geworden, und rückwärts ſchwankend, mußte er ſeine Hände auf die Lehne eines Seſſels ſtützen, um nicht umzuſinken.

Auf Ihre Ehre und Ihr Gewiſſen, haben Sie das geſchrieben? wiederholte die Kaiſerin.

Der Fürſt Erzbiſchof hob langſam ſein bleiches Antlitz empor, und Maria Thereſia's glühenden Augen mit einem traurigen Blicke begegnend, ſagte er ernſt und feſt: Ja, Majeſtät, ich habe das geſchrieben! Ich darf meine Worte nicht verleugnen!

Sie geſtehen alſo zu, daß Sie zu den Feinden der Dauphine gehören, daß Sie mit dieſer elenden Gräfin im Briefwechſel ſtehen?

Nein, ich geſtehe das nicht zu, denn es iſt eine Unwahrheit. Ich habe in einem gereizten, unſeligen Moment, den ich indeß nicht zu entſchuldigen wage, den Brief geſchrieben, in welchem jene Zeilen enthalten ſind, allein dieſer Brief war nicht an die Gräfin Dubarry gerichtet.

Und wen wünſcht der Herr Erzbiſchof als den Empfänger deſſelben zu bezeichnen? fragte die Kaiſerin verächtlich lachend.

Ich bezeichne Niemand, Majeſtät, ich weiß nur, daß Derjenige, welchem ich dieſen Brief geſchrieben, mein Vertrauen gemißbraucht und denſelben der Dubarry mitgetheilt hat. Fern ſei es von mir, ihn nennen zu wollen! Möge der Zorn Ihrer Majeſtät mich allein zerſchmettern, ich allein will der Schuldige bleiben und die Strafe leiden.

Ich weiß von keiner Schuld, ſagte die Kaiſerin hoheitsvoll, und wie mir ſcheint, ſind Sie meines Zornes nicht werth. Die Maria Thereſia ſteht da vor Gott und aller Welt, und Jedermann hat ein Recht, über ſie zu urtheilen, der Fürſt Rohan ſo gut, als der Zeitungsſchreiber und der Bettler. Alle dieſe Urtheile der Menſchen verwehet der Wind, aber Gott zeichnet die Thaten auf, und an ihm iſt's, zu ſtrafen und zu richten! Werd' mich vor dem Fürſten von Rohan weder rechtfertigen, noch verlohnt es ſich der Müh', über

ihn erzürnt zu sein! Mag er über mich schreiben und denken was er will, es berührt mich nicht. Aber ich wollte ihm nur beweisen, daß wir ihn kennen, die Dauphine und ich, daß wir wissen, was man von Ihnen zu erwarten hat!

Die Dauphine weiß auch um diesen Brief! rief der Fürst entsetzt.

Nun, sie ist es, die mir die Abschrift gesandt hat, sagte die Kaiserin.

Der Fürst stieß einen dumpfen Schrei aus und schlug seine beiden Hände vor sein todtenbleiches, zuckendes Angesicht. Ich bin verloren, murmelte er leise, und tiefe, schmerzliche Seufzer drangen aus seiner Brust hervor.

Die Kaiserin schaute mit finstern, mißtrauischen Blicken zu ihm hin; diese so plötzliche, so heftige Bewegung des stolzen Fürsten schien sie zu überraschen, und ihr Zweifel über die Aechtheit derselben zu erregen.

Wozu dies Comödienspiel, Herr Fürst Erzbischof? fragte sie rasch. Es ist gar nit nöthig, eine Scene der Zerknirschung zu spielen, denn ich sage Ihnen, ich zürne Ihnen um meinetwillen gar nicht!

Aber die Dauphine wird es mir niemals verzeihen, sagte der Fürst leise und mit zitternder Stimme, indem er seine Hände langsam von seinem Angesicht niedergleiten ließ. Vergeben mir Ew. Majestät diese Scene der Zerknirschung, die aber, das schwöre ich, kein Comödienspiel war. Ich sah in diesem fürchterlichen Moment nur mit prophetischem Aug' hinein in die Zukunft, und ich sah da viel Kummer und viel Thränen!

Kummer und Thränen für wen? fragte die Kaiserin verächtlich.

Kummer und Thränen für mich und vielleicht auch für die Dauphine. Sie hält mich jetzt für ihren Feind und wird darnach handeln. Der Haß der Feindschaft aber ist ein zweischneidiges Schwert, mit dem man eben so leicht sich selbst, als seinen Feind verwunden kann. Ich bitte Ew. Majestät nicht um Vergebung für jene Worte, welche ich geschrieben, ich weiß, daß Maria Theresia groß genug denkt, um den Irrenden verzeihen zu können, aber noch

in dieſem Moment beſchwöre ich Ew. Majeſtät, warnen Sie die Dauphine! Laſſen Sie dieſelbe nicht weiter gehen auf dieſem gefährlichen Pfad, den ſie betreten hat. Sie iſt eine Nachtwandlerin, welche nicht ſieht, daß ſie am Rande eines Abgrundes dahinſchreitet. Warten Ew. Majeſtät es nicht ab, daß Ihre Feinde Ihnen zuvorkommen, und die Dauphine mit lautem Zuruf erwecken, denn ſie würde alsdann hinunterſtürzen in den Abgrund. Noch iſt es Zeit, Majeſtät, noch kann dem Unheil vorgebeugt werden! Marie Antoinette iſt ein holder Engel der Unſchuld, Keuſchheit und Güte, aber die Welt, in welcher ſie lebt, verſteht nicht die Sprache der Engel, und um nicht von ihrer Reinheit und ihrem Glanz geblendet zu werden, ſind die Böſen bemüht, den Staub der Gemeinheit darauf zu werfen, und ihr eine um die andere die Federn aus ihren Engelsflügeln auszureißen! Warnen Sie die Dauphine! Sie möge auf ihrer Huth ſein vor ihren Feinden, aber ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, ich gehöre nicht zu dieſen. Marie Antoinette wird das niemals glauben wollen, und das wird die Todeswunde ſein, an der ich einſt ſterben werde! — Ich bitte Ew. Majeſtät, mich jetzt entlaſſen zu wollen!

Ohne eine Antwort der Kaiſerin abzuwarten, verbeugte ſich der Fürſt und wandte ſich dann der Thür zu. Maria Thereſia ſchaute mit trüben, ſinnenden Blicken ſeiner hohen, ſtolzen Geſtalt nach, und längſt noch, nachdem die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, blieb ſie ſo ſtehen, den traurigen und ahnungsvollen Gedanken nachhängend, die wie eine düſtere Wolke ihre Seele beſchatteten.

Ja, er hat Recht, ſagte ſie dann, in ſich erſchauernd, ſie wandelt am Rande eines Abgrundes dahin, und man muß ſie warnen vor der Gefahr! Ich will Jemand hinſchicken zu ihr, der ſie beobachtet, der ſie warnt, der ihr Rath ertheilt. Mein Gott, mein Gott, wo aber finde ich Jemand, der das wagen wird? Jemand, der unabhängig, edel und großmüthig genug iſt, um eine ſolche ſchwierige Aufgabe übernehmen zu wollen? Wer liebt ſie genug, um ſelbſt ihren Zorn nicht zu fürchten, und ſie inmitten der Schmeichelei, welche ſie umgiebt, die Stimme des Tadels und der Warnung hören zu

laſſen? Wem vertrauet ſie genug, um ihm zu verzeihen, wenn er es wagt, bei ihr den Mentor zu ſpielen? Ach, ſie iſt ſo unglücklich, meine arme Antoinette, und ich hab' nicht die Kraft, ihr zu helfen! Es iſt ein elend Ding um unſere Erdenmacht, und mit allen Schätzen der Welt erkauft man ſich doch keinen Freund, der ſonder Eigennutz und Furcht uns liebt um unſerer ſelber willen! Du, mein Gott, hilf Du der armen Kaiſerin, laß ſie den Freund finden, deſſen ihre arme Tochter ſo ſehr bedarf!

IV.

Das Feſt der Uebernahme Polens.

Der entſcheidende Schritt war geſchehen; die drei Mächte, ſo lange in Feindſchaft und Haß getrennt, hatten ſich jetzt in Liebe und Freundſchaft vereinigt, um gemeinſam dem unglücklichen Polen die Ruhe und den Frieden zu geben, nach welchem es ſelber in ewigen Kämpfen und mit blutigen Thränen ſo lange vergeblich gerungen hatte. Polen mußte büßen für ſeine Schuld und ſeine Fehler, und da es nicht verſtanden, ſich ſelber zu regieren, waren die drei Mächte herbeigekommen, um als bedrohte Nachbarn dem König Stanislaus bei der Regierung Polens behülflich zu ſein, und einen Theil der Laſt, welche offenbar für ſeine Schultern zu ſchwer war, von denſelben abzuwälzen. — Vergebens hatte Stanislaus Auguſtus ſich lange geweigert, dieſen freundnachbarlichen Hülfsleiſtungen ſeine Zuſtimmung zu geben; vergebens hatte er ſich an England und Frankreich um Hülfe gewandt. Beide Mächte wollten um des unglücklichen, von langen Kämpfen zerfetzten und zertretenen Polens willen nicht einen Krieg mit den drei Verbündeten wagen, welche mit gezückten Schwertern ſich an den Grenzen ihrer durch die Feder eroberten neuen Beſitzungen aufgeſtellt hatten, und bereit waren, mit vereinter Macht ihre neuen Länder zu vertheidigen.

Wohl hatte König Stanislaus da in dem ersten Sturm seiner Verzweiflung geschworen: er werde sich eher die rechte Hand abschlagen lassen, als mit derselben die Theilungsacte, welche die drei Mächte ihm zur Unterschrift vorgelegt, unterzeichnen. Die Mächte, von des Königs langem Widerstand erzürnt, erklärten endlich durch ihre Gesandten in Warschau: „es giebt eine Grenze der Mäßigung, welche Gerechtigkeit und Würde den Höfen vorschreibt," und an dieser Grenze ständen sie jetzt, die schleunige Annahme des Theilungsvertrags erwartend.*) Der russische Botschafter aber fügte drohend hinzu, wenn der König sich weigere, die Theilungsacte zu vollziehen und einen Reichstag zu berufen, der die Eroberungen anerkenne, so werde den König und sein Land das Entsetzlichste treffen, was sich nur ereignen könne, und der König dürfe überzeugt sein, „daß man ihm selber auch nicht einen silbernen Löffel lassen werde."**)

Der schwache und unglückliche König hatte nicht den Muth, solchen Drohungen zu trotzen, oder die Krone freiwillig niederzulegen, mit welcher die Gunst der russischen Kaiserin einst das Haupt des schönen Grafen Poniatowski geschmückt hatte. Er unterwarf sich dem Willen seiner mächtigen Nachbarn, und trat nun als vierte Macht in die Reihen der theilenden Mächte, bemüht, für sich und seine Person wenigstens so viel Vortheile und so viel Besitz als möglich zu erringen. Gehorsam den Befehlen der drei Mächte, berief er den Reichstag und forderte ihn auf, der Theilungsacte durch seine feierliche Zustimmung die Sanction zu verleihen.

Die unglücklichen, verzweifelnden, darnieder geschmetterten Polen hörten wenig auf den Ruf dieses Königs, den eine fremde Gewalt ihnen aufgedrungen; nur einige furchtsame oder käufliche Seelen folgten dem Rufe, und die Reichsversammlung bestand nur aus sechsunddreißig Mitgliedern, welche unter dem Zwang und Schutz der österreichischen und preußischen Husaren, die in Warschau eingerückt waren, zu der Theilung Polens ihre Einwilligung gaben.

---

*) v. Raumer. Beiträge zur neueren Geschichte. Th. IV. S. 516.

**) Ebendaselbst. S. 507.

Und so war das Unerhörte geschehen, und stumm und unthätig vor Staunen und Ueberraschung schaute ganz Europa zu, wie Rußland, Oesterreich und Preußen sich in die schönsten Provinzen Polens theilten und das Königreich um den dritten Theil seines ganzen Umfangs verkleinerten.

Nicht eine Hand erhob sich, um die Rechte Polens zu vertheidigen und der Vergrößerungslust der drei Mächte zu wehren; man ließ es ruhig geschehen, daß der König von Preußen sich die Herrschaft Pomerellen und den Netzedistrict erwarb, daß Rußland sich Liefland und die schönsten und größten Woiwodschaften nahm, daß Oesterreich sich außer der Zipser Gespannschaft noch einen Theil von Galizien und Lodomirien und fast das ganze Gebiet von Krakau aneignete.

Hier und da hörte man wohl eine tadelnde Stimme, aber sie verhallte unter dem Geklirr der Waffen und unter dem Fußtritt der Regimenter, welche die drei Mächte ausmarschiren ließen zur Besetzung ihrer neuen Grenzen. Und wenn doch eine solche Stimme das Ohr der Fürsten erreichte, so trösteten sich Oesterreich und Preußen damit, daß die Kaiserin von Rußland ihnen gesagt: „sie wolle allen Tadel auf sich nehmen," und Katharina lachte zu diesem Tadel und nannte ihn nur moutarde après diner.*) — Der König von Preußen aber, gleichsam um sich selber zu beschwichtigen, sagte laut: „jetzt erst wird der König von Polen und die Republik eine gewisse Festigkeit haben, und wird eine achtungswerthe Mittelmacht zwischen den drei andern Staaten bilden müssen, damit diese sich nicht einander zu nahe kommen."**)

Die Polen unterwarfen sich grollend und schweigend dem furchtbaren Verhängniß, das über sie hereingebrochen war, und um dem Blutvergießen, den Verfolgungen, den Drohungen und all' den Qualen der Ungewißheit endlich ein Ziel zu setzen, fügten sie sich in das Unabweisbare, leisteten sie den neuen Herrschern, welche die

*) v. Raumer, Beiträge. S. 542.
**) Ebendaselbst. S. 507.

Schwäche ihres Königs und ihre eigene Schuld ihnen gegeben, den Eid des Gehorsams und der Treue.

Nun erst, nachdem dies geschehen, nachdem die neuen Grenzpfähle aufgerichtet, nachdem die alten Provinzen Polens neue Namen angenommen und sich zu österreichischen, russischen und preußischen Provinzen verjüngt hatten, nun erst, da die Festungen des einstigen Königreichs sich den Truppen der neuen Herrscher geöffnet hatten, nun erst konnten die drei Mächte sagen, daß die Theilung geschehen sei, und konnten ihrer neuen Besitzungen sich freuen.

Selbst Maria Theresia war es zufrieden, diese traurige und mißliche Sache, welche Jahrelang ihr Herz gemartert und gequält hatte, endlich beendigt und zum Abschluß gebracht zu sehen, und vielleicht, um Gott dafür zu danken, vielleicht um aller Welt zu zeigen, daß die Theilung Polens jetzt auch ihre volle Zustimmung und Billigung gewonnen, hatte sie befohlen, im Stephansdom zu Wien ein feierliches Tedeum zu Ehren der Erwerbung des neuen Königreichs Galizien abzusingen.

Der ganze Hof sollte dieser Feierlichkeit beiwohnen, und zu der großen Cour, die nach der kirchlichen Feier in den kaiserlichen Gemächern stattfinden sollte, waren auch die neuen Unterthanen Oesterreichs, die Standesherrn, Grafen und Barone aus Galizien beschieden, welche nach Wien gekommen, um der Kaiserin den Huldigungseid zu leisten, und sich dadurch den Besitz ihrer Güter zu sichern.

In der Antichambre der Kaiserin erwarteten die Damen in glänzender Galatracht, strahlend von Juwelen, die Ankunft der Kaiserin, um in ihrem Gefolge sich in den Dom zu begeben. Die schönen, stark geschminkten Gesichter der Damen zeigten heute ein heiteres Lächeln, eine behagliche Zufriedenheit, denn alle hatten sie zu leiden gehabt von den Zwistigkeiten um Polen, welche der Kaiserin Maria Theresia so viele schlaflose Nächte, so viele Thränen und Sorgen gemacht hatten. Jedermann war daher froh, diese unangenehme Angelegenheit endlich beendigt zu sehen, und hoffte, daß jetzt auch wieder im Innern der Kaiserburg Zufriedenheit und Glück einziehen würde.

Aber die Damen, welche da im Vorzimmer der Kaiserin warteten, wagten doch nicht, sich diese Hoffnungen laut einander mitzutheilen, oder sich des neuen Triumphes Oesterreichs zu freuen. Nur flüsternd unterhielten sie sich von dem großen Ereigniß, das sie heute hier zusammengeführt, und dann warfen sie scheue und verstohlene Blicke auf jene Dame hinüber, die da allein und abgesondert, in düsterm Trauergewande, mit ungeschminkten Wangen, bleich und stumm an der Wand lehnte, kaum im Stande, die Thränen zurückzuhalten, die in ihren Augen zitterten. — Diese Dame war Frau von Salmour, die Oberhofmeisterin der Erzherzogin Mariane. Gleich den übrigen Damen war sie, ihrer Pflicht gemäß, in der Antichambre der Kaiserin erschienen, um, wie es die Etiquette gebot, ihrer Gebieterin zur Stephanskirche zu folgen. Aber an ihren bleichen Wangen, ihren verweinten Augen und ihren zitternden Lippen konnte man errathen, welchen Kampf diese Frau gekämpft, und wie schwer es ihr geworden, ihren Schmerz um das geliebte Vaterland zu unterdrücken, um ihrer Pflicht zu genügen.

Vom Stephansthurme ertönte das feierliche Geläute der Glocken, welches ganz Wien anzeigen sollte, daß die Kaiserin sich in den Dom begebe, um Gott zu danken, weil er Oesterreich neuen Glanz und neue Macht verliehen habe, und mit dröhnender Zunge den Ruhm und die neue Größe Oesterreichs zu verkünden. Und jetzt wurden die Flügelthüren geöffnet, und am Arm des Kaisers, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen, den Ministern und Generalen, trat die Kaiserin in die Antichambre ein. Schweigend hatten sich die Damen zu beiden Seiten aufgestellt, um die Kaiserfamilie vorüber zu lassen, und dann ihnen zu folgen. Maria Thereſia's flammendes Auge überflog mit einem raschen Blick ihre Reihen, und haftete auf dem bleichen Antlitz der Gräfin von Salmour. Mit einem leisen Wink ihres Hauptes rief sie dieselbe zu sich und stand still, die Gräfin erwartend, welche langsam aus den Reihen der Damen hervortrat und sich der Kaiserin näherte.

Eine tiefe Stille herrschte im Gemach, Aller Augen waren mit *neugierigen Blicken* auf die Kaiserin geheftet und auf Frau von

Salmour, die in ihren Trauergewändern so seltsam contrastirte zu dem heutigen Fest des Triumphes.

Frau von Salmour, sagte die Kaiserin, laut genug, um von Jedermann gehört zu werden, ich entbinde Sie heute von Ihrer Pflicht. Sie hat nicht nöthig, mit uns in den Dom zu gehen.

Die Gräfin verbeugte sich tief, und inmitten des allgemeinen Schweigens sagte sie ernst: Ew. Majestät haben Recht, mich heute nicht in die Kirche gehen zu lassen, denn ich könnte vielleicht versucht sein, dem Himmel Wünsche vorzutragen gegen die Bedrücker meines Vaterlandes.*)

Mit einem wahren Schrecken und Entsetzen richteten sich jetzt Aller Augen auf die Kaiserin, Jedermann erwartete, von ihr eine heftige und zürnende Antwort zu vernehmen.

Allein das Antlitz der Kaiserin blieb vollkommen heiter und ruhig. Sie hat Recht, sagte sie freundlich, und es ist schön von Ihr, daß Sie den Muth hat, die Wahrheit zu sagen.

Sie nickte der Gräfin freundlich zu und war im Begriff, weiter zu gehen, aber plötzlich blieb sie stehen und wandte sich noch einmal zu Frau von Salmour um.

Ist die Gräfin Wielopolska noch in Wien? fragte die Kaiserin hastig.

Seit gestern, Majestät, ist sie wieder hier.

Sie sollte, während wir in der Kirche beten, zu der Gräfin gehen, sagte Maria Theresia theilnehmend.

Frau von Salmour schüttelte langsam ihr Haupt, und ihre Blicke wandten sich mit einem seltsamen Ausdruck auf den Kaiser hin, welcher mit trüben Mienen der Unterredung seiner Mutter zugehört hatte.

Verzeihung, Majestät, sagte Frau von Salmour, sich dann wieder der Kaiserin zuwendend. Die Frau Gräfin ist, wie sie mir sagte, im Begriff, eine große Reise anzutreten, und da sie heute mit den Vor-

---

*) Historisch. Siehe: Swinburne: the courts of Europe at the close of the last century. Vol. I. p. 348.

bereitungen zu derſelben beſchäftigt iſt, empfängt ſie Niemand. Wir haben geſtern ſchon von einander Abſchied genommen. Die Gräfin Wielopolska verläßt Wien für immer.

Es freut mich, daß die Gräfin reiſen will, das wird ſie zerſtreuen, ſagte Maria Thereſia freundlich, der Frau von Salmour einen Abſchiedsgruß zuwinkend und dann am Arm des Kaiſers weiter ſchreitend.

Joſeph folgte ihr ſinnend und gedankenvoll, eine trübe Wolke lagerte auf ſeiner Stirn, und weder die triumphirenden Klänge des Tedeums, noch der Anblick dieſer feſtlich geputzten Menſchenmenge, welche die Kirche erfüllte, um mit der Kaiſerfamilie Gott zu danken für den neuen Glanz Oeſterreichs, vermochte ſein Antlitz zu erhellen. Wie er jetzt im Stephansdom den Jubelklängen des Tedeums zuhörte, das den Erwerb eines Theils von Polen feiern und gewiſſermaßen ſanctioniren ſollte, erinnerte ſich der Kaiſer mit einer Art Beſchämung jenes Tages, an dem er zum erſtenmal als Kaiſer einer öffentlichen Feierlichkeit beigewohnt hatte.*) Dieſe Feierlichkeit damals hatte der Erinnerung an die glückliche Befreiung Wiens von der Belagerung der Türken gegolten, und auf derſelben Stelle, auf welcher der Kaiſer jetzt kniete, um Gott für das eroberte Polen zu danken, hatte er damals gekniet, um den Manen Johann Sobieski's und den Polen zu danken, welche damals vor noch nicht einem Jahrhundert das unglückliche Wien von den Türken befreit hatten.

Und von dieſen trüben und beſchämenden Erinnerungen wandten ſich alsdann die Gedanken des Kaiſers zu dieſer ſchönen und unglücklichen Frau hin, zu der Gräfin Wielopolska, deren bleiches, ſchmerzzuckendes Antlitz oft wie ein letzter Strahl der untergehenden Abendſonne vor ſeinem innern Auge vorübergeſchwebt war, und deren ſüße Stimme er wider ſeinen Willen oft noch in der Stille der Nacht flüſtern hörte von den ſchönen Tagen, welche geweſen. Mit einem ſeltſamen, ihm unerklärlichen Wehegefühl wiederholte er ſich die Worte der Frau von Salmour, dieſe Worte, welche, wie es

*) Siehe die erſte Abtheilung dieſes Werkes. Th. II.

ihm ſchien, zumeiſt an ihn gerichtet waren; rief er ſich die traurigen und vorwurfsvollen Blicke zurück, mit welchen Frau von Salmour ihn angeſchaut.

„Die Gräfin Wielopolska verläßt Wien für immer,“ hatte Frau von Salmour geſagt, und doch war ſie nicht gekommen, Abſchied zu nehmen von der Kaiſerin, doch hatte ſie den Kaiſer nicht zum letzten Lebewohl zu ſich gerufen! Ein Gefühl unausſprechlicher Sehnſucht, ſchmerzvoller Zärtlichkeit erfaßte den Kaiſer, er hätte zu der Gräfin hin eilen und zu ihren Füßen knieend, ſie um Vergebung anflehen mögen für dieſe Jubelklänge des Tedeums, deſſen letzte Accorde eben die glänzenden, von tauſend Kerzen funkelnden Hallen des Doms durchrauſchten. Aber ihre Geſchicke waren doch auf ewig von einander geſchieden, und keine Brücke gab es mehr herüber und hinüber! Es half nichts, ſie wiederzuſehen, ſie hatten doch einander nichts mehr zu ſagen, nichts, was ſie nicht ſchon längſt in bitter durchwachten Nächten und in dem ſtummen Abſchiedsblick jenes letzten Begegnens bei der Kaiſerin geſagt hatten. In jener Stunde hatte die Gräfin ihm geſagt, eines Tages würden ſie ſich noch wiederſehen, eines Tages würde ſie ihn rufen laſſen zu einem letzten Lebewohl, und er hatte ihr ſchwören müſſen, alsdann ihrem Ruf zu folgen. Dieſer Tag des letzten Lebewohls war alſo noch nicht gekommen, und Frau von Salmour hatte alſo Unrecht; Gräfin Anna Wielopolska verließ nicht auf immer Wien, ſonſt würde ſie ihr Wort erfüllt und Joſeph gerufen haben zum letzten Lebewohl!

So ganz verſenkt war der Kaiſer in dieſe Gedanken, daß er gar nicht gewahr worden, daß das Tedeum und das nachfolgende Gebet längſt beendet war, und die Kaiſerin ſich ſchon von ihrem Sitz erhoben hatte. Erſt als ſie leiſe ſeine Schulter berührte und ihn aufforderte, mit ihr die Kirche zu verlaſſen, erwachte der Kaiſer aus ſeinem Sinnen und ſprang raſch empor, um Maria Thereſia den Arm zu bieten und ſie zu ihrem Wagen zu geleiten.

Eine zweite Feierlichkeit, wie geſagt, folgte dieſer erſten. Nach dem Tedeum ſollten die neuen polniſchen Vaſallen, welche heute in

der Oberhofkanzlei den Huldigungseid geſchworen, in erſter großer Cour ihrem neuen Herrſcherpaar vorgeſtellt werden.

In dem großen Thronſaal, im vollen Pomp ihrer kaiſerlichen Würde auf dem Thron ſitzend, neben welchem Kaiſer Joſeph ſtand, empfing Maria Thereſia ihre neuen Unterthanen, dieſe großen Grundbeſitzer derjenigen polniſchen Provinzen, welche jetzt unter dem Titel des Königreichs Galizien dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat einverleibt waren. In feierlichem Zuge gingen dieſe neuen Vaſallen an dem Thron vorüber, und indem Jeder derſelben vor dem Thron ſich tief und ehrfurchtsvoll verneigte und halb ſeine Kniee beugte, nannte der Oberhofmarſchall mit lauter Stimme den Namen des Knieenden, und Maria Thereſia empfing jeden dieſer Namen mit einem grüßenden Kopfneigen und einem huldvollen Lächeln.

Nachdem dieſe Ceremonie beendet war, ſtieg die Kaiſerin von ihrem Thron, um ihre neuen Vaſallen auf eine weniger ceremoniöſe und ſtolze Weiſe zu begrüßen und ſich in huldvoller und herablaſſender Weiſe mit ihnen zu unterhalten. Niemand verſtand es ſo gut, wie Maria Thereſia, diejenigen zu bezaubern, die ſie für ſich gewinnen wollte, und auch jetzt noch, obwohl ihre Schönheit und ihre Jugend längſt verwelkt war, übte ihre ſtolze, majeſtätiſche Erſcheinung, ihr glühendes, ſchönes Auge, ihr edles, gütevolles Weſen den alten Zauber. Man ſah, wie die umdüſterten Geſichter der Polen, wenn Maria Thereſia mit ihnen ſprach, ſich nach und nach erheiterten, und während ſie vorher ſchweigend und mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen dageſtanden, fingen ſie nun an mittheilſamer zu werden und ſich den Gruppen anzuſchließen, welche ſich jetzt hier und da in dem Saal gebildet hatten, und in denen man zum erſten Mal die Polen neben den Ungarn, den Italienern und Deutſchen als Unterthanen und Vaſallen Oeſterreichs erblickte.

Die meiſten dieſer neuen Unterthanen hatten ihre polniſche Uniform und Nationalgewänder abgelegt und waren in eleganter franzöſiſcher Tracht vor der Kaiſerin erſchienen.

Nur Wenige hatten den trotzigen Muth gehabt, den Thronſaal

r neuen Herrſcherin angethan mit dem ſchönen, goldgeſtickten polni-
en Nationalkoſtüm zu betreten, und unter dieſen Wenigen war es
: Greis von hoher, ſtolzer Geſtalt, von ehrfurchtgebietender Erſchei-
ng, welcher die Blicke Aller auf ſich zog.

Während alle ſeine Landsleute ſich beugten und lächelten, und
öne Worte machten, ſtand dieſer Greis in dem polniſchen National-
vande allein und abſeit in einer Fenſterniſche. Mit finſtern Blicken,
t verſchränkten Armen, die bleichen Lippen feſt aufeinander ge-
ßt, ſtand dieſer Mann da und ſchaute faſt verächtlich dem bunten
eiben in dem Saal zu. Eben ging die Kaiſerin vorüber und grüßte
i mit einem huldvollen Lächeln. Der Greis ſenkte kaum merklich
n Haupt, und die Falte auf ſeiner Stirn ward noch finſterer und
er.

Kaiſer Joſeph unterbrach ſich mitten in einem angefangenen
ſpräch mit zwei jungen polniſchen Grafen, deren Heiterkeit und
befangenes Weſen bewies, wie gut es die Polen verſtehen, ihrer
hmerzen zu vergeſſen und ſich in glücklichem Leichtſinn dem Genuß
s Augenblicks hinzugeben.

Können Sie mir ſagen, meine Herren, wer jener ſtolze, finſtere
reis dort iſt? fragte der Kaiſer haſtig.

Wie die Blicke der Grafen dem Finger des Kaiſers folgten,
urden ihre Geſichter ernſt, und faſt beſchämt ſenkten ſie die Blicke
Boden, als ſie gewahrten, daß die Augen des Greiſes feſt auf
gerichtet waren.

Das iſt, ſagte der Eine von ihnen faſt ſcheu und ängſtlich, das
der Graf von Kamienski.

Ah, der große Parteigänger früherer Tage! rief der Kaiſer lebhaft.
n, da er nicht zu mir kommt, will ich zu ihm gehen, um ihn zu
rüßen.

Er nickte den Andern einen freundlichen Abſchiedsgruß zu, und
Saal durchſchreitend, ging er zu dem Greis hin, der ihn ohne
mindeſte Zeichen von Ueberraſchung oder Freude mit einem ernſten,
en Gruß empfing.

Ich freue mich, den Grafen Kamienski begrüßen zu können, und

ihm meine Achtung zu bezeugen, ſagte der Kaiſer freundlich, indem er dem Grafen ſeine Hand darreichte.

Dieſer ſchien die gnädige Begrüßung des Kaiſers nicht zu gewahren, und nahm die Hand des Kaiſers nicht an. Er machte nur eine ſtumme Verbeugung und warf einen düſtern, ſcheuen Blick auf das freundliche Antlitz des Kaiſers.

Aber Joſeph ließ ſich nicht zurückſchrecken von dem kalten abſtoßenden Weſen des Polen, deſſen düſtere Schwermuth der Kaiſer in ſeinem Zartſinn gar wohl zu würdigen wußte.

Sind Sie zum erſten Male in Wien? fragte der Kaiſer.

Zum erſten und zum letzten Male, ſagte der Graf langſam und feierlich.

Und gefällt Ihnen Wien?

Nein, Majeſtät, es gefällt mir nicht ſonderlich.

Der Kaiſer lächelte. Dieſes herbe, abſtoßende Weſen, ſtatt ihn zu verletzen, gewann vielmehr ſein Herz und erfüllte ihn mit Hochachtung vor dieſem edlen, ſchmerzbeladenen Sohn ſeines Vaterlandes, der ſo wenig Höfling war, daß er ſeinen neuen Herrſchern gegenüber unverholen die Trauer um ſein Vaterland auf ſeinem Antlitz und in ſeinem Weſen trug.

Es wundert mich, daß es Ihnen in Wien nicht gefällt, ſagte der Kaiſer freundlich. Sie treffen wenigſtens ſehr viele Landsleute hier. Es waren noch niemals ſo viele Polen hier in Wien, als eben heute.

Ein flammender Zornesblick des Polen traf das lächelnde Antlitz des Kaiſers. Nun, ſagte der Graf, ich meine doch, daß an jenem Tage, als König Sobieski die Türken verjagte, ganz Wien mit Polen angefüllt war. Doch das ſind beinahe hundert Jahre her, und das Gedächtniß der Menſchen reicht nicht ſo weit.*) — Aber, fuhr der Graf dann ſanfter fort, ich bin nicht hierher gekommen, um Ew.

*) Dieſe Unterredung iſt hiſtoriſch. Der Kaiſer ſelbſt liebte es ſie zu erzählen, und verſicherte, dieſes herbe Weſen, und dieſer ſtolze amor patriae des Grafen hätte ihn ſo erfreut, daß er die größte Neigung gehabt, ihn zu umarmen, und es nur nicht gethan, weil er hätte fürchten müſſen, *zurückgeſtoßen* zu werden. Siehe: Swinburne I. S. 349.

Majeſtät an vergangene Zeiten zu erinnern. Es muß ſich ein Jeder
ı ſeine Gegenwart ſchicken, und Ew. Majeſtät ſehen ja, mit welcher
)eiterkeit und welchem guten Anſtand meine Landsleute das verſtehen.

Und doch verſichere ich Ihnen, Herr Graf, daß dieſe Alle mir
)eniger gefallen, als Sie, ſagte der Kaiſer mit innigem Ton. Ihr
:rübſinn macht Ihnen mehr Ehre, als jenen Herren dort ihre Hei-
:rkeit. Ich weiß, trotz der Gegenwart, auch die Vergangenheit wohl
u ſchätzen, und wenn die Söhne den Trauerflor tragen und weinen
ım ihre Mutter, ſo zeigt das nur, daß ſie gute und dankbare Söhne
ind, und Jedermann wird ſie deshalb hoch ſchätzen.

Der Graf blickte betroffen in das edle, von Geiſt und Güte
euchtende Antlitz des Kaiſers. Sire, ſagte er traurig, hätte der König
Stanislaus Ihnen geglichen, ſo wäre Vieles anders gekommen! Aber
s hilft nichts, darüber zu klagen, und ich bin nicht dazu hierher ge-
ommen. Bin aber auch nicht gekommen, um mich zu freuen, und
ım einen Gruß von der Kaiſerin zu buhlen.

Die Kaiſerin wird ſich indeſſen freuen, einen ſo tapfern und be-
ühmten Helden kennen zu lernen, ſagte Joſeph freundlich. Erlauben
Sie mir, Sie der Kaiſerin vorzuſtellen.

Der Graf ſchüttelte langſam ſein Haupt. Ich kam nach Wien,
agte er, nicht um der Kaiſerin willen, ſondern um einer Frau willen,
)on welcher ich wußte, daß der heutige Tag ſie zerſchmettern würde.
Während meine Landsleute hierher gingen, wollte ich bei ihr bleiben,
ım ſie zu tröſten.

Dieſe Frau iſt eine Polin? fragte der Kaiſer haſtig.

Ja, Sire, dieſe Frau iſt die letzte Polin, und ich fürchte, ſie
wird es machen, wie ihr Vaterland, ſie wird ſterben!

Und darf ich den Namen dieſer Frau wiſſen?

Es iſt die Gräfin Anna Wielopolska, ſagte der Graf leiſe. Sie
iſt es, welche mich hierher geſandt hat, und da ſie ſagte, daß es der
letzte Dienſt iſt, welchen ich ihr erzeigen könnte, bin ich gegangen.

Sie bringen mir eine Botſchaft von der Gräfin? fragte der Kaiſer
athemlos.

Die Gräfin Wielopolska läßt dem Kaiſer Joſeph ſagen, er möge

gnädigſt des Schwurs gedenken, den er ihr geleiſtet am Tage, wo die Kaiſerin die Theilungsacte unterzeichnete.

Ich gedenke deſſen! Weiter, weiter! murmelte der Kaiſer.

Eingedenk dieſes Schwurs möge der Kaiſer die Gnade haben, heute Nachmittag um ſechs Uhr zu ihr zu kommen.

Wo finde ich ſie?

In derſelben Wohnung und demſelben Zimmer, wo Ew. Majeſtät ſie früher gefunden haben. Meine Botſchaft iſt erfüllt, erlauben Ew. Majeſtät, daß ich mich beurlauben darf.

Ohne die Antwort des Kaiſers abzuwarten, verneigte ſich der Graf und wandte ſich ab. Langſam und hochaufgerichtet, ohne auch nur einen ſeiner Landsleute eines Blickes zu würdigen, ſchritt der hohe ſtolze Greis durch den Saal dahin und ging von dannen.

Der Kaiſer ſchaute ihm ſinnend nach. Er iſt der letzte Pole, wie ſie die letzte Polin iſt, ſeufzte er leiſe. Unſere Geſchicke ſind entſchieden, die letzte Polin ruft nach mir zum letzten Lebewohl!

V.

Das letzte Lebewohl.

Gräfin Anna Wielopolska war allein in ihrem Zimmer, das heute, wie ſie ſelber, feſtlich geſchmückt und wie zum Empfang eines hohen Gaſtes bereit war. Ein koſtbarer Teppich bedeckte den Fußboden, wundervolle Blumen ſtanden in ſchön gemalten und vergoldeten Gefäßen umher, das Pianoforte war geöffnet, und die aufgeſchlagenen Noten bewieſen, daß die Gräfin noch immer, trotz ihres Kummers, ihrer Lieblingskunſt treu geblieben war. Aber ſonſt war ſie verändert und verwandelt, und ihre einſt ſo ſtolze, imponirende Schönheit hatte jetzt etwas Rührendes, Mitleiderregendes angenommen. Das war nicht mehr die hohe, imponirende, lebenskräftige Geſtalt früherer Tage, es war ein bleiches, zuſammengeſunkenes Weib

mit tief eingefallenen Wangen, auf denen in leuchtender Pracht dieſe purpurrothen Flecken, „die Roſen des Todes“ aufgeblüht waren, mit großen, verklärten Augen, welche ſtrahlten, als ahnten ſie ſchon die Herrlichkeit des Jenſeits, mit glühend rothen Lippen, die ein zugleich trauriges und glückliches Lächeln umſpielte.

Wie wenig glich dieſe zarte, durchſichtige, lilienhafte Geſtalt jener Erſcheinung, welche Kaiſer Joſeph damals in Neuſtadt zuerſt auf dem Balcon gewahrte, und von der er damals das Bouquet von weißen und rothen Blumen empfangen hatte. Und doch war es dieſelbe Frau, und ſie trug heute dieſelben Gewänder, denſelben Schmuck wie damals. Das lange, ſchwarze Sammetgewand umhüllte wieder ihre hohe Geſtalt, mit Perlen und Brillanten waren ihr Hals und ihre Stirn geſchmückt, ein ſchwarzer Schleier fiel hernieder von ihrem Haupt und umflatterte ſie wie eine unheilsvolle Wolke, und an ihrem Buſen prangte wieder ein Bouquet von weißen Roſen, zuſammengehalten von einer purpurrothen Schleife, die in langen Enden herniederfiel.

Alles an ihr war wie damals, und doch war ſie ſelber eine Andere geworden. Damals hatte ſie noch gehofft, gefürchtet und gehaßt. Jetzt hoffte und fürchtete ſie nichts mehr, und ſtatt des Haſſes war die Liebe in ihr Herz eingezogen.

Wie ſehnſuchtsvoll ihr Herz klopfte, mit welchen ungeduldigen und zärtlichen Blicken ſie immer wieder hinüber ſchaute zu der Pendule, die dort über dem Kamin ſtand, zu welchem himmliſchen Lächeln ſich ihr Antlitz verklärte, als jetzt der Zeiger die volle Stunde bezeichnete und die Uhr mit lautem, dröhnendem Schlag ſechs Mal anſchlug.

Die Stunde iſt da! flüſterte ſie leiſe. Jetzt werde ich ihn wiederſehen!

Eben rollte ein Wagen heran und ſchien vor ihrem Hauſe anzuhalten. Ein Zittern durchflog ihre ganze Geſtalt und eine glühende Röthe übergoß auf einen Moment ihre bleichen Wangen.

Er iſt es! Ich fühle es, er iſt es! hauchte ſie athemlos, indem ſie angſtvoll ihre beiden Hände auf ihr Herz preßte, das mit ehernen Schlägen in ihrer kranken Bruſt hämmerte. Mit ſchwankenden

Schritten näherte sie sich der Thür, aber dann auf einmal stand sie still und horchte. Es war ihr, als hörte sie Schritte, welche sich näherten, als erkenne sie die Stimme dessen, der da draußen im Vorzimmer mit Matuschka sprach.

Ja, er ist es, er kommt! flüsterte sie, und mit einer angstvollen und eiligen Bewegung zog sie aus ihrer Kleidertasche ein Etui, das sie öffnete, und aus welchem sie ein kleines Fläschchen hervorzog.

Einen Moment betrachtete sie dasselbe mit sinnenden Blicken, und es gegen das Fenster emporhebend, schien sie dessen durchsichtigen, purpurrothen Inhalt zu prüfen. — Die Stimmen und die Schritte kamen näher und näher.

Es ist die höchste Zeit! murmelte die Gräfin, und hastig die goldene Kapsel des Fläschchens öffnend, führte sie dasselbe an ihre Lippen und leerte es bis auf den Grund.

Jetzt gehört mir noch eine letzte Stunde des Glückes! flüsterte sie, indem sie die Flasche wieder in ihrer Kleidertasche verbarg und der Thür zueilte.

Diese ward jetzt geöffnet und der Kaiser trat ein.

Anna streckte ihm ihre beiden Hände entgegen und grüßte ihn mit einem wunderbaren Lächeln.

Tief erschüttert und schweigend blickte der Kaiser in ihr wundersam verklärtes, von der Glorie des Todes strahlendes Angesicht. Lange schauten sie einander so an, schweigend, und doch zu einander sprechend mit ihren Blicken, ihren Gedanken und ihrem Lächeln.

Auf einmal ließ der Kaiser ihre Hände los, und sanft seine beiden Hände an ihre Wangen legend, zog er ihr Haupt an seine Brust und hielt es dort fest. Sie ließ es geschehen, und schaute zu ihm empor mit einem seligen Lächeln.

Sprich nicht zu mir, Anna, sagte Joseph leise. Denk', ich sei ein Sterndeuter, der jetzt in seinem Himmel lesen will!

Er hielt immer noch ihr Haupt zwischen seinen Händen und schaute sie an mit tiefen innigen Blicken.

Ich lese viel Trauriges und Schmerzliches da, sagte er nach einer Pause. Viel' Thränen und Qualen haben meine Sterne ge-

trübt, aber ſie haben doch nicht ihren Glanz verdunkeln können. Ich erkenne ſie wieder, die ſchöne Königin der Nacht, die mir einſt in Neuſtadt erſchien. Sie iſt immer noch das ſtrahlende, herrliche, ſtolze Weib, welches ſie damals war.

Nein, ſagte ſie lächelnd, ſie iſt eine Andere geworden, ſie iſt zu dieſer Stunde ein demüthiges, zagendes Weib, das nichts mehr auf Erden begehrt und will, als einen Blick des Geliebten, als ſeine Vergebung, als das Glück, ihm ſagen zu können, daß ſie ihn grenzenlos liebe, und dann in ſeinen Armen ſterben zu können.

Wenn man wahrhaft liebt, denkt man nicht an das Sterben und den Tod, ſondern an das Leben, ſagte Joſeph ſie feſter an ſich drückend.

Der Tod iſt der Anfang des ewigen Lebens, flüſterte ſie lächelnd, und darum, wer wahrhaft liebt, ſehnt ſich nach dem Tode, weil er dann ſeine Liebe als köſtliches, unverlierbares Gut mit ſich nehmen kann in das ewige Leben.

Laß uns jetzt nicht vom Tode ſprechen, rief Joſeph faſt rauh, nicht in dieſer Stunde, in der ich Dich endlich wieder gefunden habe, ſo wie ich Dich immer in meinen Träumen und meinen Gedanken geſchaut habe. O Anna, Anna, und biſt Du denn wirklich nur gekommen, um wieder fortzugehen? Iſt es denn wahr, daß Du fortgehen willſt auf Nimmerwiederkehr? Haſt Du mich wirklich rufen laſſen zum letzten Lebewohl?

Nein, ich habe Dich rufen laſſen zum ewigen Willkommen! rief ſie mit leuchtenden Augen. O mein Freund, mein Geliebter, ſei willkommen, tauſendmal willkommen! Mein Herz öffnet Dir weit ſeine Thore, und läßt Dich einziehen in ſeinen Tempel, auf deſſen Altar Dein Name allein als göttliche Flamme brennt. Willkommen, mein Herr und mein Gebieter, willkommen meinem Herzen, meinen Augen und meiner Seele! Jetzt iſt Alles wieder Tag in mir, und ſeliges Schauen, jetzt jubelt Dir mein ganzes Sein entgegen, und ſchmiegt ſich an Dich in ſeliger Luſt!

Und ſo biſt Du denn endlich Mein, rief Joſeph, ſie feſt in ſeine Arme drückend. So hat denn endlich die Liebe dies kalte Götterherz

bezwungen, und will mit ihrer Herrlichkeit mich verklären. O Anna, jetzt ſollſt Du's wiſſen, daß ich grenzenlos um Dich gelitten habe! Der Mann darf's ſagen, denn der Kaiſer hat ſeine Pflicht gethan. Er hat nicht gezaudert, nicht geſchwankt, er hat die Arbeit, welche das Geſchick ihm übertragen, muthig und ohne Murren auf ſeine Schultern genommen, aber jetzt, jetzt eben iſt eine Feierſtunde, und nun darf der Mann es ſagen, wie ſein Herz geblutet hat bei der Arbeit, wie oft ſeine Thränen ſie bethaut haben, wie oft er unter Lachen und Scherzen ſeine Verzweiflung und ſeinen Jammer verſtecken mußte. Ach Anna, es iſt ein gar elend und jammervoll Ding um ein Menſchendaſein, und das bischen Aufputz, welches eine Krone giebt, macht's doch nicht ſchöner. Nur die Liebe thut's, und die haſt Du, ſchönes grauſames Weib, mir entzogen, und ich habe um Dich geſeufzt und geklagt, wie ein armer, verliebter Knabe, der gar noch nicht ahnt, daß alles Glück enden, und alle Liebe vergehen muß. Niemand hat das geahnt, Anna, Niemand hat gewußt, daß der Kaiſer ein gar trauriger gebeugter Mann war.

Ich hab's gewußt, flüſterte ſie leiſe. Ich hab's gewußt, denn ich litt an Deinen Schmerzen, und Deine Thränen waren auch die meinen.

Nein, nein, Du lügſt, rief er rauh, indem er, wie aus ſüßen Träumen erwachend, ſie unſanft aus ſeinen Armen ließ. Du haſt mich verlaſſen, Du allein, Du wollteſt nur eine Polin ſein, kein Weib, und um Polens willen verließeſt Du mich.

Und jetzt, ſagte ſie, ſich ſanft an ihn ſchmiegend, jetzt bin ich keine Polin mehr, ſondern nur ein Weib, ein Weib, welches Dich liebt, und welches zu Dir kommt, um es Dir zu ſagen, ein Weib, welches Alles verläßt, ihr Vaterland, ihre Erinnerungen und ihre Schmerzen, um ſeelig ihrer Liebe zu leben und zu ſterben!

Sprich nicht vom Sterben! ſagte Joſeph, ſie feſt an ſeine Bruſt preſſend. O Anna, jetzt biſt Du wieder mein, jetzt ſoll Alles wieder ſein, wie damals in jenen ſchönen Abendſtunden, wenn ich hier in dieſem Zimmer bei Dir war, und in ſeliger Luſt Deinem Lächeln zuſchaute, Deiner Stimme horchte. O, wie oft habe ich mich nach

Deiner Stimme gesehnt, wie oft ist sie mir erklungen, wenn ich in der Oper neben der Kaiserin saß, wie schwang sie sich da, einem Engel gleich, leuchtend und jubelnd über das Gezwitscher und Gepfeife der Sänger empor, daß ich nichts mehr vernahm von der süßlichen Erdenmusik, sondern nur Dich noch hörte, Dich, meine Himmelsmusik. Komm, Anna, laß mich Deine Stimme wieder hören, singe mein Herz wieder in Ruhe und Frieden ein, wie Du es damals so oft gethan.

Ja, ich will singen! sagte sie ernst, und auf des Kaisers Arm gelehnt, ging sie zu dem Clavier hin, und ließ sich auf dem Sessel vor demselben niedergleiten.

Der Kaiser stand neben ihr, und schaute lächelnd zu, wie ihre schlanken, durchsichtigen Finger sich auf die Tasten legten, und langsame, feierliche Accorde denselben entlockten. Jetzt verschmolzen diese Accorde in einander, jetzt hoben sie sich zu harmonischen Klängen, zu einer schwermuthsvollen, sanften Melodie. — Der Kaiser horchte auf, und schien über etwas nachzusinnen. Dann lächelte er wieder. Er hatte diese Musik erkannt, es war die Melodie jenes Liedes, das die Gräfin Wielopolska damals in Neustadt vor ihm und dem König gesungen, es war die Melodie der Klage um die sterbende Polenkönigin, aber dieser Melodie hatte die Gräfin jetzt andere Worte untergelegt, und mit rührend schöner Klagestimme sang sie:

Die Sonne ist hinunter,
Und tiefe Nacht umhüllt
Mit ihrem schwarzen Schleier
Das Weib, von Schmerz erfüllt.

Das Weib, das bleich und elend
Dort durch die Straßen schleicht,
Und deren Trauerklage
Den Himmel nicht erreicht.

Ein Purpur hüllt die Glieder,
Die kranken, wie zum Hohn,
Und über ihrem Haupte
Schwebt eine Königskron'!

So wandert ſie von dannen,
Dahin durch Sturm und Nacht,
Die Kön'gin, die das Schickſal
Zur Bettlerin gemacht.

Die Kön'gin ohne Krone,
Die Kön'gin ohne Land,
Von der die Menſchen Alle
Sich mitleidslos gewandt!

Zur Bettlerin erniedrigt
Iſt Polens Königin!
Sie ſchleicht von Thür zu Thüren,
Streckt ihre Hände hin,

Und fleht um eine Gabe,
Und fleht um ein Stück Brod.
O Bettlerin, Du Arme,
Was ſuchſt Du nicht den Tod?

Der Tod nur kann erlöſen
Und ſühnen Deine Schmach,
Der Tod nur kann verſöhnen,
Was man an Dir verbrach.

Wenn Leben eine Schande,
So iſt der Tod Gewinn.
Die Bettlerin wird ſterbend
Doch wieder Königin!

Der Tod iſt Polens Ehre,
Das Leben iſt uns Schmach,
Und —

Sie ſtockte, ihre Hände ſanken kraftlos von den Taſten nieder, und mit einem matten Schrei fiel ſie zurück an die Lehne des Seſſels.

Der Kaiſer neigte ſich zu ihr nieder, und mit einer Bewegung des Schreckens hob er ihr Haupt empor, und ſchaute in ihr bleiches, ſchmerzzuckendes Antlitz. Dann, ohne ein Wort zu ſagen, legte er ſeine beiden Arme um ſie, und ſie wie ein Kind emporhebend an ſeine Bruſt, trug er ſie durch das Zimmer, und legte ſie ſanft auf dem Divan nieder.

Sie ſchaute zu ihm empor mit zärtlichen Blicken, und verſuchte ihre Hand empor zu heben, aber ſie ſank kraftlos wieder zurück.

Joſeph ſah es, und ein leiſes Schmerzgeſtöhn drang aus ſeiner Bruſt hervor.

Ich habe Dich verſtanden, Anna, ſagte er, ſich über ſie neigend, Du willſt ſterben!

Der Tod iſt Polens Ehre, das Leben iſt uns Schmach! flüſterte ſie kaum hörbar.

Ein wilder Schrei des Zorns und des Schmerzes zugleich drang von ſeinen Lippen. Und alles dies war alſo doch nur eine Lüge! ſagte er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die Liebe hat Dein Herz nicht bezwungen, die Polin hat ſich dem Weibe nicht gebeugt! O Anna, Anna, wie konnteſt Du grauſam ſein!

Grauſam gegen mich ſelber, ſagte ſie matt. Denn indem ich mir den Tod gab, wußte ich, wie ſchön das Leben ſei. Aber auf dem Grabe meiner Mutter habe ich einſt geſchworen, die Schande Polens nicht zu überleben. Würdeſt Du mich noch haben lieben können, wenn ich meinen Schwur gebrochen hätte? Treu meinem Wort im Leben und im Tode, ſterbe ich als Polin, und lebe weiter als das Weib, das Dich liebt und ewig lieben wird. Vergieb mir dieſe Schmerzensſtunde! Aber ich wollte, bevor ich ſterbe, noch eine Stunde glücklich ſein, und Dir, mein Freund, danke ich dieſe einzige Stunde des Glücks, die ich erlebt!

Und iſt keine Hülfe möglich, keine? fragte er mit von Thränen erſtickter Stimme.

Sie lächelte matt. Es iſt ein ſicheres Gift, und eigens um es zu bekommen, bin ich nach Paris gereiſet zum Grafen Caglioſtro. Nein, weine nicht, Du fühlſt und weißt, ſo gut als ich, daß ich nicht mehr leben konnte. O, ſchau mich an, und ſo unter Deinen Blicken laß mich ſterben!

Und ich? Muß ich denn ewig leben! rief Joſeph voll zornigen Schmerzes.

Du mußt leben, denn Deine Völker hoffen auf Dich, ſagte ſie feierlich, Du mußt leben, um der Welt und Nachwelt das Beiſpiel

eines großen Fürsten zu geben, der, sich selber überwindend, nur leben will zum Glück und Wohl seines Volkes. O mein Freund, ich schaue jetzt in die Zukunft, und ich sehe Dich groß und glänzend vor mir, nur schmückt eine Myrthenkrone Dein Haupt. Das macht, Du hast Großes gewollt, und nach dem Edlen und Höchsten gerungen, und die Menschen verzeihen das niemals, denn die Edlen und Besten unter ihnen steinigen sie. Aber vorwärts, immer vorwärts, mein Held, mein Fürst. Denke an Deine Völker und strebe nach ihrem Glück!

Ich schwöre es in Deine sterbende Hand, daß ich das will, sagte Joseph mit überquellenden Thränen, indem er neben ihr niederkniete und ihre schon erkaltenden Hände küßte.

Denke auch, flüsterte sie, denke, daß unter Deinen Völkern jetzt auch meine Brüder, die Polen, sind, versprich mir, daß Du auch den Polen ein guter und großmüthiger Fürst sein willst.

Ich verspreche es Dir!

Rechne ihnen ihr Unglück und ihre Schande nicht zur Schmach an, sei ihnen milde und weich, und versöhne sie durch Wohlthaten und durch Großmuth mit dem Schicksal, das sie in den Staub getreten hat. Schwöre mir, daß Du den Polen ein guter und großmüthiger Fürst sein willst!

Ich schwöre es Dir! Ich werde ihr Unglück ehren, und darnach trachten, sie glücklich zu machen!

Ein Lächeln verklärte wie ein letzter Sonnenstrahl ihr Antlitz. Ich danke Dir, hauchte sie leise. In jedes Polen Auge, den Du glücklich machst, grüßt und segnet Dich mein Geist! Leb' wohl! — O, diese fürchterlichen Schmerzen! Leb' wohl!

Nur noch ein letzter Blick, ein letztes Zucken ihrer ganzen Gestalt. Dann war Alles still.

Neben der Leiche kniete der Kaiser, die Hände gefaltet zum Gebet, die großen blauen Augen, denen heiße Thränen entquollen, zum Himmel emporgerichtet.

Die Uhr über dem Kamin schlug mit lautem dröhnenden Schlag sieben Mal.

Die letzte Stunde des Glückes war zu Ende! — Am andern

Morgen trat der Kaiſer mit bleichem Angeſicht, mit trüben Augen, aber vollkommen ruhig und gelaſſen in das Cabinet der Kaiſerin.

Ich komme, um mir von Ew. Majeſtät Urlaub zu erbitten, ſagte der Kaiſer matt.

Urlaub? fragte Maria Thereſia verwundert. Was ſoll's, mein Sohn? Willſt Du ſchon wieder einmal eine Reiſe machen?

Ich muß, Majeſtät. Ich muß dem neuen Königreich Galizien die Grüße ſeiner edlen Königin bringen, und ſehen, was ihnen fehlt, und wodurch es uns gelingen kann, ſie zu verſöhnen. Ein Fürſt muß ſein Land und ſein Volk kennen, um zu wiſſen wo es mangelt, und wie er helfen kann.

Doch iſt's dazu juſt nit nöthig, daß er überall ſelbſt hingeht, ſagte die Kaiſerin empfindlich. Denk' auch wohl, meine Länder und Völker zu kennen, und mich darauf zu verſtehen, wie man ſie glücklich macht, bin aber doch nimmer ſo viel auf der Landſtraße geweſen, wie der Herr Sohn.

Weil Ew. Majeſtät in Wien viel Wichtigeres zu thun hatten, und Ihre Beamten in alle Provinzen ſchicken konnten, um Bericht zu erſtatten. Erlauben Sie mir, daß ich als Ihr Beamter nach Galizien gehe, ich verſpreche, treuen Bericht abzuſtatten, und mit ſcharfen Augen zu ſehen.

Nöthig iſt's wohl, daß etwas von unſ'rer Seit' geſchieht, ſagte die Kaiſerin ſinnend. Hab' auch ſchon d'ran gedacht, aber hab' mir ſagen laſſen, daß das Land Galizien gar ein ſchlimmes Land, und ein rohes Volk darin, das uns nicht günſtig geſinnt iſt.

Man kann nicht verlangen, daß ein Volk ſeine Unterdrücker ſogleich lieben ſoll, ſagte Joſeph achſelzuckend.

Ein gar barbariſches Land ſoll's ſein, fuhr die Kaiſerin fort, keine Landſtraßen darin, keine Gaſthäuſer, meilenweit oft keine Hütte und kein Dorf, und die Gefahr, in der Einkamkeit von einem Räuber überfallen zu werden. O, mein Sohn, verſchiebe wenigſtens Deine Reiſe auf eine mildere Jahreszeit. Ich fürchte für Dich Anſtrengungen und Gefahren.

Ich, Majeſtät, fürchte Beides nicht, ſagte Joſeph ernſt. An-

ſtrengungen laſſen ſich überdauern, und Gefahren, die von außen kommen, fürchte ich nicht! Ich bitte Ew. Majeſtät, geben Sie mir Urlaub, um die neuen Provinzen zu bereiſen.

Aber es ſoll in dieſer Jahreszeit ganz unmöglich ſein, mit einem Wagen durch das Land zu kommen, es fehlen die Landſtraßen und die Brücken.

So werde ich zu Pferde reiſen, Majeſtät.

In dieſer rauhen Witterung! Und dann, mein Sohn, vergißt Du, daß es unmöglich iſt, die Küchenwagen nachzuſenden, und es giebt dort keine Hôtels. Wovon willſt Du leben? Wo willſt Du Nachts Dein Haupt ruhen?

Ueberall dort, wo die Nacht über mich herein bricht. Entweder in einer Bauernhütte, auf meinem Pferd, oder auf der Erde. Und was das Eſſen anbetrifft, ſo meine ich, ich werde, wo ein ganzes Volk ſein Brod findet, doch auch ein Stückchen für mich auftreiben können. Und giebt's das nicht, und müſſen Millionen Menſchen dort hungern, ſo iſt's nicht mehr als billig und recht, daß ihr Fürſt, wenn er ihnen nicht helfen kann, wenigſtens mit ihnen hungert. Nochmals, ich bitte Ew. Majeſtät um Urlaub, damit ich heute noch abreiſen kann nach Polen.

Du willſt es, mein Sohn! Reiſe denn, und Gottes Segen mit Dir! ſagte die Kaiſerin, Joſeph ihre Hand darreichend, die er innig küßte, indem er von der Kaiſerin Abſchied nahm.

Noch Eins, mein Sohn, rief die Kaiſerin, als Joſeph ſchon im Begriff war das Zimmer zu verlaſſen. Haſt Du ſchon gehört, daß die arme, ſchöne Gräfin Wilopolska ſich ſelbſt den Tod gegeben hat, weil ſie das Unglück Polens nicht überleben wollte?

Ich habe es gehört, ſagte der Kaiſer ruhig.

Vielleicht wär's gut, mein Sohn, wenn Dn Deine Abreiſe um einen Tag verſchieben könnteſt. Alle hier anweſenden Polen wollen der Leiche folgen, und da wir Beide die Gräfin gekannt, und oft bei uns geſehen haben, ſo würde es wohl einen guten Eindruck auf unſere neuen Unterthanen machen, wenn wir unſere Theilnahme recht *offenkundig* bewieſen, und Du ſelber die Leiche zu ihrem Grabe be-

gleiteſt. Hab' auch befohlen, daß man nit ſpreche von Selbſtmord, ſondern ſage, daß die Gräfin am Schlagfluß geſtorben ſei, damit man ihr ein Grab in geweihter Erde nit verſagen kann!

Man wird die Gräfin Wielopolska nicht hier begraben, Majeſtät, ſagte Joſeph. Der Graf von Kamienski geleitet die Leiche nach Polen. Bei Krakau erhebt ſich ein hoher Grabhügel, von dem die Sage geht, daß die erſte Königin Polens, die ſchöne Wanda, dort beſtattet ſei. Auf der Höhe dieſes Hügels wollen ihre Freunde jetzt die letzte Polin, die ſchöne Anna Wielopolska begraben. Nur in geweihter Erde Polens kann dies Heldenherz Ruhe finden. Ganz Polen iſt ihr Grab, und ich werde hingehen, einige Blumen auf dies Grab zu pflanzen.

VI.

Das Concert.

Die ganze vornehme Welt Wiens war in dem großen Concert-Saale verſammelt, in welchem Thereſe von Paradies heute ihr erſtes Concert geben wollte, ſeit ſie durch die Wunderkur Mesmers ihr Augenlicht wieder erhalten hatte. Jedermann war daher neugierig und geſpannt, ſich ſelbſt durch den Augenſchein zu überzeugen, wer von den ſtreitenden Parteien Recht habe, der Doctor Mesmer und die Familie Paradies, welche behaupteten, daß Thereſe wirklich geheilt ſei, oder die Herren Barth und Ingenhaus und das ganze Corps der Aerzte, welche ſagten, eine ſolche Heilung ſei ganz unmöglich, und das Ganze ſei nur eine Betrügerei Mesmers, zu deren Ausführung die Familie von Paradies ihre Hand geboten.

Man war alſo heute nicht gekommen, um dem wundervollen Spiel Thereſens zuzuhören, ſondern um ſie zu ſehen und ſein Urtheil zu fällen. Dies Concert ſollte zugleich eine öffentliche Prüfung ſein, und Herr von Paradies hatte daher öffentlich in den Zeitungen be-

kannt machen laſſen, daß in den Pauſen des Concerts Thereſe bereit ſei, ſich mit Jedermann zu unterhalten und Proben davon abzulegen, daß ſie wirklich ſehend und daß ihre wunderbare Heilung keine Chimäre ſei.

Auch Herr Profeſſor Barth mit ſeinen Freunden, dem Doctor Ingenhaus und Pater Hell, war zu dem Concert gekommen und hatte mit triumphirender Miene und einem höhniſchen Lächeln in der erſten Reihe des Zuſchauer-Raumes Platz genommen. Als er jetzt den Herrn von Paradies erblickte, der in den Saal getreten war, mit vergnügtem Blick das zahlreiche Publikum überſchauend und ſich den reichen Gewinn dieſes Abends berechnend, ſtand Profeſſor Barth auf und ging zu ihm hin.

Sie ſind alſo noch immer überzeugt, daß Ihre Tochter wirklich ſehen kann? fragte der Profeſſor.

Nun, ich denke, Sie ſind es eben ſo gut wie ich, ſagte Herr von Paradies lächelnd. Waren Sie nicht zugegen, als Thereſen zum erſten Male die Binde abgenommen ward; gaben Sie nicht laut und öffentlich Zeugniß ab, daß ſie wirklich ſehend ſei?

Ja, ich machte mir den Spaß! rief Herr Barth lachend; wollte ſehen, wie weit die Leichtgläubigkeit der Menſchen gehe, wollte auch durch mein Zeugniß den Herrn Mesmer ſicher machen, um ihn nachher deſto ſicherer zu fangen. Und ich denke, es iſt mir gelungen; man erzählt ſich ſchon allerlei ſeltſame Geſchichtchen von ihrer Tochter, welche gerade nicht dafür ſprechen, daß ſie beſſer ſehen kann als früher. Hat ſie nicht vor einigen Tagen, als man ihr eine Blume zeigte, gemeint, das ſei ein gar ſchöner Stern? Und hat ſie nicht auch, obwohl ſie ſehen kann, mit der Nadel, die ſie zum Haar ihrer Mutter führen wollte, dieſelbe in die Wange geſtochen?

Allerdings kommt dergleichen vor, ſagte Herr von Paradies lächelnd, aber das gerade ſpricht für ihr Sehen. Sie iſt noch wie ein junges Kind, das die Namen der Dinge, die ſie umgeben, nicht kennt und ſie oft verwechſelt. Auch hat ſie noch keinen Begriff von Entfernungen und die entfernten Gegenſtände ſcheinen ihr oft ſo *nahe, daß ſie* nach ihnen greift, die nahen ſo entfernt, daß ſie gerade

auf sie zugeht und sich an ihnen stößt. Aber das Alles wird sich durch die Uebung verlieren, und wenn Thereſe, wie das bald geſchehen kann, ganz allein durch die Straßen geht, ſo wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß ſie ſehen kann.

Sie ſind alſo feſt davon überzeugt?

Ja, ich bin feſt davon überzeugt!

Es iſt von Ihnen wahrhaft großmüthig, dies ſo offen zu bekennen, ſagte Profeſſor Barth, ihn ſtarr anſehend. Dies Bekenntniß wird Ihnen viel Geld koſten!

Wie? fragte Herr von Paradies erſchrocken; wie kann es mir Geld koſten, wenn Thereſe ſehen kann?

Nun, das iſt ganz einfach, ſagte Profeſſor Barth gleichgültig. Haben Sie, oder vielmehr hat nicht Ihre Tochter eine Penſion von der Kaiſerin?

Gewiß, und eine ſehr bedeutende.

Und dieſe Penſion werden Sie gewiß verlieren, fuhr Profeſſor Barth fort, indem er mit Vergnügen das plötzliche Erblaſſen und Zittern des Herrn von Paradies bemerkte. Die Kaiſerin hat dieſe Penſion an Ihre Tochter gegeben, weil ſie blind war, jetzt, da ſie ſehen kann, bedarf ſie dieſer Penſion nicht mehr, weil ſie nun für ſich ſelber ſorgen kann. Eine Penſion, welche nur der Blinden bewilligt worden, kann der Sehenden nicht mehr zu Gute kommen! Ich ſelber habe heute bei dem zweiten Leibarzt Ihrer Majeſtät, dem Herrn von Störk, darauf angetragen, daß, wenn ſich heute das Sehen Ihrer Tochter beſtätigt, Herr von Störk die Kaiſerin erſuche, ihr die Penſion zu entziehen und ſie einer andern Bedürftigen zuzuwenden.

Aber wiſſen Sie, ſagte Herr von Paradies, daß Sie dadurch mich und meine ganze Familie in's Elend ſtürzen würden? Wir haben nichts, als dieſe Penſion, und ſie iſt groß genug, daß wir anſtändig von ihr leben können. Wenn uns dieſelbe entzogen wird, ſind wir Bettler!

Penſionen können doch nur ſolchen bewilligt werden, die ſich entweder um den Staat verdient gemacht, oder durch unverdientes

Unglück Anſprüche auf eine Staats-Unterſtützung haben. Der erſte Grund iſt bei Ihnen nie vorhanden geweſen, der zweite Grund fällt weg, ſobald Ihre Tochter nicht mehr blind iſt. Sie iſt durch die Gnade der Kaiſerin zu einer Künſtlerin ausgebildet, und damit iſt ihr ein Kapital gegeben, das ſie jetzt verwerthen kann. Sie wird Unterricht ertheilen und Concerte geben.

Aber es iſt unmöglich, davon mit einer Familie zu leben, ſagte Herr von Paradies ängſtlich.

Sie werden vielleicht nicht ſo bequem und anſtändig leben können, wie von der großmüthigen und großartigen Penſion der Kaiſerin, aber enfin, Sie werden wenigſtens das Nothwendigſte haben und nicht zu verhungern brauchen. Die kaiſerliche Penſion aber bekömmt eine arme blinde Gräfin, die ich ſeit einiger Zeit behandle, und die nach meiner Meinung eben ſo unheilbar blind iſt, wie Ihre Tochter es war. Ich habe Alles mit dem Herrn von Störk verabredet. Schon morgen früh wird die Kaiſerin die Penſion, welche bisher das blinde Fräulein von Paradies erhielt, und die ihr jetzt nicht mehr zuſteht, auf die blinde Gräfin Dellricht übertragen, und dieſe, das verſichere ich Sie, wird die Penſion ihr Leben lang behalten, denn ſie wird niemals daran denken, ſich von Herrn Mesmer kuriren zu laſſen.

Aber, mein theuerſter Herr Profeſſor, flüſterte Herr von Paradies, haben Sie doch Erbarmen mit mir, mit meiner ganzen Familie. Sei[illegible] ſechszehn Jahren haben wir dieſe Penſion, und ſie iſt uns zugeſicher[illegible]t für Thereſens ganze Lebensdauer. Sie uns jetzt nehmen, heißt ein[illegible]e ganze Familie in's Elend ſtürzen!

Wenn Ihre Tochter ſehen kann, verliert ſie die Penſion un[illegible]d meine Gräfin bekommt ſie. Herr von Störk hat mir ſein Ehrenwo[illegible]t gegeben, und die Kaiſerin hat ihm noch niemals eine Bitte abg[illegible]- ſchlagen, weil er niemals Ungerechtes bittet.

So ſind wir alſo verloren, murmelte Herr von Paradies dum[illegible]f in ſich hinein.

Alles kommt darauf an, ob Ihre Tochter wirklich ſehen kan[illegible]n, *ſagte* der Profeſſor mit ſcharfer Betonung. Wenn ſie blind iſt, ſi[illegible]

Sie gerettet, denn Sie behalten die Penſion und es iſt möglich, daß Herr von Störk dann die Kaiſerin bewegt, dieſelbe noch ein wenig zu erhöhen, in Anbetracht der vielen Leiden und Täuſchungen, die Sie und Ihre Familie erduldet haben. Nun, das Alles wird ſich ja heute Abend noch entſcheiden, und wir Alle werden dann wiſſen, was wir zu thun haben!

Er grüßte Thereſens Vater mit einem flüchtigen Kopfnicken und kehrte zu ſeinem Platz zurück.

Nun, ich denke, daß ich da eben dem Herrn von Paradies ein ſehr wirkſames Recept gegen die Mesmerſche Wunderkur an die Hand gegeben habe, flüſterte Herr Profeſſor Barth ſeinem ärztlichen Collegen zu. Ich hoffe, es wird ſich heute Abend doch zeigen, daß Thereſe noch immer blind iſt. Wir dürfen es nicht dulden, daß ein Charlatan alle Kunſt und Wiſſenſchaft der Aerzte widerlegen und zu nichte machen kann.

Sie haben Recht, zur Ehre der Wiſſenſchaft dürfen wir das nicht dulden, ſagte Doctor Ingenhaus. Alles, was man thun kann, um das Anſehen der Wiſſenſchaft zu retten, muß geſchehen.

Laſſen Sie uns jetzt ſehen, was geſchieht, flüſterte der Profeſſor, indem er ſeine Blicke auf das junge Mädchen hinwandte, das eben in den Saal trat.

Ein allgemeines Gemurmel, eine ſichtbare Aufregung entſtand in dem Publikum. Jedermann erhob ſich ein wenig, um Thereſe anzuſehen, die, obwohl man ſie ſeit Jahren kannte, doch heute Alle als eine fremde, nie geſehene Erſcheinung intereſſirte. Eine Blinde, welche alle Aerzte, ſogar der berühmte Augenarzt Profeſſor Barth für unheilbar erklärt hatten, und die Mesmer durch ſeine bloße Berührung, durch das bloße Auflegen ſeiner Hand kurirt hatte, das war wohl geeignet, Staunen und Neugierde zu erregen und ſelbſt das eleganteſte Publikum in einige Aufregung zu verſetzen.

Vielleicht war Thereſe ſich dieſes Eindrucks bewußt, den ihre Erſcheinung erregte, denn während ſie ſonſt, wenn ſie als Blinde Concerte gab, leicht und lächelnd in den Saal getreten war, kaum geleitet von der Hand ihrer Mutter, ſchlich ſie jetzt ſchüchtern mit

niedergeschlagenen Augen, mit gebeugtem Haupte, linkisch in jeder Bewegung, langsam daher. Sonst hatte das Publikum, sobald Therese in dem Saal erschien, sie mit lautem Applaus begrüßt; heute empfing es sie schweigend, athemlos, in der Spannung der Neugierde, alle gewohnte Freundlichkeit gegen die Künstlerin vergessend.

Mit staunendem Interesse sah man indeß, wie Therese langsam den Raum durchschritt, welcher zwischen der Thür und dem in der Mitte des Saals aufgestellten Flügel sich befand. Vielleicht durch ein Versehen oder aus Absicht standen drei Stühle, dicht zusammengestellt, gerade in ihrem Weg. Therese umging sie mit Leichtigkeit und kam an ihnen vorüber, ohne sie auch nur mit dem Saume ihres weißen Atlas-Kleides zu berühren. Eine allgemeine Bewegung entstand in dem Saal. Sie sieht wirklich! Sie ist wirklich geheilt! Sie ist nicht mehr blind! flüsterte und murmelte das Publikum untereinander, und mit erneuerter Theilnahme schauten Alle wieder auf sie hin.

Drei Personen waren es indessen, auf welche dieses Beifallsgemurmel des Publikums einen ganz andern und verschiedenen Eindruck machte.

Professor Barth vernahm es mit innerer Wuth und legte seine Stirn in finstere Falten, Herr von Paradies erblaßte und fühlte sich von tödtlicher Angst ergriffen. Mesmer aber, welcher da drüben unweit des Flügels hinten an der Wand lehnte, vernahm dieses Beifallsgemurmel mit unaussprechlichem Entzücken, und seine großen, leuchtenden Augen wandten sich mit einem strahlenden Ausdruck des Glücks auf Therese hin.

Und wie von diesem Blick und diesem Anschauen bezaubert, schlug jetzt Therese von Paradies ihre Augen auf und wandte sie mit einem freudigen Ausdruck gerade hinüber auf Mesmer. Wieder entstand ein Gemurmel des Beifalls über den strahlenden, seelenvollen Blick dieser Augen, welche sonst immer stier und seelenlos in das Leere geschaut. Das war ein neuer Beweis, daß Therese wirklich sehen konnte.

Aber dieses Gemurmel des Publikums erinnerte das junge

Mädchen, welches bis jetzt nur Mesmer gesehen, daran, daß sie nicht allein mit ihm sei. Gleichsam erschrocken wandte sie das Auge von ihm ab, und richtete es jetzt zum ersten Mal auf das Publikum, auf jenes Publikum, das da Kopf an Kopf gedrängt, mit glühenden Augen, mit Blicken streng prüfender Neugierde sie anstarrte.

Das Anschauen dieser Masse Menschen, der vielen Gesichter, der blitzenden Augen, das viele Durcheinander machte Therese stutzen und erfüllte sie mit einem unerklärlichen Gefühl der Angst und des Entsetzens. Sie trat einen Schritt rückwärts, als wollte sie zurückweichen vor den vielen Augen, welche auf sie eindrangen, dann griff sie hastig mit ihren Händen umher, als suche sie nach einem Stützpunkte, um nicht umzusinken, und sah doch den Stuhl nicht, der dicht neben ihr stand, und auf den sie sehr bequem ihre Hand hätte lehnen können.

Staunend blickte das Publikum sie an, und jetzt waren es die Gesichter des Professor Barth und des Herrn von Paradies, welche einen freudigen Ausdruck annahmen, während Mesmers Antlitz sich umdüsterte und eine finstere Wolke sich auf seiner Stirn lagerte.

Therese stand noch immer schwankend und allein da, verwirrt einige Schritte vorwärts gehend und dann wieder angstvoll und zitternd still stehend.

In athemlosem Schweigen starrte das Publikum sie an und inmitten dieses Schweigens vernahm man auf einmal aus dem Hintergrunde des Saals eine Stimme, welche rief: „Will denn Niemand dem armen Mädchen die Hand reichen und sie zum Flügel führen? Man sieht ja, daß sie noch immer blind ist!“ —

Therese zuckte zusammen und schleuderte einen zornigen Blick hinüber nach jener Richtung, von woher die Stimme erschallte. „Ich bin nicht blind!“ rief sie hastig, und als habe diese Beschuldigung ihr ihre ganze Energie und Thatkraft wiedergegeben, schritt sie rasch vorwärts und ging gerade auf das Instrument hin.

Ein rauschender Sturm des Beifalls erschallte durch den ganzen Saal, Therese dankte mit einem freundlichen Lächeln und einer Verneigung, und während sie die Handschuhe auszog, um zu spielen,

blickte ſie hinüber zu Mesmer, deſſen Stirn jetzt wieder heiter war und der ſie anſchaute mit ſtrahlenden Augen.

Ganz befangen von ſeinem Anſchauen, kaum wiſſend, was ſie that, glitt das junge Mädchen auf den Seſſel nieder und begann zu ſpielen. Nicht Einmal, während ſie ſpielte, warf ſie den Blick auf die Taſten hin, nicht Einmal ſah ſie hinüber nach dem Publikum, wie gebannt ſchauten ihre Augen hinüber nach Mesmer, deſſen Blicke den ihrigen begegneten und mit gebieteriſchem Willen ſich in ihr Antlitz bohrten. Und unter dieſen Blicken jauchzte ihre Seele auf in Entzücken und Wonne, wie getragen von Begeiſterung flatterten ihre Finger über die Taſten hin in ſchmelzenden und weichen, in ſtarken und mächtigen Klängen, die ſo glühenden und gewaltigen, ſo geheimnißvollen und zarten Gefühle verkündend, welche die Seele des jungen Mädchens erfüllten.

Man hatte Thereſe oft ſchon ſo auf dem Flügel in freien Phantaſien ſich ergehen hören, aber niemals waren ihre Phantaſien ſo voll der edelſten Muſik, niemals mit ſo vollendeter Meiſterſchaft ausgeführt worden.

Wie Thereſe daher geendet hatte, und mit einem Seufzer, als erwache ſie eben aus einem entzückenden Traume, ihre Hände von den Taſten gleiten ließ, brach das Publikum wieder in einen lauten einſtimmigen Applaus aus. Allein dieſer Applaus galt diesmal nicht den Augen Thereſens, ſondern ihrer Künſtlerſchaft und ihrem wunderſchönen Spiel. Thereſe fühlte das, und mit einem wunderlieblichen Lächeln ihr Haupt dem Publikum zuwendend, grüßte ſie es mit einer leichten Verbeugung.

Aber mit dieſen freien Phantaſieen ſollten für heute die Produktionen der Künſtlerin beendet ſein, und die Produktionen der geheilten Augen beginnen. Herr von Paradies hatte in den Annoncen, welche das Concert ſeiner Tochter betrafen, das Publikum aufgefordert, Notenhefte und Bücher mitzubringen, damit Thereſe das Publikum von ihrer Heilung überzeuge, indem ſie nach den ihr unbekannten Noten ſpiele und aus den fremden Büchern leſe. Dieſem Programm zufolge trat jetzt Herr von Paradies, welcher ſich, während ſeine

Tochter spielte, in finsterm, unheilvollem Nachsinnen in eine Fensternische zurückgezogen hatte, an das Instrument heran, und sich tief vor dem Publikum verneigend, sagte er mit lauter Stimme: Ich ersuche diejenigen hochverehrten Damen und Herren, welche meiner Bitte gemäß Noten oder Bücher mitgebracht haben, sie gefälligst mir überliefern zu wollen, damit ich sie meiner Tochter gebe und sie aus denselben spiele und lese, auf daß das geehrte Publikum selbst erkenne und entscheide, ob Therese sehend oder blind ist. Ich ersuche Sie um so mehr, mir diesen Liebesdienst zu erzeigen, fuhr Herr von Paradies mit zitternder Stimme fort, als mein geängstetes Vaterherz durch diese Probe doch endlich seine Zweifel gelöst sehen wird, und mit Bestimmtheit erfahren kann, wer Recht hat, der Herr Doctor Mesmer, welcher behauptet, daß meine Tochter sehen kann, oder ich, welcher leider befürchtet, daß sie noch immer blind ist!

Ein Gemurmel des Erstaunens durchrauschte das Publikum, ein Schrei des Entsetzens ertönte von Theresens Lippen, und mit einem Ausdruck schmerzlichen Flehens richtete sie ihre Blicke hinüber zu Mesmer, der todesbleich, wie gelähmt vor Schrecken, unbeweglich dastand, und in dessen Augen für den Moment das mächtige Feuer erloschen war, mit dem er sonst Alle, die ihn anschauten, zu bannen wußte.

Professor Barth hatte mit einem behaglichen Lächeln diese schnelle, unerwartete Scene beobachtet, und sich an Doctor Ingenhaus wendend, sagte er leise: Sie sehen, mein Recept war gut und kräftig, denn es hat schon gewirkt!

Aus der Reihe des Publikums erhoben sich jetzt zwei Herren und näherten sich Herrn von Paradies. Der Eine überreichte ihm ein Buch, der Andere ein Notenheft.

Herr von Paradies hielt beides seiner Tochter hin. Sie griff, mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Vater, zuerst nach dem Buche und schlug es auf.

„Emilia Galotti, von Gotthold Ephraim Lessing," las sie mit lauter, silberheller Stimme.

Sie kann sehen! Es ist unzweifelhaft, sie sieht! flüsterten die

Zuſchauer untereinander. Sie konnte doch nicht wiſſen, was für ein Buch man ihr gab! Sie iſt nicht mehr blind!

Thereſens ſcharfes Ohr hatte dieſes Geflüſter mit Entzücken vernommen, und ſie wollte jetzt dem Urtheil des Publikums eine neue Beſtätigung geben.

Sie wandte ſich daher wieder dem Publikum zu, und mit einem bezaubernden Lächeln ſagte ſie: „Ich bitte eine der Damen um die Gefälligkeit, mir die Seite bezeichnen zu wollen, welche ich leſen ſoll, und eine andere Dame, gnädigſt hierher zu kommen und zuzuſehen, ob ich die Seitenzahl richtig treffe.“

Sofort erhoben ſich zwei Damen. Die Eine, den vornehmſten und größten Kreiſen Wiens angehörend, näherte ſich Thereſen, die andere, eine allbekannte und berühmte Künſtlerin des Theaters, ſagte: „ich bitte Fräulein Thereſe, gefälligſt Seite 71 aufſchlagen zu wollen.“

Thereſe blätterte mit haſtiger Hand in dem Buch und reichte es lächelnd der Gräfin hin.

Es iſt richtig, meine Liebe, ſagte die Dame freundlich, Seite 71! Haben Sie die Güte zu leſen!

Immer höher ſtieg jetzt der Enthuſiasmus des gläubigen Publikums. Man flüſterte es jetzt nicht mehr, ſondern man ſagte es ganz laut: „Sie kann ſehen, es iſt keine Lüge, die Wunderkur iſt eine Wahrheit.“ Und immer grollender ward das Geſicht des Herrn Profeſſor Barth, immer ängſtlicher und bleicher das des Herrn von Paradies, immer freudiger und ſtrahlender das des Doctor Mesmer.

Thereſe hatte gewartet, bis die gefällige Gräfin auf ihren Platz zurückgekehrt war. Alsdann las ſie die ihr von der Schauſpielerin bezeichnete Seite des Leſſingſchen Trauerſpiels, das erſt ſeit kurzer Zeit in Wien bekannt geworden war.

Ein Jubel, ſtärker noch als derjenige, mit welchem man ihr meiſterhaftes Clavierſpiel belohnt hatte, erſchallte jetzt, als die Lectüre beendigt war. Er galt indeß nicht mehr der Künſtlerin, ſondern der geheilten Blinden!

Und aus dem Hintergrunde des Saals rief jetzt eine Stimme: „Ich dächte, es wären genug der Proben und Fräulein von Paradies erfreute uns lieber mit einer ihrer herrlichen muſikaliſchen Leiſtungen. Jedermann wird ſich jetzt wohl genügend überzeugt haben, daß das Fräulein nicht mehr blind, ſondern vollkommen ſehend iſt.“

Eine allgemeine Stille folgte dieſen Worten. Herr von Paradies war es, welcher dieſelbe unterbrach.

Ich kann mich der Meinung jenes geehrten und unbekannten Gönners des Herrn Doctor Mesmer nicht anſchließen, ſagte er mit ſcharfer Betonung. Ich ſuche in dieſem Streit ganz zu vergeſſen, daß ich der Vater des Fräulein von Paradies bin, und ſtelle mich auf Seiten des zweifelnden, ungläubigen Publikums, welches durchaus mit poſitiver Beſtimmtheit erfahren will, ob wohl in unſeren Tagen noch Wunder geſchehen, und ob es möglich iſt, daß ein Menſch durch das bloße Auflegen ſeiner Hand Lahme gehend und Blinde ſehend machen kann.

Mein Recept hat Wunder gethan, murmelte Profeſſor Barth ſeinem Freunde zu.

Herr von Paradies fuhr fort: Indem ich mich aber ſo auf die Seite des zweifelnden Publikums ſtelle, muß ich mir eingeſtehen, daß die eben geleiſtete Probe mich nicht hat überzeugen können, ja, daß es möglich wäre, Zweifel an ihrer Aechtheit zu erheben! Es wäre möglich zu denken, daß Herr Doctor Mesmer die große Künſtlerin, welche die Gnade hatte, die Seitenzahl zu beſtimmen, um die Gunſt angefleht hätte, gerade dieſe Seitenzahl zu nennen, und daß ſie es in der Großmuth ihres Zutrauens zu Mesmer, der ſeit einiger Zeit ihr Arzt iſt, ihm bewilligt hätte. Es wäre möglich, daß die gnädige Gräfin nicht bemerkt hätte, daß gerade dieſe Seite durch einen ſchrägen Kniff am obern Ende bezeichnet war, und demgemäß auch von einer Blinden leicht gefunden werden konnte. Daß dem aber ſo iſt, davon bitte ich Jedermann, ſich zu überzeugen.

Er nahm das Buch, das Thereſe ſo eben auf das Inſtrument gelegt hatte, und blätterte darin.

Hier iſt Seite 71, und hier iſt der Kniff! ſagte er, das aufgeſchlagene Buch in die Höhe haltend.

Vater, Du haſt ſo eben einen Kniff in das Papier geſchlagen, ich hab's geſehen, rief Thereſe, alles Andere vergeſſend, glühend vor Zorn.

Ihr Vater wandte halb das Haupt zu ihr hin. Geſehen!! ſagte er achſelzuckend, und ſich dann wieder dem Publikum zuwendend, fuhr er fort: es wäre ferner möglich, daß der Herr Baron von Horka, einer der gläubigſten Mesmerianer, welcher die Güte hatte, das Buch mir hier zu übergeben, im Auftrage Mesmers gerade das Buch gebracht, und daß Thereſe dies durch Mesmer erfahren hätte; wer von einer Sache gründlich überzeugt zu ſein wünſcht, muß mit dem größten Mißtrauen die Sache prüfen. Nur von dem glühenden Verlangen beſeelt, feſt und unumſtößlich von der Heilung meiner geliebten Tochter überzeugt zu werden, erſuche ich das hochgeehrte Publikum zu erlauben, daß Thereſe jetzt auch verſuche, aus dieſen Noten zu ſpielen.

Das Publikum gab durch allgemeines Applaudiren ſeine Zuſtimmung zu erkennen, und Herr von Paradies reichte daher das Notenheft ſeiner Tochter dar.

Sie achtete nicht darauf, und nahm es nicht an, ſie ſchien ganz und gar der Gegenwart entrückt, ſich gar nicht bewußt zu ſein, was hier geſchah. Die Hand aufgeſtützt auf die Lehne des Stuhls, welcher an dem Inſtrumente ſtand, ſchaute ſie hinüber zu Mesmer, deſſen große glühende Augen jetzt wieder mit feuriger Gluth auf ſie gerichtet waren, deſſen wunderbar ſchönes und ſtolzes Angeſicht mit dem Ausdrucke eines gebietenden Herrſchers ihr zugewandt war. Ihre Blicke wurzelten feſt in einander, und aus den ſeinen ſchien Thereſe Troſt und Freudigkeit zu empfangen, denn ihre Wangen, welche, während ihr Vater ſprach, anfangs marmorbleich geworden waren, ſtrahlten jetzt wieder im ſchönſten Inkarnat, und ein glückliches Lächeln umſpielte ihre ſchmalen Lippen.

Ihr Vater hielt ihr noch immer das Notenblatt dar, ohne daß ſie es bemerkte. Im Publikum entſtand ein leichtes Murren und

Ziſcheln, eine unruhige Bewegung, und ſofort wandte Mesmer ſeine Blicke von Thereſen ab, dieſer Menge zu, welche ihn heute ſchon ſo vielfach in Aufregung verſetzt hatte. Jetzt durchflog ein leichtes Beben Thereſens ganze Geſtalt, und wie aus einer ſeligen Verzückung erwachend, wandte ſie den Blick wieder der Erde zu.

Mit einer Geberde des Schreckens nahm ſie das aufgeſchlagene Notenblatt aus den Händen ihres Vaters, der ſie mit einem kalten, ſpöttiſchen Lächeln anblickte, und legte es auf das Pult vor dem Inſtrument.

Marſch aus Oedipus von Gluck! ſagte ſie mit lauter Stimme, indem ſie ſich vor dem Inſtrumente niederſetzte.

Mein Gott, Thereſe, Du lieſeſt den Titel, ohne das Titelblatt aufgeſchlagen zu haben? fragte ihr Vater laut.

Sie ſchrak zuſammen und ſchlug die Augen zu ihm empor. Ich habe ihn vorher ſchon geſehen, als der Herr Kapellmeiſter, Ritter von Gluck, die Güte hatte, die Noten zu überreichen.

Und Du kennſt den Herrn Ritter von Gluck? fragte ihr Vater verwundert. Er iſt indeſſen niemals in unſerem Hauſe geweſen.

Ich habe ihn bei Herrn Doctor Mesmer geſehen, ſagte ſie ſchüchtern.

Ah! der Ritter von Gluck, der die Noten brachte, iſt alſo gleich dem Baron von Horka, der das Buch brachte, auch ein Freund des Herrn Doctor Mesmer, rief Herr von Paradies mit einem Lachen, welches ſeine Tochter erbleichen machte.

Um ihn zum Schweigen zu bringen, legte ſie ihre Finger auf die Taſten und begann ein Präludium, das durch ſeine Kunſtfertigkeit, ſeine perlenden Läufe, ſeine klaren Doppeltriller, ſeine kunſtvollen, harmoniſchen Uebergänge Jedermann entzückte und in Staunen verſetzte. Die allgemeine Aufmerkſamkeit hatte ſich jetzt wieder ausſchließlich der Künſtlerin zugewandt, und mit bewundernder Theilnahme folgte man ihrem herrlichen Spiel und dem meiſterhaften Vortrag dieſes erhabenen Trauermarſches aus Glucks Oedipus.

Auf einmal ſtockte ſie und hielt mitten in einem angefangenen Tact inne. Ihre Augen hefteten ſich mit entſetztem Ausdruck auf

ihre Hände, welche mit haſtiger Beweglichkeit über die Taſten hin und her fuhren. Ihr Vater, welcher neben ihr ſtand und die Noten umgewendet hatte, betrachtete ſie mit einem kalten, ſpöttiſchen Blick. Er ſah die tödtliche Angſt, die aus ihren Mienen ſprach, er ſah, wie ſie bleich geworden war und mit einem Ausdruck des Entſetzens ihre hüpfenden Finger betrachtete. Jetzt ſchien ſie ſich innerlich zuſammen zu raffen, und feſt und ſicher ſpielte ſie weiter. Aber nur wenige Takte, alsdann ſtockte ſie abermals und ein vollkommener Mißton unterbrach ihr Spiel.

Thereſe ſchauderte, ſie wagte es nicht, hinüber zu ſehen nach Mesmer, der unbeweglich mit niedergeſchlagenen Blicken daſtand; mit einem leiſen Seufzer ſchloß ſie die Augen.

Aber nun auf einmal ſchien wieder Leben und Kraft ſie zu durchſtrömen, und mit erneuter Energie ſpielte ſie weiter. Wie Schmetterlinge flatterten ihre Hände jetzt über die Seiten hin, wie Perlen rollten die Läufe auf und nieder, und dazwiſchen in mächtigen, vollen Accorden ertönte die feierlich majeſtätiſche Melodie des Trauermarſches. Das Publikum, ganz hingeriſſen von Begeiſterung, war kaum noch im Stande, ſeinen Enthuſiasmus zurückzuhalten, und die Künſtlerin nicht mitten im Spiel mit einer Beifallsſalve zu unterbrechen.

Plötzlich aber legte Herr von Paradies ſeine Hände mit einer ungeſtümen Bewegung auf die kunſtfertigen Finger ſeiner Tochter und machte ſie verſtummen.

Du ſpielſt ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr die Noten, welche da ſtehen! rief er entſetzt. Das, was Du da ſpielſt, iſt freie Phantaſie aus der Oper Orpheo, aber es iſt nicht der Trauermarſch, der hier vor Dir liegt. Ich frage das verehrte Publikum, ob ich Recht habe oder ob das wirklich der berühmte Trauermarſch iſt, den wir Alle kennen und der hier auf dem Pult ſteht?

Eine tiefe Stille trat nun ein, dann ſagte eine zarte, bewegte Stimme: Nein! das war nicht der Trauermarſch, aber es war eine ſchöne und herrliche Zuſammenſtellung von Melodieen aus dem *Orpheo*.

Herr von Paradies ſtieß einen Schrei aus, und mit dem Ausdruck tiefſten Schmerzes, die Arme um den Nacken ſeiner Tochter legend, rief er: O mein armes geliebtes Kind, alſo es iſt doch wahr, was ich lange und mit bitterm Schmerz befürchtet! Das Wunder beſtätigt ſich nicht, und meine arme geliebte Thereſe iſt blind, und wird blind bleiben, ſo lange ſie lebt!

Vater! ſchrie Thereſe emporſpringend, Vater, Du weißt —

Ich weiß, daß Du blind biſt, rief er, ſie unterbrechend und ſie feſt in ſeine Arme drückend, komm, meine arme Tochter, komm und fürchte nichts. Verzage auch nicht, noch iſt Dein Vater da, der wird Dich ſtützen und führen und Dir ſeine Augen leihen und für Dich ſehen. O mein Kind, mein Kind, Gott vergebe es Denen, welche in unſeren Herzen ſo lange dieſe Hoffnungen entzündeten! Jetzt iſt Alles verloren, Alles hin; Du biſt und bleibſt blind, und Dein armer Vater kann nur über Dich weinen!

Das Publikum hatte mit tiefer Rührung dieſem glühenden und ſchmerzlichen Ausbruch der väterlichen Zärtlichkeit zugehört, hier und da ſah man die Damen ihre Batiſttücher an die Augen drücken, hörte man halblaute Worte der Theilnahme!

Nur Herr Profeſſor Barth ließ ſich nicht fortreißen von der allgemeinen Rührung, und als er an dem erbleichten Antlitz ſeines Freundes Ingenhaus gewahrte, daß auch dieſer voll Mitgefühl für den ſchmerzbewegten Vater ſei, fuhr ein höhniſches Lächeln über ſeine harten Züge hin.

Theuerſter Freund, flüſterte er, ſich zu ihm wendend, ich habe da an dieſem Herrn von Paradies mit meinem Recept eine Kur zu Stande gebracht, um welche die ganze Fakultät mir eine Dankadreſſe votiren müßte. Ich denke, ich habe mein Wort erfüllt, und die Ehre der Wiſſenſchaft iſt gerettet!

In dieſem Augenblick tönte ein gellender Schrei von Thereſens Lippen, mit Ungeſtüm ſuchte ſie ſich aus ihres Vaters ſie umſchlingenden Armen zu befreien.

Vater, laß mich los! rief ſie. Ich bin nicht blind, ich bin ge-

heilt! Mesmer hat mir mein Augenlicht wiedergegeben, und ich kann sehen, aber was ich sehe, ist fürchterlich, o fürchterlich!

Und mit einem dumpfen Schmerzenslaut sank sie ohnmächtig wieder zurück in die Arme ihres Vaters.

Er hob sie mit seinen Armen empor, sein bleiches, schmerzzuckendes Antlitz mit einem flehenden Ausdruck dem Publikum zugewendet, grüßte er es zum Abschied mit einer leichten Bewegung des Hauptes, und schwankte dann mit seiner rührenden und traurigen Last der Ausgangsthür des Saales zu.

Das Publikum blickte ihm schweigend und gerührt nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen, dann erhoben sich Alle mit geräuschvollem Stuhlrücken. — Das Schauspiel war zu Ende, aber der Streit nicht, und wie Herr Professor Barth mit Ingenhaus langsam durch die Menge, die sich dem Ausgange zudrängte, sich Bahn machte, hörte er zu seinem Verdruß gar viele und angesehene Personen, welche erklärten, daß sie vollkommen überzeugt wären von der Heilung der Blinden, und daß es keinem Zweifel unterliegen könne, wie Mesmer ihr wirklich das Augenlicht wiedergegeben habe.

VII.

Die Katastrophe.

Erst nach stundenlangem Bemühen gelang es, Therese aus ihrer tiefen Ohnmacht zu erwecken; man hatte sie sanft auf dem Divan ihres Zimmers gebettet, und ihre Mutter hatte leise weinend voll zärtlicher Sorge sich um sie beschäftigt, während ihr Vater mit grollenden Mienen, mit finsteren Blicken neben dem Divan stand, und das Erwachen Theresens erwartete.

Mit einem tiefen Seufzer schlug sie jetzt die Augen auf, und blickte befremdet und verwundert umher. Wo bin ich? flüsterte sie leise.

Du biſt in Deinem Zimmer, Du biſt bei Deiner Mutter, rief ihre Mutter, ſich verneigend, und ihr Antlitz mit Thränen und Küſſen bedeckend.

Nein, nein, ich bin im Concertſaal, flüſterte ſie matt und wie im Traume, da ſitzen ſie, Kopf an Kopf gedrängt, und ſtieren mich an, mit den kalten neugierigen Dolchen, welche ſie Augen nennen, und die meinem Herzen ſo wehe, ach ſo wehe thaten. Da ſitzen ſie und klatſchen in die Hände, wie die Wilden, aus kindiſcher Freude über die Thränen und Seufzer meiner Seele, welche ſich zu Muſik kryſtalliſirten. Aber ich muß ſprechen, ich muß! Laßt mich los! Ihre Augen ſind auf mich gerichtet und höhnen mich! Laßt mich, ich bin nicht mehr ohnmächtig, laßt mich wieder zum Flügel gehen und ſpielen!

Sie wollte ſich aufrichten, aber ihr Vater drückte ſie in die Kiſſen zurück. Bleib, mein armes Kind, es iſt vergeblich, uns noch länger zu belügen. Habe doch Vertrauen zu Deinen Eltern, geſtehe es nur, Du irrſt Dich, Du biſt nicht mehr im Concertſaale, und wenn Du ſehen könnteſt, würdeſt Du erkennen, daß Deine Mutter Dich nicht täuſcht, daß Du wirklich in Deinem Zimmer biſt. Du haſt nur Mesmer zu Gefallen uns die Wahrheit verborgen, Du biſt nicht geheilt, die Kur iſt nicht gelungen, Du biſt blind.

O, mein Gott, ſeine Worte und ſeine Stimme klingen wie Wahrheit, und doch weiß er, daß er eine Lüge ſpricht, rief ſie mit durchdringendem Schmerzensſchrei, indem ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt ſich von dem Divan aufrichtete, und gerade und frei ſich ihren Eltern gegenüber ſtellte! Ich weiß jetzt Alles, Alles, fuhr ſie athemlos fort. Die Ohnmacht hielt vorher noch meine Sinne gefangen, jetzt aber bin ich erwacht und ſehe Alles! Ja mein Vater, ich ſehe! Ich ſehe dort am Fenſter die blühenden Topfgewächſe, welche Mesmer mir geſtern brachte, dort drüben ſteht mein Flügel und die ſchwarzen und weißen Taſten ſcheinen mir zu winken und mich zu ſich zu rufen. Zwei aufgeſchlagene Bücher liegen auf dem mit einem ſchönen bunten Teppich bedeckten Tiſch, der in der Mitte des Zimmers ſteht, daneben liegen Zeichnungen, Malereien und Kupferſtiche.

O, mein Vater, ſage ob ich das Alles nicht geſehen und nicht richtig bezeichnet habe?

Du weißt, daß es ſo ausſieht in Deinem Zimmer, ſagte ihr Vater achſelzuckend, und deshalb iſt Deine Schilderung richtig.

Und dann, fuhr ſie athemlos fort, ſehe ich auch Euch Beide! Ich ſehe das liebe, ſanfte Antlitz meiner Mutter, welches mit zärtlicher Theilnahme mir zugewendet iſt, und deren liebe milde Augen um mich geweint haben. Ich ſehe das ſtrenge, ernſte Antlitz meines Vaters; dieſelbe Wolke, welche ſchon im Concert ſeine Züge verdüſterte, lagert noch auf demſelben, und es iſt mir, als ob aus ſeinen Augen ein böſer fremder Dämon mich anſchaute. Was iſt das, mein Vater? Was hat Dich plötzlich ſo geändert und umgewandelt, daß Du Deine Thereſe nicht mehr liebſt, daß Du ihr Verderben willſt, und ihr Glück verleugneſt? —

Ich will nicht länger das Spielzeug eines Betrügers ſein! ſagte ihr Vater finſter. Ich will nicht, daß ganz Wien mich als einen gläubigen Mann verlache, der an die lächerlichen Wunderkuren des Herrn Mesmer glaubt, während alle Welt den Charlatan durchſchaut. Ich will endlich den Muth haben, es zu bekennen, daß wir betrogen ſind, daß Thereſe noch immer blind iſt!

Ein gellender Schmerzensſchrei tönte von Thereſens Lippen, ihre ganze Geſtalt erbebte wie im Krampf des Schmerzes.

Nein es iſt nicht wahr, ich bin nicht blind! rief ſie außer ſich. O, mein Gott, erbarme Dich meiner, ſende mir Hülfe in meiner Noth! Ich bin allein, Mesmer, Mesmer! —

Auf einmal verſtummte ſie und ihr Antlitz nahm einen freudigen Ausdruck an, ihre Wangen übergoß ein glühendes Roth. Mit vorgebeugtem Kopf, die halbgeöffneten Lippen von einem ſeligen Lächeln umſpielt, die weit geöffneten ſtrahlenden Augen der Thür zugewandt, ſchien ſie zu horchen und auf ein kommendes Glück zu lauſchen.

Jetzt erbebte ihre ganze Geſtalt, dann durchſchauert von Glück, murmelte ſie leiſe: Er kommt, er kommt!

Die Thür ward haſtig geöffnet, und Mesmer's hohe gebieteriſche Geſtalt erſchien auf der Schwelle. Mit einem Freudenſchrei flog

Thereſe zu ihm, und mit glühender Gewalt ſeine beiden Hände ergreifend, zog ſie ihn vorwärts.

Kommen Sie, Meiſter, jetzt iſt Alles gut, jetzt ſind Sie da, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben, Ihre Hände werden mich ſchützen, Ihr Arm wird mich aufrecht halten.

Sie ſchmiegte ſich an ihn und lächelte ſelig, als er ſanft ſeinen Arm um ſie legte, und dann mit ſeiner Rechten leiſe über ihr Antlitz fuhr. Ihre großen Augen zu ihm aufſchlagend, ſchaute ſie tief in ſeine Augen, die feſt auf ihr ruhten.

Ich leſe in Ihren Blicken, Meiſter, daß Sie nicht mit mir zufrieden ſind? fragte ſie angſtvoll. Ja, Sie zürnen mir, weil ich heute mich im Concert ſo linkiſch und ungeſchickt benahm. Ich weiß es wohl, Meiſter, es war thöricht und kindiſch, aber wie ich den Saal durchſchritt, und plötzlich aufſchauend die vielen Köpfe erblickte, dieſe vielen neugierigen feindlichen Geſichter, dieſe Blicke, die wie Nadelſtiche meine ganze Geſtalt verwundeten, da kam die alte Angſt wieder über mich und das Entſetzen vor den Menſchengeſichtern, und da ſchien es mir wieder, wie ich vorwärts ſchritt, als ob die Wände mir entgegen kämen, um über mir zuſammenzuſtürzen, und ich wollte nicht vorwärts gehen, denn ich fürchtete den Tod.

Und was war es, was mitten im Spiel Sie auf einmal beunruhigte? fragte Mesmer ſanft.

O, das war wieder kindiſch, ſagte ſie lächelnd. Ich kann es immer noch nicht lernen, von den Noten zu ſpielen, und dann wieder meine fliegenden, zappelnden Finger zu ſehen. Das verwirrt mich, das macht mich ſchwindlich, die Noten und die Finger hüpfen dann wie im wilden Tanze durcheinander, und ich weiß nicht mehr, wie ich ſpiele und was ich ſehe.

Und das Alles iſt ſo natürlich und wahr, ſagte Mesmer traurig, denn auch das Sehen hat ſeine Sprache, und die müſſen Sie erſt lernen, wie die Kinder das Sprechen lernen! Aber man wird Ihnen keine Zeit dazu laſſen, armes Kind, man wird Sie wieder hinein zwingen in die Nacht und das Schweigen, meine liebe Thereſe!

Sie warf ihre beide Arme um ſeinen Nacken, und hielt ſich

krampfhaft feſt an ſeiner hohen Geſtalt. Retten Sie mich, Meiſter, retten Sie mich! rief ſie flehend.

Er neigte ſich über ſie und ſtreichelte ihr Haar, und ließ ſeine ſtrahlenden Blicke lange auf ihrem Antlitz ruhen.

An der andern Seite des Zimmers ſtand Herr von Paradies und neben ihm ſeine Gattin, welche in tiefer Bewegung ihrer Tochter zugehört hatte, und jetzt leiſe ihre Hand auf ihres Gatten Arm legte.

Sage mir, was dieſes Alles zu bedeuten hat? Was quälſt und marterſt Du die Arme ſo ſehr? Was leugneſt Du auf einmal, daß ſie ſehen kann, da Du doch —

Still, unterbrach ſie ihr Mann leiſe. Höre nur dies: Wenn Thereſe nicht mehr blind iſt, werden wir die kaiſerliche Penſion verlieren und können mit unſern Kindern betteln gehen!

Ach arme Thereſe! flüſterte ſeine Frau tief aufathmend. Arme Thereſe, jetzt weiß ich Alles! Du wirſt blind bleiben müſſen Dein Leben lang.

Ich bin gekommen zu Ihrer Hülfe, Thereſe, ſagte Mesmer jetzt, nachdem Thereſe von ſeiner Hand beſchwichtigt wieder ſtill und ſanft geworden war. Ich weiß Alles was hier vorgeht, fuhr er fort, ſeine zürnenden Blicke auf Thereſens Eltern heftend, Sie wollen dieſes arme Kind wieder zurück ſtoßen in ihre Nacht. Aber ſo ſchnell ſoll es Ihnen nicht gelingen. Meine Ehre, mein Name, meine Zukunft und das Syſtem einer neuen Wiſſenſchaft, deren Verkünder ich bin, ſtehen auf dem Spiel. Ich werde für Thereſe und für mich ſelber kämpfen gegen Ihre Grauſamkeit. Sie wiſſen es, daß dieſe Aufregungen, dieſe Kämpfe geeignet ſind, Thereſe wieder blind zu machen, und Sie werden ſie doch nicht ſchonen. Ich bin alſo gekommen, ſie von hier fortzuführen und ſie mit mir in meine Villa zu bringen zu meinen andern Kranken. O ſeien Sie ruhig, Niemand wird darin etwas Anſtößiges finden, denn Thereſe wird dort unter dem Schutze meiner Frau ſein, der ich heute zum erſten Mal vergebe, daß ſie meine Frau iſt, denn ſie macht es mir möglich, Thereſe zu beſchützen und über ſie zu wachen, auf daß ſie vollſtändig geneſe. Thereſe, mein Wagen wartet vor Ihrer Thür. Sind Sie bereit

mit mir zu gehen und bei mir zu bleiben, bis Ihre Kur vollendet iſt, und Ihre Augen ſtark genug ſind, um das Weinen und die Menſchengeſichter vertragen zu können?

Ich bin bereit, Meiſter, mit Ihnen zu gehen, rief ſie freudig.

Aber ich werde es nicht dulden! ſagte ihr Vater, heftig näher ſchreitend. Thereſe iſt meine Tochter, und Niemand als ich allein hat zu entſcheiden, was mit ihr geſchehen ſoll. Thereſe verläßt mein Haus nicht und bleibt unter dem Schutze ihrer Eltern!

Sie geht mit mir! ſagte Mesmer mit einer Stimme, welche mächtig war wie ein Donner. Ihr habt ſie in meine Kur gegeben, und ſo lange ſie krank iſt, gehört ſie ihrem Arzte. Komm, Thereſe, ich trage Dich zum Wagen!

Leicht wie eine Feder hob er ſie empor, und wandte ſich mit ihr der Thür zu. Mit einem Ausruf des Zorns ſtürzte Herr von Paradies ihm nach, während ſeine Frau zur Erde niedergeſunken war und betete.

Wie Mesmer aber die Thür öffnen wollte, ſtand Herr von Paradies vor derſelben und deckte mit ſeinem Rücken den Ausgang.

Laſſen Sie uns gehen! rief Mesmer glühend und mit flammenden Blicken.

Gehen Sie, aber laſſen Sie meine Tochter hier!

Nein, ſie geht mit mir! Ihr ſollt ſie nicht wieder blind machen!

Er ſuchte mit dem rechten Arm, welchen er frei hatte, während Thereſe in ſeinem linken Arm ruhte, Herrn von Paradies von der Thür fortzudrängen. Als dieſer ſich widerſetzte, drang ein wildes ſpöttiſches Lachen von Mesmer's Lippen, die Rieſengeſtalt richtete ſich in ihrer ganzen Höhe auf, ſein ſtarker, muskelkräftiger Arm hob die kleine zierliche Geſtalt des Herrn von Paradies empor und ſchleuderte ſie weit hinein in das Zimmer.

Lebt wohl und fürchtet nichts, rief er mit lauter Stimme, Thereſe bleibt bei mir! Aber doch iſt Eure Penſion noch nicht verloren, denn noch könnt Ihr ja ſagen, daß ſie blind iſt. Ich nehme ſie mit mir, um ſie zu heilen. — — — — — — — — — —

Dies war indeß eine vergebliche Hoffnung! Die Feinde Mesmer's, an ihrer Spitze der Professor Barth, waren einflußreicher und mächtiger als er, und Herr von Paradies, welcher zitterte für seine Pension, verband sich mit ihnen. Man wußte es endlich dahin zu bringen, daß Herr von Störk, der Leibarzt der Kaiserin, einen Befehl erwirkte, demzufolge Herr von Paradies ermächtigt ward, seine Tochter sogleich der Kur Mesmer's zu entziehen, und sie wieder unter die eigene väterliche Obhut zu stellen.

Mit diesem schriftlichen Befehl begab sich Herr von Paradies, begleitet von seiner Gemahlin, in die von Mesmer und seinen Kranken bewohnte Villa und begehrte seine Tochter zurück. Aber Therese weigerte sich, ihren Eltern zu folgen; als ihr Vater seine Hand gegen sie ausstreckte, floh sie entsetzt zu Mesmer hin, und ihn angstvoll mit ihren beiden Armen umklammernd, beschwor sie ihn, sie zu beschützen, und es nicht zu dulden, daß man sie ihm entreiße, um sie wieder in die Nacht ihrer Blindheit zurückzustoßen.

Eine fürchterliche Scene folgte nun, die Mesmer selbst in einfach rührenden Worten schildert:

„Thereſens Vater, sagt er, wollte sie mit Gewalt fortführen, und drang mit entblößtem Degen, wie ein Rasender, auf mich ein. Es gelang mir wohl, den Wüthenden endlich zu entwaffnen und ihn zu entfernen, aber Mutter und Tochter fielen mir ohnmächtig vor die Füße, die Erstere vor Entsetzen und Zorn, die Andere, weil ihr barbarischer Vater sie mit dem Kopf wider die Wand gestoßen hatte. Die Mutter ward ich nach einigen Stunden los, aber wegen des Schicksals der armen Therese war ich in der äußersten Unruhe; Gallerbrechen und Rasen erneuerten sich bei ihr alle Augenblicke, ja, in Folge dieser furchtbaren Aufregungen, erblindete sie auf's Neue. Ich zitterte für ihr Leben und ihren Verstand, dachte an keine Rache gegen die Eltern, vernachlässigte alle rechtlichen Mittel, nnd suchte bloß die Unglückliche, welche in meinem Hause geblieben war, zu retten."

„Herr von Paradies, gestützt von den Personen, welche seine Triebfedern waren, schrie ganz Wien voll. Ich wurde dadurch ein Gegenstand der abgeschmacktesten Verleumdungen, ja man brachte

mit leichter Mühe den allzugutmüthigen Herrn von Störk dahin, daß er befahl, es ſolle das Fräulein von Paradies ihren Eltern ausgeliefert werden." *)

Mit dieſem erneuerten Befehl begab ſich Herr von Paradies, begleitet von einigen Freunden und Dienern, abermals zu Mesmer, der Thereſe nun, trotz ihres Flehens und Jammerns, ihrem Vater übergeben mußte.

Thereſe, ſei es in Folge der heftigen Gemüthserſcheinungen, des vielen Weinens, des Kummers um den verlornen Freund, Thereſe war jetzt wieder blind, und ſie gab als Blinde noch viele Concerte in Wien.

Profeſſor Barth und die Aerzte überhaupt triumphirten, Mesmer aber verließ im Zorn über ſeine hohnlachenden Verfolger Wien und ging nach Paris, um dort ſeiner Lehre und ſeiner Erfindung des thieriſchen Magnetismus Ausbreitung, Ruhm und Anhänger zu verſchaffen.

Thereſe von Paradies war und blieb blind. Ob ſie jemals ſehend geweſen? Das iſt eine Frage, welche damals wie noch jetzt unentſchieden geblieben. Die Aerzte leugnen es, die Anhänger Mesmer's bejahen es, und behaupten mit voller Beſtimmtheit, daß es der magnetiſchen Kraft Mesmer's vollſtändig gelungen ſei, die Blinde zu heilen, daß ſie aber wieder erblindet ſei, in Folge der grauſamen Härte ihres Vaters, der eine blinde Tochter haben mußte, um die kaiſerliche Penſion nicht zu verlieren.

---

*) Juſtinus Kerner. Franz Anton Mesmer ꝛc. Seite 70.

Fünftes Buch.

Marie Antoinette.

I.

Le roi est mort, vive le roi!

Es war am Abend des 10. Mai 1774. Das ſonſt ſo geräuſch=
le von Jubel und Luſt durchhallte Königsſchloß von Verſailles
r heute düſter und ſtill. Kein lautes Wort, kein lauter Schritt
rd in den Corridors und in den Sälen gehört, welche ſeit einem
ben Jahrhundert zum erſtenmal heute öde und leer ſtanden. Das
ıigthum, welches hier ſonſt ſeine Feſte gefeiert, lag jetzt eben in
r Kriſis; es ſtand da mit zerfetztem Mantel, mit beſchmutzter
ne, mit hängenden, ſchlaffen Zügen und wartete auf den letzten
ıfzer eines Sterbenden, um ſich wieder zur Jugend und Schön=
, zur Reinheit und Majeſtät zu verklären, und ſein wüſtes
ıfenangeſicht in ein Jünglingshaupt zu verwandeln.

Das Königthum, es ſchwebte als Engel der Hoffnung über dem
n Flügel von Verſailles, in welchem der Dauphin mit ſeiner
ıahlin verweilte, als Dämon des Todes über dem anderen Flügel
Verſailles, in welchem ein alter, ſterbender, entnervter Greis,
man fünfzig Jahre lang König Ludwig den Funfzehnten genannt,
: letzte Rechnung mit dem Leben machte.

Es iſt wahr, die Rechnung war eine ſehr große und fürchter=
, und unter den Todesqualen und Schmerzen, welche des Königs
Alter, Laſter und Krankheit verwüſteten Körper durchwühlten,
e der König einſehen lernen, daß es zu ſpät ſei, Abrechnung zu
en mit der Welt, und die höchſte Zeit, ſeine Rechnung anzu=
ıen mit dem Himmel.

Er hatte daher dem Flehen und Bitten ſeiner Töchter nach=
:ben und nach dem Erzbiſchof von Paris geſandt, um von ihm
Segen der Kirche und den Troſt der heiligen Sacramente zu
fangen, und damit dieſe unentweiht einziehen könnten in das

Schloß, hatte der König das für ihn größte und ſchwerſte Opfer gebracht, hatte er die ſchöne Gräfin Dubarry aus Verſailles entfernt und ſie nach Schloß Ruelles geſandt.

Aber Herr von Beaumont, der Erzbiſchof von Paris, forderte von Ludwig dem Funfzehnten noch ein anderes Zeichen der Reue, er forderte, daß er öffentlich vor ſeinem Hofe bekenne, daß er ein ſündhaftes und ſtrafwürdiges Leben geführt habe. Anfangs hatte der Stolz des Königs ſich gegen dieſe Demüthigung geſträubt, aber bald hatte die Todesangſt des königlichen Sünders dieſen Stolz gebeugt, und um Frieden zu machen mit dem Himmel, hatte der König ſich bereit erklärt, der Tugend und Moral dies letzte große Opfer zu bringen.

Auf einmal alſo öffneten ſich die Pforten des königlichen Krankenzimmers, und die Schaar der von Erwartung und Neugierde zermarterten Höflinge, welche ſeit drei Tagen nur fragten: „wie geht es dem König? wird der König geneſen?“ und welche die Gegenwart hätten feſthalten mögen, weil ſie vor der Zukunft zitterten, welche noch nicht wagten, die Vorzimmer des Königs zu verlaſſen und in die des Dauphins zu eilen, weil es ja noch möglich, daß Jener geneſen könnte; dieſe Schaar der Höflinge ſahen da auf dem prunkenden Paradebett eine blutige, entſtellte, verſchwollene Geſtalt, ein von den Pocken verzerrtes und verſtümmeltes Geſicht mit blutunterlaufenen Augen, mit zerfetzten, blutigen Lippen, — die Geſtalt des ſterbenden Königs von Frankreich! Vor dieſem Paradebett aber ſtand im vollen Ornat der Erzbiſchof von Paris, ihm zur Seite der Groß-Almoſenier und der Miniſter Herzog von Aiguillon, während die Töchter des Königs am Bette ihres Vaters knieten, und mit leiſen Worten des Troſtes und der Hoffnung den ächzenden König zu tröſten ſuchten.

Der König wünſcht ſeinen Freunden und Getreuen ein letztes Lebewohl zu ſagen, rief der Herzog von Aiguillon mit lauter Stimme.

Ein leiſes Gemurmel des Entſetzens durchlief die Reihen der Höflinge. Jeder von ihnen fürchtete die Anſteckung, welche der König aus jeder Pore ſeines von den furchtbarſten Pockengeſchwüren *verpeſteten* Körpers ausdampfte. Mehr als dreißig Perſonen waren

ſchon dieſer Anſteckung erlegen, und erſt vor einigen Tagen hatte der ſchöne Marquis von Letoriéres es mit dem Tode büßen müſſen, daß er, dem dringenden Wunſch des Königs nachgebend, in die Thür ſeines Krankenzimmers getreten war und ſich einige Minuten mit ihm unterhalten hatte. — Niemand mochte daher mehr dies Zimmer betreten, Jedermann hatte vergeſſen, daß es ein König ſei, welcher ſie gerufen, und erinnerte ſich nur, daß es ein von ſcheußlicher Krankheit verpeſteter Menſch ſei.

Aber der Herzog von Aiguillon rief ihr Gedächtniß wach.

Der König wünſcht ſeinen Freunden und Getreuen ein letztes Lebewohl zu ſagen, rief er zum zweitenmal, und jetzt wagten die Hofleute nicht länger mehr zu zaudern, denn es war ja immer noch möglich, daß der König geneſen konnte, und dann würde er ihnen das Zaudern dieſer Stunde niemals verziehen haben!

Seufzend und innerlich Gebete der Angſt murmelnd, kamen ſie näher und traten in das gefürchtete Gemach ein, deſſen verpeſtete Luft und deſſen Verweſungsgeruch ſelbſt nicht von den Weihrauchdüften überdeckt werden konnte, die in großen bläulichen Wolken aus den goldenen, von den Chorknaben des Erzbiſchofs geſchwenkten Rauchfäſſern empor wirbelten.

Mit angehaltenem Athem, mit feſtgeſchloſſenen Lippen umgingen die Hofherren das Bett des Königs, der ſeine halbgebrochenen, blutunterlaufenen Augen auf ſie gerichtet hielt, und Worte der Begrüßung murmelte, die indeß Niemand verſtand. Endlich hatte der Erſte des Zuges die Thür wieder erreicht. Die Ceremonie des letzten Levers war überſtanden, und mit eilfertiger Haſt drängten Alle dem erſehnten Ausgang zu.

Die feierliche und mächtige Stimme des Erzbiſchofs von Paris, deſſen ernſte, mahnende Worte ſchon ſo oft das Gewiſſen der leichtſinnigen und egoiſtiſchen Höflinge des Königs getroffen, gebot ihnen jetzt ſtill zu ſtehen und ſich noch einmal umzuwenden.

Der Erzbiſchof ſtand da neben dem Bette des Sterbenden, und hielt das heilige Viaticum mit beiden Händen hoch empor.

Der König wünſcht ſeinen Freunden und Getreuen Abbitte zu

thun wegen ſeines ſündhaften und ſcandalöſen Lebenswandels, ſagte Herr von Beaumont, jedes Wort ſcharf und ſchneidend betonend. Obwohl der König über ſein Betragen Niemand Rechenſchaft ſchuldig iſt, als Gott allein, ſo erklärt er durch meinen Mund, daß er es herzlich bereut, ſeinen Unterthanen Schande gemacht zu haben, und daß er noch zu leben wünſcht, um eine Stütze der Religion und des Glückes ſeiner Völker ſein zu können *).

Ein lang anhaltendes, jammervolles Aechzen ertönte von dem Bett des kranken Königs. Schaudernd und todesblaß eilten die Höflinge zurück in das Vorzimmer, ſich entſetzt bewußt werdend, daß es zu Ende gehe mit dem König und mit ihrer eigenen Macht, und daß der Morgen einer neuen Zeit zu dämmern beginne! —

Während dies ſich auf dem einen Flügel des Schloſſes von Verſailles begab, herrſchte auf dem andern Flügel, in welchem der Dauphin mit ſeiner Gemahlin wohnte, eine tiefe, ſchauerliche Ruhe. Alles war hier Einſamkeit, Oede und Schweigen. Hier und da nur in den großen, öden Gemächern brannte ein Licht und warf einen fahlen, gelblichen Schein auf die verblaßte Pracht und die verwitterte Herrlichkeit, welche hier herrſchte. Aber auf einmal ward dieſes Schweigen der Einſamkeit durch die laute, majeſtätiſche Stimme des Donners unterbrochen und zu den einſamen Lichtern der Zimmer zündete der Himmel ſeine blendend hellen Fackeln des Blitzes an. — Die ganze Natur ſchien Theil nehmen zu wollen an dem letzten Todeskampf einer ſterbenden Monarchie, und der Donner ſchien es dem Himmel und der Erde mit ſeiner hallenden Stimme verkünden zu wollen, daß die Stunde der Geburt einer neuen Monarchie und einer neuen Zeit gekommen ſei!

Der Dauphin hatte ſich mit ſeiner Gemahlin und der ganzen königlichen Familie in die Kapelle des Schloſſes begeben, um noch einmal zu Gott zu beten für das Leben des Königs. In tiefer Andacht knieeten alle die jungen, lebensfriſchen Geſtalten um den Altar,

*) Soulavie. Mémoires historiques et politiques du Régne de *Louis* XVI. Vol. I. p. 103.

auf welchem das heilige Sacrament enthüllt worden, und mit zitternden Lippen, mit Thränen in den Augen flehten die jungen Prinzen und Prinzessinnen, an ihrer Spitze der Dauphin und die Dauphine, zu Gott, ihrem Großvater das Leben zu erhalten, und ihn noch einmal genesen zu lassen. Dann begannen die Priester vor den Altären die „Gebete der vierzig Stunden", und die kleine, nur aus der königlichen Familie und ihren Dienern nebst wenigen Freunden bestehende Gemeinde stimmte leise ein in die heiligen Gesänge.

Auf einmal ward der Himmel draußen von finstern Wolken umdüstert; die Nacht mit ihren Todesschatten schien die ganze Kapelle einzuhüllen; der erste laute Donnerschlag ließ sich auch hier hören. Bald folgte ihm ein zweiter, dann heulte und pfiff der Sturm, Ströme von Regen schlugen prasselnd gegen die Fenster, Blitze, sich von Minute zu Minute erneuernd, machten die Kerzen auf den Altären erbleichen und schleuderten eine schreckliche Helle in die entsetzensvolle Finsterniß. Dann wieder und immer wieder grollte der Donner, erneuerte sich der drohende Glanz des Blitzes, der die Decke und die Wände der Kapelle zu zerreißen schien; mit dem Rollen des Donners vereinigten sich die heiligen Gesänge, welche man fort und fort sang, den Ausdruck des Entsetzens in der Stimme wie im Gesicht, denn während man Gott um Erbarmen anflehte, antwortete der Himmel mit seiner Stimme des Zorns, als wolle er mit derselben endlich jetzt das königliche Gewissen noch wach rufen, das so lange geschlummert hatte.

Vor dem Altar lag das junge Paar, der unschuldige Erbe eines lasterhaften, verderbten Königs, mit seiner jungen Gemahlin, Beide in Thränen zerfließend, Beide zitternd vor dem Grabe, das für ihren Vater geöffnet war, vor dem Thron, der sie selber erwartete.

Endlich war der heilige Dienst beendet, Jedermann erhob sich von den Knieen; schweigend, in tiefer Stille verließen Alle die Kapelle, kein Ton ward gehört außer dem Schall der eiligen Schritte, mit welchen Jeder sich entfernte, um in dem Innern seiner

Gemächer aufathmen zu können von der Laſt, welche ſeine Seele bedrückte.

Auch der Dauphin und die Dauphine kehrten ſchweigend und lautlos in ihre Gemächer zurück, und heute zum erſtenmal ſchien der Dauphin ſich innig und tief der Bande bewußt zu ſein, welche ihn mit ſeiner jungen Gemahlin vereinten; denn ſtatt in ſeine Gemächer zurückzukehren, reichte er ihr den Arm und ging mit ihr. Die wenigen treuen Diener des jungen Paares, welche im Vorzimmer ſtanden, blickten ihnen mit einem wehmüthigen Lächeln nach, und falteten ihre Hände zum Gebet, nicht für den ſterbenden König, ſondern für dies junge, unerfahrene, unſchuldige Paar, das jetzt, vielleicht ſchon in wenigen Stunden, die Laſt der Krone auf ſich nehmen ſollte.

Wie der Dauphin mit der Dauphine am Arm in ihr Wohnzimmer eintrat, rollte ein Donner daher, ſtärker wie er bis dahin noch erſchallt war, und wie in Feuer ſchien das ganze Gemach auf einmal getaucht. Die Dauphine ſtieß einen leiſen Schrei aus und klammerte ſich angſtvoll an den Arm ihres Gemahls, der geblendet und überraſcht auf der Schwelle der Thür ſtehen geblieben war. Durch die Ritzen der Fenſter und durch die offene Thür heulte und pfiff der Sturm und ziſchte durch das ganze Zimmer, daß die Lichter auf dem Armleuchter, welcher da drüben auf dem Tiſch ſtand, ſchwankten und ihre gelben Flammen ſenkten, und daß dies Licht, welches unmittelbar neben der Thür auf dem Fenſterbrett ſtand, verlöſchte. Aber ſofort, und der Anweſenheit des hohen Paars gar nicht achtend, ſprang Herr von Campan mit dem verlöſchten Licht zu dem Armleuchter hin, es haſtig wieder anzündend, um es dann eilig wieder an ſeine vorige Stelle zu ſetzen.

Der Dauphin, welcher eben im Begriff geweſen, mit ſeiner Gemahlin das Zimmer zu durchſchreiten, um ſich mit ihr in das daneben befindliche Cabinet zu begeben, hatte dieſe haſtige und ungewöhnliche Handlung des ſonſt ſo ehrerbietigen und ceremoniellen Geheimſecretairs der Dauphine bemerkt und blieb ſtehen.

Was bedeutet dieſes Licht da auf dem Fenſter, Herr von Campan? fragte Ludwig mit ſeiner ſanften, hellen Stimme.

Herr von Campan ſchien zu erſchrecken, und ſehr froh darüber zu ſein, daß ein neuer heftiger Donnerſchlag die haſtigen Worte, die er murmelte, vollkommen unhörbar machte.

Aber der Dauphin wartete das Ende des Donners gelaſſen ab und erneuerte ſeine Frage.

Verzeihung, Hoheit, ſagte Herr von Campan verwirrt, dies Licht bezieht ſich einfach auf ein Ceremoniell.

Auf ein Ceremoniell? fragte der Dauphin verwundert. Wollen Sie mir dies Ceremoniell erklären?

Ew. Hoheit befehlen es?

Ich bitte Sie darum, — falls die Frau Dauphine es erlaubt, ſagte Ludwig, ſich an Marie Antoinette wendend, die bleich und erſchöpft an ſeinem Arm hing, und nur mit einer leiſen Bewegung ihres ſchönen Hauptes ihre Zuſtimmung zu erkennen gab.

Nun, wenn Ew. Hoheit befehlen, muß ich die Wahrheit ſagen, ſeufzte Herr von Campan. Ew. Hoheit haben befohlen, daß, ſobald ein trauriges, aber jetzt ſchon unvermeidliches Ereigniß hier eingetreten iſt, die königliche Familie und der ganze Hof, welcher zu dieſer Stunde im Schloß verſammelt iſt, Verſailles verlaſſen ſoll, um nach Choiſy zu gehen. Aber in dem feierlichen Augenblick, den wir erwarten, würde der Anſtand und die Schicklichkeit es nicht geſtatten, daß die poſitiven Befehle zur Abreiſe laut wie ſonſt von Mund zu Munde wiederholt würden. Der Oberſtallmeiſter iſt daher mit mir übereingekommen, wie er ohne alles Geräuſch ſeine nöthigen Ordres empfangen kann. Die Garde du Corps, die Pagen, die Stallmeiſter, die Wagen, die Kutſcher und Lakaien, ſie Alle ſind jetzt ſchon im Hof da unten verſammelt, und ſchauen erwartungsvoll zu dieſem Fenſter und zu dieſem einzelnen Licht hier empor. Sobald dieſes Licht hier erliſcht, beſteigen die Gardes du Corps, die Stallmeiſter und Kutſcher ihre Pferde, die königlichen Caroſſen fahren vor, die Lakain öffnen den Schlag, denn Jedermann weiß alsdann, daß der königliche Hof im Begriff iſt, Verſailles zu verlaſſen.

Demzufolge, ſagte der Dauphin haſtig, iſt dieſes einzelne Licht, welches da im Fenſter brennt, das Signal, welches den Wartenden da unten im Hof verkündet, daß der König todt ſei?

Herr von Campan verneigte ſich ſchweigend. Der Dauphin aber zog ſeine Gemahlin haſtiger vorwärts und trat mit ihr in das Cabinet ein. Er achtete gar nicht darauf, daß die Dauphine ſeinen Arm losließ, und erſchöpft auf den Divan niederglitt. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, ging er haſtig in dem Cabinet auf und ab. Dann auf einmal blieb er mitten im Zimmer ſtehen, und ſeine ſanften blauen Augen zum Himmel empor hebend, rief er mit bewegter Stimme: Gott iſt gerecht! Es giebt eine Vergeltung im Himmel, und er übt ſie auf Erden zu dieſer Stunde!

Marie Antoinette, deren große dunkle Augen ihrem Gemahl immer gefolgt waren, erhob ſich raſch vom Divan und trat zu ihm hin. Was wollen Sie damit ſagen, mein Gemahl? fragte ſie verwundert, indem ſie ihre ſchöne weiße Hand auf die breite, kräftige Schulter des Dauphin's legte.

Ich will damit ſagen, Antoinette, ſagte er feierlich, daß jenes einſame Licht, welches zuerſt den Tod des Königs verkünden ſoll, daß jene dort unten im Hof harrenden Stallmeiſter und Pagen, die auf das Erlöſchen des Lichtes warten, daß dies Alles eine Vergeltung iſt für die traurige und fürchterliche Sterbeſtunde meines Vaters.

Ich verſtehe Sie noch immer nicht, mein Gemahl, ſagte die Dauphine.

Ich glaube es wohl, rief der Prinz heftig, ich glaube es wohl, daß Sie mich nicht verſtehen, denn ich habe Ihnen niemals von meinem Vater und von der Stunde ſeines Todes erzählt, nicht wahr?

Thun Sie es jetzt, mein Gemahl, bat die Dauphine mit ſanfter, ſchmeichelnder Stimme.

Ja, ich will es thun, ſagte Ludwig düſter. Ich will Ihnen erzählen von der Sterbeſtunde meines Vaters. Er war ein ſo edler, hochherziger, großmüthiger Mann, und ſie verließen ihn doch, dieſe ſchmeichelnden, egoiſtiſchen Hofleute, welche allemal nur da zu finden ſind, wo es ihr eigener Vortheil erheiſcht. Der Dauphin lag einſam

und verlaſſen in ſeinem Krankenzimmer, aber ein Engel wachte an ſeiner Seite Nacht und Tag, und pflegte ihn mit unerſchütterlicher Liebe und Treue. Dieſer Engel, das war ſeine Gemahlin, meine Mutter! Der Hof befand ſich zu Fontaineblau, und der Vater des Dauphin's, König Ludwig, hatte befohlen, daß, ſobald der Dauphin, mein Vater, geſtorben ſei, der Hof nach Choiſy abreiſen ſolle. Jedermann alſo bereitete ſich darauf vor, denn Jedermann wußte, daß die letzte Stunde des armen Märtyrers, der ſo viel leiden mußte, ohne jemals eine Sünde begangen zu haben, bald kommen werde. — Der Dauphin, welcher zum letzten Male die ſchöne Frühlingsluft einathmen, und den blauen Himmel ſchauen wollte, ließ ſich im Feautuil an das geöffnete Fenſter tragen, und von da konnte er ſchauen, wie Jedermann ſchon eilig ſeine Vorbereitungen zur Abreiſe traf, er ſah da die Carroſſen, welche man mit Koffern und Kiſten belud, Stallmeiſter, welche neben ihren Pferden ſtanden; er ſah, daß Alle bereit ſeien abzureiſen, und daß man nur noch warte auf ſeinen Tod. Mit einem traurigen Lächeln wandte er ſich an ſeinen Arzt: „Ach, ſagte er ſanft, ich muß mich ſchon beeilen zu ſterben, denn ich ſehe es wohl, wenn ich noch länger zögere, mache ich zu viel Menſchen ungeduldig!“ *)

Entſetzlich! flüſterte die Dauphine, ihre ſchönen, von Thränen umdüſterten Augen voll mitleidiger Zärtlichkeit auf den Gemahl heftend.

Ja, entſetzlich, wiederholte der Dauphin. Aber Sie ſehen, es iſt eine Vergeltung im Himmel. Wie damals, warten auch heut die Equipagen im Hof, wie damals wollen wir nach Choiſy abreiſen, und wenn dieſes kleine Licht da am Fenſter erliſcht, ſo iſt das ein ſymboliſches Zeichen, daß das Leben eines Königs erloſchen iſt. O, wenn alsdann mein Vater hier wäre! Wie viel würdiger wäre ſein Haupt, ine Krone zu tragen, als es das meine iſt!

Er muß ein ſehr edler, bewunderungswürdiger Mann geweſen ein, ſagte die Dauphine leiſe, gleich Ihnen wünſchte ich, er lebte

*) Soulavie: Mémoires etc. Vol. I.

noch! Und er iſt ſo jung geſtorben! An welcher Krankheit ſtarb er, mein Gemahl?

Der Dauphin warf einen raſchen, forſchenden Blick auf das Antlitz ſeiner Gemahlin. Er ſtarb an derſelben Krankheit, welche bald darauf auch meine Mutter tödtete, ſagte er düſter, und deren Name zugleich eine Anklage iſt! *) Sprechen wir nicht davon, werfen wir keine trüben Schatten auf dieſe düſtere Stunde, in welcher —

Ein furchtbares, entſetzenvolles Getöſe übertäubte in dieſem Moment die Stimme des Dauphin's. Wie ein lauter, ungeheurer Donner rollte es daher, nur daß der Donner nicht vom Himmel kam, ſondern aus dem Vorzimmer der Dauphine, nur, daß nicht Gott dieſen Donner geſchaffen, ſondern die Maſſe der Höflinge, welche die Vorzimmer des eben geſtorbenen Königs in eiligem Lauf verlaſſen hatten, um die aufgehende Macht des eben erſtehenden Königs Ludwigs des Sechszehnten zu begrüßen! **)

Der Dauphin und ſeine Gemahlin verſtanden die Sprache des irdiſchen Donners, und überwältigt von dieſem großen und heiligen Moment, ſanken Beide auf ihre Kniee nieder, hoben Beide ihre Arme zum Himmel empor und riefen, ihr Antlitz von Thränen überfluthet: Mein Gott, mein Gott, führe und beſchütze Du uns, wir ſind noch zu jung, um regieren zu können! ***)

Im gleichen Moment ward die Thür des Cabinets haſtig geöffnet, und die Oberhofmeiſterin Marie Antoinettens erſchien auf der Schwelle. Hinter ihr ſah man Hunderte von Damen und Herren, welche, Kopf an Kopf gedrängt, ihre neugierigen Augen hinein bohrten in das Zimmer, und dort mit einer Art Schrecken und Angſt ſahen, was ſie noch niemals geſehen: ein junges Königspaar, welches

---

*) Der allgemeinen Annahme nach war der Dauphin und ſeine Gemahlin vergiftet worden, und zwar im Intereſſe einer politiſchen Partei, deren Chef der Herzog von Choiſeul war. — Der Dauphin ſowie ſeine Gemahlin gehörten zur anti-öſterreichiſchen Partei.

**) Madame de Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 78.

***) Ebendaſelbſt.

nicht mit ſtolzem Entzücken, ſondern demüthig und ſchmerzbewegt ſeinem glänzenden Geſchick entgegen trat.

Frau von Noailles verneigte ſich faſt ſo tief, daß ſie auf den Knieen lag, während das junge Königspaar ſich aus ſeiner knieenden Stellung aufrichtete.

Ihre Majeſtäten mögen mir gnädigſt verzeihen, wenn ich einzutreten wagte, ſagte die Oberhofmeiſterin mit dem vollen Aplomb ihrer Würde, deren Geſetze Niemand beſſer kannte, als Frau von Noailles. Ich komme aber, die Majeſtäten zu erſuchen, die inneren Gemächer zu verlaſſen, um im großen Vorſaal die Glückwünſche der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, und der Groß-Officiere und Groß-Würdenträger Ihres Hofes zu empfangen, welche Alle vor Begierde glühen, ihren neuen Souverainen ihre Huldigung darzubringen.

Eine ſolche Bitte aus dem Munde der Frau von Noailles hieß, dem jungen Königspaar einen unumgänglichen Akt der Etiquette ankündigen, dem man ſich daher nicht widerſetzen dürfte.

Der junge König reichte alſo ſeiner Gemahlin den Arm, und auf ihn gelehnt, mit der Rechten das von Thränen feuchte Taſchentuch an ihre Augen drückend, geſenkten Hauptes, rührend in dieſer trauervollen, kindlichen Haltung, trat Marie Antoinette zum erſten Mal in den Kreis ihres Hofes, der mit lauten Glückwünſchen das Herrſcherpaar umringte.

Während die Gemahlinnen der Prinzen von Provence und Artois tief gerührt und mit Thränen die junge Königin in ihre Arme ſchloſſen, näherten ſich die beiden Prinzen in tiefſter, ceremonieller Haltung dem König ihrem Bruder.

Laſſen Sie uns, ſagte der Graf von Provence feierlich, laſſen Sie uns die Erſten ſein, Sire, welche Eurer Majeſtät, unſerm König, ihre Huldigung darbringen und ihre —

Ach mein Bruder, unterbrach ihn der König mit vor Rührung zitternder Stimme, ſoll mich meine Krone ſogleich eines Glückes berauben? Laſſen Sie mir doch den ſchönen Namen: Bruder! Ich verliere zu viel, wenn Sie mich nur Ihren König nennen!

Und ich gewinne alſo in dieſer Stunde doppelt, denn ich gewinne

einen gnädigen König und behalte einen geliebten Bruder! rief der Graf von Provence, ſich in die geöffneten Arme des Königs werfend.

Eine Viertelſtunde ſpäter war das Schloß von Verſailles öde und leer. Die Stallmeiſter, die Garden, die Pagen und Lakaien hatten ihre Schuldigkeit gethan; ſo wie das Licht am Fenſter erloſch, beſtiegen ſie ihre Pferde, ließen ſie die Carroſſen vorfahren. Jedermann beeilte ſich, daß Schloß zu verlaſſen, um dieſer verpeſteten Luft und dieſer Anſteckung zu entfliehen, welche ſchon ſo viele Opfer gefordert hatte. Und nicht allein der Hof des neuen Königthums verließ in angſtvoller Eile Verſailles, ſondern auch die Diener und Freunde des alten Königthums beeilten ſich, fortzukommen. Niemand fand es für nöthig, die Treue gegen den König Ludwig le Bien-Aimé noch bis eine Minute über ſeine Todesſtunde feſtzuhalten! Alles flüchtete ſich aus dem Hauſe des Tode, Alles wollte ſich retten aus der Luft, deren Einathmen Verderben und Krankheit nach ſich zog; ſelbſt der Herzog von Villequier, der erſte Kammerherr des Königs, vergaß zum erſten Mal in ſeinem Leben der Etiquette, und ſtatt, wie es dieſe erheiſchte, bei der noch nicht erkalteten Leiche des Königs Wache zu halten, wollte auch er ſich aus dem Schloß entfernen. Aber indem er ſich anſchickte, das Sterbezimmer zu verlaſſen, wollte er ſeiner Flucht doch den Anſchein des Rechtes geben.

Mein Herr, ſagte er, ſich an Andouillé, des erſten Chirurgen des todten Königs wendend, mein Herr, ich verlaſſe Sie jetzt, damit Sie Ihr Werk beginnen. Ihre Pflicht iſt es, den Körper zu öffnen und einzubalſamiren!

Andouillé erblaßte, denn wenn er dieſem Befehl des Herzogs nachkommen mußte, war ſein Tod unvermeidlich.

Ich bin bereit, Herr Herzog, ſagte er nach einer Pauſe, aber während ich operire und ſchneide, werden Sie die Güte haben, den Kopf zu halten, Ihre Charge macht Ihnen das zur unumgänglichen Pflicht! *)

---

*) Campan I. 79.

Der Herzog von Villequier erwiderte nichts, er verneigte ſich leicht gegen den Arzt und verließ eiligſt das Gemach.

Herr Andouillé folgte ſeinem Beiſpiel, aber rückſichtsvoller noch als die übrigen Diener des Königs, ſorgte er ein wenig für die einſame Leiche. Er rief einige ſubalterne Diener und befahl ihnen bei der Leiche zu wachen, dann, als er hinunter ging in den Hof, um ſeine Equipage zu beſteigen, ſah er da einige Arbeiter, welche Handlangerdienſte bei den Bauten im Schloß zu thun hatten.

Herr Andouillé rief ſie zu ſich, und befahl ihnen dem Oberhofmeiſter zu ſagen, daß man Weingeiſt in den Sarg des Königs gießen, und auch die Leinentücher damit tränken ſolle.

Das war die Leichenrede des Königs Ludwig's des Funfzehnten, deſſen Körper einſam in dem öden Schloſſe von Verſailles ſtand, nur bewacht von einigen niedern Dienern und Arbeitern.

II.

Die beiden Mémoires.

Es war in der Frühe des andern Morgens. Der Hof hatte ſich mit dem jungen Königspaar nach Choiſy begeben, und dorthin ſtrömten jetzt von Paris aus ganze Schaaren von Menſchen; Fürſten, Grafen und Marquis, Feldmarſchälle, Generale und Officiere, die Magiſtratur, der Maire und die Geiſtlichkeit von Paris, Abgeordnete der Bürgerſchaft, wie der einzelnen Gewerke; jeder Stand, jeder Rang, jede Klaſſe ſandte ihre Vertreter, um dem jungen Königspaar zu huldigen, und den Segen des Himmels auf daſſelbe herabzuflehen.

Ein wahrer Freudentaumel hatte ſich der ganzen Bevölkerung bemächtigt, Entzücken und Luſt ſtrahlte von allen Geſichtern, und Niemand gedachte mehr des todten Königs Ludwig's le Bien-Aimé, deſſen Leiche zu derſelben Stunde, in welcher die halbe Bevölkerung von Paris nach Choiſy eilte, um den König und die Königin zu

ſehen, nach St. Denis in das letzte Ruhelager der Könige gebracht ward. Es war ein wenig ceremoniöſer Zug, dieſer Leichenzug König Ludwig's des Funfzehnten. In einer großen Jagdcarroſſe ſtand der Sarg des Königs, in einer zweiten und dritten Carroſſe folgten der Herzog von Ayen, der Herzog von Aumont und zwei Prieſter. Zwanzig Pagen, und ebenſo viel Stallknechte ſchloſſen den Zug, der unbemerkt, von Niemand beklagt und beweint, in St. Denis anlangte. Eiligſt, während die Prieſter einige Gebete murmelten, ließ man den Sarg hinab in die Königsgruft, deren Eingang man alsdann nicht blos vermauerte, ſondern auch die Fugen ſorgſam verkittete, damit der Dunſt des verweſenden Körpers nicht noch aus der Wohnung der Todten ſich hervordränge, um die Lebenden zu vergiften.

Keiner der königlichen Prinzen war dem Sarge gefolgt. Was kümmerte ſie der todte König! Nur der lebende König hatte Anſprüche auf ihre Liebe, ihre Treue und Ergebenheit. Und der lebende König war zu Choiſy, nach ihm hin drängten ſich alle Herzen, ihn ſuchten alle Blicke, alle Wünſche, alle Hoffnungen. Tauſende von Menſchen drängten ſich in den Sälen und Vorſälen, Unruhe und Erwartung, Furcht und Hoffnung war auf allen Geſichtern zu leſen.

Wer wird Einfluß haben? Das war die große Frage, welche alle Gemüther beſchäftigte. Wird es die Königin ſein, oder die Tanten des Königs? Welches Schickſal erwartet die Gräfin Dubarry? Welche Miniſter wird der neue König ſich wählen?

Während man in den Sälen und Antichambres, in den Zimmern der Prinzen und in den Corridors dieſe Fragen debattirte, war der König noch immer unſichtbar, verweilte er einſam noch immer in ſeinem Kabinet. Vergebens harrten die Großwürdenträger und die perſönlichen Diener des Königs ſeit Stunden ſchon im Vorſaal des Rufes Sr. Majeſtät; die Thür ſeines Kabinets blieb noch immer geſchloſſen.

Der König war allein in dieſem Kabinet. Sein nachläſſiger Anzug, ſein ungeordnetes, verwirrtes Haar, ſeine trüben, verweinten Augen, und endlich die auf den Armleuchtern herunter gebrannten Lichter, die eben im Verlöſchen waren, bewieſen, daß der junge

König die Nacht nicht geschlafen, und sein Kabinet gar nicht verlassen hatte.

Er selber hatte gar nicht daran gedacht, daß nach so vielen aufregenden Scenen des verflossenenen Tages ein wenig Schlaf ihm wohl Bedürfniß gewesen. Ruhelos war er die ganze Nacht in seinem Kabinet auf- und abgegangen, und vor seinen trüben Blicken hatte die Zukunft sich wie eine schwere, unheilsvolle Wolke aufgethürmt.

Und diese Beängstigungen der Nacht hatte auch der Tag nicht zu verscheuchen vermocht. Immer sorgenvoller und ängstlicher war das Antlitz des jungen Königs geworden, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und sein Antlitz, welches niemals schön und anmuthig anzusehen, war heute in seiner Erschlaffung und Abspannung besonders wenig anziehend.

Ich bin noch so jung, murmelte der König leise vor sich hin, ich weiß Niemand, zu dem ich Vertrauen haben kann, Niemand an diesem Hofe, der es redlich und wahr mit mir meint. Ich habe sie Alle sich bücken und beugen sehen vor der fürchterlichen Person, welche den Thron meiner Väter befleckt und das Alter meines Großvaters entehrt hat. Ich habe sie Alle dem Laster ihre Hymnen und der Verderbtheit ihre Schmeicheleien darbringen hören. Oh, es ist eine fürchterliche Oede um mich her. Zu wem soll ich mich flüchten in der Einsamkeit meines Herzens? Wer wird dem armen, unerfahrenen König ein guter Rathgeber sein?

Ein leises Kratzen an der Thür ließ sich hören, und wiederholte sich nach einer Pause lauter und vernehmbarer. — Der König schritt langsam und schwankend hin und öffnete die Thür.

Herr von Nicolai! sagte er verwundert den Greis anschauend, welcher gebeugten Hauptes vor ihm stand. Was führt Sie zu mir?

Sire, der Befehl und Wille Ihres Herrn Vaters, des verstorbenen Dauphins führt mich her, sagte der alte Mann feierlich.

Der König trat zurück, und winkte Herrn von Nicolai einzutreten. Jetzt reden Sie, sagte er hochaufathmend. Ich weiß, Sie waren ein treuer Diener meines Vaters, Sie waren bei ihm in seiner Sterbestunde, und ich habe deshalb oft versucht, mich Ihnen zu

nähern, und mir Ihre Liebe zu gewinnen. Aber ich fühlte, daß Sie mich absichtlich flohen, und nur um Ihnen gefällig zu sein, gab ich Sie auf.

Sire, ich fürchtete an derselben Krankheit sterben zu müssen, welche den Dauphin und die Dauphine hinwegraffte, wenn ich mir nicht den Anschein gab nur ganz passiver und harmloser Beobachter zu sein, sagte Herr von Nicolai feierlich. Nicht, als ob ich den Tod so sehr fürchtete, aber der Dauphin hatte mir das Leben zur Pflicht gemacht, ich hatte ihm schwören müssen, das Vermächtniß, welches er mir übergab, treu zu bewahren nnd es eines Tages demjenigen seiner Söhne zu übergeben, welcher Nachfolger König Ludwig's des Funfzehnten sein würde.

Und dieses Vermächtniß? rief der König athemlos. Man hat es Ihnen nicht geraubt? Sie haben es gerettet vor den Feinden meines Vaters? O sagen Sie, wo ist dieses Vermächtniß?

Hier ist es! sagte der Greis, ein großes versiegeltes Papier aus seinem Gewande hervorziehend und es dem Könige darreichend.

Ludwig ergriff es hastig, und seine Augen auf die Adresse richtend las er mit tiefbewegter Stimme: „Papiere, welche demjenigen meiner Söhne bestimmt sind, der nach meinem Vater zur Regierung gelangen wird. Abzugeben am Tage der Thronbesteigung."

Ew. Majestät sehen, daß ich meinen Schwur treulich erfüllt, und daß ich lange genug gelebt habe, um diese Papiere in die Hände Desjenigen niederzulegen, welcher statt Ihres edlen Vaters den Thron Ludwig's des Heiligen besteigt.

O, warum lebt mein Vater nicht, um ihn statt meiner in Besitz zu nehmen! rief Ludwig tiefbewegt.

Er mußte sterben, damit er das Elend nicht sehen könne, welches seitdem über Frankreich gekommen ist, sagte der Greis feierlich. Er mußte sterben, um der Welt ein Zeugniß abzulegen von der Schlechtigkeit Derer, die seine Feinde und die Feinde Frankreichs waren, und welche seitdem über Frankreich geherrscht haben. Sein Tod ist nicht umsonst gewesen, und auch Ew. Majestät wird von demselben *gelernt* haben!

Ja, ich habe davon gelernt, ſagte der König düſter. Ich kenne die unſichtbare Hand, welche meinen Vater, meine Mutter, und die Königin, meine Großmutter, getödtet hat, ich kenne ſie und —

Der Dauphin, unterbrach ihn Herr von Nicolai, der Dauphin, ihr Vater, hat auf ſeinem Sterbebette allen ſeinen Feinden vergeben, auch Denen, welche vielleicht ſeinen Tod verſchuldet haben. Er beſchwört durch meinen Mund den König, gleich ihm zu verzeihen und zu vergeben, wie er vergeben hat!

Ich werde dem Beiſpiel meines Vaters gehorchen, ſagte der König matt, möge Gott diejenigen ſtrafen, welche ſchuldig ſind!

Und jetzt, da ich meine Pflicht erfüllt habe, möge Ew. Majeſtät die Gnade haben, mich zu entlaſſen, bat Herr von Nicolai.

Aber bevor Sie gehen, werden Sie mir ſagen, womit ich Ihnen dienen kann? Nein, ſchütteln Sie nicht das Haupt! Laſſen Sie mein junges Königthum nicht gleich fühlen, daß es zu ohnmächtig iſt, die Treue, Liebe und Großmuth zu belohnen. Sie haben an meinem Vater und an mir gehandelt als ein wahrer Freund. Sagen Sie mir, wie es mir möglich ſein wird, Ihnen eine Freude zu machen?

Dadurch, Sire, daß Sie die Gnade haben, die Papiere Ihres Vaters genau zu leſen und ſeine Worte tief in Ihr Herz zu prägen.

Ich werde das thun, mein Freund, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich werde dieſe Papiere ſogleich leſen, und jedes Wort meines Vaters wird für mich ein Befehl ſein! Aber nun ſagen Sie mir auch einen Wunſch, den ich Ihnen erfüllen kann?

Der Greis wiegte lächelnd ſein Haupt. Den Wunſch, den ich habe, kann mir nur Gott erfüllen, kein irdiſcher König hat die Macht dazu! Ich habe mein Tagewerk vollbracht, jetzt möchte ich ausruhen und ſchlafen, um nicht hier unten, ſondern da oben im Himmel meine Augen wieder aufzuſchlagen, wo ſie meinen edlen und geliebten Herrn, Ihren Vater, wiederſehen werden! Ew. Majeſtät ſehen wohl, daß Sie nichts für mich thun können, ich bitte nur um die Gnade, mich entfernen zu dürfen!

Der König reichte dem Greiſe ſeine Hand dar und ſchaute ihm nach, bis die Thür ſich hinter ſeiner gebeugten Geſtalt geſchloſſen hatte.

O wie arm ſind doch die Könige, ſagte er dann ſchmerzvoll, ſie beſitzen nur Gold, um Dienſtleiſtungen und Schmeicheleien zu bezahlen, aber ſie haben nichts um die Treue und die Liebe belohnen zu können!

Mit einem tiefen Seufzer nahm er das Paket, welches Herr von Nicolai ihm gebracht und entſiegelte es. Zwei Hefte Papiere waren in demſelben enthalten.

Der König nahm das erſte und las: „Ueber den Allianz-Traktat, der zwiſchen Ludwig XV. und Maria Thereſia am 1. Mai 1756 geſchloſſen iſt; eine Auseinanderſetzung und Beweisführung, daß dieſe Allianz früher oder ſpäter mit dem Verderben und Unglück Frankreichs enden wird."

Es iſt wahr, murmelte der König, indem er die von der Hand ſeines Vaters eng beſchriebenen Papiere betrachtete, es iſt wahr, der Dauphin war immer ein Feind der Oeſterreicher. Alle, die ihm nahe ſtanden und ſeine Geſinnungen kannten, haben mir dies erzählt, und er hat dieſe Feindſchaft mit ſeinem Tode büßen müſſen!

Er wandte die Papiere in ſeiner Hand um und durchflog die einzelnen Blätter. Sollten dieſe Blätter weiter nichts enthalten, als eine politiſche Abhandlung? fragte er leiſe. Nicht ein einziges liebevolles Wort des Vaters an ſeinen Sohn? Vielleicht finde ich ein ſolches am Schluß des Mémoire! Ah, in der That, da iſt eine Nachſchrift!

Und mit lauter, bewegter Stimme las der König: „Wer auch von meinen vier Söhnen den Thron Ludwig's XV. einzunehmen berufen iſt, er höre und beherzige den letzten Liebes- und Warnungsruf ſeines Vaters: Hüte Dich, mein Sohn, vor jeder Allianz mit Oeſterreich! Wolle nie eine Verbindung ſchließen mit einer Tochter aus dem Hauſe Oeſterreich, denn die Verbindungen mit den Prinzeſſinnen von Oeſterreich haben den Königen von Frankreich niemals Segen gebracht!"

Der König ſeufzte tief auf, und ſenkte ſein Haupt traurig auf ſeine Bruſt. Es iſt zu ſpät, mein Vater, ſagte er, Dein Sohn hat nicht *mehr die* Macht Deinem Befehl zu gehorchen, ſein Geſchick iſt entſchieden!

Er legte langsam das Mémoire auf den Tisch und nahm das zweite Papier.

Ich will doch, bevor ich das gründlicher lese, sehen, was dieses zweite Papier enthält, sagte er, und er las die Ueberschrift:

„Liste mehrerer Personen, welche ich, der Dauphin Ludwig, demjenigen meiner Söhne empfehle, welcher der Nachfolger Ludwig's XV. sein wird."

O, rief der König freudig, das ist ein sehr nützliches Papier und ein guter Rathgeber. Sehen wir doch gleich, welche Personen mir mein Vater besonders empfohlen hat! Zuerst: „Herr von Maurepas, ein ehemaliger Minister, der, wie man mir sagt, sein Attachement für die wahren und allein richtigen Prinzipien der durch Frau von Pompadour gestürzten anti-österreichischen Politik treu bewahrt hat." — Ah, das ist sehr gut, rief der König, sich in seiner Lectüre unterbrechend, das werde ich mir merken, und Herr von Maurepas soll, so Gott will, nicht länger in der Verbannung schmachten! — Ah, ich finde hier viele andere Namen, fuhr der König fort, Namen, die auch ich hoch halte und liebe. Da ist Herr von Machault und Herr von Nivernois, Herr von Muy und der Graf Périgord, die Grafen Broglie und D'Estaing, auch der Graf von Vergennes und viele andere, mir wohlbekannte Namen. O welch einen sichern und weisen Blick hat doch mein edler Vater gehabt, denn diese Männer, welche er vor vierzehn Jahren seinem Sohn empfohlen hat, sie haben sich bewährt alle diese Zeit hindurch, und niemals haben sie ihr Haupt gebeugt vor der herrschenden Partei, und niemals haben sie sich erniedrigt, den Favoritinnen und Maitressen zu schmeicheln! Nur Einer ist da, sagte der König, wieder in das Papier schauend, Einer, den mein Vater nicht ganz erkannt, oder der sich nicht bewährt hat, der Herzog von Aiguillon! Es ist wahr, er ist seiner politischen Gesinnung treu gebleiben, und ist als Minister nicht in die Fußtapfen Choiseil's getreten, aber, — der Freund und Genosse der Dubarry kann nicht mein Minister bleiben! Herr von Aiguillon mag immerhin ein guter Politiker sein, aber er ist kein ehrenwerther Charakter, und ich will zu meinen Ministern nur solche wählen!

Aber, unterbrach ſich der König auf einmal ängſtlich, wo werde ich einen Miniſter finden an die Stelle des Herrn von Aiguillon? Wer iſt befähigt, aufrichtig, ehrlich und geiſtvoll genug, um der Miniſter eines armen, unerfahrenen, jungen Königs zu ſein?

Er nahm wieder die Liſte zur Hand. Da iſt Herr von Maurepas, Vergennes, Machault und Muy, würdige und ehrenwerthe Männer. Ob ich ſie wählte, ob — Mein Gott, wer giebt mir Rath? Wer liebt mich genug, um mit mir zu überlegen, was zu meinem und zum Beſten Frankreichs geſchehen muß? Ich kann doch nicht allein beſchließen, allein handeln, ich muß doch Jemand haben, mit dem ich berathen und überlegen kann!

Auf einmal flog es über das bleiche, geängſtete Antlitz des Königs wie ein heller Sonnenblick, und ein Lächeln verklärte ſeine Züge.

Ich will zu der Dauphine gehen, ſagte er leiſe, mit ihr will ich überlegen. Als meine Gemahlin hat ſie wohl ein Recht auf mein Vertrauen und obwohl wir Beide uns nicht lieben, ſo glaube ich doch, daß wir einander gute und treue Freunde ſind. Ja, ich will zu Marie Antoinette gehen, und ſie ſoll mir helfen, mir würdige Miniſter auszuwählen!

Der König nahm die Perſonenliſte ſeines Vaters, und ſchritt mit ungewohnter Eilfertigkeit der Thür zu. Aber auf einmal ſtockte ſein Fuß, und ſein Antlitz nahm wieder ſeinen düſtern, ängſtlichen Ausdruck an.

Nein, ſagte er, die Dauphine iſt nicht geeignet, mir in dieſer Sache Rathſchläge zu ertheilen. Sie würde mir lauter Miniſter von der politiſchen Geſinnung des Herrn von Choiſeul empfehlen, ſie wäre im Stande dieſen Mann ſelber wieder in das Miniſterium rufen zu wollen. Nein, der letzte Wille meines Vaters und meine eigene Geſinnung verbieten es mir, die öſterreichiſche Allianz weiter auszubilden. Ich werde Marie Antoinette ehren und lieben als meine Gemahlin, aber ſie wird in der Politik niemals meine Rathgeberin ſein! Ich ſchwöre das bei dem Andenken meines Vaters, der geſtorben iſt als ein Opfer der öſterreichiſch-franzöſiſchen Partei, ich *werde der* Politik meines Vaters treu bleiben. Ich werde alſo nicht

zu meiner Gemahlin gehen, aber zu wem denn? Wer iſt hier an dieſem Hofe, der geeignet iſt, mir ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand zu leihen? — Ah, rief der König auf einmal laut und freudig, ich werde zu der Schweſter meines Vaters, zu Madame Adelaide gehen, und ſie wird mir helfen, mir und meinem Lande würdige Miniſter auszuwählen. Der Geiſt meines Vaters wird mit mir ſein, und unſere Wahl leiten!

Der König nahm haſtig die Papiere, und in das kleine Vorzimmer eilend, befahl er einem dort harrenden Lakaien, zu Madame Adelaide zu eilen, und ihr den Beſuch des Königs zu melden.*)

---

*) Madame Adelaide, die geiſtvollſte, gebildeteſte und geſchickteſte der Töchter Ludwig's XV. gehörte durchaus, gleich dem Grafen von Provence, zu den entſchiedenſten Gegnern der öſterreichiſch-franzöſiſchen Allianz, und daher auch zu den Feinden der jungen Königin Marie Antoinette, mit der ſie beſtändig in einer Art kleinen Krieges lebte, in welchem ihrer Stellung nach freilich die Königin immer offen den Sieg gewann, der aber insgeheim ihr viele Niederlagen bereitete, und die Gegner der Königin mit jedem Tage vermehrte. Dagegen war und blieb von Anfang an Madame Adelaide die treue Rathgeberin und Freundin des Königs. Ihrem Einfluß iſt es zuzuſchreiben, daß Ludwig XVI. auch in ſpäterer Zeit, als er ſeiner Gamahlin in zärtlichſter Liebe zugethan war, doch niemals ſeine Politik änderte, und nicht die Partei Choiſeul wieder ihre Macht gewinnen ließ. — Madame Adelaide gab dem König auch gleich nach ſeiner Thronbeſteigung den Rath, die Herren von Maurepas und von Vergennes, Beide unverſöhnliche Feinde des Herzogs von Choiſeul und ſeiner öſterreichiſchen Politik, zu ſeinen Miniſtern zu ernennen, und dem erſteren bei ſeiner Perſon die Stelle eines Premiers und eines beſondern Rathgebers des Königs zu gewähren. Der König befolgte dieſen Rath der Madame Adelaide, und beide Miniſter erhielten ſich in ſeiner Gunſt, obwohl die Königin unaufhörlich an ihrem Sturz arbeitete, und ihre Feindſchaft gegen ſie gar nicht verhehlte. Der König ließ außerdem, um zu jeder Zeit unbemerkt zu Madame Adelaide gelangen zu können, eine geheime Treppe von ſeinem Cabinet aus anlegen, welche mit den Gemächern ſeiner Tante in Verbindung ſtand, damit er zu jeder Zeit zu ihr eilen, und ſich Rath holen könnte. Siehe Soulavie II. p. 362. — Campan I. p. 72.

III.

Frankreich und Oeſterreich.

Während der König ſich zu Madame Adelaide begab, um mit ihr an der Ernennung ſeines neuen Miniſteriums zu arbeiten, befand ſich die Königin in ihren Gemächern, in welchen ſie heut zum erſten Mal ihren Hofſtaat, die Palaſtdamen, die Hofdamen, die Kammerfrauen, die Vorleſerin, und endlich die Kammerherren und Stallmeiſter, nebſt ihrem frühern Lehrer, dem Abbé Vermond empfangen hatte. Jetzt war dieſer große Act der Etiquette beendet, und die junge Königin hatte ſich in ihr Cabinet zurückgezogen, um ſich ihren Träumen und Gedanken nach ſo vielen Aufregungen endlich wieder einmal ungeſtört überlaſſen zu können.

Aber dieſe Ruhe ſollte auch jetzt nur von kurzer Dauer ſein, denn bald kam Herr von Campan, dieſelbe zu unterbrechen, indem er der Königin den Geſandten der Kaiſerin von Oeſterreich, den Grafen von Mercy meldete.

Die Königin befahl mit lebhafter Stimme ihn eintreten zu laſſen und ging dem Grafen alsdann ſehr haſtig einige Schritte entgegen. Die Oberhofmeiſterin Frau von Noailles, welche zugleich mit Herrn von Campan in das Gemach der Königin eingetreten war, um, wie es ihr Dienſt erheiſchte, bei der Audienz zugegen zu ſein, ſah dieſe Zuvorkommenheit der Königin gegen den Geſandten mit tiefem Erſchrecken, und ihre Stirn legte ſich in düſtere Falten.

Marie Antoinette achtete nicht darauf. Sie reichte ſogar mit einem ſüßen Lächeln dem alten Grafen ihre Hand dar, und duldete es freundlich, daß er ſie an ſeine Lippen zog und küßte.

Frau von Noailles ſeufzte und räuſperte ſich ganz hörbar. Das gehört zur großen Cour der Geſandten, ſagte ſie leiſe vor ſich hin, aber es iſt ganz unſtatthaft in einer Privat-Audienz.

Die Königin hörte es nicht, ſie hatte die Anweſenheit der Oberhofmeiſterin ganz vergeſſen, und das ſchöne Lächeln, und die leuchten-

den Blicke, mit welchen sie den Grafen Mercy anschaute, galt nicht ihm, sondern ihrer geliebten Heimath, den Erinnerungen an ihre Mutter, ihre Geschwister, und alle die reinen Freuden ihrer Kindertage.

Was bringen Sie mir, Herr Graf? fragte Marie Antoinette mit ihrer schönen sonoren Stimme. Nicht wahr, es sind Nachrichten aus Wien angelangt, und zwar gute, nicht wahr?

Ich bringe die Condolenzbriefe und die Glückwunschschreiben der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Joseph, sagte der Graf lächelnd.

Aber sind Sie denn ein Zauberer? rief die Königin verwundert. Unser Königthum ist noch nicht vierundzwanzig Stunden alt, und der Courier, welcher dem Hofe von Wien die Nachricht bringt, kann kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt haben. Sie müssen also durchaus ein Zauberer sein, wenn Sie jetzt schon die Glückwunschschreiben meiner Mutter und meines Bruders empfangen haben!

Die Sache geht indeß ganz natürlich zu, Majestät, sagte Graf Mercy lächelnd. Ew. Majestät erinnern Sich gnädigst, daß schon vor acht Tagen die Nachricht sich verbreitete, der König sei gestorben. Seine Aerzte selbst hatten sich getäuscht, und eine tiefe Ohnmacht für den Tod selber gehalten. Nach drei Stunden erwachte der König noch einmal aus seinem Todesschlaf, aber mein Courier, der die Nachricht seines Todes nach Wien brachte, war schon abgefertigt, und derjenige, den ich ihm später, als ich den Widerruf der Aerzte erfuhr, nachsendete, hat den ersten Courier nicht mehr einholen können. Als er in Wien anlangte, war der erste Courier mit dem Antwortsschreiben schon wieder abgegangen, und so ist es gekommen, Majestät, daß diese beiden Schreiben hier schon heute vor einer halben Stunde anlangen konnten.

Der Graf reichte mit einer tiefen Verneigung der Königin zwei versiegelte Schreiben dar. Marie Antoinette nahm sie hastig, und indem sie auf dieselben ihre großen, von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen heftete, rief sie freudig: es sind die Handschriften der Kaiserin und meines Bruders. Lassen Sie mich zuerst den Brief der Kaiserin lesen!

Sie erbrach das Schreiben und während sie es las, schwand der Glanz der Freude aus ihren schönen Zügen, und das Lächeln erstarb auf ihren purpurrothen Lippen.

Es ist nichts als ein ganz officielles Schreiben, sagte sie, das Papier auf den Tisch legend. Jetzt kenne ich auch den Inhalt des zweiten Briefes, und ich habe gar keine Lust mehr, diese steifen, ceremoniellen Phrasen zu lesen! Haben Sie mir weiter nichts zu bringen? Giebt es gar nichts Neues am Hof, und in meinem lieben Wien? Besinnen Sie Sich, Herr Graf, haben Sie mir gar nichts zu erzählen?

Graf Mercy warf einen verstohlenen Blick hinüber nach der Oberhofmeisterin, welche gerade und steif neben einem Lehnstuhle stand, und Aug' nnd Ohr der Königin zugewandt hatte.

Marie Antoinette fing diesen Blick des Gesandten auf und verstand ihn.

Die Frau Oberhofmeisterin wird wohl nichts dagegen haben, sagte sie, sich an Frau von Noailles wendend, wenn ich Sie ersuche, Sich in das anstoßende Zimmer zurückzuziehen. Ich wünschte von dem Herrn Grafen von Mercy noch einige Nachrichten zu vernehmen, die er, wie ich vermuthe, nur mir mittheilen soll.

Die Oberhofmeisterin blieb steif und unverändert wie vorher in ihrer angenommenen Stellung, und die Worte der Königin schienen ihr Ohr gar nicht erreicht zu haben.

Marie Antoinette erröthete, und warf ihr Haupt stolz zurück. Ich ersuche die Gräfin von Noailles, sich in das große Empfangzimmer zurückzuziehen, sagte sie gebieterisch. Ich wünschte mit dem Herrn Grafen Mercy allein zu sein.

Ich erlaube mir dagegen Eurer Majestät zu bemerken, daß ich diesen Wunsch Eurer Majestät durchaus nicht befriedigen darf, sagte Frau von Noailles. Keine Königin von Frankreich darf den Gesandten einer auswärtigen Macht anders als umgeben von ihrem Hofstaat empfangen. Es ist schon ein unerhörter Fall, daß die Königin von Frankreich den auswärtigen Gesandten nur allein im Beisein ihrer Oberhofmeisterin empfängt, und ich werde Se. Majestät den König wegen dieses meines Fehlers um Vergebung bitten!

Die Augen der Königin ſchoſſen Blitze des Zorns auf die verwegene Oberhofmeiſterin, welche es wagte, ſich ihr zu widerſetzen, und ihr eine Lehre zu ertheilen.

Sie haben Niemand um Verzeihung zu bitten, Madame, als mich allein, rief ſie, und zwar wegen Ihres ungebührlichen Betragens gegen mich.

Ew. Majeſtät verzeihen, ſagte Frau von Noailles ruhig, aber ich handle nur meiner Pflicht gemäß, und dieſe gebietet der Oberhofmeiſterin, ſtrenge darüber zu wachen, daß das Ceremoniell niemals verletzt werde. Die Etiquette iſt das Geſetz, welches über den Königinnen von Frankreich ſteht; ſie müſſen ſich dieſem Geſetz beugen, und haben es von jeher gethan!

Ich benachrichtige Sie, Madame, daß ich dieſes Geſetz nicht anerkennen werde, rief Marie Antoinette mit flammenden Blicken und zitternden Lippen. Die Königin von Frankreich iſt da, um Geſetze zu geben, nicht um ſie zu empfangen, und was die Etiquette anbelangt, ſo werde ich mich deren Lächerlichkeiten und Extravaganzen nicht fügen. Noch einmal, und zum letzten Mal, Madame, ich befehle Ihnen, in das große Empfangszimmer zu gehen, und mich mit dem Geſandten der Kaiſerin, meiner Mutter, allein zu laſſen!

Frau von Noailles erwiderte nichts, ſie machte gegen die Königin ihre tiefe ceremonielle Verbeugung, und wandte ſich dann rückwärts gehend, langſam der Thür zu.

Marie Antoinette blickte ihr mit glühenden Blicken nach, bis die letzte Spitze ihrer langen Schleppe verſchwunden war, und die ſammetne Portière über der Thür niederrauſchte.

Ah, endlich einmal ein kleiner Triumph über meine Tyrannin, murmelte ſie, ihre Purpurlippen zornig aufwerfend, daß die beiden Reihen ihrer glänzend weißen Zähne ſichtbar wurden. Ich habe lange genug geſeufzt unter dem Druck, aber jetzt iſt es an mir, Lectionen zu ertheilen, und Frau von Noailles hat ſo eben ihre erſte Lection empfangen. Die Dauphine hat die Ketten getragen, aber die Königin wird ſie zerreißen, und dieſe lächerlichen Feſſeln der Etiquette ſollen mich nicht länger tyranniſiren! Und jetzt, Herr Graf,

fuhr ſie aufathmend fort, jetzt, da wir allein ſind, frage ich Sie: bringen Sie mir keine weitern Nachrichten von meiner Mutter?

Herr von Mercy warf einen langen, forſchenden Blick im Zimmer umher, und als er ſich überzeugt hatte, daß wirklich Niemand ſein Geſpräch mit der Königin belauſchen könne, zog er zwei andere verſiegelte Papiere aus ſeiner Bruſt hervor und überreichte ſie der Königin.

Marie Antoinette nahm ſie haſtig, und indem ſie das Siegel des erſten Briefes raſch erbrach, begann ſie zu leſen. Ah, das iſt kein Brief, ſagte ſie dann traurig, es iſt eine Inſtruction, welche mich unterrichtet, wie ich es anzufangen habe, mir das Vertrauen des Königs zu gewinnen, und auf ſeine Politik zu influiren, um ihn zu einem treuen und unerſchütterlichen Bundesgenoſſen Oeſterreichs zu machen. Ach wahrlich, die Kaiſerin hat nicht nöthig, mir dieſe Politik zur Pflicht zu machen, und mich zu ermahnen, die Intereſſen meines Hauſes niemals aus den Augen zu verlieren. Die Königin von Frankreich wird in ihrem Herzen immer eine Oeſterreicherin bleiben, und Alles dazu thun, daß die Bande innigſter Freundſchaft ſich immer feſter und unauflöslicher um Oeſterreich und Frankreich ſchlingen! Sagen Sie das meiner Mutter, Herr Graf, ſagen Sie ihr, daß ich niemals vergeſſen werde, daß ich ihre Unterthanin und ihre Tochter bin, und daß ich daher ihre Intereſſen immer zu den meinen mache! Und jetzt laſſen Sie mich das zweite Schreiben ſehn!

Sie erbrach das Siegel des zweiten Briefes. Mein Gott, ſagte ſie dann lächelnd, wieder Politik! Meine Neugierde empfängt heute keine Befriedigung, und es ſcheint, ich werde nichts Neues erfahren aus meinem lieben Wien!

Sie ſchaute wieder in das Papier und las: „Liſte derjenigen Perſonen des Hofes von Verſailles, welche ich meiner Tochter, der Königin Marie Antoinette, als beſonders brauchbar empfehle, und die beſonders zu Rathgebern des Königs und zur Geſellſchaft der Königin geeignet ſind.“ — Es war dies eine ziemlich lange Namensliſte, an deren Spitze von der Kaiſerin eigener Hand geſchrieben ſtand: „Der Herzog von Choiſeul. Es muß Alles angewandt werden,

denſelben wieder zum Miniſter zu erheben, denn er iſt uns treu und unveränderlich ergeben!“ — Viele andere hohe und bedeutungsvolle Namen folgten; aber wenn die Königin dieſe Liſte der von ihrer Mutter ihr empfohlenen Perſonen mit der Liſte der von ſeinem Vater an den König empfohlenen Perſonen hätte vergleichen können, ſo würde ſie gefunden haben, daß nicht Einer dieſer Namen auf beiden Liſten ſich wiederholte, und daß alle die Perſonen, welche Maria Thereſia anführte, die offenkundigen und erklärten Gegner derjenigen Perſonen waren, welche auf der Liſte des Dauphins enthalten waren. Auf der einen befanden ſich die Namen lauter öſterreichiſchgeſinnter, auf der andern die Namen lauter anti-öſterreichiſchgeſinnter Perſonen.

Ich werde mir dieſe Liſte getreulich aufbewahren, ſagte die Königin, indem ſie beide Schreiben in der Taſche ihres großen Reifrocks barg. Sie kennen ohne Zweifel die Namen derſelben; aber da unten am Ende der Liſte ſteht geſchrieben: „Berathen Sie Sich immer mit Mercy.“ Nun, Herr Graf, folgen wir den Befehlen meiner erhabenen Mutter, berathen wir uns!

Wollen Ew. Majeſtät aber nicht zuerſt auch das Schreiben des Kaiſers leſen? fragte der Graf.

Wozu, rief die Königin lächelnd. Ich haſſe dieſe kalten Schreiben der Etiquette, und es überläuft mich ein Fröſteln, wenn ich ſolche vom Ceremonienmeiſter und nicht vom eigenen Herzen dictirten Briefe meiner nächſten und theuerſten Verwandten leſe. Laſſen Sie alſo den Brief immerhin neben dem officiellen Schreiben der Kaiſerin uneröffnet liegen. Der König mag ihn nachher leſen!

Ew. Majeſtät mögen verzeihen, aber ich glaube nicht, daß das ein officielles Schreiben iſt.

Ich bin feſt überzeugt davon, rief die Königin lächelnd, und zur Strafe Ihres Unglaubens ſollen Sie, Herr Graf, ſelber mir das Schreiben vorleſen müſſen.

Sie nahm das verſiegelte Schreiben und öffnete daſſelbe. Ohne den Brief aber auseinander zu falten, reichte ſie denſelben dem Geſandten dar.

Leſen Sie, Herr Graf, leſen Sie, und zwar mit lauter, deut-

licher Stimme, ſagte ſie, indem ſie ſich langſam in den Fauteuil niedergleiten ließ.

Aber wenn dies mehr iſt, als ein officielles Schreiben, Majeſtät?

Nun, ich habe Vertrauen genug zu Ihnen, um Ihnen auch den Einblick in ein vertrauliches Schreiben des Kaiſers zu geſtatten. Hat nicht die Kaiſerin geſchrieben: „Berathen Sie ſich mit Mercy?“ — Nun, um mit Ihnen berathen zu können, muß ich Ihnen vertrauen. Leſen Sie alſo!

Graf Mercy verneigte ſich, und indem er das Papier auseinander faltete, las er:

„Madame! Ich wünſche Ihnen Glück zu der Thronbeſteigung Ihres Gemahls. Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volke die Liebe wiedergeben, die es ſonſt für ſeine Könige gehabt, und das Reich ſo glücklich und groß machen, als es vormals geweſen.“

„Die Nation ſeufzte unter der Laſt, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente verwieſen, ſeinen Günſtlingen zu viel Herrſchaft über das Volk eingeräumt, hatte die Choiſeuls, Malesherbes und den Chalotais entfernt, Männer wie Maupeou, den verhaßten Abt Terray und den Duc d'Aiguillon an's Ruder geſetzt, die mit der ſchändlichen Dubarry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe ſeines Volkes geraubt.“

„Ich habe dieſen Prinzen oft in meinem Innerſten beklagt, daß er ſich ſo ſehr zum Spiel ſeiner Leidenſchaften gemacht, ſo vor den Augen ſeiner verehrungswürdigen Familie und ſeiner Unterthanen ſelbſt herabgeſetzt hat, und daß er ſo wankend in ſeinen Entſchließungen als König geweſen.“

„Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Beſtreben Ihres Gemahls, Ihm die Liebe ſeines Volkes zu erwerben. Laſſen Sie nichts unverſucht, um ſich die Zuneigung Ihrer Unterthanen zu verſichern, und Sie werden dadurch das wohlthätigſte Geſchenk der Vorſehung für das Reich der Franken ſein!“

„Leben Sie immer zufrieden, Königin! Befeſtigen Sie die Har-

monie zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich, und entſprechen Sie nach allen Kräften Ihrer Beſtimmung, die Sie zur Friedensſtifterin von zweien der berühmteſten Nationen Europas gemacht hat."

„Ich küſſe Ihnen die Hände, und bin mit der größten Hochachtung Ew. Majeſtät gehorſamſter Bruder und Freund Joſeph."*)

Sie hatten Recht, Herr Graf, ſagte die Königin, als der Graf zu Ende geleſen, und ihr das Schreiben wieder darreichte. Das iſt durchaus kein officielles, ſondern ein ſehr charaktervolles Schreiben meines Bruders. Es überträgt mir eine große Aufgabe. Ich ſoll die Harmonie zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich befeſtigen und die Friedensſtifterin beider Nationen werden! Ach, ich fürchte, ich bin dieſer Aufgabe wenig gewachſen, und ich geſtehe Ihnen ehrlich, ich empfinde nicht die mindeſte Luſt, mich in die ernſthaften Händel der Politik einzulaſſen. Ich bin noch ſo jung und wie mir ſcheint, habe ich das Leben noch ſo wenig genoſſen. Man wird es einer Königin von neunzehn Jahren nicht verargen können, wenn ſie auch ihren Antheil fordert an den Freuden und Genüſſen des Lebens. Ich will das Leben in all' ſeinen unſchuldigen, ſchönen und reinen Freuden genießen, das iſt meine Politik; ich will die Feſſeln zerreißen, welche die Königin von Frankreich zu einer Sclavin der Etiquette machen, und ihr kaum ein menſchliches Fühlen und Empfinden geſtatten. Das iſt eine kleine Palaſtrevolution, die ich mir vorgeſetzt habe, und die Welt ſoll bald die Wirkungen davon erfahren. Aber außerdem liegt mir noch Eines ſehr am Herzen, und dies zu erreichen, ſoll mein Beſtreben ſein, und dazu müſſen Sie mir Ihren Rath und Beiſtand geben. Der Herzog von Choiſeul muß durchaus wieder in das Miniſterium treten. Ich weiß, daß er es wünſcht, und ich bin ihm zu viel Dank ſchuldig, um nicht ſeine Wünſche berückſichtigen zu wollen. Er iſt es, der meine Vermählung zu Stande gebracht und mich zur Königin von Frankreich gemacht hat. Er iſt außerdem allezeit ein treuer und eifriger Diener meiner Mutter geweſen, der treueſte und gewiſſenhafteſte Verwalter ihrer Politik. Wenn es mir

*) Briefe von Joſeph II., als charakteriſtiſche Beiträge ꝛc. S. 20. f.

daher gelingt, fuhr die Königin mit einem ſanften Lächeln fort, den Herzog von Choiſeul wieder zum Miniſter des Auswärtigen zu machen, ſo wird man ohne Zweifel mich gar nicht mehr mit dieſer ernſthaften, und verzeihen Sie, ein wenig langweiligen Staatspolitik beläſtigen wollen, und Herr von Choiſeul wird ein guter Remplacant für mich ſein. Er wird es verſtehen, die Politik unſeres Hauſes zur Geltung zu bringen, und ich ſelber werde an ihm einen treuen und ergebenen Diener und Freund haben. Es iſt alſo durchaus nöthig, daß wir den Herzog von Choiſeul wieder an den Hof zurückrufen!

Der Herzog iſt heute Morgen ſchon von ſeinem Gut Chanteloup in Paris eingetroffen, ſagte Graf Mercy, aber er hält es nicht für rathſam, ſich Sr. Majeſtät dem König vorzuſtellen, ohne dazu aufgefordert zu werden!

Ich werde dieſe Aufforderung veranlaſſen, rief die Königin raſch. Der König wird mir dieſe Bitte nicht verweigern können! Sie zucken die Achſeln? Zweifeln Sie, Herr Graf?

Ew. Majeſtät haben die Gnade gehabt, mich Ihres Vertrauens würdig zu halten, ſagte der Graf ernſt, und ich darf mich rühmen, daß auch meine erhabene Kaiſerin mich deſſelben werth erachtet. Ich bin außerdem ein alter Diener Ihres Hauſes, mein Haar iſt weiß geworden im treuen Dienſt meiner Herrſcherin. Wollen Ew. Majeſtät, welche ich von dem erſten Tage Ihrer Geburt an gekannt, deren Kindheit und Jugend, deren Entwickelung und endlich, deren jetzige Größe der Himmel mich begnadigt hat zu ſchauen, Ew. Majeſtät, welche ich nicht blos verehre und anbete als die Tochter meiner Kaiſerin, ſondern welche ich, geſtützt auf mein Alter und meine langjährige Zugehörigkeit, ſogar zu lieben wage, wollen mir Ew. Majeſtät geſtatten, offen und ohne Umſchweife zu Ihnen zu reden?

Ich geſtatte es Ihnen nicht nur, ich bitte Sie darum.

Dann erlauben mir Ew. Majeſtät, Sie zu beſchwören: ſeien Sie auf Ihrer Huth! Es iſt nicht Alles an dieſem Hofe, wie es ſein ſollte, ſein müßte! Ew. Majeſtät hat Feinde, ſcharfe, wachſame Feinde, welche nur auf eine Gelegenheit warten, um ihre geheimen Drohungen in offene Gewaltthätigkeiten zu verwandeln. Der eigene

Bruder Ihres Gemahls, der Graf von Provence und die Prinzeſſinnen-Tanten ſtehen an der Spitze dieſer Feinde, und glauben Ew. Majeſtät mir nur, daß ſie mit wachſamen Augen jeden Ihrer Schritte beobachten.

Mein Gott, was that ich ihnen nur, um dieſe Feindſchaft zu verdienen? fragte die Königin ſchmerzlich.

Sie ſind eine öſterreichiſche Prinzeſſin, das genügt. Dieſe Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin von Oeſterreich war ein Sieg, welchen die altfranzöſiſche Partei Ihnen, Majeſtät und dem Herzog von Choiſeul niemals verzeihen wird. Wenn es ihnen möglich iſt, werden ſie Rache dafür nehmen, und wenn Ew. Majeſtät nicht auf Ihrer Huth ſind, werden ſie dieſe Rache ſelbſt bis auf Ihre erhabene Perſon ausdehnen! Der Graf von Provence hat eine gar ſcharfe Zunge und weiß ſie wirkſam und mit Vorſicht zu gebrauchen; die Prinzeſſinnen-Tanten, welche es Ew. Majeſtät niemals verzeihen werden, daß eine Oeſterreicherin an dieſem Hofe jetzt die erſte Stelle einnimmt, werden ſich dafür rächen, indem ſie ſich umgeben mit einem großen und glänzenden Anhang, der es ſich zur Aufgabe machen wird, jede Miene, jedes Wort und jeden Blick Euerer Majeſtät zu bewachen, um daran zu deuteln, zu feilen und zu drehen, bis ſich daraus eine Waffe machen läßt, um entweder Ew. Majeſtät damit zu verwunden, oder Sie zu verdächtigen. Deshalb, verzeihen mir Ew. Majeſtät, daß ich es zum dritten Mal wiederhole, deshalb müſſen Ew. Majeſtät auf Ihrer Huth ſein, und Alles vermeiden, was Ihren Feinden Anlaß geben könnte zu Verdächtigungen irgend einer Art. Ich fürchte aber, daß Ew. Majeſtät in dem edlen Bewußtſein Ihrer Größe, Reinheit und Unſchuld Ihre Feinde zu gering achten. Frau Gräfin von Noailles zum Beiſpiel! Sie gehört zu dem älteſten und größten Adel Frankreichs, eine große machtvolle Familie ſteht hinter ihr, die Achtung einer ganzen Nation ſteht ihr zur Seite, und das franzöſiſche Volk, welches gewohnt iſt, ſeine Königinnen von der ſtrengſten Etiquette umgeben, ſie gewiſſermaßen wie in einem Heiligenſchrein eingeſchloſſen zu ſehen, das franzöſiſche Volk weiß, daß die Gräfin von Noailles das Palladium

Frankreichs, welches die Ehre ſeiner Königin iſt, mit unerſchütterlicher Treue und Standhaftigkeit überwachen wird. Es wäre daher gefährlich und ſchlimm, wenn es den Bemühungen und den gehäſſigen Zuflüſterungen Ihrer Feinde endlich doch gelingen ſollte, dieſe Frau hinüberzuziehen in das feindliche Lager, und man würde ſie benutzen, um vor ganz Frankreich den Beweis zu führen, daß die Königin gebrochen habe mit den ſanctionirten Geſetzen der franzöſiſchen Etiquette und gering achte, was bis dahin als heilig und unverletzlich gegolten! Ew. Majeſtät ſollten es daher gnädigſt vermeiden, die Gräfin von Noailles durch Widerſtand gegen dieſe immerhin ein wenig drückenden Anforderungen der Etiquette zu reizen und der Gräfin nicht anzurechnen ſcheinen, was nur die ſtrengſte Pflichterfüllung ihres Amtes iſt. Es wäre ſehr beklagenswerth, wenn die Gräfin von Noailles eines Tages dahin kommen ſollte, ihr Amt niederzulegen, denn mit ihr würden die größten und mächtigſten Adelsfamilien Frankreichs in das Lager der Feinde der Königin übergehen!

Sind Sie jetzt zu Ende, Herr Graf von Mercy? fragte die Königin, welche ihm mit immer höher erglühenden Wangen, mit immer feuriger aufblitzenden Augen zugehört hatte.

Ich bin zu Ende, und ich danke Ew. Majeſtät, daß Sie die Gnade gehabt, mich ſo lange anzuhören.

Hören Sie auch jetzt meine Antwort, Herr Graf, rief die Königin, indem ſie ſich aus ihrem Fauteuil erhob und groß und ſtolz dem Grafen gegenüber ſtand. Sie haben mir geſagt, daß es für mich hier mächtige Feinde giebt, welche es mir niemals vergeben werden, daß eine öſterreichiſche Prinzeſſin Königin von Frankreich geworden. Sie haben mich ermahnt, gegen dieſe Feinde auf meiner Huth zu ſein und ihnen wo möglich einige Zuſtändniſſe zu machen. Sie ſind noch weiter gegangen; Sie haben mir Frau von Noailles als die Repräſentantin der Tugend, Ehrbarkeit und Sitte dargeſtellt, als die Blüthe des reinſten und älteſten Adels Frankreichs, und Sie haben Sich nicht undeutlich merken laſſen, daß, wenn die Frau von Noailles mich eines Tages verließe, mich damit auch die Tugend und Ehrbarkeit und außerdem noch der hohe Adel Frankreichs ver-

laſſen würden. O, vertheidigen Sie Sich nicht, denn Ihre Worte haben mich nicht beleidigt, da ich weiß, daß ſie aus einem treuen Herzen kamen. Aber hören Sie nun auch, was ich darauf zu erwidern habe! Ich kenne meine Feinde und ich fürchte ſie nicht; ich werde ihnen niemals Zugeſtändniſſe machen, ſie niemals zu verſöhnen ſuchen, denn ſolches ſcheint mir der Königin von Frankreich, wie der Tochter der Kaiſerin von Oeſterreich gleich unwürdig zu ſein. Mit offenem Viſier, mit unverhüllter Bruſt werde ich meinen Feinden entgegentreten, und ich werde ihnen nicht den Triumph gönnen, daß ſie mich jemals zittern, jemals zurückweichen ſehen könnten. Ich werde mich auch gegen ihre Verleumdungen und ihre Anklagen niemals vertheidigen; nur ſoll mein ganzes Leben und jeder Tag meines Lebens meine Vertheidigung ſein, und damit es ſo ſein könne, muß Jedermann mein Leben ſehen und es beobachten können. Ich werde daher der Gräfin von Noailles keine Zugeſtändniſſe machen, denn ich bedarf keiner Etiquette, um meine Tugend zu ſchützen, keines Ceremoniells, um mir die Grenzen zu bezeichnen, welche die gute Sitte der Königin von Frankreich, wie jeder andern Frau vorſchreibt. Ich ſage, „wie jeder andern Frau," Herr Graf, denn ich will mir das Recht bewahren, nicht blos eine Königin, das heißt ein Popanz der Etiquette, ſondern auch eine Frau zu ſein, welche Herz und Sinn hat für alles Schöne, Große und Gute, und den Muth und Willen das zu zeigen, zu äußern und zu bethätigen, ſelbſt wenn es nicht vereinbar wäre mit denjenigen Regeln, welche Frau von Noailles mit unermüdlicher Gelehrſamkeit aus den alten Pergamentbüchern vergangener Jahrhunderte zuſammengeſucht hat, um mir aus dem Königthum eine Qual, und aus der goldenen Krone eine Dornenkrone zu machen. Ich will dem franzöſiſchen Volk zeigen, daß die Tugend und Reinheit ihrer Königin keiner Vertugadin, keiner Etiquette und keines Ceremoniells bedarf, und daß der Glanz und die Glorie des Königthums nicht in dem Schein und den Formen, ſondern in der innern Wahrhaftigkeit und dem reinen Selbſtbewußtſein ſich äußert. Bis hierher ſind die Königinnen von Frankreich Marionetten geweſen in den Händen der Etiquette, ich will ſie frei machen, und die Ma-

rionette in eine Frau verwandeln, welche das französische Volk um ihrer selbst willen lieben kann, und deren Leben offen und unverhüllt vor ihm daliegt, damit das Volk sehe, daß seine Königin die Tugend liebt, und ihr folgt aus freiem Antrieb und freier Entschließung!

Das heißt königlich gesprochen und gedacht, sagte eine sanfte Stimme hinter ihr, und wie die Königin erschrocken sich umwandte, sah sie den König, welcher auf der Schwelle der kleinen Thür stand, die von dem Cabinet der Königin in die Gemächer des Königs führte. Der König hatte, um seine junge Gemahlin zu überraschen, diese Thür leise geöffnet, und so die letzten Worte der Königin vernommen.

IV.

Die Ministerliste.

Marie Antoinette eilte ihrem Gemahl mit einem heitern Lächeln entgegen, und wie sie ihm ihre Hand darreichte, hob der König diese an seine Lippen empor, und küßte sie so innig, daß die Königin zugleich vor Vergnügen und Ueberraschung erröthete.

Wissen Sie, Antoinette, was mich herführt? fragte er heiter. Die Todesangst der Frau Oberhofmeisterin, der guten Madame Etiquette. Ich begegnete ihr im großen Vorsaal und sie beichtete mir, daß sie das unverzeihliche Verbrechen begangen, die Königin mit dem Gesandten einer auswärtigen Macht allein zu lassen. Um die Oberhofmeisterin zu beruhigen, versprach ich ihr, selber hierher zu gehen, um einer so gefährlichen Conversation ein Ende zu machen, und da bin ich nun!

Ach, sagte Marie Antoinette mit einem reizenden Schmollen, Ew. Majestät sind also nur gekommen, um der Madame Etiquette einige Vapeurs zu ersparen, nicht aus freiem Antrieb und in der *Absicht* mich zu sehen?

Das heißt, ſagte der König verlegen, im Bewußtſein, eine Ungeſchicklichkeit begangen zu haben: das heißt, ich benutzte es als Vorwand, um zu Ihnen zu gehen.

O, Ew. Majeſtät bedürfen nie eines Vorwandes, um zu mir zu kommen, ſagte Marie Antoinette raſch.

Diesmal doch, denn ich habe da ein allerliebſtes Tête-à-tête unterbrochen, rief der König lächelnd, indem er dem Geſandten raſch einige Mal zunickte. Der Herr Geſandte wird ſicherlich ſehr böſe auf mich ſein!

Der Herr Graf hat mir Briefe von der Kaiſerin gebracht, ſagte Marie Antoinette raſch. Und denken Ew. Majeſtät nur, es ſind dies ſchon Glückwunſchbriefe zu unſerer Thronbeſteigung.

Der König lächelte nur, und ſchien durchaus nicht verwundert zu ſein.

Sie ſind gar nicht überraſcht, mein Gemahl? fragte die Königin: Sie halten den Grafen Mercy nicht für einen Zauberer.

Ich halte ihn für einen ſehr treuen, ſehr ergebenen und ſehr gewandten Freund und Diener Ihres Hauſes, ſagte der König ernſt. Ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn auch wir ſolche Freunde und Diener beſäßen. Aber über das Gratulationsſchreiben wundere ich mich gar nicht, denn der Courier, durch welchen der Herr Graf ſeinem Hof den Tod des Königs anzeigte, iſt ſchon vor acht Tagen abgegangen.

Wie, Ew. Majeſtät wiſſen das? fragte die Königin erſtaunt.

Ein König muß Alles wiſſen, ſagte der König heiter. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Graf? Muß nicht der Beherrſcher eines Landes von allen Dingen, welche in demſelben geſchehen, Kenntniß haben? Muß er nicht jeden wichtigen Brief, jedes wichtige Actenſtück ſelbſt leſen und prüfen, und überall ſeine Agenten haben, welche ihm ſagen und berichten, was anderswo geſchrieben wird?

Ich glaube wohl, daß das nöthig iſt, ſagte der Graf ſichtbar verwirrt.

Ich bin überzeugt davon, rief der König lächelnd, und ich glaube, die Kaiſerin von Oeſterreich iſt es auch. Sie wird außerordentlich

gut bedient, wie man mir gesagt hat, und kein Schriftstück der französischen Gesandtschaft in Wien, sei's mit Chiffern oder gewöhnlich geschrieben, passirt die Grenze, von dem nicht die Kaiserin vorher eine Abschrift erhalten. Ist dem nicht so, Herr Graf Mercy?

Ich glaube nicht, Sire, daß sich bei der französischen Gesandtschaft in Wien irgend Jemand befindet, der zum Verräther an den Interessen seines eigenen Landes werden, und Geheimnisse verrathen könnte, sagte Graf Mercy.

O glauben Sie das nur immerhin, rief der König, es giebt überall und in allen Ländern gemeine und käufliche Seelen! Aber, fuhr er fort, sich an die Königin wendend, wir haben uns von der Hauptsache entfernt. Sie erzählten mir, daß Sie Briefe erhalten hätten von der Frau Kaiserin. Gute Nachrichten?

Es ist nur ein ganz officielles Schreiben, Sire, sagte die Königin, das Papier von dem Tisch nehmend und es ihrem Gemahl darreichend.

Ludwig überflog es mit einem raschen Blick, und legte es dann wieder auf den Tisch.

Und die andern Briefe? fragte er.

Welche andern Briefe? fragte die Königin.

Sagten Sie nicht, Sie hätten mehrere Briefe bekommen?

Nein, Sire, ich bekam nur diesen hier, sagte die Königin erröthend.

Ah, sehen Sie also, welch' ein Mährchen man da unserer Gesandtschaft in Wien aufgebürdet hat, rief der König leichthin. Ich bekam so eben einen Courier aus Wien, er war freilich noch für meinen Vorgänger bestimmt, aber da die Depeschen an den König gerichtet waren, durfte ich sie wohl erbrechen. Nun, man berichtet mir da, daß der Herr Graf Mercy durch den österreichischen Courier vier Schriftstücke für Ew. Majestät erhalten würde, erstens ein officielles Schreiben der Kaiserin, sodann aber ein zweites geheimes Schreiben, eine Art Instruktion, zum dritten eine Liste von Personen, welche die Kaiserin Ihnen empfiehlt, und zum vierten einen Brief *des Kaisers* Joseph. Und von dem Allen ist nun kein Wort wahr,

und Sie haben der Königin nur dies officielle Schreiben gebracht, nicht wahr, Herr Graf von Mercy?

Es iſt ſo, wie Ew. Majeſtät zu ſagen geruhen, ſagte der Graf leiſe und verwirrt, während Marie Antoinette erröthend und verlegen die Augen niederſchlug.

Der König weidete ſich einen Augenblick an ihrer Befangenheit; er ſchien mit Behagen dieſen erſten Triumph ſeines jungen Königthums zu genießen und ein Lächeln flog über ſeine gutmüthigen, etwas plumpen Züge hin.

Sie ſehen alſo, ich war vollkommen falſch berichtet, ſagte er dann freundlich, und es ſcheint wirklich, als wenn die öſterreichiſchen Beamten ſchwerer zu beſtechen ſind, als es leider die franzöſiſchen zu ſein ſcheinen, denn, wie ich höre, hat der Graf von Mercy und der Fürſt Kaunitz gar keine Schwierigkeiten gefunden, das Geheimniß aller unſerer Chiffern zu erfahren, und von jeder Depeſche Abſchrift zu erhalten. Nun, wie dem auch ſei, wir werden es machen wie die Königin, wir werden unſer Leben und Betragen ſo einrichten, daß wir die Oeffentlichkeit nicht zu ſcheuen haben, und vor den Redlichen und Guten beſtehen können, denn den Böſen und Uebelwollenden wird man es doch niemals recht machen können. Aber da fällt mir ein, daß unſere gute Frau Oberhofmeiſterin noch immer nicht von ihrer Angſt und Unruhe erlöſt iſt, und das Tête-à-tête mit dem Geſandten einer auswärtigen Macht noch nicht beendet glaubt. Sie wird nicht ruhig werden, bis ſie Sie im Vorſaal geſehen hat, Herr Graf!

Ew. Majeſtät möge mir alſo erlauben, mich zu beurlauben, ſagte Graf Mercy, ſich tief verneigend.

Der König entließ ihn mit einem leiſen Kopfnicken, während ihm die Königin mit einem gütevollen Blick die Hand darreichte.

Als der Graf dann ſchon im Begriff war, das Zimmer zu verlaſſen, war es der König indeß, welcher ihn zurückrief.

Noch ein Wort, Herr Graf, ſagte er. Senden Sie heute noch einen Courier nach Wien?

Zu Befehl, Sire, in einer Stunde ſchon!

Alsdann erlauben Sie mir, Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, welches bis jetzt nur noch von wenigen gekannt ist, und welches, wie ich glaube, auch Ihro Majestät die Kaiserin interessiren wird. Die neue Ministerliste!

Haben Ew. Majestät Ihre Minister denn schon ernannt? fragte die Königin erschrocken.

Der König nickte bejahend. Es war meine erste und heiligste Pflicht, sagte er ernst, mir erfahrene und tüchtige Räthe an die Seite zu setzen, welche meine Unerfahrenheit zu leiten und mich zu unterstützen vermöchten. Ich durfte daher diese Pflicht nicht versäumen. Ich habe deshalb Minister gewählt, welche mit den Regierungsgeschäften vertraut sind, und sich schon früher als tüchtige Minister bewährt haben.

Die Augen der Königin leuchteten höher auf, und selbst der Graf Mercy erlaubte seinen Mienen einen Ausdruck freudiger Ueberraschung.

Ich bitte Ew. Majestät, nennen Sie die Minister, denn Sie sehen wohl, ich glühe vor Ungeduld, ihre Namen zu erfahren, rief Marie Antoinette.

Zuerst also, sagte der König lächelnd, Herr von Maurepas.

Die Königin stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Herr von Maurepas? fragte sie verwundert. Der Minister des Regenten von Orleans, der seit vierzig Jahren in der Verbannung lebt?

Derselbe, sagte der König ernst. Er war ein Freund meines Vaters, und wird daher seinem Sohn nicht seinen Rath und Beistand versagen. Er ist alt genug, um die Eitelkeiten dieser Welt verachten zu können, und vierzig Jahre des Exils sind wohl geeignet, selbst einen etwas lebenslustigen Minister der Regentschaft in einen Philosophen und Stoiker zu verwandeln. Herr von Maurepas wird also mein erster Minister und Rathgeber sein, denn da ich das Unglück habe, mit zwanzig Jahren ein König zu sein, so muß ich mich wohl bemühen, alte erfahrene Minister zu haben, deren Alter und Weisheit den Mangel meiner Jugend ausgleicht.

Und wer wird der Nachfolger des Herzogs von Aiguillon sein?

fragte die Königin raſch. Denn, verzeihen mir Ew. Majeſtät, ich wage vorauszuſetzen, daß Sie demſelben ſeine Entlaſſung geben?

Ich würde ihn gern in meiner Nähe gelaſſen haben, ſagte der König langſam, denn mit ſeiner Politik ſtimme ich vollkommen überein, und als politiſchen Charakter hat man ihm keine Vorwürfe zu machen. Er hat immer nur das Wohl und die Größe Frankreichs im Auge gehabt, und ſich von keinen andern Nebenintereſſen leiten laſſen. Aber er hat ſich leider zu offenkundig als ein Freund und Anhänger der Dubarry gezeigt, und aus dieſem Grunde allein muß ich ihn aufgeben.

Und ſein Nachfolger? fragte die Königin mit zitternder Stimme, kaum im Stande, ihre Aufregung und ihren Aerger zu verbergen.

Sein Nachfolger wird der Graf von Vergennes ſein!

Vergennes? rief die Königin heftig. Derſelbe Vergennes, der früher in Conſtantinopel Geſandter war, und dort ſich mit einer Sclavin vermählte?

Ah, Sie wiſſen von dieſem albernen Mährchen, Madame, welches der Herzog von Choiſeul verbreitet hat, weil er hoffte, dadurch den Grafen Vergennes, ſeinen verhaßten Feind, lächerlich zu machen? Niemand hat indeſſen an dieſe Erzählung aus Tauſend und Einer Nacht geglaubt, und die Frau von Vergennes genießt in Stockholm, wo ihr Gemahl bis jetzt Geſandter war, der vollſten Achtung des Hofes und der Stadt. Vergennes iſt ein ſehr talentvoller und geſcheidter Kopf, und ich denke, er wird uns als Miniſter des Auswärtigen gnte Dienſte leiſten. Die andern neuen Miniſter ſind: für das Kriegsdepartement der Graf du Muy, einer der Getreuen meines Vaters, für die Finanzen an Stelle des verhaßten Abbé Terray — nicht wahr, ſo nennt ihn Ihr Bruder, der Kaiſer? — an Stelle des verhaßten Abbé Terray der Graf von Clugny.

Ah, Clugny! rief die Königin, deren ſchönes Antlitz ſich aufzuheitern begann. Ew. Majeſtät meinen doch den Grafen von Clugny, den Freund des Herzogs von Choiſeul?

Eben den, Madame, ſagte der König gelaſſen. Und da Sie eben den Namen des Herzogs von Choiſeul nannten, fällt mir ein, daß

ich ihn heute ſchon einmal nennen hörte. Sie, Herr Graf von Mercy gehören, glaube ich, auch zu den Freunden des Herzogs von Choiſeul, und da ich unglücklicherweiſe nicht zu denſelben gehöre, muß ich mir von Ihnen Auskunft erbitten. Man ſagt mir nämlich, der Herzog von Choiſeul habe ſein Landgut Chanteloup, wohin ihn der verſtorbene König exilirt hatte, verlaſſen, und ſei nach Paris gekommen. Iſt dies Gerücht begründet?

Ja, Sire, es iſt begründet. Der Herzog von Choiſeul befindet ſich ſeit heute morgen in Paris!

Aber was mag er da wollen? fragte der König mit der Miene vollkommener Unſchuld. Warum bleibt er nicht in Chanteloup? Wenn man ſo glücklich iſt, ein eigenes Landgut zu beſitzen, ſo iſt es jetzt gerade die Jahreszeit, um dort zu leben. Sie ſollten doch Ihren Freund darauf aufmerkſam machen. Und jetzt leben Sie wohl, Herr Graf, Sie kennen jetzt meine Miniſterliſte, und die Frau Oberhofmeiſterin wird ganz in Verzweiflung ſein. Haben Sie die Güte, ſie zu beruhigen, und ihr zu ſagen, daß ſich die Königin jetzt in einem weniger ungewöhnlichen Tête-à-tête befände, in Geſellſchaft ihres Gemahls!

V.

Das erſte Spottgedicht.

Der junge königliche Hof hatte das Schloß Choiſy verlaſſen, und ſich nach dem Schloß La Muette nahe bei Paris begeben. Dort ſollte die erſte große Trauercour ſtattfinden, dort wollte die Königin alle die berechtigten Damen in großer öffentlicher Cour empfangen, welche den Wunſch hegten, ihrer neuen Souveränin vorgeſtellt zu werden. Und in dieſen Zeiten des jungen Enthuſiasmus wollte jede Dame zu dieſem Glück gelangen, glühten Alle vor Begierde, die ſchöne, liebreizende, junge Königin zu ſehen, welcher das franzöſiſche

Volk laut entgegenjubelte, und welcher die Pariſer in dieſen Tagen in Verſen und Gedichten, in Bildern und Darſtellungen aller Art huldigten. Denn Marie Antoinette hatte ſich die Herzen des Pariſer Volkes zu gewinnen verſtanden, und eine einzige großmüthige Handlung hatte genügt, den Enthuſiasmus auf's höchſte zu entflammen. Einem alten Gebrauch gemäß mußte das Volk beim Tode eines Königs der neuen Königin eine Steuer zahlen, welche den Namen „der Gürtel der Königin, la ceinture de la reine“ führte. Marie Antoinette, welche erfahren hatte, daß dieſe Steuer gerade die niedrigen und bedürftigen Klaſſen treffe, daß die reichern und höhern Klaſſen Mittel gefunden, ſich dieſer Abgabe zu entziehen, Marie Antoinette bat den König, ihr zu geſtatten, daß ſie dieſer Steuer entſagen dürfe, und der König gewährte ihr freudig dieſen Wunſch. Wie ein Laufeuer verbreitete ſich die Nachricht durch ganz Paris, durch ganz Frankreich, und auf allen Straßen und Plätzen, in allen Cafés und Cabarets ſang das franzöſiſche Volk in dieſen Tagen:

Vous renoncez, charmante souveraine,
Au plus beau de vos revenus.
A quoi vous servirait la ceinture de reine
Vous avez celle de Vénus *).

Das Volk, wie geſagt, jauchzte und lachte, überall begegnete man nur heitern, freudigen Geſichtern, und Niemand ſchien daran zu denken, daß mit der Thronbeſteigung eines neuen Königs immer auch die Trauer um den verlorenen König verbunden ſei. Niemand dachte mehr an den König, welcher geſtorben war, Niemand beklagte ihn, Niemand trauerte um ihn; nur ein ſpeculativer Kopf gab ſich den Anſchein, dies zu thun, und dieſe Coquetterie machte ihn zu einem reichen Mann. Dieſer ſpeculative Kopf gehörte einem Juwelier an. Er ließ ſchwarze Tabatièren anfertigen, auf deren von ſchwarzem Chagrin-Taffet, einem ſchweren Seidenſtoff, angefertigten Deckeln ſich das Bildniß der jungen Königin befand. Dieſe Tabatièren nannte man mit einem glücklichen Calembourg: La consolation dans le chagrin! Jedermann wollte ein ſolches Bildniß der Königin,

*) Mémoires de Weber. Vol. I. p. 43.

dieſes „Troſtes im Kummer“ haben, und mehr als hunderttauſend ſolcher Trauertabatièren wurden in den erſten acht Tagen in Paris verkauft*).

Aber auch der König ſollte ſeinen Antheil haben an dieſem allgemeinen Enthuſiasmus. Wie die Königin der „ceinture de la reine“ zu Gunſten des Volks entſagte, ſo hatte der König eine andere für den König beſtimmte Steuer „le joyeux avénement“, mit dem ſonſt das Volk ſeinen neuen König hatte feiern müſſen, aufgehoben, und als Gegenſtück der Tabatière mit dem Bildniß der Königin erſchien eine andere Tabatière, auf welcher man nebeneinander die Bildniſſe Ludwig's XII. und Heinrich's IV. erblickte, darunter das Portrait des jungen Königs Ludwig's XVI., mit der Inſchrift: Les pères du peuple, XII. et IV. font XVI. Und von dieſen Tabatièren wie von denen der Königin wurden hunderttauſende verkauft, und das Volk pilgerte zu ganzen Schaaren hinaus nach La Muette, um das Gitter des Schloſſes zu umlagern, und dem jungen König die Grüße ſeiner Liebe darzubringen, oder in den Kaſten, welcher auf Befehl des Königs an der Mauer aller königlichen Schlöſſer angebracht worden, und zu welchem der König allein den Schlüſſel führte, ſeine Bittſchriften, Beſchwerden oder Glückwunſchadreſſen zu legen.

Der Jubelruf: es lebe der König, erſchallte von der Frühe des Morgens bis in die Nacht ununterbrochen fort, und durchhallte das Schloß La Muette wie eine köſtliche, lange nicht vernommene Muſik. Jeder ſchwelgte und träumte nur von Hoffnungen, von Glück und Reichthum, überall wurden die Symbole des Ueberfluſſes angebracht, und die Coiffuren der Frauen ſchmückten ſich mit einer Fülle von Kornähren. Die Dichter auch feierten in hunderten von Sinngedichten den neuen Monarchen, alle Herzen, oder vielmehr alle Köpfe glühten von einem beiſpielloſen Enthuſiasmus, und niemals hatte der Beginn einer Regierung ſo viele Zeugniſſe allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit erhalten.

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 91.

Aber inmitten dieſes allgemeinen Freudenrauſches bewahrte die anti-öſterreichiſche Partei ihr düſteres, feindliches Geſicht, und blickte, geärgert und beunruhigt von dieſem Volksenthuſiasmus, mit doppelt ſcharfen Augen auf die junge Königin hin, um mit dem boshaften Verlangen ihr zu ſchaden, genau Acht zu geben, ob die Jugend und Unerfahrenheit der Königin ſie nicht einige Fehler würde begehen laſſen, Fehler, welche man ausbeuten und in Verbrechen verwandeln könnte, um damit allgemach die Liebe des franzöſiſchen Volkes in Haß und Verachtung zu verwandeln, und zuletzt auf dieſe Weiſe doch noch zu erreichen, was die glühendſte Sehnſucht der anti-öſterreichiſchen Hofpartei war: eine Scheidung des Königs von ſeiner Gemahlin, und deren Rückſendung nach Deutſchland!

Im Schloſſe La Muette, wie geſagt, ſollte heute die erſte große Trauercour ſtattfinden, und die hoffähigen Damen hatten das Recht heut ungeladen zu erſcheinen, um ihrer jungen Souverainin ihre Huldigung darzubringen. Der große Thronſaal war zu dieſem allgemeinen Empfang feſtlich geſchmückt, und bot mit ſeinen Feſtons von ſchwarzem Krepp, ſeinen Silberverzierungen, ſeinen ſchwarzbehangenen Seſſeln, und ſeinem mit ſchwarzem Tuch und Silberfranzen verzierten Thron einen gar feierlichen und trüben Anblick dar. Hunderte von Damen füllten die eine Seite des großen Saals, und ſchauten alle mit ernſten Mienen, mit neugierigen Blicken hinüber nach jener Thür, durch welche die Königin mit ihrem Hof nun bald erſcheinen mußte. Alles was Paris, was Verſailles an hoffähigen Damen beſaß, war erſchienen, Niemand glaubte ſich davon dispenſiren zu können, der Königin die erſte Huldigung darzubringen. Die älteſten wie die jüngſten Damen waren herbeigeeilt, und man ſah da in wunderbarem Gemiſch das greiſenhafte Alter mit der zarteſten Jugend, neben den Moden einer längſt vergangenen Zeit die neueſten Moden der Gegenwart.

Jetzt wurden die beiden Flügel der Thür da drüben geräuſchvoll geöffnet, und unter Vortritt ihrer Oberhofmeiſterin, der Frau von Noailles, erſchien die Königin mit ihrem Hof.

Ein allgemeines Gemurmel entſtand in der Verſammlung. Man

hatte die Königin niemals so schön, so anmuthig und liebreizend gesehen, wie heute in dieser Toilette der großen Trauer, in diesem feierlichen Aufzug ihrer Königswürde, welche nur dazu diente, die Schönheit und Lieblichkeit der jungen Frau noch mehr hervorzuheben. Glänzend weiß wie eine Lilie hob sich ihr wunderbar schöner, unverhüllter Hals aus dieser Masse von Krepp, Seidenzeug und Spitzen hervor, die ihre ganze Gestalt wie mit einer Wolke umhüllte; ihre Wangen waren heute, der Trauer wegen, ungeschminkt, und von einer tiefen, durchsichtigen Blässe, die noch mehr hervorgehoben ward von ihren purpurrothen Lippen und dem schwarzen Schleier, der von ihrem schönen, blonden, nur leicht gepuderten Haar niederfiel. Ein tiefer feierlicher Ernst, ein Ausdruck von Würde und unnahbarer Hoheit war über die ganze Erscheinung der Königin ergossen. Niemand verstand so gut zu repräsentiren, und so ohne alle Affectation und Anstrengung die Würde und Größe darzustellen, als Marie Antoinette, und mit Ueberraschung und Staunen sahen die alten ergrauten Damen der Regentschaft und des üppigen Hofes Ludwigs des Funfzehnten da vor sich auf dem Thron eine junge Frau, deren ernste majestätische Blicke, deren stolze Kopfhaltung ihnen imponirte, und deren Antlitz noch so sehr den Ausdruck der Jugend und Unschuld trug, daß die alten Damen sich fast gedemüthigt und beschämt davon fühlten, und in der Bosheit ihres Herzens einander zuflüsterten: „Sie ist eine gute Comödiantin! Sie versteht es, die Unschuldige zu spielen! Sie giebt sich sehr geschickt die Miene eines Mädchens von sechszehn Jahren, denn sie weiß sehr wohl, daß das die Herzen rührt, und der Menge imponirt.“

Marie Antoinette hatte indeß ihren Platz unter dem Thronhimmel eingenommen, zu ihrer Rechten und Linken befanden sich die königlichen Prinzessinnen, hinter ihr in doppelten Reihen standen die Damen ihres Hofes, dem Thron gegenüber die Gräfin von Noailles, welcher ihr Amt die Pflicht auferlegte, jede der aus der Reihe hervortretenden Damen der Königin vorzustellen, und mit lauter Stimme ihren Namen zu nennen.

Die Repräsentation begann. Feierlich, mit wankenden Schritten,

auf ihren hohen Hackenſchuhen der Regentſchaft hin- und herſchaukelnd, nahten ſich, eine nach der andern, die hochehrwürdigen und hochadeligen Wittwen, welche es noch immer nicht vergeſſen konnten, daß ſie am üppigen Hof des Regenten die bezauberndſten, leichtfertigſten, tonangebenden Schönheiten geweſen, und die, im völligen Ignoriren ihres Alters, ihrer Runzeln und ihrer Magerkeit, in der Toilette ihrer jungen verführeriſchen Tage erſchienen waren.

Es war in der That ein wunderlicher Anblick, dieſe alten verwitterten Geſtalten in den coquetten Coſtümen zu betrachten, dieſe verwelkten Geſichter zu ſehen, deren Runzeln kunſtvoll mit rubinbeſetzten Schönpfläſterchen geſchmückt waren, auf deren wackelnden Haupte ein coquettes ſchwarzes Hütchen, mit großen Schmetterlingen geziert, ſich wiegte, dieſe tiefen Verneigungen zu beobachten, die mit dem Wackeln des Kopfes zu correſpondiren ſchienen. Die jungen Prinzeſſinnen ſchlugen angſtvoll und entſetzt vor dieſen majeſtätiſchen Repräſentantinnen einer verblichenen Zeit ihre Augen nieder, denn ſie begriffen, daß eine Gefahr ſie bedrohte, die Gefahr, ihren ceremoniellen Ernſt zu verlieren, und vielleicht gar zu lachen, wenn ſie ihre Blicke noch einmal auf dieſe erhabenen Ruinen der Vergangenheit richteten. Die Hofdamen aber, welche ſich hinter den großen Reifröcken der Königin und der Prinzeſſinnen wie hinter einer Mauer geſichert und verborgen fühlten, und deren Köpfe hinter den Geſtalten und den Schleiern der Fürſtinnen verſchwanden, die Hofdamen durften es wagen, ſich dem erheiternden Eindruck dieſer Scene hinzugeben und das Lachen, welches die Prinzeſſinnen angſtvoll zurückdrängen mußten, frei und rückhaltlos auf ihr Antlitz treten zu laſſen. Hinter den Reifröcken der Prinzeſſinnen durften die ſtrengen Anforderungen der Etiquette aufhören, und die geſtrenge Oberhofmeiſterin ſah es nicht, wie die ſchöne junge Marquiſe von Charente Tonnère, welche hinter der Königin ihre Stellung hatte, ermüdet von der langen Ceremonie, ſich auf das Parquet des Fußbodens niedergleiten ließ, um in völliger Bequemlichkeit ſich auszuruhen von dem langen Stehen. Die geſtrenge Frau Oberhofmeiſterin ſah auch nicht, wie die Marquiſe in dem Uebermuth der Jugend und Mocquerie, auf der Erde ſitzend,

allerlei Muthwillen begann, bald die andern Damen an ihren Röcken zupfend, bald in drolligſter Weiſe die ſeltſamen und ceremoniellen Geſichter der alten Damen nachäffend. Aber die übrigen Hofdamen ſahen es, und während in der vorderen Reihe der feierlichſte Ernſt, das erhabenſte Ceremoniell herrſchte, begann hinter den Reifröcken ein leiſes Flüſtern und Kichern, ſah man da nur lachende Geſichter, ziſchelte man ſich allerlei Neckereien und Scherze in's Ohr.

Eben nahete ſich wieder eine dieſer hohen, in wunderbarer altmodiſcher Toilette einherſtolzirenden Marquiſen der alten Zeit dem königlichen Thron, und mit lauter Stimme begann die Gräfin von Noailles die langen nnd hochtönenden Namen und Titel der würdigen Dame herzuſagen, welche in drei untadelhaften, ceremoniöſen Verbeugungen der Königin ihre Huldigung darzubringen hatte. In dieſem Moment aber wandte die Königin, neugierig gemacht von dem Flüſtern und Lachen hinter ihr, ihr Haupt ein wenig rückwärts. Sie ſah da die Marquiſe Charente Tonnère auf der Erde ſitzen, und die wunderbaren Mienen der erhabenen Wittwe nachahmen, ſie ſah die lachenden Geſichter der Hofdamen, und endlich die niedergeſchlagenen Augen, die zuſammengepreßten, zuckenden Lippen der Prinzeſſinnen. Dieſer unerwartete Anblick, ſo ſeltſam contraſtirend zu der feierlichen Scene vor ihr, überraſchte und decontenancirte die Königin. Mit einer Art von Schrecken wandte ſie ihre Blicke wieder der vorgeſtellten Dame zu, welche eben in ihrer zweiten Verneigung begriffen, gleich der Marquiſe da hinten auf der Erde zu ſitzen ſchien.

Marie Antoinette fühlte ein unüberwindliches Zucken in ihren Lippen, das Lachen dahinten übte auf ſie ſeine anſteckende, magiſche Gewalt, und ſtatt die feierliche Begrüßung mit einem feierlichen Neigen des Hauptes zu erwidern, ſchlug die Königin auf einmal ihren großen Fächer auseinander, und verbarg hinter demſelben ihr lachendes, erglühendes Angeſicht.

Aber die ſtrengen Damen auf der andern Seite des Saals hatten Alles geſehen, Alles beobachtet, und auch die erhabene Wittwe mit dem wackelnden Haupte, den Schönpfläſterchen und den Schmetterlingen hatte es geſehen. Statt ihre feierliche dritte Verbeugung zu

machen, trat sie zurück, und einen drohenden Blick auf die Königin schleudernd, stellte sie sich in die Reihe der schon präsentirten Damen.

Eine kleine Pause trat ein; Frau von Noailles vergaß in ihrem Entsetzen für einen Moment ihre Pflicht, mit dem Fächer der nächst zu präsentirenden Dame zu winken, und schien noch immer auf die versäumte dritte Verbeugung zu warten. Die Königin hatte noch immer ihr Antlitz hinter ihrem Fächer verborgen, und die Prinzessinnen waren ihrem Beispiel gefolgt. Mit finstern Gesichtern und drohenden Blicken schauten die Damen zu ihr hinüber, und als die Oberhofmeisterin endlich das Zeichen gab, näher zu treten, schien die nächste Dame nur zögernd und unwillig dem Rufe zu folgen.

Marie Antoinette hatte indeß ihre Heiterkeit besiegt, sie schlug den Fächer wieder zusammen und blickte mit vollkommen ernsten Zügen der Dame entgegen, deren hochtönende Titel Frau von Noailles eben mit erhobener Stimme verkündete. Aber das Mißgeschick wollte, daß die jetzt vorgestellte Dame die älteste und wunderlichste Gestalt der ganzen Versammlung war, und daß ihr Antlitz, ihre Runzeln, ihr wackelndes Haupt in dem wunderbarsten und schneidendsten Contrast zu ihrer vollkommen jugendlichen und coquetten altmodischen Toilette stand.

Ein seltsames Zucken flog über das Antlitz der Königin hin, eine glühende Röthe schoß über ihre vorher so bleichen Wangen, zum zweiten Mal siegte die Jugend und die Heiterkeit über die Königswürde und die Etiquette, zum zweiten Male mußte Marie Antoinette den Fächer aufschlagen, um dahinter ihr Lachen zu verbergen.

Ein ziemlich vernehmbares, unwilliges Gemurmel ließ sich in den Reihen der Damen vernehmen. Sie lacht über uns! flüsterten sie untereinander. Wir sind ihr zu alt und ehrwürdig! Sie liebt nur die Jugend! Sie weiß nicht, was sich ziemt für eine Königin!

Vergebens war es, daß Marie Antoinette, mit der ganzen Kraft ihres Willens sich zusammenraffend, von nun an wieder das ernsteste, feierlichste Gesicht zeigte, vergebens, daß sie die Damen mit ihrem graziösesten Kopfneigen, ihrem reizendsten Lächeln willkommen hieß;

ihre finstern Mienen erhellten sich nicht wieder, die Wolken verschwanden nicht wieder von den welken Stirnen.

Der strenge Areopagus hatte sein Urtheil gesprochen: die Königin war eine leichtsinnige Frau! Sie hatte den schlimmsten aller Fehler, sie war eine Spötterin! Sie verachtete die gute Sitte und den Wohlanstand!

Die Zahl der Feinde der Königin vermehrte sich an diesem Tage um mehr als hundert Personen, welche sich gegen die Königin bewaffneten, nicht mit Schwertern und Dolchen, sondern einfach mit ihren Zungen, die aber mit ihrem Gift und ihrer Schärfe die Königin bald tiefer und gefährlicher verwundeten, als jede andere Waffe. — Der Kampf der Zungen gegen die Königin begann, und ihre erste Waffenthat war ein Spottgedicht auf Marie Antoinette, das am andern Tage auf eine geheimnißvolle und räthselhafte Weise in tausenden von Exemplaren durch ganz Paris verbreitet ward. Die Volkssänger auf dem Pont-neuf, welche gestern noch vor den entzückten Zuhörern der Straße ihr begeistertes Loblied:

O princesse, dans qui la France
Sous les traits d'Hébé voit Pallas,
Heureuse par tes bienfaisances,
Les vrais plaisirs guident tes pas etc.

gesungen hatten, dieselben Volkssänger des Pont-neuf sangen heute das erste Spottlied auf die Königin, und das Volk, welches gestern gejubelt hatte vor Liebe und Entzücken, das Volk lauschte heute mit staunender Neugierde und schadenfroher Lust auf das boshafte Lied von der „reine mocqueuse", dessen Refrain also lautete:

Petite reine de vingt ans,
Vous qui traitez si mal les gens,
Vous repasserez la barrière
Laire, laire, laire, laulaire, laire lanla. *)

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 90, 91.

VI.

Die neuen Moden.

Die Königin hatte sich in das Unabwendbare gefügt, sie hatte
s aufgegeben die Wünsche ihrer Mutter zu erfüllen, und den Herzog
on Choiseul wieder zum Minister zu befördern. Mit dem ihr eigenen
inen Tact hatte sie erkannt, daß sie in diesem Punkt ihren Gemahl,
er sonst so sehr geneigt war, den Wünschen Anderer nachzukommen,
nbeugsam finden würde, und daß daher ein ferneres Verfolgen
rer Wünsche für sie selber gefährlich werden müßte, weil es ihr
ne Niederlage bereiten, und gar leicht die Zuneigung wieder zer-
ören könnte, welche der König seit einiger Zeit für seine junge
emahlin an den Tag legte.

Schon kannte Ludwig kein größeres Vergnügen, als neben seiner
ngen Gemahlin zu sein, und oft sah man ihn stundenlang an ihrer
eite in den schattigen Alleen des Parks auf und abwandeln, mit
iterm Gesicht ihren Worten lauschend, und frohmüthig eingehend
f ihre muntere Laune und ihre jugendliche Heiterkeit. Schon
nte es ihm geschehen, daß er auf diesen Spaziergängen leise den
m um ihre schöne Taille legte, und ganz verstohlen und scheu
en Kuß auf ihre volle, weiße Schulter drückte.

Das Herz des Königs war erwacht, und Marie Antoinette,
elche so lange und mit so viel heimlichem Schmerz auf dieses Er-
chen gehofft, Marie Antoinette sagte sich mit einem seligen Lächeln
d einem verschämten Erröthen, daß der König anfange sich in sie
verlieben.

Nun richtete sich ihr eifriges Bemühen dahin, dieses Verliebtsein
mer mehr zu steigern, demselben immer mehr Nahrung zu geben,
d immer mehr ihren kalten, unempfindlichen Gemahl in einen
machtenden, zärtlichen Liebhaber zu verwandeln. — Da sie es ein-
al aufgegeben hatte, als Königin auf ihn zu influiren, und eine

politiſche Rolle zu ſpielen, ſo wollte ſie jetzt mit allen ihren Gedanken, allen ihren Sinnen als Frau handeln und als Frau herrſchen, wo man ihr verſagt, als Königin zu regieren.

Die Zuneigung des Königs immer mehr zu ſteigern, ihn immer inniger zu feſſeln an ihre Perſon, das war von nun an das leidenſchaftliche Beſtreben der Königin, und ſie ſetzte alle Mittel der weiblichen Liſt, der Coquetterie und der Toilette in Bewegung, um es zu erreichen.

Die Toilette ward alſo von nun an für Marie Antoinette ein Gegenſtand der ernſteſten Erwägung, des tiefſten Nachſinnens, und die ſonſt ſo einfache und prunkloſe Dauphine verwandelte ſich auf einmal in eine junge, gefallſüchtige Frau, welche den Putz liebte, und ganze Vormittage ſich mit ihrer Toilette beſchäftigen konnte.

Die anti-öſterreichiſche Partei, die Prinzeſſinnen-Tanten, die Brüder des Königs, und endlich die Familie Orleans, welche an der Spitze dieſer Partei ſtanden, beobachteten mit innigſter Befriedigung dieſe neue Richtung, welche der lebhafte Geiſt und die feurige Imagination der Königin genommen. Niemand von ihnen aber ahnte den geheimen Zweck aller dieſer Toilettenkünſte, Niemand begriff, daß die ſchöne junge Frau ſich nur deshalb ſchmückte, nur deshalb alle Künſte der Toilette zu ihrer Hülfe herbeirief, um damit das Herz des Gemahls zu erobern, Niemand begriff, daß Marie Antoinette, welche ihre Feinde der Coquetterie und der Gefallſucht beſchuldigten, doch nur coquettirte mit ihrem Gemahl, und nur ihm allein zu gefallen ſich ſtrebte. — Jedermann bemühte ſich daher, dieſer Putzſucht der Königin zu ſchmeicheln, denn eine Frau, welche mit den wichtigen Gegenſtänden der Toilette ihre Gedanken anfüllte, war für Jedermann ganz ungefährlich, konnte niemals einen politiſchen Einfluß erſtreben!

Die Herzogin von Chartres empfahl daher der Königin eine Perſon, welche in dieſem Augenblick in Paris für diejenige galt, welche in Sachen des Putzes und der Coiffüre den beſten Geſchmack, die höchſte Eleganz beſaß, und dazu berufen ſchien, in den Moden der Frauen eine Revolution zu Gunſten des guten Geſchmackes und

der Schönheit zu bewirken. Dieſe Perſon war die Putzmacherin Mademoiſelle Bertin.

Die junge Herzogin von Chartres ſchilderte der Königin mit ſo beredten Worten, ſo enthuſiaſtiſcher Bewunderung die Kunſtwerke der Putzmacherin, daß Marie Antoinette in ihrer jugendlichen Ungeduld ſogleich befahl, den Wagen vorfahren zu laſſen, und die Oberhofmeiſterin zu benachrichtigen, daß ſie die Königin zur Mademoiſelle Bertin zu begleiten habe.

Frau von Noailles vernahm dieſe Botſchaft mit wahrem Entſetzen, und eilte mit ungewohnter Haſt in das Gemach der Königin, um ſich perſönlich ihre Befehle zu erbitten.

Ich will zu der Putzmacherin Bertin fahren, und bei ihr einige Einkäufe machen, Madame, ſagte die Königin in dem ſtrengen Ton einer Gebieterin.

Aber Frau von Noailles ließ ſich von dieſem Ton nicht erſchrecken. Majeſtät, das iſt unmöglich, ſagte ſie feierlich. Noch niemals hat eine Königin von Frankreich den Fuß in eine Kaufhalle geſetzt, noch niemals iſt ſie in einem öffentlichen Lokale erſchienen. Das wäre ein unerhörter Verſtoß gegen die Etiquette, und ich bin gewiß, daß Ew. Majeſtät einen ſolchen nicht begehen wollen!

Nun denn, ſagte die Königin mit einem kurzen, ſpöttiſchen Lachen, ich will Ihrer Ueberzeugung kein Dementi geben. Ich werde nicht thun, was noch niemals eine Königin von Frankreich gethan, ich werde nicht zu der Bertin fahren, ſondern ſie ſoll mit all ihren ſchönen Sachen hierher kommen, ich will ſie hier empfangen und ihre Wunder ſchauen!

Hier? Ew. Majeſtät wollen hier in Ihrem Gemach eine Putzmacherin empfangen? fragte die Oberhofmeiſterin entſetzt. Aber bedenken Ew. Majeſtät gnädigſt, daß nur Damen, welche die große Entrée haben, und zum Tabouret berechtigt ſind, das Empfangszimmer der Königin betreten dürfen.

Die Königin preßte ihren Fuß vor Ungeduld feſt auf die Erde, und ihre Augen flammten. Nun denn, Madame, ſagte ſie, ich werde alſo Mademoiſelle Bertin nicht hier empfangen, ſondern in meinem

Cabinet, und ich denke wohl, daß Niemand ſich erlauben wird, dagegen etwas einzuwenden, wenigſtens würde ich auf dieſe Einwendung nicht achten.

Die Pflicht meines Amtes indeſſen befiehlt mir, Ew. Majeſtät zu bemerken —

Es giebt kein Amt, unterbrach Marie Antoinette die Oberhofmeiſterin, es giebt kein Amt, welches Jemand erlaubt, den Befehlen der Königin zuwider zu handeln. Gehen Sie alſo, Madame, und treffen Sie die nöthigen Anordnungen, daß ſogleich nach der Bertin geſchickt werde. In einer Stunde erwarte ich ſie in meinem Cabinet.

Ah, murmelte Antoinette vor ſich hin, indem ſie der langſam ſich entfernenden Oberhofmeiſterin mit einem zornigen Blick nachſchaute, ich werde ſie ſtrafen für dieſen Uebermuth. Sie meint das Recht zu haben, mich zu martern und zu quälen, aber ich werde es ihr vergelten! —

Eine Stunde ſpäter trat Mademoiſelle Bertin in das Cabinet der Königin. Vier königliche Lakaien, beladen mit Cartons, folgten ihr. Mademoiſelle, ſagte die Königin, auf dieſe Cartons deutend, Sie bringen mir da die neueſten Geſetzbücher der Mode, nicht wahr?

Nein, Ew. Majeſtät, ſagte die Modiſtin, ſich tief verneigend, ich bringe nur den Stoff, auf welchen Ew. Majeſtät Ihre Geſetze verzeichnen werden.

Aber hat man Ihnen nicht geſagt, daß ich einige Ihrer neueſten Moden zu ſehen wünſchte? fragte die Königin erſtaunt.

Ew. Majeſtät, es giebt keine neuen Moden, ſagte die Bertin ehrerbietig. Ew. Majeſtät müſſen erſt das Werde! ſprechen, und eine neue Welt wird von heute an aus dem Chaos hervorgehen. Wenn eine Königin geruht einen gnädigen Blick auf die Mode zu werfen, ſo iſt es nur, um ihr zu gebieten, nicht aber, um ihr zur gehorchen, denn die Königin giebt Geſetze, aber ſie empfängt keine.

Ah, rief Marie Antoinette lächelnd, Sie meinen, daß ich einige neue Moden erfinden ſollte?

Ich meine, Ew. Majeſtät, daß die Königin von Frankreich nicht tragen wird, was jede andere Dame auch tragen kann, ſondern daß

die Königin zuerſt eine Sache trägt, und daß die Damen es ihr nur nachahmen können.

Sie haben Recht, rief die Königin, geſchmeichelt von dieſer Sprache der ſchlauen Modehändlerin, Sie haben Recht, wir wollen von der Mode nicht Geſetze empfangen, ſondern ſie ihr geben. Schnell, laſſen Sie mich Ihre Stoffe ſehen, und verſuchen wir, was wir Neues erſinnen können! Ach, Mademoiſelle, Sie haben da in der That eine ſehr gute Idee gehabt, es muß ganz amüſant ſein, ſich mit dieſen Dingen zu beſchäftigen.

Mademoiſelle Bertin lächelte, und indem ſie ihre Cartons öffnete, nahm ſie daraus die verſchiedenartigſten Stoffe, die ſeltenſten Wunder der Induſtrie und des Luxus hervor. Da waren die herrlichſten Gewebe aus den Seidenfabriken von Lyon, die weißen Atlasſtoffe, durchwebt mit Blumenbouquets in der ſchönſten und kunſtvollſten Nachahmung der Natur, da waren die ſchweren Sammete mit koſtbarer Gold- und Silberſtickerei, die Spitzen von Goldgewebe aus den Fabriken von Alençon, die Points von Valenciennes, von ſo kunſtvoller Arbeit, als hätten die durchſichtigen Finger einer Elfe ſie hervorgezaubert, die Mouſſeline aus Indien, die von ſo feinen Fäden gewebt waren, daß man ſie in Indien, um ſie vor dem Zerreißen zu ſchützen, nur im Waſſer und beſtändig von demſelben angefeuchtet, weben kann, die Creps aus China, welche die Zartheit des Flors mit der Schwere und Weichheit des Sammets verbinden, da waren auch die majeſtätiſchen, zugleich ſchweren und luftigen Federn der Strauße von Afrika, und die wundervollen, aus den Fabriken von Paris hervorgegangenen Blumen, welche der Natur ihre zarteſten Geheimniſſe abgelauſcht zu haben ſchienen, und denen nur der Duft fehlte, um ihre natürlichen Schweſtern an Schönheit zu übertreffen.

Selbſt Marie Antoinette ließ ſich bezaubern von dieſen Wundern des Luxus und der Induſtrie, ihre zarten Hände wühlten mit Behagen in dieſen Schätzen umher, ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, und in dieſer Stunde war ſie nicht die Königin, ſondern nur die junge, ſchöne Frau, welche glühte vor Verlangen, es allen andern Frauen zuvor zu thun in ihrem Putz und in ihrer Toilette.

Länger als eine Stunde blieb Mademoiſelle Bertin in dem Kabinet der Königin, und als Marie Antoinette ſie dann entließ, ſagte ſie: Ich wiederhole Ihnen, Mademoiſelle, Sie haben da eine vortreffliche Idee gehabt, und mir eine amüſante Stunde bereitet. Sie werden von jetzt an alle Morgen zu mir kommen, und ich werde mit Ihnen meine Toilette für den Abend beſtimmen und auswählen. Nur mache ich Ihnen Eine Bedingung! Sie werden niemals irgend einer Dame vorher verrathen, wie ich mich kleiden will, und Sie werden von meinen Hüten, Aufſätzen, und von all meinen Putzgegenſtänden erſt acht Tage, nachdem ich ſie zuerſt getragen, den Damen Copieen liefern.

Mademoiſelle Bertin nahm eine feierliche Miene an, wie ſie der Ernſt des Moments erheiſchte. Ich ſchwöre Ew. Majeſtät, ſagte ſie, daß ich den Putz für Ew. Majeſtät ganz allein, und nur bei verſchloſſenen Thüren arbeiten, und daß ich lieber ſterben werde, als das Geheimniß deſſelben verrathen, wenn man mir den Verrath auch mit Gold aufwiegen möchte. Und was die Copieen anbetrifft, die ich von Originalen Eurer Majeſtät anfertigen werde, ſo ſollen ſie ſich immer nur verhalten wie eine holprichte Ueberſetzung zu einem Originalgedicht; ich werde dieſe Copieen nur von meinen Gehülfinnen anfertigen laſſen, denn dieſe Hände, welche dazu berufen ſind, die Ideen einer Königin auszuführen, werden niemals mehr für eine andere Sterbliche arbeiten.*)

---

*) Mademoiſelle Bertin kam wirklich von dieſem Tage an jeden Morgen zur Königin, der Putz ward jetzt eine Lieblingsbeſchäftigung Marie Antoinetten's, und es gewährte ihr eine angenehme Erheiterung, ihren Hof an jedem Abend durch irgend eine neue Mode zu überraſchen. Alle Frauen natürlich wollten es ihr nachahmen, und Mademoiſelle Bertin ward für die Herzoginnen und Marquiſen, für alle Damen die wichtigſte Perſon, die man umſchmeichelte und hätſchelte, der man die koſtbarſten Geſchenke machte, um dafür des Glücks theilhaftig zu werden, eine Coiffüre oder einen Putzgegenſtand zu bekommen, der dem von der Königin getragenen gleichkomme. — Die geſchickte Modiſtin ward bald in Europa eine gefeierte und berühmte Perſon, und aus allen Ländern und Gegenden wandte man ſich an ſie um Copieen von den Originalen der Königin. Mademoiſelle Bertin war ſich aber auch ſehr wohl ihrer hohen Wichtigkeit bewußt, und behandelte Jedermann mit dem größten und lächerlichſten

Und jetzt, ſagte Marie Antoinette mit einem heitern Lachen, als ſie ihr Kabinet verließ, jetzt ſoll Madame Etiquette einen neuen Grund zum Entſetzen haben! Ich bin ihr wirklich einige Revanche ſchuldig.

Die Königin begab ſich in ihr Ankleidezimmer, in welchem die Oberhofmeiſterin, die beiden Ehrendamen, die erſte und zweite Kammerfrau nebſt den zwei Unterbeamtinnen ſeit einer Stunde des Erſcheinens Ihrer Majeſtät harrten, um die zweite Toilette der Königin zu Stande zu bringen.

VII.

Die Etiquette und der Friſeur.

Dieſe Toilettenſtunde der Königin war für die Oberhofmeiſterin jeden Tag ein neuer Triumph, denn es war eine ſtets ſich erneuernde Verherrlichung der Etiquette, deren Gewicht der Königin niemals fühlbarer gemacht ward, als in dieſen Stunden. Ein eigener Codex, an welchem ſogar Männer wie Richelieu, La Rochefoucauld und Dorès gearbeitet hatten, beſtimmte über dieſe ſervilen Geſetze, welche jeden Schritt, jede Bewegung des Königs und der Königin wie mit einer klirrenden Kette begleiteten, und ſie zu Sclaven machten, denen es nicht geſtattet war, zu athmen, zu ſprechen, krank oder geſund zu ſein, ohne ſich dabei dieſen Geſetzen fügen zu müſſen, welche ſie ſtets mit einem Schwarm von Höflingen, Spionen und Neugierigen umgaben, und ihnen niemals eine Stunde des Alleinſeins und der Einſamkeit verſtatteten.

Stolz. Einſt kam eine vornehme Dame des Hofes zu ihr und verlangte einige Gegenſtände zu kaufen. Man zeigte ihr Mehreres, welches der Dame nicht gefiel. Mademoiſelle Bertin rief mit einem ärgerlichen und ſuffiſanten Ton: „Nun, ſo zeigen Sie der Dame einige Proben von meiner letzten Arbeit mit der Königin.“ (Campan Mémoires I. p. 100.)

Die Ankleideſtunde der Königin war vor allen Dingen ein Meiſterwerk der Etiquette und gehörte deshalb, wie geſagt, zu den größten Genüſſen der Frau von Noailles, welche niemals ein befriedigteres und glücklicheres Geſicht zeigte, als in dieſen Stunden, wo die Königin gewiſſermaßen willenlos in ihre Hand gegeben war.

Marie Antoinette bemerkte auch heute mit einem heimlichen Lächeln dieſe tiefe Befriedigung auf dem Antlitz ihrer Tyrannin, und ſchien ſich ſanfter und williger wie ſonſt ihren Anforderungen zu fügen.

Die erſte Ehrendame goß das Waſſer in das goldene Lavoir, und Marie Antoinette, welche wenigſtens das Recht hatte, ſich ſelber die Hände zu waſchen, hielt nun ihre Hände geduldig hin, bis die Ehrendame aus den Händen der erſten Kammerfrau das Handtuch entgegen genommen, um es dann mit einer feierlichen Kniebeugung der Königin zu überreichen.

Alsdann folgte der zweite Act der Toilettenſtunde, der wichtige Moment, in welchem die Königin ihr Hemd wechſelte, und das geſtickte und mit Spitzen beſetzte, künſtlich gearbeitete Nachthemd mit dem einfachern Batiſthemde des Tages vertauſchte. — Dieſes Anziehen des Hemdes war allezeit einer der feierlichſten und erhabenſten Momente der königlichen Toilette geweſen, und auch bei der Toilette der Könige nahm es eine wichtige Stelle ein. Bei den großen Levers des Königs war nur ein Prinz von Geblüt berechtigt, dem König das Hemd darzureichen, bei den kleinen Levers bezeichnete der König jedes Mal denjenigen ſeiner Cavaliere, welchem er die Gunſt widerfahren laſſen wollte, und dieſer glückliche und beneidete Sterbliche gehörte dann für den ganzen Tag zu der nächſten Umgebung des Königs; er war berechtigt, an der königlichen Tafel zu ſpeiſen, und durfte bei der Jagd in die Kutſche des Königs ſteigen.

Auch bei der Toilette der Königin war für das Hemd eine beſondere Etiquette gebräuchlich, und der Königin das Hemd überzuwerfen war eine Ehre, die allemal nur der vornehmſten und erſten Dame, welche ſich in Gegenwart der Königin befand, bewilligt werden durfte.

Die Gräfin von Noailles ſollte heute dieſer Ehre theilhaftig werden. Schon hatte Marie Antoinette ihr Nachtgewand von ihren Schultern

niedergleiten lassen, und ihre wunderschöne Gestalt ward bis zu dem Gürtel unverhüllt sichtbar. Marie Antoinette erröthete leicht, kreuzte ihre Arme über ihrem schönen Busen und neigte ihr Haupt sanft vorwärts, bereit, das Hemd zu empfangen, welches Frau von Noailles eben aus den Händen der ersten Kammerfrau genommen hatte.

In diesem Moment vernahm man ein leichtes Kratzen an der Thür und die Herzogin von Orleans trat ein. Ein glückliches Lächeln glitt über das strenge Antlitz der Oberhofmeisterin, denn die Ceremonie mußte sich jetzt verlängern, und der Herzogin stand das Recht zu, der Königin das Hemd zu reichen. Aber es wäre ein strenger Verstoß gegen die Etiquette gewesen, wenn die Oberhofmeisterin sich so tief hätte demüthigen müssen, um der Herzogin unmittelbar das Hemd darzureichen. Der ersten Kammerfrau allein lag die Pflicht ob, das königliche Hemde der Dame zu geben, welche es der Königin darreichen sollte. Frau von Noailles winkte demgemäß die erste Kammerfrau zu sich, welche das Hemd von ihr empfing und es der Herzogin darreichte, die noch immer damit beschäftigt war, ihre Handschuhe auszuziehen, um das unerwartete Glück genießen und den Ehrendienst leisten zu können.

Und während dieser ganzen Zeit stand Marie Antoinette mit gekreuzten Armen, gesenkten Hauptes da, in der Kühle dieses großen schattigen Zimmers in sich erschauernd vor Frost und in ihrer nackten, unverhüllten Schönheit lieblich und reizend anzuschauen, wie eine jener Nymphen, welche uns der Meißel des Phidias oder Praxiteles verewigt hat.

Endlich waren die Vorbereitungen beendigt und die Herzogin von Orleans näherte sich mit dem Hemd der Königin.

Aber plötzlich stand sie still. Sie hatte da außen vor der Thür die Stimme von Madame, der Gräfin von Provence gehört, und es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, wenn sie der ersten königlichen Prinzessin das Vorrecht hätte entziehen wollen, der Königin das Hemd anzuziehen.

Die Herzogin hatte sich nicht getäuscht. Die Thür öffnete sich, und Madame, die Schwägerin der Königin, trat ein. Sofort trat die

Herzogin von Orleans zurück. Die Oberhofmeisterin näherte sich ihr, um von ihr das Hemd zu empfangen, und übergab es dann zum zweiten Mal der Kammerfrau, damit diese es der Prinzessin darreichte.

Und die Königin stand noch immer halb entkleidet da und wartete. Ihre Wangen glühten, aber nicht mehr von Scham, sondern vor Ungeduld und Aerger, zwischen ihren Lippen hervor murmelte sie leise Worte des Mißmuths und Zorns, während ein Frösteln ihre ganze Gestalt durchschauerte.

Madame sah es und beeilte sich, ihrer königlichen Schwägerin zu Hülfe zu kommen. Ohne ihre Handschuhe abzulegen, nahm sie das Hemd und schritt rasch zu der Königin hin, aber indem sie eilig das Hemd über Marie Antoinetten's Haupt warf, blieb es an ihrem hohen Toupé sitzen, und derangirte die Coiffüre der Königin.*)

Ah, rief die Königin mit einem gezwungenen Lachen, Sie haben mir mein Haar ruinirt, meine Schwester! Ich werde es zum zweiten Mal arrangiren lassen müssen.

Frau von Noailles zog ihre Augenbrauen hoch empor, wie sie es zu thun pflegte, wenn irgend ein Verstoß gegen die Etiquette sie beunruhigte und winkte der zweiten Kammerfrau, damit diese die Füße der Königin neu bekleide. —

Die Toilette der Königin nahm nun ihren ungestörten Fortgang und ward nach allen Regeln des Ceremoniels vollendet. Die Königin mußte jetzt ihr Toilettenzimmer verlassen, um mit ihren Damen in das große Empfangzimmer zu gehen. Frau von Noailles hatte schon die Thür zu demselben geöffnet und sich mit der Ehrendame neben derselben aufgestellt. Aber Marie Antoinette ließ sich mit einem glücklichen Lächeln auf dem Fauteuil vor der großen Psyche nieder, und sich dann an die Oberhofmeisterin wendend, fragte sie mit scharfem Ton: Ich hoffe, daß die Etiquette nicht befiehlt, daß die Königin von Frankreich mit derangirter Frisur vor ihrem Hofe erscheine. Mein Haar wird also noch einmal geordnet werden müssen.

---

*) Madame de Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 98.

Frau von Noailles ſchloß die Thür wieder und winkte der erſten Kammerfrau, das Werk zu beginnen.

Nicht doch, ſagte die Königin lächelnd. Ich will meine gute Campan nicht bemühen. Haben Sie meine Befehle ausgeführt, oder vielmehr iſt Ihr Mann, mein guter Geheimſekretair, nach Paris geweſen, die bewußte Perſon zu holen?

Zu Befehl, Majeſtät, ſagte Frau von Campan. Die bewußte Perſon wartet im erſten Vorſaal.

So gehen Sie, und rufen Sie dieſelbe, Campan! rief die Königin heiter, und während die Kammerfrau ſich beeilte, dem königlichen Befehl nachzukommen, wandte ſich Marie Antoinette zu den beiden Prinzeſſinnen hin.

Jetzt, meine Damen, ſagte ſie heiter, jetzt werden Sie den zweiten Gott von Paris kennen lernen. Sie wiſſen, der eine Gott iſt Herr Veſtris, der große Tänzer, der ſich ſelbſt „le Dieu de la Danse“ nennt, der zweite aber iſt Léonard, der große Friſeur, den die ſchöne Welt von Paris „le Dieu des Coiffures“ nennt. Ich habe ihn herbeſchieden, damit er mich friſire.

Aber ohne Zweifel haben Ew. Majeſtät vergeſſen, rief Frau von Noailles, daß die Königin überall nur von weiblichen Händen bedient werden darf.

Darf, Madame? wiederholte die Königin ſtolz. Ich werde mir erlauben, dieſes „darf“ nicht zu beachten. Ich glaube, daß männliche Hände geſchickter darin ſind, die Friſur zu machen, und ich werde daher von heute an, ſtatt von meiner Kammerfrau, von einem Friſeur mich friſiren laſſen.

Die Thür öffnete ſich wieder und Madame Campan trat ein, gefolgt von dem Friſeur Herrn Léonard.

Jetzt, meine Prinzeſſinnen und Damen, ſagte die Königin, ſich mit ihrem lieblichſten Lächeln an die Damen wendend, jetzt werden Sie die Güte haben, in das große Empfangszimmer zu gehen, denn ich habe hier ſehr ernſte und wichtige Unterhandlungen vor. — Als die Königin aber ſah, daß Frau von Noailles ſchon den Mund öffnete zu einer Bemerkung, fügte ſie hinzu: die Frau Oberhofmeiſterin wird

die Güte haben, gleich den Kammerfrauen hier zu bleiben und den Unterhandlungen beizuwohnen.

Als die Prinzessinnen mit den Damen sich entfernt hatten, wandte sich die Königin hastig an den Friseur, welcher mit gesenktem Haupt und ehrerbietigen Mienen, ganz das Bild der Devotion, an der Thür stand.

Jetzt, mein Herr, sagte die Königin lebhaft, jetzt werden wir sehen, ob Sie wirklich ein so großer Künstler in ihrem Fach sind, als man behauptet. Kommen Sie hierher, und frisiren Sie mich.

Léonard verbeugte sich tief und trat schweigend hinter den Sessel der Königin, um mit leisen und geschickten Händen ihr Haar aufzulösen, das er dann mit dem Wohlgefallen eines Bildhauers, der einen herrlichen Marmorblock sieht, aus welchem er die Statue einer Göttin meißeln will, durch seinen Finger gleiten ließ.

Marie Antoinette bemerkte in dem Spiegel diese Bewegung des Haarkünstlers und lächelte. Wie wird die Frisur heißen, welche Sie mir geben? fragte sie.

Sie wird heißen à la Reine Marie Antoinette, sagte Léonard.

Ich habe diese Frisur niemals gesehen, rief die Königin verwundert.

Herr Léonard vergaß einen Moment seiner demüthigen Haltung und indem er sein Haupt emporhob, blitzte in seinen Augen das Feuer stolzen Selbstbewußtseins.

Ew. Majestät halten mich auch ohne Zweifel nicht so niedriger Gesinnung fähig, sagte er, daß ich beabsichtigen sollte, der Königin eine Frisur zu geben, welche schon von irgend eines Sterblichen Augen gesehen worden.

Sie werden also eine neue Frisur für mich erfinden? fragte sie heiter. Nach welcher Mode?

Ich werde eine neue Mode creiren, Majestät, sagte der Künstler stolz. Dieser heutige Tag wird eine neue Ordnung der Dinge bezeichnen, und wird Epoche machen in den Annalen der Kunst. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, die Wahl der Frisur allein meiner Begeisterung und der Exaltation des glücklichen Moments zu überlassen?

Folgen Sie ganz Ihrer Eingebung, ſagte die Königin lächelnd. Nur ſage ich Ihnen, daß ich die niedrigen Friſuren nicht liebe, und daß ich der Hüte und Papillons herzlich überdrüſſig bin.

Majeſtät, rief Léonard mit einem wegwerfenden Achſelzucken, Hüte und Papillons gehören von dieſer Stunde der verweſeten Vergangenheit an, und was die niedrigen Friſuren anbetrifft, ſo weiß ich, daß das Erhabene auch in einem erhabenen Styl ausgeführt ſein muß! Im Bau der Thürme und Tempel allein zeigt ſich die Kunſt des genialen Baumeiſters!

Herr Léonard verneigte ſich und begann ſein Werk. Eine lange feierliche Pauſe trat ein; mit geſpannter Erwartung blickten die Damen auf die raſchen und kunſtfertigen Hände Léonards hin, und ſelbſt die Königin beobachtete mit ſteigender Verwunderung das Werk des Haarkünſtlers, das ſich in immer kühneren Schwingungen über ihrem Haupt aufthürmte. Aufthürmte im eigentlichen Sinne des Worts, denn wie einen Thurm in Geſtalt und Höhe, wölbten die Hände des Friſeurs über zierlichem Drathgeflecht und mit leichten Daunen gefüllten Kiſſen, welche er in ſeinen Cartons mitgebracht, das Haar der Königin empor zu einem Gipfel, daß dadurch die hohe und ſtolze Geſtalt der Königin um mehr als einen Fuß breit erhöht ward. Alsdann wandte Léonard ſeine Augen auf den großen Toilettentiſch der Königin, auf welchem in buntem Gemiſch Blumen, Spitzen und Federn, welche die Königin an dieſem Morgen erſt von der Bertin gekauft hatte, ſich befanden.

Darf ich von dieſen Dingen wählen? fragte Léonard.

Die Königin nickte bejahend, und auf ſeinen Fußſpitzen ſchlüpfte Herr Léonard zu dem Tiſch hin, und nahm von demſelben ein halbes Dutzend der ſchönſten, breiteſten und längſten weißen Straußfedern.

Federn? rief die Königin erſtaunt. Sie wollen mich doch nicht mit Federn coiffiren?

Ew. Majeſtät werden die Gnade haben, mich mein Werk vollenden zu laſſen, und alsdann zu entſcheiden, ſagte Léonard, indem er die ſchönen Federn auf dem künſtlichen Haarthurm befeſtigte, daß ſie

den hohen Bau noch um einen Fuß breit erhöheten und in graciösen Wallungen ihre flatternden Spitzen zu beiden Seiten bis auf die Schläfe des königlichen Hauptes niederſenkten.

In der That, das iſt eine ganz neue und wie mir ſcheint, ſehr kleidſame Friſur, ſagte die Königin, indem ſie mit ſichtlichem Behagen ihr ſchönes Antlitz in dem Spiegel betrachtete, nicht bedenkend, daß eben ihr roſiges Geſicht, ihre leuchtenden Augen, ihre hohe, klare Stirn und das ſchöne Oval ihres Geſichtes ganz dazu geeignet waren, jede Coiffure zu ertragen und ſie kleidſam zu machen.

Ich adoptire die Federn, mein Herr, fuhr die Königin lächelnd fort, und ich erlaube Ihnen, dieſer Friſur meinen Namen zu geben. Ah, ich meine, die armen Strauße werden ſich darüber eben nicht ſehr freuen haben, denn man wird ihnen in der nächſten Zeit viel Federn ausrupfen! Sie ſtehen von heute an in meinem Dienſt, Herr Léonard, und Sie werden ſich an meinen Intendanten wenden, der Ihnen Ihr Gehalt anzuweiſen hat.

Herr Léonard verbeugte ſich mit dem Stolz eines Künſtlers, der ſich bewußt iſt, daß ihm nur die Ehre wiederfährt, welche ihm gebührt.

Sie werden jeden Morgen um dieſe Stunde und jeden Abend um ſieben Uhr hier ſein, das iſt ihr ganzer Dienſt, ſagte Marie Antoinette. Im Uebrigen erlaube ich Ihnen, Ihre Zeit nach Ihrem Belieben zu verwenden, und ſo viele Damen zu friſiren, als Ihnen möglich iſt.

Ew. Majeſtät verzeihen, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube, ſagte die Oberhofmeiſterin, ſich der Königin nähernd. Eine alte, unverbrüchliche Regel unterſagt jedem ſubalternen Beamten des königlichen Hauſes, ſeine Talente und Fertigkeiten außerdem noch für das Publikum zu verwenden, und der Friſeur der Königin darf daher niemals irgend eine andere Dame friſiren.

Ich erlaube es indeſſen Herrn Léonard, ſagte die Königin leichthin. Selbſt der größte Künſtler muß einſeitig und monoton werden, wenn er ſeine Kunſt nicht viel und in den verſchiedenſten Formen übt. Herr Léonard ſoll ſich daher an den Köpfen der Damen üben,

um vielſeitig zu bleiben, und ſeine Phantaſie immer rege und friſch zu erhalten!

Die Oberhofmeiſterin ſeufzte und näherte ſich wieder der Thür zu dem Empfangszimmer. Diesmal ſäumte die Königin nicht, der ſtummen Aufforderung der Oberhofmeiſterin zu genügen, denn ſie ſelber glühte vor Verlangen, die Damen das Wunderwerk ihrer Friſur ſehen zu laſſen.

VIII.

Die neuen Moden und ihre gefährlichen Folgen.

Ein allgemeines Murmeln des Staunens und der Bewunderung entſtand, als die Königin mit ihrem künſtlichen Haarbau und ihren wallenden Federn in das Zimmer eintrat, und mit ſchlecht verhehltem Mißmuth ſchaute die Gräfin von Provence auf ihre königliche Schwägerin hin, deren Schönheit heute wirklich von überraſchender Wirkung war.

Die Königin weidete ſich einen Moment an der allgemeinen Ueberraſchung, die ihr Erſcheinen hervorgebracht, und näherte ſich dann mit ihrem ſüßeſten Lächeln der Gräfin von Provence.

Meine Schweſter, ſagte ſie, erlauben Sie mir, Ihnen heute einen Vorſchlag zu machen. Speiſen wir heute gemeinſchaftlich, vereinigen wir uns zu einem heitern und ungenirten Mahl, zu einem rechten Diner en famille.

Gewiß werden wir mit Freuden den Befehlen Eurer Majeſtät folgen, rief die Prinzeſſin lachend, nur daß das, was Sie ein Diner en famille nennen, meine Schweſter, uns Allen gar ſehr verkümmert wird durch die Neugierde der guten, enragirten Bewunderer Ihrer Majeſtät, die aus Paris, aus Verſailles und aus der Ferne herbeiſtrömen, um das Königspaar ſein Mittagsmahl eſſen zu ſehen.

Nicht wahr, ſagte die Königin lebhaft und mit erhöhter Stimme,

Sie erkennen es auch für eine ganz unerträgliche Tyrannei, dieſes öffentliche Diniren, bei welchem jeder Biſſen Einem vergällt wird durch das ſtarre Angaffen dieſer Menſchen, welche unſere Tafel umringen, und uns jede freie Bewegung, jedes harmloſe Wort, jede vertrauliche Unterhaltung unmöglich machen? Ich habe dieſe Tyrannei des öffentlichen Dinirens vier Jahre lang als Dauphine ertragen, und ich geſtehe, daß ich herzlich ſatt davon bin, und daß die Königin nicht geduldig ſein wird, wie die Dauphine. Wir wollen daher heute en famille ſpeiſen, meine Schweſter, und das Speiſen vor dem Publikum ſoll mit dem heutigen Tage für immer aufhören.

Ah, das iſt eine allerliebſte Neuerung, der wir in der That viel ſchöne Stunden werden zu verdanken haben, rief die Prinzeſſin lächelnd. Nur bedaure ich die guten Leute, welche heute hierher kommen werden, um Ew. Majeſtät ſpeiſen zu ſehen!

Die Königin zuckte leicht die Achſeln. Sie werden wieder nach Hauſe gehen, ſagte ſie, und bei ruhigem Ueberlegen werden ſie finden, daß es viel menſchlich-natürlicher und würdiger iſt, wenn auch die Könige ſich wie Menſchen benehmen, und das Glück des Familienlebens und des Hauſes höher ſchätzen, als dieſen kalten Götzendienſt, mit welchem die Etiquette uns ganz und gar ablöſen will von der übrigen Menſchheit. Ich glaube, daß, um ſich populair zu machen, die Fürſten nur nöthig haben, ſich ihren Völkern als Menſchen darzuſtellen, mit einem warmen, fühlenden Herzen und einem einfachen, prunkloſen Sinn, und auf dieſe Weiſe, meine Schweſter, wünſchte ich mich bei dem Volk populair zu machen. Ich will nicht als Götzenbild bewundert, ſondern als Frau und als Königin geliebt werden!

Nun, ſagte die Prinzeſſin mit einem erzwungenen Lächeln, und innerlich geärgert über das ſchöne, energiſche Weſen der Königin, dieſes Wollen wird Eurer Majeſtät erfüllt werden, denn das Volk liebt Sie und betet Sie an, und wenn die guten Pariſer Sie eben ſehen könnten mit dieſen leuchtenden Augen, dieſen purpurrothen Wangen, und dieſem wundervollen pikanten Haarputz, ſo würde der

Maire von Paris wieder ſagen müſſen: „Ew. Majeſtät ſehen da vor Sich hunderttauſend Liebhaber Ihrer Perſon!“

Die Königin lachte. Das iſt allerdings eine ganz reſpectable Armee, ſagte ſie, nur wünſchte ich, daß der König, mein Gemahl, immer als Feldherr an ihrer Spitze ſtehen möchte! Ach, ich freue mich heute, das Erſtaunen des Königs über unſer Diner en famille zu ſehen!

Se. Majeſtät weiß alſo nichts davon?

Es iſt eine Ueberraſchung, welche ich meinem Gemahl bereiten will, und welche, wie ich weiß, ihn freuen wird. Er ſelber hegte wohl den Wunſch, dieſes läſtige Diniren en public abzuſchaffen, aber er fürchtet das Aufſehen. Nun, ich bin weniger ängſtlich, wie Sie wiſſen, und davon ſollen Sie ſogleich einen Beweis haben!

Die Königin wandte mit einer halben Kopfbewegung ſich nach der Oberhofmeiſterin hin.

Frau Gräfin von Noailles, ſagte ſie laut, ich bitte Sie, dafür Sorge zu tragen, daß die Huiſſiers heute während des Diners Niemand in den Speiſeſaal eintreten laſſen. Dieſer Gebrauch ſoll von heute an beſeitigt werden!

Die Gräfin hatte nur auf die Anrede der Königin geharrt, um ſich ihr zu nähern. Majeſtät, ſagte ſie leiſe und mit dem Ausdruck tiefſter Sorge, Majeſtät, ich beſchwöre Sie, nehmen Sie Ihr Wort zurück! Es iſt gefährlich, ſo willkürlich dieſe alten Gebräuche, welche Jahrhunderte geheiligt haben, abzuſtellen. Das Volk hängt an ihnen, und ſie verlachen und verſpotten, heißt das Königthum ſelber antaſten. Seit Franz des Erſten Zeiten ſpeiſet die königliche Familie von Frankreich immer nur öffentlich, und jede anſtändig gekleidete Perſon hat das unbeſtrittene Recht, in den Speiſeſaal einzutreten und die königliche Familie diniren zu ſehen. Es iſt alſo ein Recht, welches Ew. Majeſtät dem franzöſiſchen Volk entziehen wollen, und die Franzoſen ſind ſehr eiferſüchtig auf ihre Rechte. Außerdem aber wage ich, Ew. Majeſtät zu bemerken, daß das öffentliche Diniren ein ausdrückliches Ceremoniell des franzöſiſchen Hofes iſt, und daß die Etiquette es als ganz unerläßlich für die königliche Würde bezeichnet.

Die Etiquette, Madame, iſt indeſſen nicht für die Könige, ſondern von den Königen gemacht, ſagte die Königin ſtolz, und die Könige haben daher wohl das Recht, dieſelbe abzuändern. Da Sie vorher von den unantaſtbaren Rechten des Volkes ſprachen, ſo iſt es mir wohl geſtattet, die unantaſtbaren Rechte des Königthums denſelben gegenüber zu ſtellen. Es iſt aber ein unantaſtbares Recht der Könige, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen. Demgemäß, Madame, gebe ich Ihnen den Rath, durchſtreichen Sie in Ihrem Codex der Etiquette das veraltete Geſetz, welches die Könige zu den Diners publiques verurtheilt und ſchreiben Sie ſtatt deſſen dieſes neue Geſetz hin: „Die königliche Familie dinirt ohne alles Ceremoniell und bei geſchloſſenen Thüren, und nur an großen Galatagen und bei beſonderen Feſtlichkeiten iſt es dem Publikum erlaubt, dem Diner der königlichen Familie beizuwohnen.“ Noch Eins habe ich vergeſſen! Da wir von heute an ohne alles Ceremoniell ſpeiſen, ſo iſt es auch unnöthig, daß die Ehrenfräulein zur Bedienung bei dem Diner erſcheinen. Die Ehrendame und die vier Kammerfrauen genügen für den gewöhnlichen Dienſt bei Tafel. Und jetzt, meine Schweſter, laſſen Sie uns einen Spaziergang in den Park machen!

Die Königin reichte der Prinzeſſin den Arm, und ging mit ihr hinaus auf die Terraſſe, gefolgt von den Damen ihres Hofes.

Nur Frau von Noailles blieb zurück in dem großen, ſtill gewordenen Empfangsſaal. Wie zerbrochen ſtützte ſie ſich auf die hohe Lehne eines Fauteuils, und ſtarrte mit trüben Blicken und bleichem Angeſicht hinein in das Leere.

Es geht zu Ende mit dem Königthum, murmelte ſie leiſe vor ſich hin. Dieſe Frau rüttelt mit allzukecken Händen an den Säulen, welche den Königsthron tragen, er wird mit ihr zuſammenbrechen und unter ſeinen Trümmern den König und die Königin begraben, wenn ſie fortfährt, die gefährliche und unheilsvolle Bahn zu verfolgen, welche ſie in dem Uebermuth ihrer Jugend eingeſchlagen hat. Sie nennt die Etiquette eine lächerliche Tyrannei; ſie weiß nicht, daß die Etiquette allein es iſt, welche das Königthum mit dem Schimmer des Erhabenen und Heiligen umgiebt, und die Völker

dergeſtalt blendet, daß ſie ihre Fürſten als erhabene und unnahbare Geſtalten ſchüchtern in der Ferne verehren. Laßt ſie erſt ſehen, daß ſie Menſchen ſind, und die Völker werden bald ihrer Ehrfurcht vergeſſen, und als Menſchen an ihnen kritiſiren und tadeln — und um das Königthum iſt es geſchehen! Ich ſehe eine finſtere, unheilsvolle Zeit kommen, fuhr die Oberhofmeiſterin nach einer Pauſe düſtern Hinbrütens fort, denn die Königin iſt umringt von Feinden, und ſtatt ſie zu verſöhnen, trotzt ſie ihnen, und ſtatt ihre Freunde an ſich zu feſſeln, verſcheucht ſie dieſelben durch ihren Uebermuth! O, welche gefährliche und unheilsvolle Dinge hat ſie heute mit lachendem Munde und freudiger Unſchuld begonnen, aber es ſind die Drachenzähne, welche eines Tages in Krieger ſich verwandeln und wider ſie aufſtehen werden, um ſie zu vernichten! O, o, das Königthum iſt angegriffen, und die Königin ſelbſt iſt es, welche das gethan! Sie verachtet das Geſetz und die Sitte, ach, ſie weiß nicht, wie ſehr ſie die Putzmacherin, den Friſeur und die Diners en famille eines Tages mag bereuen müſſen! — Nun, ich habe meine Pflicht gethan, ich habe geſprochen und gewarnt, und ich werde ausharren, ſo lange meine Geduld und meine Ehre es erträgt, aber nicht länger, nein, beim Himmel, nicht länger! —

Die Oberhofmeiſterin hatte Recht! Dieſe anſcheinend ſo kleinen, ſo unſcheinbaren Dinge waren doch für die Königin von den traurigſten und ſchlimmſten Folgen.

Die Königin, welche bis dahin ſich mit einfachem und noblem Geſchmack gekleidet, brachte jetzt auf einmal eine Revolution in den Moden hervor, und machte die Toilette zu einer wichtigen Angelegenheit. Alle Frauen des Hofes nicht allein, ſondern auch diejenigen, welche dem Hofe fern ſtanden, wollten das nachahmen, was die Königin that. Jede Dame wollte denſelben Putz, dieſelben Federn, dieſelben Guirlanden tragen, wie die Königin. Der Preis der Straußfedern nahm in wenigen Wochen einen ungeheuren Aufſchwung, und bald konnte man ſich dieſelben nur noch vom Auslande mit den größten Koſten und Schwierigkeiten verſchaffen, denn dieſe neue Mode der Straußfedern bemächtigte ſich der ſchönen Welt wie eine

Krankheit, von der Jede befallen ward, und welcher Niemand ausweichen wollte. Wer nur irgend auf guten Ton, auf Eleganz Ansprüche machen wollte, mußte Straußfedern tragen, mußte von der Modiſtin der Königin ſeinen Putz erhalten, mußte von Herrn Léonard friſirt werden.

Die Ausgaben der jungen Schönen vermehrten ſich außerordentlich. Die Mütter und die Ehemänner ſeufzten, und begannen über die junge Königin zu murren, welche ihren Töchtern, ihren Gattinnen das Beiſpiel eines täglich wechſelnden Luxus, einer launenhaften und koſtſpieligen Putzſucht gab. Aber die Damen waren einmal mitten im Fieber ihrer Krankheit, und wenn die Mütter oder die Ehemänner ihnen das Geld verſagten, um dieſe koſtbaren Federn und Putzſachen zu kaufen, ſo machten die Damen lieber Schulden, als daß ſie dem ſtolzen Glück entſagt hätten, die Moden der Königin nachzuahmen.

Traurige und ärgerliche Familienſcenen waren die Folge davon, die Eltern entzweiten ſich mit ihren Töchtern; mehr als eine glückliche Ehe ward untergraben, und die Väter und die Mütter klagten laut, daß die Königin alle Damen Frankreichs in's Verderben ſtürzen würde! *)

IX.

Der Sonnenaufgang.

Der königliche Hof hatte ſich nach Marly begeben, und feierte dort die erſten Wochen ſeines jungen Glanzes. Jeder Tag brachte neue Feſte, neue Genüſſe, überall hörte man lachen und ſcherzen; ſelbſt der König verlor allmählig ſein ſteifes und linkiſches Benehmen, und ganz bezaubert von dem liebreizenden Weſen ſeiner Gemahlin,

*) Madame Campan. Mémoires etc. Vol. I. p. 96.

immer mehr sich aus dem gleichgültigen Gemahl in einen zärtlich schmachtenden Verliebten verwandelnd, war Ludwig gern bereit, allen den unschuldigen und kindlichen Wünschen seiner Gemahlin zu genügen, ließ er ihr volle Freiheit sich ihr Leben so zu gestalten, wie es ihr selber bequem und angenehm erschien, ohne danach zu fragen, ob die Wünsche der Königin auch allemal den Anforderungen der Etiquette genügten, und ob die Vergnügungen der jungen schönen Frau sich auch mit der Würde und Unnahbarkeit der Königin vertragen möchten.

Jeder Tag brachte neue Vergnügungen, neue Zerstreuungen, man machte Promenaden zu Wagen, zu Fuß und zu Pferd in den herrlichen Gärten von Marly, man unternahm große Jagden in den benachbarten königlichen Waldungen, oder führte improvisirte Idyllen auf, zu welchen die Königin die Rollen vertheilte, und bei welchen Marie Antoinette und die Prinzessinnen in den reizenden und malerischen Trachten der französischen Landmädchen erschienen, und mit den in Bauern verwandelten Prinzen, mit dem König die belustigendsten und heitersten Scenen darstellten.

Marie Antoinette wußte für jeden Tag eine neue Erheiterung, einen neuen Scherz zu ersinnen, und glücklich und stolz darauf, ihren Gemahl immer mehr an sich zu fesseln, machte sie es zu einem eifrigen Studium, ihm immer neue Zerstreuungen zu bereiten, ihn immer mehr in ihre Nähe und in ihre Reize zu verstricken.

Schon war der König so kühn geworden, daß er es wagte, gleich allen Andern, der Königin die glühendsten Schmeichelworte über ihre Schönheit zu sagen, und daß er zuweilen in der Extase seiner jungen, aufkeimenden Liebe die Andern noch übertraf in der Begeisterung seiner Ausdrucksweise, daß er noch feurigere Worte fand, wie der Graf von Artois, oder der Herzog von Chartres, noch geistvollere Bonmots sagte wie der Graf von Provence.

Marie Antoinette beobachtete diese Umwandlung ihres Gemahls mit Entzücken, und ihre kleinen Coquetterieen mit den Brüdern des Königs, mit dem Herzog von Chartres und den vornehmen Cavalieren ihres Hofes hatten immer nur den Einen Zweck, das Herz

des Königs zu wecken, und durch die Eifersucht die Liebe in ihm wach zu rufen.

Eines Tages, sagte sie mit frohem Muth zu sich selber, eines Tages wird er doch dahin kommen, mich von Herzen zu lieben, und mir ein wenig Gewalt über sein störrisches, kaltes Herz einzuräumen. Ich harre auf diesen Tag, wie die Natur während der Nacht auf den Aufgang der Sonne harrt. O mein Gott, wie himmlisch schön wird es sein, wenn endlich der Morgen meines Glückes erwacht, und die Sonne wirklich aufgeht!

Aber, unterbrach sie sich selbst in ihrer Extase mit einem frohen Lachen, aber ich rede da, wie der Blinde von der Farbe. Ich preise den Sonnenaufgang und bin eine solche Barbarin, daß ich noch niemals einen Sonnenaufgang gesehen habe! Das muß wieder gut gemacht werden! Man hat mich selbst in letzter Zeit so oft die aufgehende Sonne Frankreichs genannt, daß ich doch in der That einmal das Original sehen muß, von dem ich die Copie sein soll!

Und die Königin, ganz begeistert von dieser neuen Idee, ließ die Gräfin Noailles rufen.

Madame, sagte sie ernst, ich bitte Sie, mir zu sagen, um welche Stunde die Sonne jetzt aufgeht?

Die Oberhofmeisterin blickte überrascht in das schöne Antlitz der Königin, deren schalkhaft blickende Augen seltsam contrastirten zu ihren ersten Mienen.

Wann die Sonne aufgeht? wiederholte Frau von Noailles verwundert.

Ja, das möchte ich wissen, sagte die Königin, und ich hoffe, daß in meiner Frage nichts ist, was gegen die strengste Form der Etiquette verstößt. Es ist mir in der That sehr wichtig zu wissen, wann die Sonne aufgeht!

Dann bedauere ich, Eurer Majestät keine genügende Antwort geben zu können, denn ich gestehe, daß ich mich noch niemals um diese Dinge bekümmert habe. Aber wenn Ew. Majestät gnädigst gestatten, will ich mich sogleich erkundigen, und Ew. Majestät die nöthige Auskunft bringen.

Ich bitte Sie darum, rief Marie Antoinette lächelnd.

Frau von Noailles zog sich eiligst zurück, und trat nach ziemlich langem Verweilen wieder zu der Königin ein.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte sie, daß ich so lange ausblieb. Aber Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Zum Glück begegnete mir im Corridor einer der Gärtner, welcher frische Blumen in das Cabinet Ew. Majestät getragen, und von diesem habe ich erfahren, was Niemand wußte. Die Sonne geht Morgens früh um drei Uhr auf, Majestät.

Haben Sie die Güte, demgemäß Ihre Befehle zu ertheilen, sagte die Königin. Ich will morgen früh um drei Uhr auf dem kleinen Berg hier im Garten von Marly die Sonne aufgehen sehen.

Die Gräfin von Noailles schrak zusammen, und schaute mit wahrem Entsetzen zu der Königin hin, die ihre stolzen Blicke mit einem herausfordernden Ausdruck auf sie gerichtet hielt.

Ew. Majestät wollen morgen früh um drei Uhr, das heißt mitten in der Nacht, sich in den Garten begeben, um die Sonne aufgehen zu sehen? fragte sie mit schwankender, ängstlicher Stimme.

Ja doch, rief die Königin ungeduldig. Schreibt die Etiquette vielleicht irgend ein Reglement vor, das beobachtet werden muß, wenn die Königin von Frankreich die Sonne aufgehen sieht, so sagen Sie es mir, und ich will sehen, ob ich mich demselben unterwerfen kann!

Nein, Majestät, sagte die Gräfin matt, die Etiquette schreibt gar nichts vor, denn dieser Fall ist gar nicht als möglich gedacht worden. Es ist, so lange der Thron von Frankreich steht, noch niemals geschehen, daß eine Königin von Frankreich die Sonne hat aufgehen sehen wollen.

Arme Königinnen! rief Marie Antoinette. Sie waren gewiß immer so mit sich selber und mit dem Ceremoniell beschäftigt, daß ihnen gar keine Zeit blieb, noch etwas Anderes schön zu finden und anzubeten, als sich selber. Ich bin eine bescheidene Königin, und ich will in Demuth Gott bewundern in seinem schönsten und erhabensten Werk. Da die Etiquette, wie Sie sagen, diesen Fall nicht vorgesehen, und keine Bestimmung darüber gegeben hat, so haben wir

demgemäß auch nicht weiter nöthig, ſie zu befragen, und können Alles nach unſerer Bequemlichkeit und unſern Wünſchen einrichten.

Aber zuvor erlauben mir Ew. Majeſtät nur eine Bemerkung, ſagte Frau von Noailles feierlich. Die Etiquette ſchreibt vor, daß bei allen außergewöhlichen und nicht berechneten Gelegenheiten die Königin zu dem, was ſie unternehmen will, erſt die Einwilligung des Königs erhalten muß.

Ah, ſehen Sie wohl, rief die Königin mit einem herben Lachen, die Etiquette hat doch immer einen Schlupfwinkel offen, aus dem ſie hervorſtürzt, um zu meiſtern, und uns ſelbſt die unſchuldigſten Freuden zu vergällen. Indeß, diesmal ſoll es ihr doch nicht gelingen. Treffen Sie immerhin Ihre Vorbereitungen, Madame, damit morgen früh um drei Uhr Alles bereit iſt. Ich werde dem König meinen Wunſch mittheilen und das wird genügen! Meine Hof-Fräulein, welche, wie ich weiß, Tagebücher führen, können dann mit beruhigtem Gewiſſen die Notiz in ihr Journal ſchreiben: „Heute hat die Königin, mit Erlaubniß des Königs, die Sonne aufgehen ſehen!“ —

Marie Antoinette entließ die Oberhofmeiſterin mit einem kaum merklichen Kopfneigen, und begab ſich dann in ihr Ankleidezimmer, um ſich von Léonard zu Abend friſiren zu laſſen.

Der geſchickte Haarkünſtler ſchien heute in ſeiner glücklichſten Extaſe zu ſein, und bald wölbte ſich über dem Haupt der Königin ein mehrere Fuß hoher künſtlicher Bau, umwallt von den ſchönſten Straußfedern, und außerdem auf das herrlichſte verziert mit Blumenguirlanden und Diamantagraffen.

Die Königin war außerordentlich befriedigt von dem Meiſterwerk Léonard's, und trat daher mit einem ſtrahlenden Lächeln und dem heiterſten Ausdruck ihres lieblich ſchönen Angeſichts in den Salon ein, in welchem ſich heute neben den Prinzen und Prinzeſſinnen nur ein Kreis auserwählter Günſtlinge und bevorzugter Damen verſammelt hatte.

Dem Wunſche der Königin gemäß, führte der Hof in dieſen Tagen der Sommerluft ein ziemlich freies und ungezwungenes Leben, und die ſteife Etiquette und die ſcharfen Unterſcheidungen des Ran-

ges waren bei den Réunions in den geöffneten Gartenſalons und bei den Spaziergängen und Spielen im Freien gänzlich verbannt. Jedermann hatte vollkommene Freiheit, ſich ſeiner Neigung gemäß zu beſchäftigen, und entweder Theil zu nehmen an den Vergnügnngen des Cercle's der Königin, oder mit dem König und deſſen Vertrauten ſich über über die ernſten politiſchen Fragen des Tages zu beſprechen, mit ihm im nahen Billardſaal Billard zu ſpielen, oder die neuen Erſcheinungen der Literatur, welche in demſelben Saal auf einem großen Tiſch aufgehäuft waren, zu beſchauen.

Heute indeſſen bildete die Geſellſchaft des Gartenſalons nur einen einzigen Cercle, und dieſer hatte ſich um die Königin gebildet, welche in dem hellen Glanz ihrer Schönheit Jedermann zu feſſeln und unwiderſtehlich an ſich zu ziehen ſchien.

Marie Antoinette ſtand in der Mitte des Saals, und ſchaute mit ſtrahlenden Blicken durch die geöffneten Thüren, welche auf die Terraſſe führten, hinaus in den Garten, deſſen Blumen den Saal mit den herrlichſten Wohlgerüchen erfüllten, und der unter dem roth-goldenen Schein der untergehenden Sonne wie in einer Verklärung in ſüßem Schweigen dalag. Neben ihr ſtand der König, ſein ſanftes, gutmüthiges Geſicht von einem milden Lächeln erhellt, ſeine freundlichen, guten Augen mit einem Ausdruck innigſter Liebe auf ſeine junge Gemahlin geheftet. An der andern Seite der Königin befanden ſich die jungen Gemahlinnen der beiden königlichen Prinzen und die jungen Schweſtern des Königs, und hinter dieſen ſah man eine Reihe der jüngſten, liebreizendſten und ſchönſten Damen der hohen Ariſtocratie, umringt und umflattert von einer Anzahl junger Cavaliere, durch Liebenswürdigkeit, Rang und Esprit ſich der Gunſt würdig machend, welche das Königspaar ihnen ſchenkte. An ihrer Spitze aber ſah man die Prinzen des königlichen Hauſes, den geiſtreichen Grafen von Provence, den ſtets liebenswürdigen und heitern Grafen von Artois mit ihrem Vetter, dem Herzog von Chartres *), und end-

*) Dem nachherigen Herzog von Orleans, in der Revolution bekannt unter dem Namen: Philippe Egalité.

lich den Herzog von Lauzun, welche letztere Beide seit einiger Zeit zu den begeisterten Bewunderern der Königin gehörten. Es war ein merkwürdiger und seltener Anblick, den der französische Königshof in dieser Zeit darbot. Nur die Jugend und Schönheit schien jetzt an diesem Hofe zu thronen, das Alter mit seinem Ernst, seinen Runzeln und seiner Schwerfälligkeit schien ganz und gar aus diesen Sälen verbannt zu sein, oder fand sonst nur eine vergessene unbeachtete Repräsentantin in der Oberhofmeisterin von Noailles, die ernst und schweigend von fern stand, und mit düstern Blicken dem heitern Treiben zuschaute.

Heute indessen war auch die Oberhofmeisterin nicht in dem Salon der Königin erschienen, zum ersten Mal hatte sie von der allgemeinen Erlaubniß Gebrauch gemacht, und sich in ihre Zimmer zurückgezogen. In diesem glänzenden Saal begegnete man daher heute nur heitern Gesichtern, nur jugendlichen Gestalten, hörte man nur Lachen und fröhliche Scherze. Die ganze, vielleicht aus dreißig Personen bestehende Gesellschaft befand sich noch auf der äußersten Grenze der Jugend; man konnte von diesen Cavalieren kaum sagen, daß sie zu Männern gereift, und auf den Angesichtern dieser jungen Frauen sah man noch die Lieblichkeit des Kindes und des jungen Mädchens vereint. Der zwanzigjährige König war unter den Herren der älteste, die neunzehnjährige Königin unter den Frauen die gereifteste und ernsteste.

Und alle diese von Jugend, Schönheit und Geist strahlenden Gesichter waren der Königin zugewandt, auf sie waren alle diese leuchtenden, feurigen Blicke gerichtet, und alle diese frischen, lächelnden Lippen schienen nur deshalb das begeisterte Wort des Entzückens zurückzuhalten, weil sie auf das lebengebende Wort aus dem Munde der Königin harrten.

Marie Antoinette schien eine Zeitlang ganz versunken in den Anblick des Gartens, in dessen blühenden Gesträuchen der Abendwind seine kräuselnde Spiele begann, des Himmels, welcher vor Freude zu erröthen schien über den letzten Liebesblick der Sonne.

Ein allgemeines Schweigen war eingetreten, all dies lachende, gaukelnde, heitere Leben verſtummte auf einen Moment. Da die Königin ſchwieg, wollte Jedermann ihr huldigen, indem er ihrem Beiſpiel folgte.

Auf einmal wandte Marie Antoinette ihre Blicke von dem Himmel wieder zurück auf die Erde, und ihr Antlitz, welches vorher einen ſchwärmeriſchen Ausdruck angenommen, glänzte jetzt wieder in der heiterſten Laune.

Vor allen Dingen, meine Damen und Herren, ſagte die Königin mit ihrer ſonoren ſchönen Stimme, vor allen Dingen will ich Ihnen heute ein Räthſel aufgeben.

Ein Räthſel! riefen Alle erwartungsvoll.

Ja, ein Räthſel, und wehe dem, der es nicht erräth. Er wird ſchwer geſtraft werden, und ſeine Strafe wird darin beſtehen, daß er für dieſe Nacht dem Schlaf und der Ruhe entſagen muß, rief die Königin.

Das iſt in der That eine harte Strafe, ſagte der König ſeufzend; der Himmel möge daher geben, daß ich ihr Räthſel löſe, und nicht zu dieſer Strafe verurtheilt werde. Nun alſo, laſſen Sie Ihr Räthſel hören!

Hören Sie Alle, ſagte die Königin pathetiſch, und nehmen Sie allen Ihren Verſtand zuſammen, um mein Räthſel zu löſen. Es heißt ſo: um welche Zeit geht die Sonne jetzt auf?

Eine tiefe Beſtürzung zeigte ſich auf allen Geſichtern; Jeder blickte verlegen und ſchweigend vor ſich hin, nur der König lächelte und ließ ſeine blauen Augen mit einem heiter forſchenden Ausdruck auf den Mienen der Andern umherſchweifen.

Nun, meine gelehrten Herren, meine geiſtvollen Damen, wollen Sie mein Räthſel nicht löſen, meine Frage nicht beantworten? rief Marie Antoinette fröhlich. Sollten Sie, mein Schwager Philipp, Sie, von welchem ich immer geglaubt habe, daß er Alles weiß, und ſich um Alles bekümmert, ſollten Sie wirklich nur um den Aufgang der Sonne ſich niemals bekümmert haben?

Das Antlitz des Grafen von Provence verfinſterte ſich ein wenig,

denn er verstand sehr wohl die leise Ironie, welche sich unter den scherzenden Worten der Königin verbarg.

Ich bekümmere mich nur um diejenigen Dinge, meine Schwester, sagte er, welche mich selbst, unsere Familie oder Frankreich angehen. Die Sonne, welche da oben am Himmel steht, hat also unglücklicher Weise gar nicht auf meine Beachtung zu rechnen.

Verurtheilt! sagte die Königin lächelnd. Kein Schlaf wird diese Nacht in Ihre Augen kommen. Und Sie, mein lustiger Schwager Artois, Sie, welcher ein so warmer Bewunderer der Schönheit sind, sollten auch Sie gar nichts wissen von der Sonne, der Schönsten der Schönen, und Sich niemals um ihr Kommen und Gehen bekümmert haben?

Ich habe vor einer Viertelstunde die Sonne hier in diesem Salon aufgehen sehen, sagte der Prinz lachend. Ich behaupte also kühn, die Sonne geht um acht Uhr Abends auf.

Verurtheilt, rief die Königin wieder. Kein Schlaf wird diese Nacht in Ihre Augen kommen. Und was sagen meine schönen Schwestern, die Prinzessinnen von Provence und Artois, und meine liebe Elisabeth? Werden Sie mein Räthsel lösen können?

Es wäre vermessen, gelehrter sein zu wollen, wie es unsere Männer sind, sagte die Prinzessin von Provence lachend. Ich ordne mich in Demuth dem höhern Wissen meines Gemahls unter, und erröthe gar nicht, das nicht zu wissen, was auch Er nicht weiß.

Verurtheilt, alle Drei verurtheilt! wiederholte die Königin. Und Sie, Herzog von Chartres, man sagt, daß Sie oft die Nacht mit dem Tage verwechseln, und daß die Feste Ihres Abends noch das Licht des Tages sehen. Sollten Sie also nicht wissen, wann die Sonne aufgeht?

Ma foi, sagte der Herzog lachend, Ew. Majestät sagen es, und also ist es so: meine Feste des Abends haben oft das Licht des Morgens gesehen, aber sie haben dasselbe dann gleich mir für eine vorlaute Straßenlaterne gehalten, die uns heimleuchtete in die Betten, und welche man wohl verwünscht, aber nach deren pünktlichem Kommen man nicht weiter forscht.

Und Sie Alle, meine Damen und Herren, fragte die Königin. Kann Keiner von Ihnen meine Frage beantworten? Weiß Keiner von Ihnen, wann die Sonne aufgeht?

Ein allgemeines Schweigen war die Antwort. Ueber das Antlitz der Königin flog ein Schatten von Traurigkeit.

Ach, sagte sie trübe, wie egoistisch wir Alle doch sind! Wir wollen, daß der Himmel sich um uns kümmere, und wir bekümmern uns nicht einmal um seine herrlichsten Offenbarungen.

Und mich fragen Sie gar nicht, Madame? fragte der König lächelnd.

Sire, sagte Marie Antoinette rasch, es geziemt keinem Ihrer Unterthanen, die Königin mit eingeschlossen, dem König eine Frage vorzulegen, auf welche er vielleicht die Antwort schuldig bleiben müßte.

Ich gebe Ihnen indessen die Erlaubniß zu diesem Wagniß, sagte Ludwig, oder vielmehr ich bitte Sie, auch an mich Ihre Frage zu richten.

Nun denn, Sire, können Sie das Räthsel lösen, und uns sagen, wann die Sonne aufgeht?

Sie geht um drei Uhr Morgens auf, sagte der König, indem er mit einem Blick triumphirender Freude umherschaute.

Ein allgemeines Murmeln des Staunens und der Bewunderung machte sich hörbar. Marie Antoinette schlug mit einem frohen Lachen ihre kleinen weißen Hände in einander. Bravo, bravo, mein königlicher Oedip, rief sie. Die Sphinx ist überwunden, aber statt sich in's Meer zu stürzen, zieht sie es vor, demüthig und ergeben zu Ihren Füßen sich niederzulegen, und ihr Haupt zu beugen vor Ihrer Allwissenheit.

Und die Königin neigte mit einer Bewegung unaussprechlicher Anmuth ihr schönes stolzes Haupt, und war im Begriff niederzuknieen. Ludwig, vor Vergnügen erröthend, hob sie mit seinen beiden Händen empor. Madame, sagte er lächelnd, wenn ich den Muth hätte, im Styl meines Bruders Artois zu reden, so würde ich jetzt sagen: ich habe die Sonne erst vor einer Viertelstunde aufgehen sehen, und sie kann daher unmöglich sich jetzt schon wieder niederwärts neigen wollen.

Aber erlauben Sie mir eine Frage: weshalb erkundigten Sie Sich nach dem Aufgang der Sonne, und was knüpft ſich an dieſe Frage?

Darf ich die Frage mit einer Frage beantworten, Sire?

Fragen Sie!

Nun denn, Sire, wollen Sie die Gnade haben mir zu ſagen, ob Sie die Sonne ſchon einmal haben aufgehen ſehen?

Ich? rief der König verwundert. Nein, wahrlich niemals.

Und Sie, meine Prinzen und Prinzeſſinnen? fragte die Königin.

Ich antworte im Namen unſerer Aller mit einem lauten Nein, rief der Graf von Artois lachend.

Und Sie, meine Damen und Herren?

Alle neigten ſie ſtumm und mit einer verneinenden Bewegung ihr Haupt.

Sire, ſagte die Königin, ſich wieder an ihren Gemahl wendend, nun geſtatten Sie mir noch eine Frage. Iſt es für eine Königin von Frankreich unziemlich, die Sonne aufgehen zu ſehen?

Nein, ſicherlich nicht, Madame, rief der König lachend.

Wollen Ew. Majeſtät mir alſo die Erfüllung meines glühenden Wunſches geſtatten? Darf ich die Sonne aufgehen ſehen?

Ich denke, Madame, Sie haben darnach Niemand anders zu fragen als Ihre eigenen ſchönen Augen, von denen es allein abhängt, ob ſie ſich ſchon um drei Uhr Morgens aufſchlagen und den Schlaf von ihren Wimpern ſchütteln wollen.

O, was meine Augen anbetrifft, ſo werde ich dieſe wohl zum Gehorſam zwingen können, rief Marie Antoinette lächelnd, und ſie werden gar nicht nöthig haben den Schlaf abzuſchütteln, da er ſie bis nach dem Aufgang der Sonne gar nicht heimſuchen wird.

Und indem ſich die Königin der Geſellſchaft zuwandte, fuhr ſie fort; Da Keiner von Ihnen Allen mein Räthſel gelöſt hat, ſind ſie Alle der Strafe verfallen. Ich verurtheile Sie daher, ſämmtlich mit uns die Sonne aufgehen zu ſehen, und ſo lange hier in unſerer Nähere zu verweilen, bis der Moment dazu gekommen iſt. Wir werden uns alsdann Alle hinaus begeben auf den kleinen Berg am Ende des Parks, und von dort aus dem Schauſpiel zuſehen, das der

imel vor uns aufthun wird. Darf ich hoffen, Sire, daß Sie in Großmuth Ihres königlichen Herzens nicht Gebrauch machen den von dem Vorrecht, welches Ihnen Ihre Gelehrſamkeit gewährt? ſind der Einzige, welcher mein Räthſel zu löſen vermochte, aber hoffe, daß Sie dennoch Sich nicht ausſchließen, ſondern mir das ck gönnen, mit Ihnen gemeinſam die Sonne aufgehen zu ſehen?

Der König machte ein etwas verlegenes und ängſtliches Geſicht, öffnete ſchon den Mund zu einer Antwort, als der Hofmarſchall den geöffneten Thüren des Speiſeſaals erſchien, und ſich dem König ernd, mit lauter Stimme ſagte: Le Roi est servi!

Ah, laſſen Sie uns Alle erſt zur Tafel gehen, rief der König. dem großen Werk, das Sie vorhaben, bedarf der Körper wohl ger Stärkung!

Er reichte ſeiner Gemahlin den Arm, und führte ſie, unter dem tritt der Hofchargen, und gefolgt von den Prinzeſſinnen und der geſellſchaft, in den Speiſeſaal, wo zwei Tafeln, eine für das Kö- paar und die königlichen Prinzen, eine zweite für die Damen und ren des Hofes errichtet waren. —

Während ſonſt nach der Abendtafel der König und die Königin in die „petits appartements“ zurückzogen, um ſich zur Ruhe zu ben, und auch die Hofgeſellſchaft ſich dann zu zerſtreuen pflegte, te man heut nach der Abendtafel in den Gartenſalon zurück, um mit allerlei Speiſen und Zerſtreuungen die wenigen Stunden Nacht bis zum Sonnenaufgang hinzubringen.

Marie Antoinette war heute von der frohmüthigſten Laune, der eißendſten Liebenswürdigkeit und Anmuth, ſie entzückte Jedermann h die herablaſſende Freundlichkeit, ihre unſchuldsvolle, liebliche hlichkeit. — Zuweilen trat ſie mit der Aengſtlichkeit eines Kindes die offene Thür des Salons, und ſchaute furchtſam zum Himmel or, ob auch kein Wölkchen da emporſteige, um ihr die Sonne zu üſtern. Aber der Himmel blieb klar und durchſichtig wie ein rmeer, groß und herrlich klar ſtand der volle Mond da drüben Horizont und beleuchtete mit ſeinem Silberglanz den dämmernden ten und die träumenden Sträuche, Blumen, Bouquets und Bäume.

Und Marie Antoinette wandte sich mit freudestrahlendem Antlitz wieder dem Saal zu, und suchte mit ihren Blicken den König, um ihm den schönen Anblick dieser stillen friedvollen Natur da draußen zu gewähren.

Aber der König war verschwunden, und wie Marie Antoinette ihre ängstlichen Blicke noch immer suchend im Saal umher schweifen ließ, näherte sich ihr der Graf von Provence.

Ich bin beauftragt, meine Schwester, Ihnen die Grüße des Königs zu bringen, sagte er laut. Se. Majestät bittet um Entschuldigung, daß er von seinem Recht Gebrauch macht. Denn da er zu keiner Strafe verurtheilt werden konnte, durfte er sich wohl die Gnade des Schlafes gönnen. Der König hat sich also zur Ruhe begeben, aber er bittet Ew. Majestät inständigst, Sich in Ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen, sondern jedenfalls Ihr Vorhaben auszuführen und die Sonne aufgehen zu sehen.*)

Eine dunkle Purpurgluth überdeckte das Antlitz der Königin und eine finstere Wolke lagerte sich auf ihrer Stirn. Ein Gefühl unaussprechlicher Angst überkam sie, und sie öffnete schon die Lippen, um zu sagen, daß sie ihren Entschluß geändert habe, daß sie gleich dem König sich zur Ruhe begeben wolle.

Aber sie fühlte alle diese brennenden, glühenden Augen, welche neugierig und forschend auf ihr ruhten, sie fühlte, daß man sie verspotten und belächeln würde, wenn sie jetzt noch zurückträte. Ihr Stolz erwachte in all seiner Gluth und drängte die instinctive Schüchternheit der Frau zurück. Ihr ängstlicher Blick wandte sich hinüber nach der Seite des Salons, wo die Oberhofmeisterin Gräfin von Noailles gewöhnlich zu sein pflegte. Es war zum erstenmal, daß die Königin die Madame Etiquette zu ihrem Beistand herbeirufen wollte und gerade diesmal war die Oberhofmeisterin nicht zugegen. Da die Etiquette nichts zu thun hatte mit der Sonnenaufgangspartie der Königin und den Dienst der Oberhofmeisterin nicht nothwendig

*) Campan. I. 93.

machte, hatte die Gräfin es gemacht wie der König, sie war zur Ruhe gegangen.

Marie Antoinette rief mit einem stolzen Wink ihres Hauptes ihre erste Ehrendame, die Prinzessin von Chimay zu sich. Ich bitte Sie, Madame, sagte sie laut, die Frau Oberhofmeisterin zu benachrichtigen, daß sie selbst und alle meine Frauen sich bereit halten, uns um zwei Uhr hinaus zu begleiten auf den Berg, und mit uns dem Sonnenaufgang beizuwohnen. Auch sollen die Lakaien mit brennenden Fackeln uns begleiten und uns leuchten.

Ah, meine Schwester, rief der Graf von Artois lachend, Sie wollen die Sonne mit Fackellicht aufsuchen. Sehen Ew. Majestät aber nur, es ist ja Tag da draußen. Der Vollmond ist ein guter Herold der Sonne, und ihm gegenüber würden sich unsere Fackeln nur wie matte Glühwürmchen in der durchleuchteten Luft verlieren.

Es ist wahr, sagte Marie Antoinette fast beschämt, der Mond macht die Fackeln überflüssig. Er wird mit seinem göttlichen Licht unsern Pfad umleuchten, und wir werden sicher sein, keinen Schritt im Dunkeln zu thun.

Es ist indessen noch ziemlich lange hin, sagte die Gräfin von Provence müde, ziemlich lange bis die Sonne aufgeht. Sehen Sie nur, meine Schwester, die Pendule dort zeigt eben erst die Mitternachtsstunde an. Wir haben also noch zwei Stunden, bis wir die Promenade nach dem Berg und der Sonne beginnen müssen. Womit werden wir uns bis dahin die Zeit vertreiben, damit sie verfliegt, und der Schlaf es nicht wagt, sich unsern Augen zu nähern?

Schlagen Sie etwas vor, meine Schwester, sagte Marie Antoinette zerstreut, irgend ein Amüsement, welches uns die Zeit vergessen ließe.

Ich ermächtige unsern Bruder Artois, uns ein Amüsement vorzuschlagen, rief die Prinzessin lächelnd. Er ist in solchen Dingen der Erfahrenste und Geschickteste von uns Allen.

Stimmen Ew. Majestät meiner gnädigen Schwägerin bei? fragte der Graf von Artois lächelnd. Wollen auch Sie mich ermächtigen, uns ein Spiel zu bestimmen, welches uns bis zum Sonnenaufgang angenehm beschäftigen soll?

Ich ermächtige Sie dazu, mein Bruder, ſagte die Königin.

Und Sie werden das Spiel annehmen, daß ich Ihnen vorſchlage?

Ich werde es annehmen!

Nun denn, rief der junge übermüthige Prinz lachend, ſo wollen wir denn das reizendſte, unſchuldigſte, kindlichſte und luſtigſte aller Spiele ſpielen. So wollen wir Blindekuh ſpielen!

Ein allgemeines, nicht zurückzuhaltendes Gelächter, in welches die Königin fröhlich mit einſtimmte, war die Antwort.

Ich habe Ihr Wort, meine Schweſter, ſagte der Prinz mit affectirtem Ernſt, Sie dürfen es nicht zurücknehmen. Wir ſpielen Colin-maillard!

Nein, ich nehme mein Wort nicht zurück, rief die Königin, mit ihrem leicht beweglichen Sinn plötzlich von ihrem augenblicklichen Trübſinn jetzt wieder zur heiterſten, übermüthigſten Jugendluſt ſich aufſchwingend. Ich nehme mein Wort nicht zurück. Verſetzen wir mit unſern Gedanken, unſern Herzen und unſern Wünſchen uns wieder zurück in die unſchuldigen Tage unſerer Kindheit! Spielen wir Colin-maillard, ſpielen wir Blindekuh, bis die Sonne aufgeht, und die Kinder der Nacht wieder in ernſthafte und vernünftige Leute des Tages verwandelt.*)

---

*) Dieſe kindlichen Spiele wurden ſeitdem in dem Cercle der Königin vielfach geſpielt, und machten eine Lieblingsunterhaltung des Hofes aus, die bald von ganz Paris nachgeahmt ward. Ueberall, in jeder Geſellſchaft, in jedem Hauſe, bei jedem Feſt ſpielten die Erwachſenen jetzt die Spiele der Kinder; Blindekuh und Verſteckſpiel ward bei Hofe wie in der Geſellſchaft jetzt eine Lieblingsunterhaltung. Jedermann machte ſich luſtig über dieſe neue kindliche Mode der Königin, und Jedermann ahmte ſie doch nach. Colin-maillard und guerre panpan ward jetzt eine wahre Manie der Geſellſchaft. Frau von Genlis, welche in ihren Dramen ſich die Aufgabe geſtellt, die Lächerlichkeiten ihrer Zeit zu geißeln, machte daher auch dieſe Mode des Blindekuh- und Verſteckſpiels zum Thema eines ihrer Stücke, das mit vielem Erfolg dargeſtellt ward. (Campan. I. p. 148.)

X.

Folgen des Sonnenaufgangs.

Die Königin befand ſich allein in ihrem Kabinet, welches ſie faſt ſeit zwei Tagen nicht verlaſſen hatte; die Sonnenaufgangspartie hatte ihr eine heftige Erkältung zugezogen, und als Erinnerung an den herrlichen Genuß des ſchönſten und großartigſten Naturſchauſpiels, hatte Marie Antoinette ein leichtes Schmerzen in allen Gliedern und einen Huſten zurückbehalten. Indeß ſchien es nicht blos dieſe Unpäßlichkeit zu ſein, welche das Antlitz der Königin ſo bleich erſcheinen ließ und ſo finſtere Wolken auf ihre Stirn hinlagerte. Nicht die Gluth des Fiebers, ſondern das Feuer des Zorns blitzte aus ihren Augen, und wenn ſich dieſe von Zeit zu Zeit immer wieder auf den mit Papieren und Büchern bedeckten Tiſch hefteten, welcher vor ihr ſtand, ſo flog ein glühendes Roth über ihre Wangen hin, und ſie preßte die Lippen feſt aufeinander, als wolle ſie ein Wort des Zorns zurückhalten.

Als ſich indeß ein leichtes Kratzen an der Thür vernehmen ließ, ſchrak die Königin leicht zuſammen und flüſterte: der König! — Mit einer haſtigen Bewegung warf ſie ihr Taſchentuch über die auf dem Tiſch liegenden Papiere, und ihr Haupt ſtolz zurückwerfend, zwang ſie ſich zu einem ruhigen, heitern Geſichtsausdrucke.

Marie Antoinette hatte ſich nicht geirrt. Es war wirklich der König, welcher da durch die kleine Seitenthür in das Kabinet trat.

Die Königin richtete ſich raſch von ihrem Divan empor und wollte ihrem Gemahl entgegen eilen, aber Ludwig kam ihr zuvor, und ſich ihr mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit nähernd, drückte er ſie leiſe wieder in die Kiſſen des Divans zurück.

Bleiben Sie, Madame, ſagte er freundlich. Ich komme nur, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und wenn Sie Sich um meinetwillen derangiren, ſo muß ich fürchten, läſtig zu werden, und muß Sie daher ſogleich wieder verlaſſen.

Sire, ich bleibe also auf meinem Divan, damit Sie bleiben, sagte Marie Antoinette mit einem matten Lächeln.

Und wie geht es Ihnen heute? fragte der König. Sie sind noch immer leidend?

Es ist eine Erkältung, Sire, und sie wird vorübergehen.

Eine Erkältung, welche Ihnen der kalte Morgenwind zugezogen hat, rief Ludwig mit scharfem Ton. Es scheint also in der That, daß die Königinnen von Frankreich sehr Recht thaten, wenn sie es bisher vermieden, jemals die Sonne aufgehen zu sehen, weil das allerlei üble Folgen haben kann.

Die Königin warf einen raschen, prüfenden Blick auf das Antlitz des Königs und bemerkte sehr wohl die finstere Wolke auf seiner Stirn.

Ew. Majestät haben mir indeß die Erlaubniß dazu gegeben, sagte sie ernst.

Ich glaube, es war Unrecht, daß ich das that, sagte der König gedankenvoll vor sich hin. Ich hätte bedenken sollen, daß das französische Volk leider seit einem halben Jahrhundert nur gewohnt ist, am Hofe seiner Könige Verderbniß, Schamlosigkeit und Sittenlosigkeit ihr freches Spiel treiben zu sehen, und daß es daher den Glauben an die Unschuld, die Keuschheit und Herzensreinheit verloren hat. Sie werden das arme französische Volk erst wieder lehren müssen, Madame, die Unschuld von der Sittenverderbniß, und die ahnungslose Unbefangenheit, welche nichts vorlügt, weil sie nichts zu verbergen hat, von der frechen Zügellosigkeit, welche nichts verbirgt, weil sie keine Scham mehr kennt, zu unterscheiden. Aber ich glaube, wir müssen dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, um uns selber vor Mißdeutungen zu bewahren!

Ew. Majestät wollen mir damit andeuten, daß mein unschuldiges Begehren, die Sonne aufgehen zu sehen, auch Mißdeutungen unterworfen ist? fragte die Königin, ihren Gemahl mit großen fragenden Blicken ansehend.

Der König schlug vor diesen Blicken die Augen nieder, und *erröthete leicht*. Nicht doch, sagte er unbefangen, ich rede nicht von dem,

was geſchehen iſt, ich rede nur von dem, was geſchehen kann, und ich meine, daß man vielleicht etwas vorſichtiger ſein muß!

Und dieſe unſchuldige Sonnenaufgangspartie hat Sie auf dieſe Gedanken gebracht, Sire?

Ich ſage nicht, daß es ſo iſt, aber —

Verzeihen Ew. Majeſtät, unterbrach ihn die Königin heftig, ich aber ſage, daß es ſo iſt. Es iſt edel und großmüthig von Ihnen, daß Sie mir etwas verſchweigen wollten, was mir Kummer und Demüthigung bereiten muß, aber Andere ſind minder großmüthig geweſen als Sie. Ich kenne bereits dieſe ſchmachvolle Libell, zu welchem mein unglückliches Anſchauen des Sonnenaufgangs Veranlaſſung gegeben. Ich habe dieſe fürchterliche Chanſon: le lever de l'aurore geleſen.*)

Sie haben das geleſen? fragte der König heftig. Wer durfte es wagen, Ihnen dieſes Libell mitzutheilen.

O, Sire, rief die Königin mit einem rauhen Lachen, wenn es ſich darum handelt, uns eine Wunde beizubringen, ſo finden ſich immer gute Freunde, welche bereit ſind, dieſe Operation an uns zu machen! Man hat die Güte gehabt, mir dieſes Gedicht anonym zuzuſenden. Ich fand es heute Morgen unter den Briefſchaften und Bittſchriften, die man für mich in den Kaſten gelegt.

Sie ſollten inskünftige dieſe Briefe und Bittſchriften nicht mehr ſelbſt leſen, ſondern die Campan damit beauftragen und ſich Bericht abſtatten laſſen, ſagte der König raſch.

Sie glauben alſo, daß ſich noch öfter dergleichen Beſchimpfungen unter den Briefen finden werden? fragte die Königin. Und Sie meinen, ich ſollte feig genug ſein, ihnen auszuweichen? Nein, Sire, ich will nicht, daß mir etwas verheimlicht werde. Ich habe den

---

*) Dieſes Libell, welches die Partie der Königin zum Aufgang der Sonne ſchilderte, war eins der ſchamloſeſten und beſchimpfendſten, welches jemals überhaupt gegen die Königin gerichtet worden, und that ihr in der öffentlichen Meinung unendlichen Schaden, denn es richtete gegen die Königin zum erſten Mal den Vorwurf der Sittenloſigkeit und eines leichtfertigen Lebenswandels.

Muth, jeder Verläumdung in's Auge zu ſchauen und ihr meine Stirn zu bieten, denn meine Stirn iſt rein.

Ja, das iſt ſie, ſagte der König bewegt, ſie iſt rein von jeder Schuld, und keine andern Schatten werden jemals darüber hinziehen, als die Staubwolken, welche die Verläumdung darauf wirft! Suchen wir dieſem Staub alſo auszuweichen, halten wir uns in unnahbarer Ferne von der Menge, daß ſie keine Gelegenheit findet, uns zu erreichen und uns mit Staub zu umdüſtern.

Ah, Sire, rief die Königin, aber wie können wir uns vor Denen ſchützen, welche uns ſo nahe ſtehen, daß wir uns vor ihnen nicht abſchließen können oder dürfen?

Der König zuckte leicht zuſammen und ſein ängſtlicher Blick begegnete den Augen der Königin, die feſt auf ihm ruhten.

Sie fragen mich nicht um den Sinn meiner Worte, ſagte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln, das beweiſt, daß Sie mich verſtanden haben!

Und mit einer haſtigen Bewegung das Taſchentuch von den Papieren zurückziehend, nahm ſie ein Papier und reichte es dem König dar.

Sire, dies iſt das Couvert, in welchem man mir das Libell le lever de l'aurore zuſandte. Die Adreſſe iſt mit verſtellter Handſchrift geſchrieben, aber ich frage Sie auf Ihre Ehre, Sire, erkennen Sie dennoch nicht dieſe Handſchrift?

Ich weiß nicht, ſagte der König verwirrt, ich kann mich täuſchen, aber —

Nein, Sie täuſchen Sich nicht, unterbrach ihn die Königin heftig, es iſt die Handſchrift des Grafen von Provence, Ihres Bruders, Sire. Er iſt es, welcher ſich die boshafte Freude bereitete, mir dieſes ſchmutzige und beſchimpfende Libell zuzuſenden, und ich bin überzeugt, daß Er es auch war, der es Ihnen mittheilte.

Sie haben Recht, mein Bruder hat das gethan, aber er that es ſicherlich nur in guter Abſicht, ſagte der König raſch, nur um uns zu warnen, damit wir vielleicht ein wenig vorſichtiger werden und bei unſern Handlungen ein wenig mehr auf die boshaften Seelen,

welche ſtets das Böſe argwöhnen und eine Luſt an der Verläumdung haben, Rückſicht nehmen ſollten, als daß wir auf die guten und harmloſen Seelen zählen, welche noch an die Unſchuld glauben und die Unvorſichtigkeit entſchuldigen.

Die Königin lachte ſpöttiſch und nahm von dem Tiſch ein zweites Papier, das ſie dem König darreichte. Glauben Ew. Majeſtät, daß dies auch bei dieſen Zeichnungen ſeine Abſicht geweſen?

Der König heftete ſeine Blicke auf das Papier, welches in leichten flüchtigen Zügen einige Zeichnungen enthielt.

Woher kommt dies Papier, und was bedeutet es? fragte er haſtig.

Sire, es ſind, wie Sie ſehen, einige Carricaturen der lächerlichſten und zugleich der unanſtändigſten Art. Jede Skizze hat eine Unterſchrift voll ſanglanten Witzes und boshafter Verleumdung. Bei dieſen Unterſchriften hat man es nicht für nöthig befunden, die Handſchrift zu verſtellen, denn man ahnte nicht, das dies Papier in meine Hände kommen würde. Nicht wahr, diesmal werden Sie nicht ſagen können, daß man ſich täuſchen kann? Diesmal müſſen Sie zugeſtehen, daß dies die Handſchrift des Grafen von Provence, meines Herrn Schwagers iſt?

Es iſt leider wahr, ich kann das nicht beſtreiten, ſeufzte der König. Aber woher haben Sie nur dies unſelige Papier bekommen?

Die Königin lächelte ſchmerzvoll. Sagte ich Ihnen nicht ſchon vorher, Sire, daß wir immer gute Freunde haben, welche bereit ſind, uns eine Wunde beizubringen. Man hat mir auch dies Papier anonym zugeſandt, und mir dabei geſchrieben, daß der Graf von Provence dieſe Carricaturen geſtern im Abendzirkel ſeiner Tante, Madame Adelaide, entworfen hat, und daß die Unterſchriften von ihm in Gemeinſchaft mit den Prinzeſſinnen-Tanten entworfen worden ſind.

Der König trocknete ſich mit ſeinem Taſchentuch haſtig den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen darauf lag, und ſtand heftig auf, das Papier noch immer in der Hand haltend.

Wo wollen Ew. Majeſtät hingehen? fragte die Königin, erſchrocken dem König nacheilend, welcher ſich ſchon der Thür näherte.

Ich will zu meinem Bruder gehen, ſagte der König heftig. Ich

will ihm dies Papier zeigen, und ihn fragen, mit welchem Recht er die Gemahlin seines Bruders, seine Königin, so beschimpfen darf? Ich will ihm sagen, daß er gehandelt hat als ein Verräther und Rebell —

Und wenn Sie ihm das gesagt haben, Sire, werden Sie ihn alsdann auch strafen wie einen Verräther und Rebellen? fragte die Königin mit lauter Stimme.

Der König schwieg und senkte vor den flammenden Blicken der Königin die Augen langsam zu Boden. Marie Antoinette lächelte traurig.

Sie werden ihn nicht bestrafen, Sire, sagte sie, denn der Rebell, der seine Königin beschimpft hat, ist inzwischen doch der Bruder des Königs, und das macht ihn straflos.

Nein, es macht ihn nicht straflos, rief Ludwig heftig. Ich werde ihm sein ganzes Unrecht vorhalten, ich werde ihm bei meinem königlichen Zorn befehlen, Sie hochzuachten, zu verehren und zu lieben.

Ah, Sire, die Liebe läßt sich nicht befehlen, sagte Marie Antoinette traurig. Und wäre ich rein, schön und unschuldig wie die Engel des Himmels, der Graf von Provence würde mich dennoch hassen, denn ich bin eine österreichische Prinzessin, er verzeiht mir das niemals. Und wenn er es selbst wollte, so wird Madame Adelaide es niemals erlauben; Madame Adelaide, welche mir selbst die kleine Stelle mißgönnt, die ich vielleicht im Lauf dieser Jahre mir im Herzen Eurer Majestät erobert habe.

Ah, Antoinette, Sie wissen es wohl, daß Ihnen mein gutes Herz gehört, rief der König mit ungewohnter Innigkeit. Glauben Sie nur, daß alle diese Verleumdungen und Anfeindungen niemals Gewalt über mich gewinnen sollen, und daß es niemals irgend Einem gelingen soll, Ihr reines und schönes Bild in meinen Augen und in meinem Herzen zu umdüstern. Fürchten Sie daher nichts, ich werde Sie schützen, und Ihnen selber wird es gelingen, durch Ihre Anmuth, Unschuld und Tugend Ihre Feinde zu bezwingen!

Nein, es wird mir niemals gelingen, rief die Königin heftig. Sie hassen mich zu glühend, und selbst meine Tugend wird in ihren

Augen ein Verbrechen ſein, denn ſie wird ihnen die Mittel erſchweren, mir zu ſchaden. Aber dennoch fürchte ich meine Feinde nicht, Sire, dennoch will ich den Kampf mit ihnen wagen, und ich kann es, denn mein gutes Bewußtſein und mein gutes Recht ſtehen mir zur Seite.

Und neben dieſen Beiden werden Sie auch immer Mich finden, rief der König, ihre Hand an ſeine Lippen drückend.

Sire, ich hoffe darauf, ſagte Marie Antoinette ſanft. Lieben Sie mich immerhin ein wenig, meine Feinde werden ſchon dafür ſorgen, mir Wermuth in dieſen Freudenbecher zu tröpfeln! Und jetzt, Sire, geben Sie mir dieſe Carricaturen zurück. Ich gab ſie Ihnen nur, um Ihnen zu beweiſen, daß ich meine Feinde kenne, daß ich den Muth habe, Alles zu ſehen, und daß es daher nicht nöthig iſt, mir irgend etwas zu verhehlen. Geben Sie mir jetzt dies Papier zurück.

Ludwig legte es ſchweigend in ihre ausgeſtreckte Hand. Marie Antoinette nahm es, und es zerreißend, und die Stücke in kleine und immer kleinere Stücke zerzupfend, warf ſie dieſelben endlich mit einer hoheitsvollen Bewegung zur Erde nieder.

Die Beleidigung des Grafen von Provence iſt vergeſſen, ſagte ſie. Ich werfe ſie zu den andern hin, und ſie iſt Staub wie dieſe!

Der König neigte ſich nieder, und hob einige dieſer Fetzen empor. Wollen Sie mir das ſchenken zur Erinnerung an dieſe Stunde? fragte er, ſeine Gemahlin mit einem ſtrahlenden Lächeln anſchauend.

Ich ſchenke es Ihnen, Sire!

Aber Sie wiſſen doch, ein Fürſt darf niemals ein Geſchenk annehmen, ohne ein Geſchenk dafür zu bieten. Wollen Sie ſich herablaſſen, und von mir ein Geſchenk annehmen?

Ich nehme es an, Sire!

Nun denn, ſagte der König, indem er ein zuſammengefaltetes Papier, an dem einige Siegel hingen, aus ſeinem Buſen hervorzog. Dies iſt mein Geſchenk, ich gebe Ihnen Papier für Papier!

Die Königin nahm das Papier und entfaltete es haſtig, und während ſie alsdann las, flog ein glühendes Roth über ihr Antlitz hin.

Wie, mein König? fragte sie freudig überrascht. Sie wollen mir ein so königliches Geschenk machen?

Ich schenke Ihnen das Schloß Trianon, sagte der König lächelnd. Das ist die Schenkungsacte, welche Ihnen das Schloß mit allen Gerechtsamen überweist. — Es ist freilich nur ein kleines Besitzthum, aber es ist immer doch eins. Dort werden Sie wenigstens die Freiheit genießen, sich der Natur freuen zu können, und Niemand wird es der Schloßdame von Trianon verwehren können, die Sonne aufgehen zu sehen, so oft es ihr beliebt. Niemand wird auch darüber reden können, denn das Schloß Trianon ist zum Glück so klein, daß sie keine Gäste dort zum Uebernachten haben können, und daß Sie dort nur von wenigen getreuen Dienern werden umgeben sein.

O, Sire, wie gut und großmüthig Sie sind, rief Marie Antoinette tief gerührt, dem König ihre Rechte darreichend. Sie haben mein armes geängstetes Herz verstanden, und wollen ihm ein stilles Plätzchen gönnen, wohin es zuweilen flüchten kann, um ein wenig aufzuathmen in Freiheit und Jugendlust. Ich danke Ihnen von ganzer Seele, Sire. Ich bin also von heute an nicht bloß die Königin von Frankreich, sondern auch eine Grundbesitzerin in Frankreich, nicht wahr?

Ja, das sind Sie, Madame, sagte Ludwig heiter.

Ich kann auf meinem Territorium vornehmen, was ich will, ohne irgend Jemand zu fragen, ohne irgend eine Staatsgewalt, ja auch ohne Madame Etiquette zu fragen?

Ohne Zweifel. Sie allein haben als Schloßdame von Trianon das Recht, dort Gesetze zu geben, und Jedermann muß sich denselben unterwerfen.

Und Niemand darf das Schloß betreten, den ich nicht dazu eingeladen habe, nicht wahr?

Niemand, auch der König nicht! Sie allein haben zu bestimmen, wer dort in Ihre Nähe kommen darf.

O, das ist eine herrliche Aussicht! Ich fürchte, Sire, ich werde den Grafen von Provence sehr selten einladen.

Ich fürchte das auch, rief der König lachend.

Aber den König so oft, daß er am Ende wünschen wird, an der Stelle des Grafen von Provence zu sein! Versprechen Sie mir, Sire, daß Sie niemals, ohne von mir geladen zu sein, nach Trianon kommen?*)

Ich verspreche Ihnen das!

Versprechen Sie mir aber auch jedesmal zu kommen, wenn ich Sie einlade?

Ich verspreche auch das!

Ihr königliches Wort darauf?

Mein königliches Wort darauf. Darf ich dasselbe besiegeln mit einem Kuß auf Ihre Hand?

Nur auf die Hand, Sire? fragte die Königin, indem sie mit einem verschämten Lächeln ihrem Gemahl die Wange darreichte.

Der König neigte sich zu ihr, und preßte einen so heftigen Kuß auf ihre Wange, daß ein glühendes Roth das Antlitz der Königin übergoß, und sie verschämt die Augen zu Boden senkte.

Auch Ludwig erröthete tief, in sichtbarer Verwirrung stotterte er einige Worte, und sich mit einer linkischen Bewegung gegen die Königin verneigend, verließ er hastig durch die geheime Thür das Kabinet der Königin.

Marie Antoinette schaute ihm nach mit einem seltsam sinnenden und lächelnden Ausdruck. Ich werde doch noch eines Tages Königin von Frankreich werden! flüsterte sie. O mein Gott, mein Gott, an diesem Tage werde ich die glücklichste und beneidenswertheste aller Frauen sein!

---

*) Campan I. p. 140.

Sechstes Buch.

Kaiser Joseph in Frankreich.

I.

Nach vier Jahren.

Gräfin Leonore kehrte soeben heim aus der Kaiserburg. Sie hatte dort einem glänzenden Hoffeste beigewohnt, welches Maria Theresia zu Ehren ihres Sohnes, des Kaisers Joseph, gegeben, und bei welchem Joseph auf längere Zeit Abschied genommen von dem Hof seiner Mutter. Denn die lang projectirte Reise nach Paris sollte jetzt endlich ausgeführt werden, und Marie Antoinette sollte jetzt endlich ihren heißesten Wunsch erfüllt sehen, sie sollte den Besuch ihres kaiserlichen Bruders empfangen.

Deshalb also, zur Feier dieser Abreise des Kaisers, hatte heute bei Hofe ein großes Ballfest stattgefunden, und die Gräfin Leonore Esterhazy hatte demselben beigewohnt. Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, als sie von demselben heimkehrte, aber das Hôtel der Gräfin, oder vielmehr des Grafen, ihres Gemahls, strahlte heute wie immer in seiner ganzen Fronte vom hellsten Lichterglanz. Leonore hatte es ein für allemal ihrem Haushofmeister zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht, jeden Abend beim Hereinbrechen des Dämmerlichtes in allen Salons die Kronleuchter anzuzünden, alle Zimmer mit Kerzen zu erhellen. Sie haßte und fürchtete die Nächte, und damit es immer Tag in ihrem Hause sei, mußten allabendlich Hunderte von Lichtern angezündet werden, welche die ganze Nacht hindurch brannten. Es war dies eine von den Launen der genialen Gräfin, eine von den Launen, über welche ganz Wien sich amüsirte, und über welche nur der Gräfin Gemahl sich vielleicht ärgerte, weil ihm diese Laune allmonatlich einige tausend Gulden an Wachslichtern kostete.

Das Hôtel strahlte daher heute wie immer in schönster Tages-

helle, als der Wagen Leonorens in den Vorhof einfuhr und vor dem großen Portal anhielt. Sechs Lakaien in ihren Livréeen von Silberbrokat ſtanden zu beiden Seiten des Portals, und leuchteten mit Wachsfackeln ihrer Herrin, die ſoeben langſam und hoheitsvoll den Wagen verließ, und in die Vorhalle des Hauſes eintrat. Auch hier, wie im ganzen Hôtel, herrſchte Tageshelle. Ein türkiſcher Teppich war quer über den Fußboden bis zur Treppe hingebreitet, und an beiden Seiten ſtanden zwölf Lakaien in ſteifer, feierlicher Haltung, der Befehle ihrer Herrin gewärtig. Am Fuß der Treppe erwarteten der Oberhofmeiſter und der Oberintendant des Hauſes in ehrfurchtsvoller, gebeugter Haltung die Gräfin, und auf dem Abſatz der Treppe ſah man die Geſellſchaftsdame und die erſte Kammerfrau in tiefſter, ehrerbietigſter Verneigung.

Gräfin Leonore ſchien das Alles gar nicht zu bemerken, und gar nicht zu ahnen, daß Menſchen da waren, welche ſie ſahen, und denen ſie vielleicht mit einem Kopfneigen für ihre ehrfurchtsvollen Grüße hätte danken können. Inmitten des tiefſten, feierlichſten Schweigens ging ſie auf dem Teppich durch die Halle dahin in ihrem weißen Atlasgewande, das in einer langen Schleppe hinter ihr herrauſchte, angethan mit einem Schatz der wundervollſten, koſtbarſten Brillanten, die auf ihrem Haupt, an ihrem Hals und ihren Armen in tauſend wechſelnden, blitzenden Lichtern funkelten. Ihr Haupt war ſtolz emporgerichtet, ihre großen, ſchwarzen Augen blickten ernſt und feſt grade vor ſich hin in das Leere, nicht Einmal wandte ſie ſie auf ihre Umgebung hin, keine Muskel ihres Antlitzes, das bleich und durchſichtig war wie Alabaſter, bewegte ſich; feſt aufeinander gepreßt, als wollten ſie ſich nie einem Worte wieder öffnen, waren die Lippen. So lautlos und unbeweglich, funkelnd im Sternenglanz wie eine überirdiſche Erſcheinung, ſchwebte ſie dahin, und wunderbar war es anzuſchauen, wie ſie jetzt die Treppe hinauf ſchritt, die lange, weiße Schleppe hinter ihr herwallend wie Schwanenflügel, die ſie aufwärts hoben, das blaſſe Antlitz umleuchtet von Fackeln und Kerzen. Auf dem Abſatz der Treppe, inmitten ihrer beiden Frauen blieb ſie ſtehen; mit einer leichten, unmerklichen Bewegung ſenkte ſie ein wenig ihr

ſtolzes Haupt, und ihre Blicke richteten ſich mit einem Ausdrucke unausſprechlicher Gleichgültigkeit auf den Haushofmeiſter, der noch immer in ehrfurchtsvoller Verneigung am Fuß der Treppe ſtand.

Man benachrichtige den Herrn Grafen Eſterhazy, daß ich ihn ſofort in dem kleinen, blauen Salon erwarte, ſagte ſie mit heller, gebieteriſcher Stimme, und dann ihr Haupt wieder ſtolz emporrichtend, ſchwebte ſie höher hinauf, bis ſie den Augen ihrer nachſtarrenden Diener am obern Ende der Treppe entſchwand.

Jetzt kam Leben und Bewegung in dieſe feierlichen, verſteinerten Geſtalten, jetzt hoben ſich die gebeugten Häupter, jetzt wurden die krummen Rücken gerade, jetzt belebten ſich dieſe vorher in Ehrfurcht erſtarrten Geſichter, und die Lakaien und Kammerdiener, der Oberhofmeiſter und der Intendant waren jetzt wieder Menſchen, welche dachten, fühlten und gelegentlich auch ihre erhabene Herrſchaft in den Kreis ihrer Bemerkungen zogen.

Habt Ihr's gehört? flüſterte der Eine. Sie will den Grafen ſprechen?

Sie fragt nicht einmal, ob er ſchläft. Sie befiehlt ihm zu kommen, und der arme Herr liegt ſchon ſeit vier Stunden im Bette, denn das iſt ſeine einzige Zuflucht, der einzige Ort, wo er ſicher iſt vor ihren Quälereien.

Ja, er wird aber doch aufſtehen. Er wird doch nicht den Muth haben, ihrem Befehl zu widerſtehen!

Nein, nein! lachten Alle. Er wird in zehn Minuten ſchon im blauen Salon ſein, denn er weiß wohl, wenn er ungehorſam iſt, ſo giebt es in vielen Wochen keine Ruhe, und die gnädige Gräfin wird Alles das thun, was ihm unangenehm iſt, und ſie wird wieder das Geld mit vollen Händen zum Fenſter hinaus werfen und ganz Wien wird wieder wochenlang von den wundervollen, genialen Streichen den wilden Gräfin zu erzählen haben.

Die Dienerſchaft hatte Recht. Graf Franz Eſterhazy hatte durchaus nicht den Muth, der Botſchaft ſeiner Gemahlin, mit welcher der Oberhofmeiſter ihn aus ſeinem erquicklichſten Schlaf weckte, zu widerſtehen. Es ſchien, als ob ein elektriſcher Schlag ſeine ganze

Geſtalt durchrüttelte, und ihn empor trieb aus den warmen Kiſſen. Mit ängſtlicher Stimme rief er nach ſeinem Kammerdiener, damit dieſer ihm bei ſeiner Toilette behülflich ſei, und nicht mehr als zehn Minuten waren vergangen, als der Graf im eleganten Geſellſchaftsanzug durch die erleuchteten Säle dahin ſchritt, um ſich zu dem Rendezvous mit ſeiner Gemahlin in den blauen Salon zu begeben.

Leonore war ſchon dort. Sie ſtand inmitten des Saals unter dem Kronleuchter und das Haupt ſtolz zurückgeworfen, die Blicke kalt und groß auf den eintretenden Gemahl geheftet, hatte ſie das Ausſehen einer Königin, welche ſich herabläßt, einem ihrer Vaſallen Audienz zu ertheilen.

Ganz ſo mit der Miene eines demüthigen und etwas ängſtlichen Vaſallen, näherte ſich der Graf.

Sie haben mich rufen laſſen, Gräfin, ſagte er ſanft, Sie ſehen, mit welcher freudigen Eilfertigkeit ich Ihrem Ruf gefolgt bin. Es iſt für mich ein ſo ſeltenes Glück, von Ihnen zu einer Zuſammenkunft geladen zu werden, es iſt das eine unerhörte Ueberraſchung, eine ſolche liebenswürdige Erfüllung meiner heißeſten Wünſche, ich fühle ſo tief das ſtolze Glück, ich —

Er hielt verwirrt inne, denn er fühlte die brennenden Blicke der Gräfin, welche mit einem Ausdruck unausſprechlicher Verachtung auf ihm ruhten, und das machte ihn befangen, und hemmte den Strom ſeiner ſchmeichleriſchen Beredtſamkeit.

Sprechen Sie doch weiter, Herr Graf, ſagte Gräfin Leonore kalt. Sie ſind noch nicht am Ende mit Ihrer Rede, es fehlt Ihnen noch der Nachſatz zu derſelben!

Sie werden mit Ihrem hohen Geiſt und Ihrem feinen Gefühl ohne Zweifel den Nachſatz ergänzen können, ſagte der Graf freundlich. Sie müſſen fühlen, Leonore, daß mich die Bedeutung dieſes Moments verwirrt. Ich habe Sie ſo oft und ſo vergeblich um eine Unterredung bitten laſſen, und Sie haben mir dieſelbe niemals gewährt: ich habe Sie ſeit unſerer Verheirathung niemals ohne Zeugen, niemals anders als in Geſellſchaft geſehen. Es iſt daher begreiflich, daß dieſe mir endlich nach ſo langer Zeit freiwillig gewährte Zu-

ſammenkunft mich auf das Höchſte und Schönſte überraſcht und meine Gedanken wahrhaft verwirrt.

Wir haben uns niemals wieder ſeit jener unſeligen Nacht allein geſehen, ſagte ſie, wiſſen Sie, wie viel Zeit vergangen iſt ſeit jener Nacht?

Vier Jahre, ſagte er leiſe.

Ja, vier Jahre, wiederholte ſie mit einem heftigen Ausdruck. Gerade heute vor vier Jahren um dieſelbe Zeit, an demſelben Tage ſtanden wir hier auf derſelben Stelle einander gegenüber.

Ah vraiment, es iſt wahr, es iſt heute unſer Hochzeitstag, rief der Graf überraſcht. Verzeihen Sie, daß ich das vergeſſen konnte!

Wohl Ihnen, daß Sie es vergeſſen konnten! Ich habe jenen Tag und jene Stunde nie vergeſſen, ſie ſteht ewig vor mir in ihrer gräßlichen Bedeutung. Wiſſen Sie noch, Herr Graf, was ich Ihnen heute vor vier Jahren in jener Mitternachtsſtunde auf derſelben Stelle hier geſchworen habe? Oder haben Sie auch das vergeſſen?

Ja, ich habe auch das vergeſſen, Leonore, ich wollte nicht der harten und grauſamen Worte gedenken, welche Sie damals ſprachen in der Empörung eines nur zu gerechten Schmerzes.

Ich ſchwur Ihnen, mich an Ihnen zu rächen für den unerhörten Frevel, den Sie gegen mich verübt. Sie hatten eine Seele betrogen, welche ſich vor Ihnen bis zum Flehen gedemüthigt hatte, und dieſe Seele bäumte ſich dann vor Ihnen auf im Zorn, und ſchwur Sie zu ſtrafen und ihr Unglück zu rächen! Habe ich nicht Wort gehalten, Herr Graf Eſterhazy? Habe ich Sie nicht gemartert und gequält, habe ich Sie nicht durchkreuzt in allen ihren Neigungen und Wünſchen, habe ich dieſem Hauſe nicht den Frieden und das Glück entführt, habe ich durch meine Verſchwendung nicht Ihre Vermögensverhältniſſe ruinirt, und Sie und mich zu einer lächerlichen Fabel für ganz Wien gemacht?

Sie ſind vielleicht ein wenig zu hart in Ihrem Urtheil über Sich ſelber, ſagte Graf Eſterhazy ſanft. Es iſt wahr, wir ſind wohl Beide nicht glücklich geweſen; daß wir's nicht waren, beweiſt ſchon, daß es eben ſeit den vier Jahren unſerer Ehe heute das erſte Mal

iſt, wo wir ohne Zeugen zu einander ſprechen, und damit allerdings haben Sie meine liebſten und ſchönſten Neigungen und Wünſche durchkreuzt. Ich will auch nicht leugnen, daß die vielen Feſte, Concerte und Bälle und die ganze Führung unſeres Hauſes einige Millionen gekoſtet und ein Deficit in meine Rechnungen gebracht hat, aber es wäre ungerecht, Sie deshalb der Verſchwendung zu zeihen. Die ſchöne, feenhafte Gräfin Leonore konnte nicht Feſte geben, wie andere gewöhnliche Sterbliche, und man kann von ihrer Genialität nicht fordern, daß ſie bei der Erfindung ihrer Zauberfeſte an Geld und Rechnung denken ſoll. Wir haben allerdings Einiges wieder gut zu machen, aber noch iſt es Zeit dazu!

Nein, es iſt nicht Zeit mehr, irgend Etwas wieder gut zu machen, rief ſie ſtürmiſch, Sie müſſen das fühlen und wiſſen wie ich! Sehen Sie nur, was dieſe elenden vier Jahre aus uns gemacht haben! Sehen Sie Sich ſelber zuerſt. Sie waren ein junger Mann mit einem Herzen voll ſanfter Neigungen, voll edler Hoffnungen, das ganze Leben lachte Ihnen entgegen, alle Frauen bewarben ſich um Ihre Liebe, denn Sie waren einer der reichſten, der vornehmſten und liebenswürdigſten Cavaliere. Jetzt, nach dieſen vier unſeligen Jahren, jetzt ſind Sie ein Greis mit gebrochenem Herzen, ein Greis, welcher niemals ein Mann geweſen, ein Greis, den nicht die Zeit, ſondern nur das Unglück kindiſch gemacht, und der durch ſeine unmännliche Schwäche, ſeine weibiſche Nachgiebigkeit zum Geſpött und Gelächter der ganzen Welt geworden! Und nun ſehen Sie mich auch an! Oh, was war ich heute vor vier Jahren, und was bin ich jetzt! Was hätte ich einem Manne ſein können, der es verſtanden, mich ihm unterthänig zu machen in Liebe und Gehorſam, und meinen Stolz und Eigenwillen zu beugen! Was bin ich geworden durch einen Mann, den ich verachten mußte ſeit dem Tage, an welchem ich ihm zum erſten Male begegnete, verachten, weil er nicht den edlen Muth beſaß, einen Willen zu haben, aber den frechen Muth, vor dem Altare Gottes einen feigen Meineid zu begehen! Die Liebe hätte mich ſanft machen können, der Haß hat aus mir ein Weib gemacht, welches in *ihren* beſten Stunden ſich ſelbſt verachtet und blutige Thränen über

ſich weint! Unſere Ehe war eine Unnatur, und unnatürlich haben wir Beide uns durch ſie entwickelt; Sie ſind ſchwach geworden und furchtſam wie ein Weib, ich hart und furchtlos wie ein Mann! Wehe über uns Beide!

Zwei große Thränen glitten, wie ſie ſo ſprach, aus ihren Augen und rollten langſam über ihre bleichen Wangen nieder. Graf Eſterhazy war wie geblendet von dieſen Thränen, welche zum erſten Male ſeit dieſen vier Jahren ihm ein Zeugniß gaben, daß dieſes kalte, marmorne Götterbild auch ein Weib ſei, welches des Gefühls, ja des Schmerzes ſelbſt fähig ſei. Er näherte ſich ihr haſtig und ſtreckte ihr mit einem ſanften Lächeln ſeine beiden Hände hin.

Leonore, ſagte er freundlich, es iſt heute unſer Hochzeitstag! Vergeſſen wir, daß vier Jahre ſeitdem vergangen ſind, denken wir, daß es heute der Tag unſerer Vermählung iſt. Löſchen wir dieſe vier Jahre aus unſerm Gedächtniß aus, und fangen wir in dieſer Stunde ein neues Leben an; wir haben eine ſchwere Prüfungszeit durchgemacht, möge ſie jetzt beendet ſein! Reichen Sie mir Ihre Hand, vergeſſen wir Alles, was geſchehen, und beginnen wir ein Leben der Eintracht, der Liebe und des Glücks!

Sie ſchauderte in ſich zuſammen vor der Berührung ſeiner Hände und trat ſtolz einen Schritt zurück. Ich kann Ihnen niemals die Hand reichen, ſagte ſie, denn ich kann niemals vergeſſen, was geſchehen iſt, ich kann Ihnen niemals verzeihen, wie ſchmachvoll Sie an mir geſündigt haben! Aber ich will vergeben, wenn Sie jetzt thun, um was ich Sie bitten will!

Sie wollen mich um etwas bitten? fragte Eſterhazy freudig. O, ſprechen Sie, Leonore, was iſt es? Was kann ich thun, um Ihnen gefällig zu ſein?

Sie können mich frei geben, ſagte ſie mit ſanfter, faſt flehender Stimme! Sie können die Ketten löſen, welche uns Beide an einander feſſeln! Kommen Sie mit mir zur Kaiſerin, werfen Sie Sich ihr mit mir zu Füßen, ſchildern Sie ihr mit mir den Jammer dieſer vier Jahre, welche wir auf der Galeere unſerer Ehe zugebracht haben, beſchwören wir ſie, endlich Mitleid zu haben mit zwei armen Men-

ſchen, welche ſie unglücklich gemacht hat, und durch ein kaiſerliches Machtwort zu trennen, was ſie durch ein kaiſerliches Machtwort verbunden hat!

Die Kaiſerin wird das niemals thun, rief der Graf lebhaft, denn ſie wird meinen Worten keinen Glauben ſchenken. Sie weiß, daß ich glücklich und zufrieden bin durch Sie, ich habe ihr das zu oft verſichert, als daß ſie das Gegentheil jetzt glauben ſollte.

Dann laſſen Sie uns an die höchſte Inſtanz gehen! ſagte ſie flehend. Eilen wir nach Rom, werfen wir uns dem Papſt zu Füßen, flehen wir zu ihm, im Namen der Heiligkeit der Ehe, welche durch uns geſchändet wird, daß er in unſere Scheidung einwillige und uns frei mache! —

Unmöglich! rief der Graf. Die Kaiſerin würde das für eine Beleidigung ihrer Majeſtät, für eine Verletzung der ihr ſchuldigen Ehrfurcht halten, ſie würde es uns nie verzeihen, von einer andern Hand das angenommen zu haben, was ihre kaiſerliche Hand uns glaubte verweigern zu müſſen. Nein, das iſt unmöglich, denn die Ungnade der Kaiſerin würde unvermeidlich ſein!

O, über dieſe ſervilen Herzen, welchen die Sonne der Fürſtengunſt Alles erſetzt, ſelbſt ihre Ehre und ihr Glück! rief Leonore mit einem ſchneidenden, kalten Lachen. Was hat Ihnen denn die Gunſt der Kaiſerin eingebracht? Was anders als Elend und Jammer, denn dieſer Gunſt verdanken Sie die Schmach Ihrer letzten vier Jahre, und die Ketten, welche uns gefeſſelt halten!

Ich kann dieſe Gunſt nicht entbehren, ſie iſt ein ſchönes Vorrecht unſerer Familie, rief der Graf, deſſen ſanftes Antlitz plötzlich aufleuchtete in Stolz. Seit Jahrhunderten ſind die Kaiſer von Oeſterreich den Grafen Eſterhazy gnädig geweſen, ſeit Jahrhunderten haben wir an dieſem Hof die erſten Ehrenämter, die höchſten Würden bekleidet, es wäre für uns die höchſte Zurückſetzung, die größte Niederlage, wenn das jetzt anders werden ſollte. Der ganze hohe Adel würde mit Geringſchätzung auf uns blicken, und ſich beeilen, in der Nähe der Kaiſerin die Stelle einzunehmen, welche wir leer gelaſſen, und welche man uns ſo oft beneidet hat. Nein, ich werde nichts thun,

was mir die Gunſt der Kaiſerin entziehen und mich ihrer Gnade unwürdig machen könnte. Sie hat mir dieſe Ehe auferlegt, und deshalb ertrage ich ſie ohne Klage und ſelbſt ohne Schmerz, deshalb ehre und achte ich Sie, Leonore, als ein Geſchenk der Kaiſerin. Und Maria Thereſia weiß und erkennt es, wie ſehr ich ihr in Liebe, Treue und Gehorſam ergeben bin, und ſie wird mich eines Tags glänzend dafür belohnen. Schon hat ſie mir die Stelle des kranken Grafen Palfy zugeſichert, und wenn dieſer ſtirbt, werde ich ihr Oberhofmarſchall; aber noch höhere Ehre ſteht mir bevor. Wenn ich mir ihre Gnade zu erhalten verſtehe, wird Maria Thereſia den Grafen Franz Eſterhazy bald in einen Fürſten verwandeln. O, Madame, Sie weigern ſich mein Weib zu ſein, aber Sie werden es doch nicht weigern können, meine Ehren und Würden mit mir zu theilen, und eines Tages werde ich das Glück haben, dieſe ſtolze Stirn mit einer Fürſtenkrone geehrt zu ſehen!

Sie ſchaute ihn an mit einem Blicke unausſprechlicher Verachtung. Noch elender und erbärmlicher iſt Ihr ſerviles Herz, als ich es dachte, ſagte ſie hoheitsvoll. Jetzt habe ich kein Mitleid, kein Erbarmen mehr mit Ihnen. Hören Sie mich, Graf Eſterhazy, ich frage Sie jetzt zum letzten Male: wollen Sie thun, um was ich Sie gebeten? Wollen Sie mit mir zur Kaiſerin gehen, und mit mir um unſere Scheidung flehen? Wollen Sie, wenn Maria Thereſia ſich weigert, unſere Ehe zu löſen, mit mir nach Rom gehen, um den Statthalter Gottes anzuflehen um unſere Freiheit?

Ich will und kann Beides nicht, Leonore, ſagte der Graf ſanft. Aber ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, um Sie glücklich und zufrieden zu machen. Nie ſollen Ihre Wünſche bei mir ein Hinderniß oder einen Widerſtand finden. Streuen Sie ungehindert Millionen um ſich her, ich werde Sie gewähren laſſen, und mich freuen wenn ganz Oeſterreich ſtaunt über die Pracht unſerer Feſte, und den Glanz unſeres Hauſes. Ich werde ſchon Mittel finden, die Millionen zu erſetzen und die Kaiſerin wird mir dabei behülflich ſein, ich —

Es iſt genug, unterbrach ſie ihn ſtolz. Wir haben einander nichts mehr zu ſagen. Sie haben meiner Bitte nicht Gehör gegeben, jetzt

werde ich Sie zwingen, ſich von mir zu ſcheiden. Sie werden dieſe Stunde bereuen, Herr Graf Eſterhazy, und ich will auf Ihr Wappenſchild einen ſolchen Balken legen, daß ſelbſt die Fürſtenkrone ihn nicht hinweg ſtoßen kann! Das iſt mein letztes Wort, gehen Sie!

Graf Eſterhazy folgte ihrem Befehl nicht, ſondern näherte ſich ihr wieder, um ihre Hand zu nehmen und ſie an ſeine Lippen zu ziehen.

Leonore entriß ſie ihm heftig und deutete mit einer hoheitsvollen Bewegung nach der Thür hin.

Leonore, bat der Graf, zürnen Sie mir nicht! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen dies ungeheure Opfer, welches Ihre Grauſamkeit von mir fordert, nicht bringen will. Ich kann Sie nicht frei geben, ich kann Sie nicht von mir laſſen. Sie ſind die Sonne Ihres Hauſes und Sie werden es bleiben!

Und die Kaiſerin wird Sie dafür mit einem Fürſtentitel belohnen, rief Leonore mit einem rauhen Lachen. Gehen Sie nur, Sie ſind ſelbſt meines Zornes nicht werth! Aber Sie ſollen dieſe Stunde bereuen! Gehen Sie!

Graf Eſterhazy wagte es nicht noch einmal, ihrem Befehl zu widerſtehen, denn er ſah, wie ihre Wangen im Zorn ſich zu röthen begannen, wie ihre Blicke ihm drohten.

Mit einem tiefen Seufzer verneigte er ſich vor ihr und verließ den Salon.

Leonore ſchaute ihm nach, und als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, drang es wie ein Todesächzen aus ihrer Bruſt hervor.

Der letzte Strohhalm, an welchem ich mich anklammern wollte, um nicht zu verſinken, murmelte ſie leiſe vor ſich hin, auch der entzieht ſich meinen Händen, und ich muß zu Grunde gehen!

Sie neigte ihr Haupt auf ihre Bruſt und wieder floſſen zwei Thränen über ihre Wangen nieder. Aber ſie ſchüttelte ſie mit einer ſtolzen Kopfbewegung fort. Jetzt iſt es nicht mehr Zeit zu weinen, ſondern zu handeln! ſagte ſie energiſch. So geſchehe denn, was nicht mehr abzuwenden iſt! Die Stunde iſt gekommen! Er wartet auf mich!

II.

Die Flucht.

Mit haſtigen Schritten durcheilte Gräfin Leonore die Säle und :at in ihr Kabinet ein. Die Thür deſſelben verſchloß ſie ſorgfältig inter ſich, und dann den Raum durchſchreitend, trat ſie da drüben ı dem großen Bilde hin, das an der Wand hing, und deſſen breiter tahmen mit geſchnitzten, goldenen Roſen verziert war. Sie legte die ›and auf eine dieſer Roſen und drückte ſie nieder. Ein leiſes Knarren, ıie wenn eine Maſchienerie ſich bewegt, ließ ſich vernehmen. Leonore rückte noch einmal, noch ſtärker an der Roſe und trat dann zurück. ›as Knarren wiederholte ſich, das große Bild ſchien zu erzittern, es ewegte ſich und hinter demſelben ward eine Thür ſichtbar. Leonore ffnete ſie, aber wie ſie es that, ſchauderte ihre ganze Geſtalt in ſich ıſammen und eine Todtenbläſſe bedeckte ihre Wangen.

Treten Sie ein, Herr Graf Schulenburg, ſagte ſie mit lauter, ılter Stimme.

Sofort erſchien in der Thür die hohe, ſchlanke Geſtalt eines ıngen Mannes.

Darf ich die Schwelle dieſes Paradieſes überſchreiten? fragte er, :ine glühenden Blicke auf die Gräfin gerichtet, welche kalt und ſtarr ı der Mitte des Zimmers ſtand.

Sie dürfen es, ſagte ſie, aber ſie ſchritt ihm nicht entgegen, ſie ob nicht die Hand, ihn zu begrüßen, ſie ſah ihn nicht an, ſondern lickte zur Erde nieder, und ein roſiger Schleier der Scham goß ſich ıngſam über ihr Antlitz nieder und bedeckte ihren Hals und ihre Schultern, und ſchien ſelbſt die funkelnden Brillanten mit einem Schatten zu überhauchen.

Graf Schulenburg ſah dieſes Erröthen und lächelte triumphirend. Er hatte ſchon oft ſo Frauen vor ſich erröthen geſehen, und dieſes Erröthen war allemal das Morgenroth ſeines Glückes geweſen.

Er eilte zu ihr hin, und vor ihr niederknieend, hob er ſein Antlitz, deſſen verführeriſche Schönheit das Entzücken der Frauen und das Entſetzen der Männer Wiens war, zu ihr empor und ſah ſie mit großen, brennenden Blicken an. Leonore ließ es geſchehen, daß er ihre herabhängenden Hände nahm und ſie mit glühenden Küſſen bedeckte, daß er in flammenden Worten ihr ſeine Liebe und ſein Entzücken über die endliche Erwiderung derſelben ſchilderte und ſein ſtolzes Glück pries, daß die ſchöne Leonore, deren kalte Keuſchheit und unnahbare Tugend alle Cavaliere Wiens bisher mit Entſetzen erfüllt, ihm den köſtlichen Triumph gönne, ihr Herz endlich bezwungen zu haben.

Sie hörte ihn an mit derſelben kalten Gleichgültigkeit, mit welcher ſie vorher ihrem Gemahl zugehört hatte. Aber als Graf Schulenburg jetzt leiſe ſich von ſeinen Knieen erhob und ſie in ſeine Arme ziehen wollte, trat ſie zurück und ſtreckte ihre Hände abwehrend gegen ihn aus.

Leonore, flüſterte er ſchmerzvoll, Sie wollen alſo noch immer grauſam ſein? O, Sie ſind ein kaltes Herz! Sie ſagen, daß Sie mich lieben, und wollen mir nicht einmal die Gunſt einer Umarmung, eines erſten Kuſſes gewähren?

Nicht hier, ſagte ſie ernſt, nicht in dieſem Hauſe, in welchem der Mann wohnt, deſſen Namen ich trage. Entweihen wir die Liebe nicht, indem wir die Ehe ſchänden.

So kommen Sie, kommen Sie, Leonore, bat er dringend. Alles iſt zu unſerer Abreiſe bereit; der Wagen harrt unten an der kleinen Gartenpforte. Ich habe für Sie und für mich Päſſe nach Italien, nach Frankreich, nach Spanien und nach England beſorgt. Sie haben alſo nur zu wählen, wohin wir gehen, in welchem ſtillen, paradieſiſchen Winkel der ſchönen Gotteswelt wir uns verbergen wollen mit unſerer Liebe und unſerm Glück, bis die Gefahr vorüber iſt und wir unſere Liebe frei vor aller Welt bekennen können.

Wir wollen nach Paris gehen, ſagte ſie, indem ſie ihr Geſicht abwandte, als wolle ſie es den Blicken des Grafen entziehen.

Nach Paris, Theuerſte? fragte Graf Schulenburg überraſcht. Aber bedenken Sie denn nicht, ma toute belle, daß wir dort jetzt am

meiſten in Gefahr ſind, erkannt zu werden? Der Kaiſer begiebt ſich ja morgen nach Paris und nimmt ein großes Gefolge mit. Wie leicht könnte Einer dieſer Cavaliere uns begegnen und erkennen!

Paris iſt groß, ſagte ſie feſt, und wir werden uns zu verbergen wiſſen. Entdeckt man uns, ſo ſtellen wir uns unter den Schutz des Kaiſers. Er kennt das Unglück meiner Ehe, und ich weiß, daß er mich bemitleidet. Er wird uns alſo ſeinen Beiſtand gewähren.

Sie mögen Recht haben, rief der Graf nach kurzem Bedenken. Ihr hoher Geiſt erfaßt immer das Richtigſte und Beſte. Wir gehen alſo nach Paris. Dort wollen wir in ſüßeſter Verborgenheit den Wonnemonat unſerer Liebe feiern.

Ja dort, nicht früher! ſagte ſie ernſt.

Graf Schulenburg ſah ſie überraſcht an. Was wollen Sie damit ſagen, theuerſte Leonore? fragte er.

Ich will damit ſagen, daß ich von Ihnen einen letzten Beweis Ihrer Liebe fordere, bevor ich dieſelbe erhören kann. Ich fordere von Ihnen, daß Sie, bis wir Paris erreicht haben, mir niemals wieder von Ihrer Liebe ſprechen wollen, daß wir neben einander ſein wollen, wie ein Bruder es mit ſeiner Schweſter iſt. Ich fordere von Ihnen, daß Sie niemals mich, und ſei's auch nur meine Hand, zu berühren wagen, daß wir von allen Dingen ſprechen, nur nicht von Ihrer Liebe, und endlich fordere ich, daß Sie meine Kammerfrau in dem Wagen neben uns dulden. Sie wird mit mir im Fonds, Sie werden rückwärts ſitzen.

Nein, Leonore, Sie fordern das Uebermenſchliche, das Unmögliche von mir, rief der Graf heftig. Ich ſoll neben Ihnen ſein, ohne Ihnen meine Liebe, mein Entzücken zu ſagen, ich ſoll meine glühende Leidenſchaft herabdämpfen zu der kalten Neigung eines Bruders, ich ſoll endlich es dulden, daß die kalten, lauernden Augen einer Dienerin immer da ſind, die meinen zu bewachen, und ich ſoll nicht einmal das Glück haben, neben Ihnen zu ſitzen, Ihre himmliſche Geſtalt, den warmen Hauch Ihres Mundes an meiner Seite zu fühlen. Ach, Leonore, Sie wollen meine Liebe nur prüfen, ob ſie der größten Opfer fähig iſt, aber dies iſt nicht Ihr Ernſt, kann nicht Ihr Ernſt ſein!

Es iſt mein Ernſt, Graf!

Aber bedenken Sie nur, was Alles ich nicht ſchon gethan, um Ihnen meine Liebe zu beweiſen, ſchöne, grauſame Leonore! Seit einem Jahre liebe ich Sie, folge ich Ihnen auf allen Wegen, habe ich keinen Gedanken, keine Hoffnung, keine Sehnſucht, als nur Sie! Sie ſchienen mich gar nicht zu beachten, ich war für Sie nichts, als ein Atom, das unbemerkt in dem Strahl Ihrer Sonne ſpielte. Sie hörten nicht meine Seufzer, meine glühenden Liebesworte, Sie ſahen nicht, was ganz Wien ſah, daß ich mich verzehrte in ſchmerzlicher Liebe zu Ihnen. Sie ſchickten alle meine Briefe uneröffnet zurück, und Sie ſchauten in mein bleiches Antlitz mit einem Lächeln, welches für mein Herz ein Todesurtheil ſchien. Ich war in Verzweiflung, in Raſerei, zum erſten Mal widerſtand mir ein Weib, und dieſes Weib war das Erſte, welches ich wahrhaft liebte. Ich wäre geſtorben, freiwillig geſtorben, wenn nicht eines Tages ein Strahl von Mitleid Ihr kaltes Herz erwärmt hätte. Sie ſandten mir meinen Brief nicht zurück, Sie nahmen ihn an, Sie duldeten es, daß ich Abends in der Hofgeſellſchaft hinter Ihrem Stuhle ſtand und in Ihr Ohr die glühenden Bekenntniſſe meiner Liebe flüſterte, und als ich Sie zu Ihrem Wagen geleitete, ſchien es mir, als ob Sie den Druck meiner Hand leiſe erwiderten. Aber dies ſind die einzigen Gunſtbezeugungen, deren meine Liebe ſich bis hieher zu erfreuen gehabt. Sie haben meine Liebe geduldet, das iſt Alles, aber Sie haben ſie nie mit Worten oder Briefen erwidert.

Habe ich Ihnen nicht vor acht Tagen geſchrieben, fragte Leonore kalt.

O ja, Sie haben mir geſchrieben, ſagte er lächelnd. Hören Sie nur, ich weiß dieſen Brief auswendig. Sie ſchrieben: „Wenn Ihre Liebe wahr und innig iſt, ſo muß es für Sie eine Marter ſein, mich als die Gemahlin eines andern zu wiſſen. Ich werde niemals die Ihre ſein, ſo lange ich mit dieſem Manne, deſſen Namen ich trage, unter Einem Dache, in Einer Stadt verweile. Wenn ich an Ihre Liebe glauben ſoll, ſo müſſen Sie mich entführen. Wollen Sie das, ſo bereiten Sie Alles vor, beſorgen Sie Päſſe nach allen Ländern

Europas, Päſſe für Sie und Ihre Schweſter, laſſen Sie den Reiſewagen heut über acht Tage an der kleinen hintern Gartenpforte meines Hotels warten. Sie werden neben dieſer Pforte eine Frau finden, folgen Sie ihr, und ſie wird Sie durch den Garten in das Hotel zu einer geheimen Treppe führen. Steigen Sie die Treppe hinauf und warten Sie auf dem Corridor, bis ich Sie rufe.“ — Dies war Ihr ganzer Brief, Leonore. Sie ſehen, ich habe nicht Ein Wort deſſelben vergeſſen und es findet ſich nicht Ein Wort der Liebe darin. Aber ich folgte Ihren Befehlen, wie der gehorſame Sclave ſeiner Herrin. Ich flüſterte Ihnen Abends in der Soirée zu: erwarten Sie mich in acht Tagen! — Sie ſahen mich gar nicht einmal an, neigten nur leiſe bejahend Ihr Haupt und ſchienen mich von dieſer Stunde an gar nicht mehr zu beachten, keinen Blick, kein Lächeln, keinen Händedruck mehr für mich zu haben. Ich unterdrückte meinen Schmerz und hoffte auf die Zukunft, und traf alle nöthigen Vorbereitungen und Einrichtungen; endlich ſind dieſe fürchterlichen acht Tage vorüber, ich habe meine Päſſe, der Reiſewagen iſt bereit, ich fliege hierher. Sie laſſen mich eine Stunde auf dem Corridor vor der verſchloſſenen Thür warten. Endlich öffnete ſich dieſe, ich ſehe vor mir die Lichtgeſtalt meiner Liebe und ſtürze ſelig zu Ihren Füßen nieder. Sie aber bleiben kalt und ſtolz wie immer, Sie verſagen mir die kleinſte Gunſt, das leiſeſte Zeichen Ihrer Gegenliebe, und endlich jetzt fordern Sie noch, daß ich während einer langen Reiſe meine Liebe wieder zurückdrängen ſoll in die ſchweigende Einſamkeit meines Herzens, daß ich mit der kalten Gleichgültigkeit eines Bruders neben Ihnen ſein und daß ich es mir gefallen laſſen ſoll, nicht einmal mit Ihnen allein zu reiſen, ſondern eine dritte Perſon neben mir zu dulden! Nein, Leonore, das iſt zu viel, das kann ich nicht erfüllen.

Dann, Herr Graf Schulenburg, leben Sie wohl, ſagte Leonore feſt. Kehren Sie zurück auf dem Wege, welchen Sie gekommen. Wir haben einander nichts mehr zu ſagen, leben Sie wohl!

Sie wandte ſich ab und ſchien im Begriff hinauszugehen. Graf Schulenburg faßte ihre Hand und hielt ſie feſt. Leonore, ſagte er

heftig, Sie martern mich zu Tode mit Ihrer Kälte und Ihrer Gleichgültigkeit. Geben Sie mir wenigstens ein Wort des Troſtes, der Hoffnung. Sagen Sie mir wenigſtens Einmal, o nur Einmal, daß Sie mich lieben.

Kann ein Weib einen größeren Beweis davon geben, als daß ſie ſich von ihrem Liebhaber entführen läßt? fragte Leonore mit einem ſeltſamen Lächeln. Sagt eine Entführung nicht mehr als alle Worte es vermögen?

Es iſt wahr, es iſt ein ſtolzes, zauberhaftes Glück, welches Sie mir da bieten, rief er ſinnend. Aber es iſt, als ob Sie mir einen goldenen Becher reichten, der mit Wermuth gefüllt iſt. Das Aeußere iſt ſchön und glänzend, aber der Trank iſt bitter!

So trinken Sie ihn nicht, ſagte ſie, ihre Hand zurückziehend.

Nein, nein, ich will, ich muß ihn trinken, denn meine ganze Seele dürſtet nach dieſem Becher, und ich bin bereit, den Inhalt zu nehmen um des Bechers willen!

Sie nehmen alſo meine Bedingungen an?

Ich nehme ſie an! Ich werde bis Paris meiner Liebe Schweigen auferlegen, ich werde Sie ehren und fliehen, als eine höchſt geſtrenge, höchſt keuſche Schweſter, ich werde niemals auch nur die Spitzen Ihrer Finger zu berühren wagen, und endlich werde ich dieſes Ungeheuer, dieſe Schildwache der Tugend, Ihre Kammerfrau, neben Ihnen dulden, werde ihr gegenüber auf dem Rückſitz meinen Platz nehmen, während es ihr vergönnt iſt, im Fond neben Ihnen zu thronen. Ich gehe alle dieſe Bedingungen ein, bis wir Paris erreicht haben. Aber dann, Leonore, dann endlich werden Sie meine heiße, demüthige Liebe belohnen. O, in Paris —

In Paris, unterbrach ihn Leonore mit einem flammenden Blick und einem ſeltſamen Lächeln, in Paris werden wir weiter miteinander ſprechen, und dann werde ich zu Ihnen ſprechen in einer Weiſe, wie Sie ſie niemals vernommen!

O, Leonore, ich danke Ihnen, rief der Graf leidenſchaftlich. Dieſe himmliſche Verheißung giebt mir Kraft, das Schwerſte zu ertragen und mit freudigem Muthe der Erfüllung derſelben die größten

Opfer zu bringen. Gehen Sie jetzt, Leonore, und legen Sie Ihr Reiſekleid an! Der Wagen wartet ſchon lange, und die Pferde werden ermüdet werden vom langen Stehen und uns nicht ſo ſchnell von dannen führen. Gehen Sie alſo, meine Schweſter, und beeilen Sie ſich! Ich erwarte Sie hier!

Er küßte ehrfurchtsvoll die Spitzen ihrer Finger, und ſich dann tief verneigend, trat er zurück bis an die geheime Thür. Gräfin Leonore nickte leicht mit ihrem ſtolzen Haupte wie die Königin, welche einen demüthigen Supplicanten aus der Audienz verabſchiedet, und verließ dann durch die entgegengeſetzte Thür das Kabinet.

Graf Schulenburg ſchaute ihr nach, und über ſein ſchönes Antlitz flog jetzt ein Ausdruck grauſamer Schadenfreude, kalter Ironie.

Die wilde Gräfin Eſterhazy wird alſo auch gezähmt werden, murmelte er leiſe vor ſich hin, und *ich* werde den Triumph haben, dieſe Zähmung zu vollbringen! Ich werde alſo meine Wette gewinnen, und was alle Cavaliere, was ſelbſt der ſchöne und reiche Fürſt Lichtenſtein vergeblich erſtrebt hat, das wird mir gelingen, ich werde dieſe wilde Tugendheldin demüthigen und zu meiner Sclavin machen! Geduld, Geduld, ſie ſoll mir den ſtolzen Uebermuth dieſer Tage ſchon büßen müſſen. Ich will es ihr erlauben, bis Paris noch die Herrin zu ſpielen, aber in Paris werde ich ſie ſchon als Sclavin zu meinen Füßen ſehen! Vraiment, es iſt ein köſtliches, pikantes Abenteuer, das mir Gott Amor zugeführt hat. Ich werde mit der ſchönſten Frau der Welt auf ihre Koſten eine herrliche Hochzeitsreiſe machen, ohne vorher das läſtige Ceremoniell einer Trauung ertragen zu müſſen, und wenn mein Wonnemond zu Ende iſt, und ich nach Wien zurückkehre, wird mir der Prinz von Hildburghauſen die zweitauſend Louisd'or, um die wir gewettet haben, auszahlen müſſen; ma foi, er wird dann nicht mehr leugnen können, daß ich Sieger bin, denn ich habe die ſchöne keuſche Gräfin Leonore nicht bloß verführt, ſondern ſogar entführt. Ich —

Die Thür öffnete ſich und Leonore, im Reiſeanzug, gefolgt von ihrer Kammerfrau, welche die Caſſette der Gräfin und die Reiſeeffekten trug, trat ein.

Ich bin bereit, Herr Graf, laſſen Sie uns eilen, ſagte Leonore ernſt; als aber der Graf zu ihr trat, um ihr den Arm zu bieten, ſchüttelte ſie langſam ihr Haupt.

Nicht nöthig, ich kenne den Weg, folgen Sie mir! ſagte ſie an ihm vorüberſchreitend und durch die kleine, geheime Thür auf den Corridor hinaustretend. Graf Schulenburg folgte ihr ſeufzend und mit einem wüthenden Blick auf die hübſche, junge Kammerfrau, welche ihm ſpöttiſch lächelnd in's Angeſicht ſchaute. — Wenige Minuten ſpäter vernahm man das dumpfe Rollen eines Wagens. — Kein Licht in den Sälen des Hotels erloſch, Alles ſtrahlte weiter in Glanz und Herrlichkeit, kein ängſtlicher Traum beſchwerte den Schlaf des Grafen Franz Eſterhazy, ruhig ſchlummerte er weiter, und doch war eben ein finſterer Schatten durch dieſe Säle dahin gerauſcht, und doch ſaß dieſer finſtere Schatten jetzt wie eine Eule hoch oben auf dem goldenen Wappen, welches auf dem mit ſammtenen Vorhängen geſchmückten Lager des Grafen prangte! Der Schatten der Schande, welchen die entflohene Gemahlin des Grafen in ſeinem Hotel und auf ſeinem Wappen zurückgelaſſen!

III.

Der Blick auf Deutſchland.

Ein glänzender Reiſezug näherte ſich der langen Brücke, welche bei Kehl über den Rhein und hinüber nach Frankreich führt. Es war der Reiſezug des Kaiſers Joſeph, des Grafen von Falkenſtein, der jetzt auf der Reiſe nach Paris bis an die Grenzen Deutſchlands gelangt war.

Stattlicher und glänzender als ſonſt war diesmal das Reiſegefolge des Kaiſers; Maria Thereſia hatte es ſo gewünſcht, und der Kaiſer hatte ſich daher gehorſam ihrem Wunſche gefügt.

Er reiſte diesmal alſo nicht in einer einfachen Reiſechaiſe, be-

gleitet von einem Cavalier und einem Kammerdiener, ſondern er reiſte als der reiche und vornehme Graf von Falkenſtein, der ſich, wenn es ihm beliebte, jeden Augenblick in einen Kaiſer verwandeln konnte. Das Gefolge des Kaiſers beſtand diesmal aus dreißig Perſonen; da war ein Reiſemarſchall und ein Leibarzt, ein Geheimſecretair und vier Kammerdiener, da war ſogar der Mundkoch des Kaiſers und einige ſeiner Unterbeamten, und endlich hatte der Kaiſer außer ſeinem Freunde, dem Grafen von Roſenberg, noch zwei andere vornehme Cavaliere mit ſich nehmen müſſen.

Bei einem ſo glänzenden Gefolge, mit welchem der Kaiſer daher kam, hatte ſein Incognito alſo wenig Bedeutung, und in München wie in Stuttgart hatte es ſich Joſeph ſchon gefallen laſſen müſſen, daß man die leichte Hülle des Incognito's lüftete und dem Kaiſer, der darunter verborgen war, ſeine Huldigung darbrachte. Ueberall auf ſeinem Wege hatte er das Zujauchzen des Volkes, das Zuſammenſtrömen der Menſchenmenge, feierliche Anreden, officielle Huldigungen zu erdulden gehabt.

Jetzt war die Grenze Deutſchlands erreicht, und der kaiſerliche Reiſezug war eben, wie geſagt, bis an die Brücke bei Kehl angelangt. Es war Abend, die Sonne nahte ſich dem Untergange und warf ihre goldglühenden Lichter auf die grünen, glänzenden Fluthen des Rheins, der mit leiſem Murmeln ſeine ſchaumgeränderten Wogen an das Ufer plätſcherte. Der Kaiſer ließ ſeinen Wagen anhalten, und ſich von ſeinem Sitz erhebend, ſchaute er hinter ſich auf dieſe ſechs hochgethürmten mit vier Poſtpferden beſpannten Equipagen, welche ihm folgten.

Freund Roſenberg, ſagte der Kaiſer dann, ſich lächelnd an den Grafen wendend, der neben ihm ſtand, ich habe mir ganz in der Stille einen Plan entworfen, und hoffe, daß er Ihren Beifall haben wird. Sie ſollen es mir aber ehrlich ſagen, verſprechen Sie mir das?

Ich verſpreche Eurer Majeſtät eine durchaus ehrliche Antwort.

Nun denn, Freund, aber ganz ehrlich, wie gefällt Ihnen unſere diesmalige Art zu reiſen?

Ach, Sire, ich habe jeden Tag mit weinerlicher Sehnsucht an unsere früheren Reisen gedacht. O, wie göttlich schön war's doch damals, als wir in jenem Dorf uns selber unser Mittag bereiteten, wie lustig und abenteuerlich auch auf dieser Reise nach Galizien, wo wir freilich öfter unter Gottes freiem Himmel und unter unserm Pferd schlafen mußten, und oft Tagelang nichts Anderes zu essen bekamen, als was wir uns aus den Judenschenken in den Dörfern, oder aus den einsamen Hütten der Goralen und Slowaken für viel Geld und viele gute Worte eroberten.

O, ich danke Ihnen, rief der Kaiser freundlich, ich sehe, daß wir Einer Meinung sind und daß wir uns verstanden haben. Jetzt habe ich Sie nichts weiter zu fragen, denn ich weiß nun, daß sie mit dem zufrieden sein werden, was ich vorhabe!

So sprechend, winkte der Kaiser einem der drei Herren, welche in dem nächsten Wagen hinter ihm saßen, und sofort sprang dieser aus dem Wagen und eilte herbei.

Der Kaiser nahm seinen Sitz wieder ein und neigte sich freundlich zu dem Gerufenen hin. Herr Hauptmann von Bourgeois, sagte er, Sie werden mir erlauben müssen, einige kleine Abänderungen in unserm Reiseplan zu machen. Zuerst aber gestatten Sie mir, Ihnen meinen Dank zu sagen, denn Sie haben Ihrem Dienst als Reisemarschall mit größter Umsicht und Aufmerksamkeit genügt. Aber länger will ich Sie nicht bemühen, und wir wollen den Prunk unserer Reise hier an den Grenzen Deutschlands zurück lassen. Frankreich muß ich entweder im vollen Glanz der Kaiserwürde, oder als einfacher Privatmann durchreisen. Zu dem Ersteren habe ich von der Kaiserin keinen Auftrag, und die Million Francs, die wir mitgenommen, und die für die ganze Dauer der Reise ausreichen soll, möchte für solche Kaiserreise auch schwerlich genügen. Ich ziehe es also vor, als Privatmann zu reisen. Sie werden mir aber zugestehen, daß alsdann unser Zug ein wenig zu stattlich und zu groß erscheint.

Demgemäß wollen Ew. Majestät uns entlassen, und wir sollen nach Wien zurückkehren? fragte Herr von Bourgeois mit

einem leiſen Seufzer, der den vergeblich gehofften Freuden von Paris galt.

Nicht doch, mein Herr Reiſemarſchall, ſagte der Kaiſer, welcher den Seufzer gehört und verſtanden hatte. Wir wollen Alle unſern Plan ausführen und nach Paris gehen, nur wollen wir es nicht gemeinſchaftlich und in dieſer ſchwerfälligen Weiſe thun, ſondern auf einfachere und bequemere Art, indem wir uns zerſtreuen und auf verſchiedenen Wegen zu demſelben Ziele gelangen. Wir wollen uns daher jetzt in drei Colonnen theilen: die erſte Colonne bilde ich mit dem Grafen Roſenberg. Wir bedürfen nichts als dieſen Caleſchwagen, und meinen Kammerdiener Günther, den Sie die Güte haben werden zu rufen, damit er den Platz hier vorn auf dem Bock neben dem Poſtillon einnehme. — Die zweite Colonne bilden Sie mit den beiden Grafen Colloredo und Cobenzl, und meinem Leibarzt Brambilla; Sie werden mit Ihrer Dienerſchaft an zwei Kutſchen genug haben, und man wird Ihnen überall wegen Ihres ſtattlichen Auftretens die höchſten Ehren und die höchſten Rechnungen ſpenden. Die dritte Colonne endlich bildet der Mundkoch, die Kammerdiener und Lakaien, die in den drei noch übrigen Wagen hinlänglich Platz haben. Dieſe drei Colonnen führt mein Mundkoch an. Er iſt ein ſehr vornehmer und verwöhnter Herr, der von dem Feuer ſeiner Oefen und Heerde gegen die friſche Gottesluft etwas empfindlich und ängſtlich geworden. Wir wollen ihm alſo geſtatten, die große Kutſche, welche Sie mir als Reſerve für kalte Regentage beſtimmt hatten, mit irgend einem ſeiner Günſtlinge aus der Küche zu beſteigen, und ſo als grand Seigneur im Gefolge zweier Wagen mit Dienerſchaft und einem Pack- und Fourage-Wagen zu fahren. — Da haben Sie meinen ganzen Feldzugsplan, Herr Hauptmann, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die drei Colonnen ſich nach ſechs Tagen auf der letzten Station vor Paris wieder zuſammenzufinden haben.

Ich erlaube mir nur noch die eine Frage an Ew. Majeſtät zu richten, wann der Feldzugsplan in Angriff genommen werden ſoll?

Auf der Stelle, Herr Hauptmann! Die zweite und dritte Colonne werden ſofort über die Brücke fahren, und bis Straßburg

vereinigt bleiben. Dort werden Sie als Reiſemarſchall gütigſt der dritten Colonne ihre Marſchroute vorzeichnen, und für die zweite die Tour wählen, welche Ihnen und den andern Herren beliebt. Die erſte Colonne wird hier noch ein wenig auf deutſchem Boden verweilen und ſich einen ganz neuen Weg ausſpüren, einen Weg, auf welchem die beiden Reiſenden des einfachen Caleſchwagens ſicher ſind, den vornehmen Reiſenden der zweiten und dritten Colonne gar nicht zu begegnen. An's Werk denn, an's Werk! Haben Sie die Güte, die beiden Grafen und den Doctor zu benachrichtigen, daß ich ihnen Lebewohl ſagen möchte.

Herr von Bourgeois eilte fort, und der Kaiſer ſprang aus dem Wagen, um nicht, wie von einem Thron herab, den letzten Abſchied von ſeinen Cavalieren zu nehmen.

Eine Viertelſtunde ſpäter hatte die ganze Reihe der großen Wagen die lange Rheinbrücke paſſirt und verſchwand jenſeits derſelben in einer Wolke von Staub.

Der Kaiſer athmete hoch auf, und ein glückliches Lächeln flog über ſein Antlitz hin. Laſſen wir den Staub dieſer Kaiſerherrlichkeit erſt ein wenig verfliegen, ſagte er, alsdann wollen auch wir über die Brücke fahren, und in dem erſten beſten Dorf unſer Nachtquartier nehmen. — Kommen Sie, Roſenberg, geben Sie mir Ihren Arm, laſſen Sie uns ein wenig am Ufer des Rheins ſpazieren gehen.

Er nahm den Arm des Grafen, und die Landſtraße überſchreitend, ging er mit ihm zu dem kleinen Fußpfad, der einerſeits am Rand einer üppigen Wieſe und andrerſeits am Uferrand des Rheins dahin führte.

Eine tiefe Stille herrſchte ringsum; auf den fernen Aeckern ſah man, da der Kaiſerzug längſt vorüber war, die Bauern ruhigen und gemeſſenen Schrittes hinter den von großen Stieren gezogenen Pflügen einhergehen, oder die großen hochaufgethürmten Heuwagen langſam dahin fahren. Weiterhin in einem Kranz grüner Bäume ſah man die Thürme und Häuſer der Stadt Kehl, und ringsum in weiterer Ferne ſtiegen aus der lachenden Landſchaft lieblich gelagerte

örfer und einzelne Gruppen von Häuſern empor. Von den Thürmen m Kehl herüber ſchallte das Läuten der Abendglocken, dazwiſchen rnahm man hier und dort das fröhliche Aufjauchzen irgend eines auerburſchen, den jubelnden Klang eines Liedes, das ſich ein ädchen auf der Heuwieſe ſang, und leiſe dazu rauſchte der Rhein it ſeinen grünen Wogen das ewig junge und ewig unvergängliche ied von der Schönheit der Welt und der Herrlichkeit der Natur.

Der Kaiſer, welcher anfangs raſch vorwärts geſchritten war, ſtand ill und ließ ſeine Blicke lange und mit entzücktem Ausdruck über e reizende, üppige Landſchaft dahin ſchweifen.

Sehen Sie nur, Freund, ſagte er nach einer langen Pauſe, ſehen ie, wie ſchön Deutſchland iſt. Schön wie ein lächelnder, friedlicher nabe, der aber auf ſeiner Stirn und in ſeinem Antlitz die Züge ägt, welche verrathen, daß er einſt zu einem Manne, zu einem elden erſtarken könnte!

Sie werden den Knaben zu dieſem Mann und zu dieſem Helden ziehen, Majeſtät, rief Graf Roſenberg.

Der Kaiſer runzelte leicht die Stirn. Sie ſind noch in dem aradeмarſch unſerer bisherigen Reiſe, Freund, ſagte er haſtig. ergeſſen Sie jetzt wieder den ganzen Firlefanz der Majeſtät und r Kaiſerwürde. Sie wiſſen nur zu gut, daß ich eben nicht ſonder- che Freude von meinem Kaiſerthum habe und daß ich gar hart und mmervoll zu tragen habe an meiner Mitregentſchaft, unter der ich indurch ſchleichen muß, wie einſt die Gefangenen der Römer unter em Joch!

Aber eine Zeit wird kommen, Majeſtät, wo das Joch verſchwindet nd wo der Kaiſer ſein Haupt groß und frei emporhebt, rief Graf oſenberg. An dieſem Tage wird eine neue Sonne des Glücks über eutſchland aufgehen!

Der Himmel gebe, daß Sie Recht haben, ſagte der Kaiſer tief- ewegt. Mein Wille iſt gut, möge Gott ihm das Vollbringen geben! , Freund, wir ſind hier allein! Niemand hört uns, als Gott allein, iemand ſieht uns, als Deutſchland, das da in lachender Herrlichkeit ch vor uns ausbreitet. Hier an den Grenzen Deutſchlands darf der

arme deutsche Kaiser es wohl wagen, in das Herz des treuen und bewährten Freundes seine Klagen und seinen Kummer zu ergießen und eine Thräne zu weinen über den zerfetzten Purpurmantel seiner deutschen Kaiserherrlichkeit. Wie haben die deutschen Fürsten und Raubritter an diesem Mantel gezerrt und gerissen, um Jeder für sich aus einem abgerissenen Fetzen des Kaiserpurpurs sich eine Narrenjacke eigener Fürstensouverainetät herauszuflicken! Haben Sie gesehen, Freund, zu welcher Jammergestalt diese vielen kleinen Fürsten das große, herrliche Deutschland zerpflückt und zerrissen, und was sie gemacht haben aus dem deutschen Kaiserreich? Haben Sie die Fürstenherrlichkeit in München und in Stuttgart, und die Majestät all' dieser kleinen deutschen Fürsten und Zwingherrn gesehen, deren Lande wir im Verlauf einiger Stunden durchreist sind, und die da eben so viel Macht, so viel unumschränkte Souverainetät besitzen, als der größte und mächtigste Herrscher?

Es ist wahr, sagte Graf Rosenberg seufzend, Deutschland hat gar viele Fürsten und Herren!

Ja, es hat gar viele Fürsten und Herren, wiederholte der Kaiser glühend, und darum ist sein eigentlicher Herr, darum ist der deutsche Kaiser eine trübselige Jammergestalt geworden und zu schmachvoller Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. Darum tobt der Unfriede und Krieg beständig in seinen eigenen Eingeweiden, darum ist Deutschland nur noch ein hohler Name, den die andern Nationen verlachen, und der für uns selber kaum noch eine Bedeutung hat. Ach, wenn die Deutschen, die sich doch immer so gute Patrioten dünken, wenn sie doch auch nur ein wenig wahrer deutscher Vaterlandsliebe fähig wären, wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussomanie noch Austromanie hätten, sondern wenigstens eine Ansicht, die ihnen eigen wäre und nicht von Andern erborgt, wenn sie wenigstens selbst sehen und prüfen wollten, während sie meist nur das Echo einiger elenden Intriguanten und Pedanten sind! *) Aber der Preuße

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Joseph II. Briefwechsel u. s. w. S. 175.

zankt ſich mit dem Oeſterreicher, der Baier mit dem Sachſen, der Würtemberger mit dem Badenſer, der Heſſe mit dem Schwaben, Jeder will ſein eigenes Geburtsland als Vaterland hochgeſtellt wiſſen, und über den vielen deutſchen Vaterländern vergeſſen Alle das gemeinſame, große, deutſche Vaterland, vergeſſen ſie Deutſchland!

Aber Kaiſer Joſeph wird einſt der Kaiſer von Deutſchland ſein, rief Graf Roſenberg glühend, und er wird die Fürſten daran erinnern, daß ſie ſeine Vaſallen ſind und daß er allein der Herr und Kaiſer von Deutſchland iſt!

Um die Fürſten das zu lehren, Freund, bedürfte es einer blutigen Lehre, ſagte der Kaiſer haſtig. Schauen Sie einmal hinter ſich, Roſenberg, wenden Sie Ihr Auge hinüber nach jener Seite des Rheins. Sehen Sie, da drüben liegt Frankreich! Das heißt: ein Reich, ſo groß wie Deutſchland, eben ſo reich bevölkert, uns weit vorgeſchritten an Cultur und Bildung, uns beherrſchend mit ſeinen Capricen und ſeiner Induſtrie, Frankreich das ſo groß, ſo mächtig, ſo einig iſt, weil es Eins in ſich ſelber, weil es nur einen Herrn hat, den König, und weil alle dieſe Millionen Menſchen nur ein Vaterland haben, Frankreich!

Und einſt erging es doch Frankreich auch, wie es Deutſchland noch jetzt ergeht, ſagte der Graf lächelnd. Einſt herrſchten ſo viele Souveraine in Frankreich, wie jetzt in Deutſchland. Da war nicht ein Einiges Frankreich, ſondern da war auch das zerſtückelte, zerfürſtete, ſich befehdende und bekriegende Frankreich. Da war die Normandie, die Bretagne, die Provence, da war Languedoc, Bourgogne und Franche-Comté, und jedes dieſer franzöſiſchen Lande hatte ſeinen eigenen ſouverainen Fürſten, welcher ſich ſelten und dann nur mit Widerwillen erinnerte, daß er Vaſall ſei des Königs von Frankreich und daß dieſes Frankreich weit hinaus reichte über die Grenzen ſeines kleinen Fürſtenthums. Und wo ſind dieſe Herzöge und Fürſten jetzt? Sie ſind alle verweht und zu Aſche verfallen, ihre ſouverainen Fürſtenthümer ſind jetzt nur noch Provinzen von Frankreich, und über alle Länder und Provinzen von Frankreich herrſcht nur Ein Wille und Ein Scepter, dem Alle ſich beugen, das iſt der Scepter

des Königs von Frankreich. — Was für Frankreich möglich war, Herr Graf von Falkenſtein, ſollte das für Deutſchland unerreichbar bleiben?

Der Kaiſer legte lächelnd ſeine Hand auf des Grafen Schulter, und heftete ſeine großen flammenden Augen feſt auf ſein Angeſicht. Haſt in meiner Seele geleſen, Freund? fragte er. Weißt, was für glühende und ſtürmiſche Wünſche da Innen ſich bewegen? Wünſche, welchen ich kaum Worte zu geben wage, und welche mein Bruder, der König von Preußen, ſehr geſetzwidrig finden würde, obwohl er es für ſich ſelber ganz geſetzmäßig fand, uns Schleſien fortzunehmen, und ſich damit zu entſchuldigen, er habe alte Erbanſprüche darauf! Habe auch mein Schleſien, welches ich eines Tages mir gewinnen will, und bei Gott, meine Erbanſprüche ſind nicht von ſo vermodertem Datum, als die des Königs von Preußen es waren!

Nur daß man in Ihrem Schleſien nicht Schleſiſch, ſondern Bairiſch ſpricht! ſagte Graf Roſenberg lächelnd.

Still, um Gotteswillen, ſtill! rief der Kaiſer. Sprechen Sie leiſe, damit nicht die Luft und die Wolken an uns zu Verräthern werden, und hinfliegen zum König von Preußen, um ihm meine Pläne der Zukunft in's Ohr zu flüſtern. Aber errathen haben Sie's, Freund. Baiern iſt ein Stück von meinem Schleſien, aber nur ein Stück. Es iſt Mein und muß Mein ſein, und wir werden nicht nöthig haben einen ſiebenjährigen Krieg darum zu führen, denn es fällt uns zu durch unſer gutes Recht und unſere Erbverträge. O Baiern wird ſchon ein guter Flicken ſein, um damit ein Loch meines zerfetzten deutſchen Kaiſermantels zu verſtopfen! Baiern verbindet Oeſterreich mit Tyrol, und wenn Baiern unſer iſt, fließt die Donau nur noch durch öſterreichiſche Lande hin. Aber wie ich Ihnen ſagte, Freund, Baiern iſt nur ein Stück von meinem Schleſien. Mein Schleſien liegt zerſtreut ringsum. Schauen Sie gen Oſten, da liegt Serbien und Bosnien, ſie paſſen zu meinem Oeſterreich wie nur je die Lauſitz und die Grafſchaft Glatz zu Preußen paſſen konnten. Nach Süden hinunter ſehen Sie die veraltete, zerbröckelte Republik Venedig. Der Löwe von St. Marco iſt alt und blind geworden,

und der Adler der Habsburger wird ihn eines Tages faſſen und ihn ſich erbeuten, auf daß Oeſterreichs Grenzen hinanreichen bis an das adriatiſche Meer. Wenn der Herzog von Modena heimgeht zu ſeinen Vätern, wird mein Bruder, ſein Schwiegerſohn, durch ſeine Frau Herzog von Modena, und ich werd' ihm helfen das alte Erbland ſeines Hauſes, Ferrara, vom Papſt zurückzufordern. Dicht dabei liegt ein anderes Stückchen meines Schleſiens, die Landſchaften Tortoneſe und Aleſſandria, die ſich der König von Sardinien zugeeignet hat. Sie gehörten einſt den Herzogen von Mailand, und Oeſterreich, welches Mailand erbte, will Alles haben, was dazu gehört, und wird, wenn's nöthig iſt, auch ſieben Jahre darum kämpfen. Jetzt ſchauen Sie weiter nach Weſten hin, Freund, da liegt wieder ein Stück von meinem Schleſien. Wenden Sie Ihr Antlitz hinüber nach dem hohen Dom von Straßburg, ſehen Sie dieſes grüne, üppige Land, den Elſaß. Iſt es nicht, als wenn es mich zu ſich riefe mit tauſend Stimmen der Liebe? Redet das jetzt franzöſiſche Land nicht immer noch in deutſcher Mundart, und iſt deutſch geblieben in Herz und Sinn? Der Elſaß hat einſt zu Oeſterreich gehört, und ich will wieder haben, was Mein iſt! Will auch wieder haben, was hinter dem Elſaß liegt, das Herzogthum Lothringen. Mein Vater war der Herzog von Lothringen, und hat als ſolcher ſogar auf ſeinen Knieen dem König von Frankreich den Huldigungseid als Vaſall gelobt.*) Daß Franz der Erſte ſein Lothringen an Frankreich abgetreten, bindet ſeinen Erbnachfolger Joſeph den Zweiten nicht. Wenn die Söhne nicht nöthig haben die Schulden ihrer Väter anzuerkennen und zu bezahlen, ſo haben ſie auch eben ſo wenig nöthig, die Schenkungen anzuerkennen, ſondern können zurückfordern, was wider ihren Willen abgetreten ward. All' dieſe zerſtreuten Ländereien zuſammengenommen, die bilden mein Schleſien, und ich will mein Schleſien haben und erobern, ſo gut wie König Friedrich ſich unſterblich gemacht hat durch ſein Schleſien!

---

*) Mémoires de la Marquise de Créqui. Vol. IV.

Und dies, *sein* Schlesien, wird der Kaiser Joseph das dem König von Preußen lassen? fragte der Graf lächelnd.

Er wird's nicht thun, wenn er's ändern kann, rief der Kaiser hastig. Er wird — doch schweigen wir von dem, was einst sein wird! O mein Gott, meine ganze Seele dürstet diesem Einst entgegen, und es ist mir zuweilen, als wenn Deutschland, das aus tausend Wunden blutende Deutschland, seine verweinten Augen auf mich wendete, mir alle seine Wunden zeigte, und mir zuriefe: „Heile mich, Kaiser von Deutschland! Versöhne meine Leiden, lege Balsam auf meine Wunden!" — Und ich kann nichts thun, ich muß mit müßig gefaltenen Händen dastehen, und ich kann nichts bessern und ändern! Und nicht einmal wünschen darf ich, daß es anders werde, denn damit ich Kaiser werde, muß Maria Theresia sterben, und Gott weiß es, daß ich meine Mutter liebe, und ihren Tod ersehne! Sehen Sie, Freund, so schwanke ich hin und her, zwischen Hoffen und Fürchten, und kann von beiden nicht lassen und kann beide nicht versöhnen. Möge meine Mutter noch lange Jahre leben zur Ehre und zum Glück Oesterreichs, aber möge es eines Tages Joseph dem Zweiten auch vergönnt werden, den Thron zu besteigen, nicht als Kaiser von Oesterreich bloß, sondern als Kaiser von Deutschland. Dann soll Oesterreich in Deutschland aufgehen, und Deutschland in Oesterreich, und alle meine Lande, und alle die Provinzen *meines* Schlesiens, die ich mir wieder erorbern will, und Alles was Mein ist, das soll deutsch werden und deutsche Zunge soll geredet werden, soweit der österreichische Scepter reicht. Denn der Kaiser des deutschen Reiches wird nicht dulden, daß die einzelnen Provinzen seines Reiches sich als Einzelstaaten geberden, und ihre eigene Sprache sprechen wollen. Was dem deutschen Kaiser gehört, ist Deutsch, und bildet zusammen Deutschland.*) Und groß soll mein Deutschland werden, groß nach außen, groß nach innen, und damit es das werde, will ich mir Freunde und Bundesgenossen suchen, will sogar thun, was mir widerstrebt, will um Frankreichs Freundschaft werben, damit

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II. S. 175.

es dereinſt geſchehen läßt, was geſchehen muß und ſoll, und mich nicht hindert, wenn ich nehme was mein iſt, und was der Kurfürſt von Baiern mir als Erbe hinterläßt! — Sehen Sie, Freund, jetzt kennen Sie alle meine Wünſche, Pläne und Träume, es hat mir wohl gethan, ſie einmal enthüllen zu dürfen vor dem Auge des treuen, verſchwiegenen Freundes! Jetzt können ſie ihr Haupt wieder verhüllen, und hingehen in den Kyffhäuſer, um dem Kaiſer Barbaroſſa zu ſagen, daß, wenn die Stunde gekommen iſt, der Joſeph den Berg zerſpalten will, und den deutſchen Kaiſer daraus befreien wird. Aber noch iſt die Zeit nicht gekommen. Der deutſche Kaiſer liegt noch gefangen im Kyffhäuſer, und nur der Graf von Falkenſtein iſt es, der nach Frankreich geht! Kommen Sie, Freund, ich habe Deutſchland jetzt meine Abſchiedsgrüße dargebracht. Laſſen Sie uns jetzt die Brücke überſchreiten, welche Deutſchland von Frankreich trennt und es mit ihm verbindet!

IV.

Der Taufpathe des Poſtmeiſters.

In dem Poſthauſe des kleinen franzöſiſchen Fleckens Vitry herrſchte heut eine ungewöhnliche Bewegung. Zwei Mägde, in ihren ſchönſten Sonntagskleidern einherſtolzirend, waren damit beſchäftigt, das große Zimmer, ſonſt beſtimmt für die Aufnahme der Paſſagiere und Reiſenden, welche auf das Wechſeln der Pferde warten mußten, in einen eleganten Speiſeſaal zu verwandeln, indem ſie die Wände mit Blumenguirlanden und Kränzen verzierten, die lange, mit dreißig Couverts bedeckte Tafel mit großen Vaſen voll Blumenbouquets ſchmückten, und den großen Anrichtetiſch in ein elegantes Buffet verwandeln, auf welches ſie ſchöne vergoldete Taſſen, große Kuchen, und Schüſſeln mit Paſteten und durchſichtigen, glänzenden Gelées

aufstellten. — Der Herr Postmeister selber, ein kleiner, schlanker Mann mit jugendlichem, lächelndem Angesicht, hatte seine Staatsuniform angelegt, und eilte in geschäftiger Beweglichkeit von der gedeckten Tafel zum Buffet, und vom Buffet in die Küche, um zu sehen, ob alle seine Anordnungen auch pünktlich befolgt würden und Jedermann seine Schuldigkeit gethan. Er fand in der Küche die Köchin und einige Gehülfinnen mit dem Anfertigen der warmen Speisen und der Braten beschäftigt, einige kleine Mädchen saßen in der offenen, von der Küche in den Hof führenden Thür, und verlasen mit höchst ernsthaften, allgewichtigen Mienen aus einem großen Korbe ungeheure Köpfe Salat, von dem sie die zartesten Blätter in die neben ihnen stehende Schüssel warfen, die größeren Blätter dem allerliebsten, kleinen Ferkel hinwarfen, das auf dem Hof neben der Thür stand und als ganz vergnügter Lazarus die Bissen erwartete, die von des Reichen Tisch ihm zufielen. Auf dem Hofe vor dem Brunnen stand der, heute in einen Kellner verwandelte Hausknecht, und wusch und spülte Teller und Gläser, und an der andern Seite der Küche auf dem Hausflur war der Postschreiber eifrig damit beschäftigt, die Batterie von Flaschen, welche der Postmeister vorher selbst aus seinem Keller heraufgeschafft, zu entkorken, und zum würdigen Genuß vorzubereiten.

Der Herr Postmeister überflog alle diese Anstalten mit ernsten, prüfenden Blicken und sah, daß sie gut waren. Der Sonnenschein auf seinem Gesicht vergrößerte sich und mit einer Miene vollständiger Zufriedenheit kehrte er in den Speisesaal zurück, den er rasch durchwanderte um in das daneben befindliche Zimmer einzutreten. In diesem Zimmer, offenbar dem elegantesten und schönsten des ganzen Hauses, und daher auch von Herrschaft und Dienstpersonal „das Putzzimmer" genannt, befand sich eine junge Frau, deren bleiches, schmachtendes Ansehen, deren hübsche Toilette, auch ohne die mit Blumen geschmückte Wiege mit dem schlummernden Kinde darin und der geputzten, hochbusigen Bäuerin daneben, die Bedeutung des Festes verrathen hätte, das Herr Etienne, der würdige Postmeister von Vitry, heut zu feiern gedachte.

Athanasia, meine Göttin, sagte Herr Etienne, indem er sich auf den Spitzen seiner Zehen dem Divan näherte, auf welchem seine junge Gemahlin in schönster, graciösester Haltung lehnte, ich erlaube mir, mich vor allen Dingen nach Deinem Befinden zu erkundigen.

Sie reichte ihm mit einem schmachtenden Blicke ihre schlanke, blasse Hand hin und sagte mit leiser flötender Stimme: der Doctor sagt ja, es ginge den Umständen nach gut, und bei sorgfältiger Pflege und zarter Schonung würde ich wohl hoffen dürfen, in einigen Wochen wieder hergestellt zu sein, um die Oberleitung meines Hauswesens selbst übernehmen zu können.

Herr Etienne machte ein etwas bedenkliches Gesicht und zog die schwarzen, glänzenden Augenbraunen hoch empor bis an das Ende seiner schmalen Stirn. Der Doctor ist wirklich ein etwas ängstlicher Herr, sagte er, der meine schöne, junge Frau für schwächer hält als sie wirklich ist. Unser kleiner Engel da in der Wiege ist ja schon drei Wochen alt und wird nächstens Anstalt machen, auf seinen eigenen Füßen zu stehen.

Der Doctor ist keineswegs zu ängstlich, sagte die junge Frau scharf. Er allein kann als Arzt und Gelehrter die Leiden und die Schwäche einer jungen Mutter ermessen, und er allein hat, wie es scheint, Mitleid mit derselben und wünscht sie zu schonen.

Herr Gott, mein Schatz, Niemand hat mehr Mitleid mit Dir und wünscht mehr, Dich zu schonen, als ich, rief ihr Gatte angstvoll. Erhole Dich, so lange es nothwendig ist und so lange der Doctor es wünscht, nur bitte ich Dich, mein Engel, habe heute so viel Kräfte, um unserm Feste vom Anfang bis zum Ende beizuwohnen und als die Göttin der Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit an unserer Tafel zu präsidiren.

Ich werde mir Mühe geben, alle Deine Wünsche zu erfüllen, mein guter Etienne, sagte die junge Frau mit einem Blick herablassender Güte und da Du es forderst, werde ich trotz meiner Schwäche erst, wenn alle Gäste uns verlassen haben, mich zurückziehen.

Oh und wir werden einen herrlichen, vergnügten Tag haben, rief Etienne, sich glücklich die Hände reibend, es wird ein Fest sein,

von welchem Vitry und die ganze Umgebung noch acht Tage lang ſprechen werden. Der Himmel gebe nur, daß unſere Gäſte bald kommen, und daß heute keine ungeladenen Gäſte, das heißt keine Paſſagiere kommen. Das wäre wirklich heute eine große Verlegenheit für uns, ich wüßte in der That nicht, wo ich einen Paſſagier unterbringen ſollte, denn unmöglich können wir doch den erſten beſten unbekannten Reiſenden in den Eßſaal eintreten und an unſerer Geſellſchaft Theil nehmen laſſen. Aber außerdem weiß ich gar nicht, woher ich Pferde zu ſeiner Weiterreiſe nehmen ſollte, denn wir gebrauchen alle unſere Pferde und Poſtillone ganz nothwendig zur Heimfahrt unſerer Gäſte! Der Himmel behüte uns alſo vor Paſſagieren, denn — Herr mein Gott, unterbrach ſich Herr Etienne ſelber, indem er aufhorchend ſein Ohr dem Fenſter zuwandte, hörte ich da nicht in der Ferne ein Poſthorn?

Es wird einer unſerer Poſtillone ſein, der mit den Gäſten kommt, ſagte die junge Frau.

Nein, nein, unſere Poſtillone blaſen heute alle die Melodie des Liedes: Je suis un père, un père heureux, rief der Poſtherr, aufmerkſam horchend auf die Töne, welche jetzt immer näher und näher kamen.

Es iſt ein Signal, es iſt ein Paſſagier! ſchrie Herr Etienne zuſammenfahrend. Athanaſia, mein Engel, wir ſind verloren, es kommt ein Paſſagier.

Und ohne eine Antwort ſeiner intereſſanten jungen Ehehälfte abzuwarten, ſtürzte Herr Etienne aus dem Putzzimmer, durcheilte den Eßſaal und den Flur und trat vor die Hausthür, um zu ſehen, ob ſeine Befürchtungen ſich beſtätigten, und ob wirklich ſein erhabenes Feſt durch einen Paſſagier geſtört werden ſollte.

Richtig, da kam ein mit drei Pferden beſpannter Kaleſchwagen daher geraſſelt, und in demſelben Moment ſchmetterte von der andern Seite der Straße ein Poſthorn laut die Melodie: Je suis un père, un père heureux!

Auch das noch, ächzte Herr Etienne. Dieſer Paſſagier wird mit *meinen* Gäſten zu gleicher Zeit hier vorfahren, er wird —

Ein zweites Posthorn ließ sich vernehmen, und jubelte froh: Je suis un père, un père heureux!

Und jetzt von beiden Seiten der Straße donnerten die Wagen über das holprichte Steinpflaster daher, und hielten fast zu gleicher Zeit vor dem Posthause an.

Herr Etienne, seinem ersten Impuls folgend, stürzte zu dem Wagen hin, welcher nicht fremde Passagiere, wohl aber den ehrwürdigsten und erhabensten aller seiner Gäste, den Herrn Pfarrer aus der nächsten Stadt nebst seinem Caplan enthielt. Er war schon im Begriff, den Schlag des Wagens zu öffnen, aber dann sich plötzlich seiner Dienstpflicht erinnernd, prallte er zurück und eilte zu dem zweiten Wagen hin, um die fremden Passagiere zu begrüßen.

In diesem Wagen saßen zwei Herren, und neben dem Postillon auf dem Bock thronte ein anderer Herr, der seiner freundseligen Miene nach der Kammerdiener sein mußte.

Die Herren wollen ohne Zweifel sogleich weiter fahren? fragte Herr Etienne stotternd und mit verlegener Miene.

Nicht sogleich, mein Herr, sagte der eine der Herren, indem er seine großen, blauen Augen mit einem raschen Blick auf das Posthaus richtete. Das Haus sieht stattlich und einladend aus. Ohne Zweifel haben Sie ein gutes Gastzimmer und können uns ein kleines Diner serviren?

Herr Etienne ächzte leise und starrte den Fragenden mit verlegener, düsterer Miene an.

Sie wollen hier diniren? fragte er. Sie wollen ein Gastzimmer, und —

Abermals schmetterte ein Posthorn die schöne Melodie und ein dritter Wagen mit Gästen rollte heran. — Der Postmeister stand verwirrt und bleich noch immer neben dem Wagen der fremden Herren.

Meine Herren, sagte er endlich mit hastiger Stimme und entschlossenem Ton, ich beschwöre Sie, haben Sie Nachsicht und Erbarmen mit mir. Wollen Sie heute nicht hier verweilen, wollen Sie kein Gastzimmer und kein Diner begehren! Gestatten Sie vielmehr, daß

der Postillon, der Sie hierher gebracht, Sie mit seinen Pferden bis zur nächsten Station weiter fahre!

Das ist unmöglich, Herr Postmeister, sagte der Postillon, welcher die lauten, ängstlichen Worte Etienne's gehört hatte, und jetzt eilig vom Bock herunterſprang, um sofort die Pferde abzuspannen. Das ist ganz unmöglich, Herr Etienne. Meine Pferde machen heute schon die vierte Tour und sind sehr ermüdet. Ich lasse sie keinen Schritt weiter gehen.

Und weshalb wollen Sie uns keine Aufnahme gestatten, fragte der Fremde, da Sie doch die Herren und Damen jener Wagen dort ganz ungehindert in Ihr Haus eintreten lassen?

Das ist, das macht, stotterte Herr Etienne, und sich dann plötzlich zu einem verzweifelten Entschluß aufraffend, fragte er: mein Herr, sind Sie Vater?

Eine leichte Wolke flog über die hohe Stirn des Fremden hin, und der Glanz seiner blauen Augen umdüsterte sich für einen Moment.

Ich war Vater, sagte er. Aber was soll diese Frage?

Nun, wenn Sie Vater waren, sagte Etienne entschlossen, so werden Sie die Gefühle eines Vaters verstehen, der Ihnen sagt, daß er heute das herrliche und erhabene Fest der Kindtaufe seines Erstgebornen feiert.

Ach, Sie feiern Kindtaufe, mein Herr, rief der Fremde heiter. Diese Herren und Damen also —

Sind meine Gäste, unterbrach ihn Herr Etienne gewichtig.

Und der Pfarrer, der da eben in das Haus einschreitet, soll Ihren kleinen Heiden in einen guten katholischen Christen verwandeln, nicht wahr?

So ist es, mein Herr, und Sie begreifen deshalb, daß ich in diesem Augenblicke weniger an die Pflichten meines Amtes, als an die Pflichten meiner Vaterschaft denke, daß —

Daß Sie uns zu allen Teufeln wünschen, unterbrach ihn der Fremde lachend. Aber ich kann Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen, denn ich weiß in der That nicht, wo jene hohe Herren residiren, und

halte es auch allezeit lieber mit Gott und der heiligen Kirche. Deshalb werde ich auch jetzt hier bleiben —

Sie werden hier bleiben? fragte Herr Etienne verwundert.

Ja, und der feierlichen Handlung, welche Sie vorhaben, beiwohnen! Die Taufe eines Erstgebornen, das ist ein so feierlicher und großer Act, daß alle Vaterherzen mit Ihnen schlagen müssen! Ich habe auch ein Vaterherz, und nicht wahr, Sie auch, mein Freund? fragte der Fremde, sich an seinen Begleiter wendend. Sie wünschen auch, gleich mir, ein Zeuge der Taufe von dem jungen Dauphin dieses Herrn zu sein?

Wenn wir dafür nachher, mit einem guten Mittagsmahl belohnt werden, gewiß, erwiederte der zweite Fremde lächelnd.

Oh, an einem guten Mittagsessen wird es nicht fehlen! rief Herr Etienne, dessen Sympathie der erste Fremde mit seinen Worten von dem Vaterherzen rasch gewonnen hatte. Wenn Sie so gütig und freundlich der Taufe meines Sohnes beiwohnen wollen, so gehören Sie zu meinen Gästen, und als solche werden Sie mir willkommen sein.

Wir nehmen Ihre Einladung an, mein Herr, sagte der Fremde lächelnd, indem er sich rasch aus dem Wagen schwang, und seinem Begleiter winkte, ihm zu folgen. Erlauben Sie mir nur noch eine Frage, was kommt zuerst, die Taufe oder das Diner?

Das Diner, mein Herr, kommt nach der Taufe. Aber derselben vorher geht ein Déjeuner, denn meine Gäste kommen alle aus der Ferne, und sind einige Stunden gefahren. Sie sind also natürlich müde und erschöpft, und bedürfen der Stärkung.

Ich fühle eine lebhafte Sympathie für Ihre Gäste, mein Herr, sagte der Fremde, den Arm seines Begleiters nehmend, und mit ihm dem Hause zuschreitend. Auch glaube ich, daß man, wenn man gesättigt ist, weit mehr zur Frömmigkeit aufgelegt ist, als mit einem hungrigen Magen. Lassen Sie uns also zuerst etwas essen, damit wir nachher desto inbrünstiger für Ihren Erstgebornen beten können.

Der Fremde trat ohne Umstände in das Haus ein, und da er die Thür zu dem Speisesaal geöffnet fand, schritt er hinein und be-

grüßte die dort verſammelte Geſellſchaft, welche die beiden Fremden mit großen, neugierigen Augen anſtarrte, mit einer verbindlichen Verneigung.

Zwei fremde Cavaliere, welche die Güte haben wollen, ein wenig in unſerer Mitte zu verweilen, und der feierlichen Taufhandlung beizuwohnen, rief Herr Etienne laut, indem er die beiden Fremden mit einer ſtolzen Handbewegung ſeinen Gäſten präſentirte. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie Madame Etienne vorſtelle. Madame Etienne wird glücklich ſein, zwei Herren zu begrüßen, welche ſo freundlichen Antheil an unſerm Elternglück nehmen, und obwohl Sie noch ſehr ſchwach iſt, wird ſie doch Worte finden, um Ihnen zu danken für die Ehre, die Sie unſerm Erſtgebornen erzeigen wollen!

Madame Etienne fand wirklich Worte. Ihr feines geübtes Auge hatte ſofort erkannt, daß dieſe beiden Herren, welche ſo vollkommen unbefangen, und ohne die mindeſte Verlegenheit in den ſtolzen Kreis dieſer glänzenden Geſellſchaft eingetreten waren, durchaus der vornehmen Geſellſchaft, der hohen Ariſtokratie angehören müßten, und ſie war glücklich, ihren übrigen Gäſten zeigen zu können, wie gut ſie es verſtände, mit den vornehmſten Leuten zu verkehren, und in den feinſten Formen ſich zu bewegen.

Sie empfing daher die beiden Cavaliere mit ihrem ſüßeſten Lächeln und ihren ſchmachtendſten Blicken, und während ſonſt der Herr Pfarrer und der Herr Bürgermeiſter aus Solanges ihre Tiſchnachbarn hätten ſein ſollen, lud ſie jetzt die beiden Fremden ein, dieſe Ehrenplätze neben ihr einzunehmen. Sie machte während des Mahls die Fremden in großmüthiger Zuvorkommenheit mit dem Namen, dem Stand und der Bedeutung aller ihrer übrigen Gäſte bekannt, und erzählte ihnen mit beſcheidener Miene, welche Triumphe ſie noch im verfloſſenen Winter auf dem großen Ball des Herrn Unter-Präfecten gefeiert, und daß ſie die ganze Nacht hindurch getanzt habe, während die ſchönſten und jüngſten Mädchen nicht aufgefordert wurden.

Die beiden Fremden hörten ihr mit der verbindlichſten Aufmerkſamkeit zu und bewieſen ihr auf die feinſte Weiſe das größte Intereſſe. Zuweilen auch miſchte der Fremde, Der mit den großen

blauen Augen und der ſtolzen impoſanten Haltung, ſich in die allgemeine Unterhaltung, und fragte den Herrn Bürgermeiſter um die Zuſtände ſeiner Stadt, und ließ ſich von dem Herrn Pfarrer von dem Befinden ſeiner Gemeinde erzählen, und fragte theilnehmend nach dem Gedeihen der Fabriken, die gerade in dieſem Theil von Frankreich jetzt mächtig empor blüheten.

Alle Welt war daher entzückt von dem liebenswürdigen, tactvollen Benehmen des Fremden, und Herrn Etienne's Antlitz ſtrahlte nicht bloß von dem reichlichen Genuß des feurigen Muscat-Lunel, ſondern mehr noch vor Freude über die angenehmen Gäſte, welche der Zufall ihm zugeführt, und Madame Etienne's Wangen rötheten ſich, und durchaus nichts von Schwäche verrieth ihr lebhaftes, heiteres Weſen.

Das Déjeuner war endlich beendet, und man erhob ſich von der Tafel, um jetzt zu der feierlichen Taufhandlung zu ſchreiten. Der Herr Pfarrer nahm wieder ſeine ehrwürdige Amtsmiene an, und ſchritt, von dem Caplan gefolgt, nach dem Putzzimmer hin, welches inzwiſchen in eine Art von Capelle war verwandelt worden, und in deſſen Mitte man aus einem Tiſch und einigen ſeidenen Decken, weißen Spitzentüchern und ſchönen Blumen einen kleinen Altar errichtet hatte, auf welchem ein Crucifix und das ſilberne Taufbecken ſich befanden.

Der hohe Fremde reichte der Madame Etienne den Arm, um ſie in das Putzzimmer zu führen. Sie erlauben mir doch, Madame, daß ich der heiligen Handlung als Pathe beiwohne? fragte er. Ich wünſchte es ſchon deshalb, um das Glück zu haben, Sie meine Frau Gevatterin nennen zu dürfen.

Madame Etienne erröthete vor Vergnügen, und nahm mit beredten Dankesworten das Anerbieten des Fremden an.

Wir werden alſo auch auf dieſe Weiſe erfahren, ſagte ſie zu ſich ſelber, wer und was der Fremde iſt. Ich bin gewiß, er iſt ein Graf oder wenigſtens ein Baron.

Die heilige Handlung begann. Der Pfarrer ſtellte ſich hinter dem kleinen Altar auf und ihm gegenüber zu beiden Seiten des

ſchlummernden Kindes, das die bäuerliche Amme hielt, nahmen die Taufzeugen ihre Plätze ein.

Eine kurze, eindringliche und herzliche Rede des würdigen Pfarrers leitete die Handlung ein, alsdann folgten die gewöhnlichen Formeln der Taufe, und zuletzt wandte der Geiſtliche ſich den Taufzeugen zu und forderte ſie auf, ihm ihren Namen, Stand und Charakter zu nennen, damit er ſie verzeichne in dem Kirchenbuche.

Ihr Name alſo, mein Herr, wandte er ſich an den Fremden. Aller Augen richteten ſich auf ihn, Aller Mienen drückten eine erwartungsvolle Spannung aus; Madame Etienne fühlte ihr Herz wie einen Hammer in ihrem Buſen klopfen, und meinte ſchon das prächtige Wort „Graf“ von den Lippen des Fremden zu vernehmen.

Ihr Name, mein Herr? wiederholte der Pfarrer.

Joſeph, ſagte der Fremde lächelnd.

Joſeph, wiederholte der Pfarrer bedächtig. Joſeph — aber der Zuname, wenn ich bitten darf!

Nun, ich dächte, Joſeph wäre genügend, ſagte der Fremde etwas ungeduldig.

Nein, mein Herr, es iſt nicht genügend. Der Zuname alſo, wenn ich bitten darf!

Nun denn, Joſeph der Zweite!

Der Zweite? fragte der Pfarrer mit einem mißtrauiſchen Blick auf den Fremden. Der Zweite? Das iſt Ihr Zuname?

Ja, der Zweite, das iſt mein Zuname!

Eh bien, meinetwegen! ſagte der Pfarrer achſelzuckend. Joſeph der Zweite. Aber nun Ihr Charakter, — um Verzeihung, mein Herr, was ſind Sie?

Der Fremde blickte faſt verlegen vor ſich nieder und ſchwieg.

Ich wiederhole meine Frage, ſagte der Geiſtliche freundlich, was ſind Sie, mein Herr?

Kaiſer von Oeſterreich! ſagte der Fremde lächelnd.

Ein einziger Schrei des Staunens, des Schreckens, der Freude und Ueberraſchung tönte von Aller Lippen. Der Pfarrer ließ vor Erſtaunen den Bleiſtift fallen, mit dem er den „Charakter“ des

Taufzeugen in ſein Kirchenbuch hatte einzeichnen wollen, und ſtarrte den Kaiſer verwirrt an. Madame Etienne war ohnmächtig vor Entzücken in ihren Lehnſtuhl zurückgeſunken, Herr Etienne aber achtete gar nicht auf ſie, ſondern zu der Amme hinſtürzend, entriß er ihr das Kind, und ließ ſich mit demſelben vor dem Kaiſer auf ſeine Kniee nieder.

Das war das Zeichen, welches wieder Leben und Bewegung in die vor Ueberraſchung verſteinerte Geſellſchaft zu bringen ſchien. Herren und Damen, Greiſe und Kinder, Alle folgten ſie dem Beiſpiel ihres Wirthes und beugten ihre Kniee.

Herr Kaiſer, rief Etienne mit zitternder Stimme, und Thränen in den Augen, Sie haben meinem Hauſe heute köſtliche Ehre widerfahren laſſen, und meinen Erſtgeborenen unſterblich gemacht. Denn noch nach Jahrhunderten werden die Menſchen von der heutigen Stunde ſprechen, und ſie wird eingetragen werden in die Bücher der Geſchichte als ein glorwürdiges Beiſpiel von der Leutſeligkeit und Güte Eurer Majeſtät. Mein Sohn iſt ein Franzoſe, aber er ſoll doch auch in ſeinem Herzen ein Deutſcher werden, wie unſere ſchöne und gute Königin eine Deutſche iſt, und doch eine Franzöſin geworden iſt. Es lebe unſere ſchöne erhabene Königin Marie Antoinette, es lebe ihr Bruder, der Kaiſer Joſeph der Zweite!

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte jubelnd ein, und weckte mit dieſem lauten Liebesgruß Madame Etienne aus ihrer Ohnmacht. Sie ſchlug die Augen auf, und ihre wirren Blicke ſuchten den erhabenen Gaſt. — Der Kaiſer ſchien dieſen Moment ihres Erwachens nur erwartet zu haben, denn er eilte ſogleich zu ihr hin, und als ſie zu ſeinen Füßen niederſinken wollte, drückte er ſie mit ſanfter Gewalt wieder in ihren Lehnſtuhl nieder.

Unter Gevattersleuten darf man kein Ceremoniell beobachten, ſagte er lächelnd, aber ſie müſſen ſich, ſo viel ſie können, untereinander gefällig ſein. Wollen Sie mir alſo einen Gefallen erzeigen, Frau Gevatterin?

Sire, gebieten Sie über mich! Mein ganzes Leben ſteht zu Ihren Dienſten!

Ach, Frau Gevatterin, was würde dazu wohl mein kleiner Pathe ſagen? Er bedarf Ihrer, und ich bitte Sie, ihm recht viel Liebe und Sorgfalt zu widmen. Sie haben mir verſprochen, mir einen Gefallen zu erzeigen, fuhr der Kaiſer fort, indem er eine goldene, mit Brillanten beſetzte Tabatière aus ſeinem Buſen hervorzog, ich erſuche Sie alſo, dieſes kleine Andenken von mir anzunehmen. Es iſt mein Bildniß auf dieſer Tabatière, und da, wie man mir geſagt hat, ſelbſt die ſchönſten Franzöſinnen ſchnupfen, ſo werden auch Sie vielleicht zuweilen aus dieſer Doſe eine kleine Priſe de contenance nehmen. — Und jetzt, mein Herr Gevatter, wandte der Kaiſer ſich an den vor Freude weinenden Poſtmeiſter, jetzt, da ich zu Ihren Taufzeugen gehöre, werden ſich doch auch hier noch wohl ein Paar Pferde finden, die mich weiter ſchaffen?

V.

Ankunft in Verſailles.

Der ganze Hof hatte ſich nach Verſailles begeben, denn dort wollte das Königspaar den erſten Beſuch Kaiſer Joſeph's empfangen, und dort ſollte der Kaiſer ſelber mit ihnen reſidiren. Eine glänzende Reihe von Zimmern war für den Kaiſer und ſein Gefolge in Bereitſchaft geſetzt. Generale, Kammerherren und Lakaien waren ernannt, um den Privatdienſt des Kaiſers zu übernehmen, und Jedermann erwartete mit Ungeduld die Ankunft dieſes Fürſten, von deſſen Leutſeligkeit, Güte und Liebenswürdigkeit ganz Frankreich ſich jetzt ſchon, bevor er Paris erreicht hatte, die anmuthigſten Anecdoten erzählte.

Ein Courier war ſoeben in Verſailles angelangt mit der Meldung, daß der Kaiſer in kürzeſter Zeit daſelbſt eintreffen werde, und ſchon von der letzten Station vor Verſailles abgefahren ſei.

Die Königin empfing dieſe Nachricht mit einem lauten Freudenſchrei, und befahl allen Damen ihres Hauſes, mit ihr in den großen

Empfangſaal zu kommen, woſelbſt das erſte Begegnen mit ihrem kaiſerlichen Bruder ſtattfinden ſollte. — Der König aber empfing dieſe Nachricht mit einem ſtummen Kopfnicken, und ein leichter Schatten flog über ſeine Stirn hin. — Alsdann wandte er ſich mit einer haſtigen Bewegung zu ſeinem erſten Miniſter und vertrauteſten Rathgeber, dem Grafen Maurepas, hin, mit dem er ſich ſoeben allein in ſeinem Cabinet befand.

Sagen Sie mir ehrlich, Graf, was halten Sie von dieſer Reiſe des Kaiſers?

Der alte Graf zuckte leicht die Achſeln. Sire, die Königin hat ihren erhabenen Bruder ſo lange eingeladen, bis er ihren dringenden Bitten nachgegeben, und ſich entſchloſſen hat, Ihro Majeſtät einen Beſuch abzuſtatten.

Ah bah, rief Ludwig ungeduldig, Kaiſer Joſeph iſt nicht ſo weichmüthig, daß er ſich zu ſeinen Handlungen von Familienintereſſen allein beſtimmen ließe. Sagen Sie doch ehrlich, Graf, was halten Sie von dieſer Reiſe?

Ew. Majeſtät befehlen, Ihnen meine aufrichtige Meinung darüber zu ſagen?

Ich bitte Sie darum!

Nun denn, Sire, dann geſtehe ich Ew. Majeſtät, daß dieſe Reiſe des Kaiſers mich und alle übrigen Miniſter vielfach beſchäftigt hat, und daß wir uns über den Zweck derſelben oft beſprochen haben. Ew. Majeſtät haben Recht, Kaiſer Joſeph iſt nicht der Mann, der ſich zu ſeinen Handlungen von Familienintereſſen beſtimmen läßt, und wenn er nach Paris kommt, ſo mag da leicht noch etwas Anderes im Spiel ſein, als die Sehnſucht, ſeine königliche Schweſter zu ſehen. Vielleicht, Sire, hofft er durch ſeine Gegenwart den alten Lieblingswunſch des öſterreichiſchen Kaiſerhofes doch noch erfüllen, und Choiſeul wieder zu Ihrem Miniſter machen zu können.

Nein, ſagte der König heftig, Oeſterreich kann das nicht mehr hoffen. Seine Spione, und Sie wiſſen, Oeſterreich iſt immer gut bedient, ſeine Spione werden ihm geſagt haben, daß meine Abneigung gegen dieſen Herzog vom Machwerk der Kaiſerin Maria Thereſia

unwandelbar ist. Der Schatten meines Vaters ist es, der ihn in Chanteloup festbannt, und ich ehre diesen Schatten, wie ich Alles ehre und befolge, was mir der Wille meines Vaters befiehlt. Stände er, wie es ihm gebührt, und wie es vielleicht nur die frevelnde Hand Choiseul's verhindert hat, auf dem Thron von Frankreich, so würde die Allianz mit Oesterreich, welche uns im siebenjährigen Kriege Niederlagen und Schande, welche uns später viel Zank und Aerger gebracht hat durch die österreichische und die anti-österreichische Partei, stände mein Vater an meiner Stelle, so würde diese Allianz mit Oesterreich längst gebrochen sein. Ich muß äußerlich an ihr halten, denn meine Gemahlin ist die Tochter Maria Thereſia's, und dies ist das Band, welches mir die Hände bindet. Ebenso wenig wie die österreichische Partei jemals hoffen darf, daß ich den Herzog von Choiseul zurückrufe, ebenso wenig darf die anti-österreichische Partei hoffen, daß ich jemals das Band zerreißen würde, mit welchem die Königin mich an Oesterreich bindet. Sie ist die Frau meines Herzens, und sie wird das immer bleiben, und Niemand wird sie von dieser Stelle verdrängen können. Aber die Liebe wird niemals Einfluß haben auf meine Politik, und in der Politik folge ich dem Willen meines Vaters. Wenn also der Kaiser hierher kommen sollte, um uns zu noch innigerer Allianz mit Oesterreich zu bewegen, so kann man ihn sogleich bedeuten, daß das verlorene Mühe ist.

Der Kaiser kann möglicherweise noch einen andern Zweck haben, Sire. Er kann hierher kommen, um Ihre bedingte oder unbedingte Einwilligung zu den Vergrößerungsplänen zu erhalten, die er auf Kosten der Türkei auszuführen sucht. Der Kaiser ist ehrgeizig, und er folgt der Politik seines Hauses, welches stets und zu allen Zeiten, nach Ausdehnung und Erweiterung seiner Grenzen gestrebt hat.

Und doch darein hat willigen müssen, Schlesien an Preußen abzutreten, rief der König spöttisch.

Das eben ist die brennende Wunde, für welche Oesterreich sich lindernden Balsam aus der Türkei holen möchte. Ganz Europa könnte darüber wieder von der Brandfackel des Krieges durchlodert werden, wenn Ew. Majestät es nicht verhindern.

Wenn ich es verhindern kann, so will und werde ich es, sagte der König fest. Der Friede ist das heiligste Besitzthum der Völker, und man darf ihnen dasselbe nur in der äußersten Nothwendigkeit entziehen!

Aber der Kaiser von Oesterreich hofft auf den Krieg, weil er sich Ruhm erwerben möchte.

Ich aber will den Frieden, weil ich mir auch Ruhm erwerben möchte, den Ruhm, mein Volk glücklich und zufrieden gemacht zu haben, rief der König. Der Ruhm der Eroberer ist die Geißel der Menschheit, der Ruhm guter Regenten ist ihre Segnung. Der letzte soll mein Erbtheil sein, das Glück meines Volkes mein einziges Streben!

Aber der Kaiser wird es vielleicht versuchen, Sire, gerade Ihre Liebe für Frankreich zu benutzen, um Sie seinen Eroberungsplänen geneigt zu machen. Er wird Ihnen eine Vergrößerung Frankreichs in Aussicht stellen, um Sie nachsichtig zu machen für seine Absichten auf Serbien und Bosnien. Er wird vielleicht geneigt sein, Ihnen dafür die Niederlande anzubieten.

Ich werde dieses Anerbieten nicht annehmen, sagte der König rasch. Frankreich bedarf keiner Vergrößerung. Es würde, was es an seinen Extremitäten gewönne, an Stärke und Kraft in seinem Centrum verlieren. Der Kaiser wird es vergeblich versuchen, mich zu einem Ländereroberer zu machen! Ich trachte nur nach einer Eroberung, nach der Liebe meines Volkes! Möge der Segen meines Vaters, möge der weise Rath meiner Minister und mein eigenes gutes Streben mir beistehen, diese Eroberung zu machen.

O, Ew. Majestät hat nicht mehr nöthig nach dieser Eroberung zu streben, rief Graf Maurepas begeistert. Das Herz Ihres Volkes, das ist eine Domaine, Sire, in welcher Sie schon lange der anerkannte und unablösbare Gutsherr sind.

Eine Domaine, welche ich indessen mit der Königin theilen will, saget der König mit einem scharfen Blick auf Maurepas. — Der Minister schlug vor diesem Blick die Augen nieder. Der König fuhr fort: Sie sind seit einiger Zeit gereizt gegen die Königin.

Die Königin ist es nur gegen mich, Sire. Ich bin ihr ein Dorn

im Auge, denn sie meint, nur ich hindere die Ernennung Choiseuls, und wendet daher alle Mittel an, um mich zu verdrängen.

Sie wissen aber, daß diese Mittel vergeblich sind, Graf, ich habe es Ihnen so eben wiederholt! Ich kann als Mann vergessen, daß Marie Antoinette eine Erzherzogin von Oesterreich ist, aber ich werde es niemals als König, als der Sohn meines Vaters vergessen! Dasselbe gilt von Ihrem Bruder, dem Kaiser. Er soll mir willkommen sein als der Bruder meiner Gemahlin, und es mag sein, daß ich ihn lieben werde als meinen Schwager, aber als Kaiser von Oesterreich wird er in mir stets den König von Frankreich finden, welcher mißtrauisch jeden seiner Schritte überwacht, und ihm auch nicht das kleinste Zugeständniß machen wird! Aber hören Sie nur, da rollen Wagen heran, der Kaiser kommt. Sie kennen jetzt die Ansichten des Königs von Frankreich über den Kaiser von Oesterreich, und Sie können sie den übrigen Ministern mittheilen. Jetzt will ich gehen, meinen Schwager willkommen zu heißen!

Der König entließ seinen Minister mit einem freundlichen Kopfnicken, und verließ seine Gemächer, um sich zu seiner Gemahlin zu begeben. —

Marie Antoinette stand, umgeben von ihren Damen, in der Mitte des Saals, als der König zu ihr eintrat. Ihre Wangen waren todesbleich, ein fieberhaftes Beben durchzitterte ihre ganze Gestalt, ihre glühenden, feuersprühenden Blicke flatterten immer wieder nach der großen Hauptthür da drüben hin, durch welche der Kaiser kommen mußte. Als sie den König durch die Seitenpforte eintreten sah, ging sie ihm lebhaft entgegen, und ihn mit einem himmlischen Lächeln begrüßend, sagte sie: Sire, soeben ist der Kaiser angelangt und mein Herz hat keine Ruhe mehr hier in dem großen Saal. Es flattert meinem Bruder entgegen, und es scheint mir unfreundlich und kalt, daß wir ihm nicht entgegen gehen! O kommen Sie, mein Gemahl, eilen wir, den geliebten Bruder zu umarmen. Mein Gott, man wird doch einer Königin nicht verwehren wollen, daß sie ein Herz habe.

Im Gegentheil, man wird es ihr danken, daß sie eins hat, sagte

Ludwig mit einem ſanften Lächeln. Aber Ihr Bruder würde nicht zufrieden ſein, wenn wir ſo thun, wie Sie wünſchen. Denn wenn wir ihm entgegen gehen, ſo heißt das, ihn als Kaiſer anerkennen, und Sie wiſſen wohl, daß er durchaus nur der Graf von Falkenſtein ſein will. Ihn alſo anders empfangen, hieße ſeinen Wünſchen zuwider handeln!

O die Etiquette, und immer nur die Etiquette, flüſterte die Königin leiſe vor ſich hin, ihren großen Fächer von Pfauenfedern auseinander ſchlagend und ſich heftig Kühlung zuwehend. Es giebt kein Mittel, ihr hier zu entgehen. Frau von Noailles ſind wir los, aber Madame Etiquette iſt doch geblieben, ſie lauert auf uns in jedem Winkel, ſie verbittert uns jede Freude, ſie —

Die Thür da drüben öffnete ſich, eine männliche Geſtalt erſchien auf der Schwelle, ein lächelndes Antlitz ward ſichtbar, ein paar große blaue Augen ſchauten ſie an. Marie Antoinette ſtieß einen Schrei aus und aller Rückſicht und aller Etiquette vergeſſend, ſtürzte ſie vorwärts. Mein Bruder! Mein geliebter Bruder! rief ſie mit hellem Liebeston. Meine Schweſter! Meine geliebte Antoinette! antwortete ihr ein eben ſolcher Ton, und Joſeph öffnete ſeine Arme, und Marie Antoinette ſtürzte ſich an ſein Herz; weinend vor ſeliger Luſt, drückte ſie ihre Lippen feſt auf die Lippen ihres Bruders und lachte unter Thränen, und hieß ihn willkommen mit einzelnen abgebrochenen Worten ohne Zuſammenhang.

Tief gerührt, mit Thränen in den Augen ſtanden die Damen der Königin an der anderen Seite des Saals. Dieſe ſo ungewöhnliche, ſo unceremonielle Scene war geeignet, die lebhafteſte Sympathie zu erwecken, und man ſah daher ſelbſt Augen, welche wenig gewohnt waren zu weinen, ſich mit Thränen innigſter Rührung füllen. Nur Ein Herz blieb ungerührt, nur Ein Paar Augen blieben trocken, — das waren die Augen und das Herz des Königs.

Er allein hatte beachtet, was in der allgemeinen Bewegung Niemand beachtet hatte, er allein hatte ſich verletzt davon gefühlt, daß Marie Antoinette den Kaiſer nicht begrüßt hatte als Franzöſin, ſondern als Deutſche mit einem deutſchen Wort, und daß der Kaiſer

ihr mit einem deutſchen Wort geantwortet hatte. Es war der deutſche Kaiſer, es war die deutſche Erzherzogin, welche da neben ihm ſich in ſo inniger Umarmung umſchlungen hielten, und neben ihnen ſtand der König von Frankreich ganz vergeſſen, ganz unbeachtet! — Es war eine unangenehme, verlegene Poſition, und König Ludwig war nicht gewandt genug, um ſich einer ſolchen mit Anmuth zu entziehen. Mit gerunzelter Stirn, mit niedergeſchlagenen Blicken ſtand er da, und endlich nicht mehr im Stande, ſeinen Unmuth zu unterdrücken, wandte er ſich ab und that raſch einige Schritte nach der Thür zu.

Aber in dieſem Augenblick legte ſich eine Hand leiſe auf ſeine Schulter und die volle, ſonore Stimme der Königin fragte: Sie wollen uns verlaſſen, mein Gemahl? Wohin gehen Sie?

Ich war zu früh hierher gekommen, ſagte Ludwig ſcharf. Man hatte mir geſagt, der Graf von Falkenſtein ſei in Verſailles angelangt, und ich kam ihn zu begrüßen, aber es ſcheint, daß man ſich geirrt hat. Ich ziehe mich alſo zurück, bis der Graf wirklich da iſt und ſich mir vorſtellt.

Der Graf von Falkenſtein iſt da, Sire, und er bittet tauſendmal um Verzeihung, daß er ſeinem Herzen erlaubt hat, die Zügel zu nehmen und mit ſeiner Vernunft durchzugehen, ſagte Joſeph mit ſanfter bittender Stimme. Verzeihen Sie es mir, Sire, daß ich einen kleinen Moment auch das Herz meiner Schweſter in meinen tollen Lauf mit hineinziehen konnte. Es war eine Eroberung, welche die Erinnerungen unſerer Kindheit mir von der Königin von Frankreich verſchafft haben, aber ich lege dieſe Eroberung jetzt zu den Füßen Eurer Majeſtät nieder und bitte Sie, dieſelbe als eine Trophäe Ihres vollſtändigen Sieges über mich anzunehmen.

Er ſchaute den König mit ſo offenen, warmen Liebesblicken an, daß Ludwig ihm nicht zu widerſtehen vermochte und ſich wider ſeinen Willen zu ihm hingezogen fühlte. Der Schimmer eines Lächelns flog über ſein Antlitz hin und mit einer raſchen Bewegung Joſeph ſeine beiden Hände entgegenſtreckend, ſagte er: Ich heiße Sie von Herzen willkommen, mein Bruder, und verſichere Sie, daß Sie uns in Verſailles ein lieber und willkommener Gaſt ſind. Erlauben Sie mir

lso jetzt, Sie ſelbſt nach Ihren Zimmern zu begleiten und mich erſönlich zu überzeugen, daß nichts verſäumt iſt, was zu Ihrer Bequemlichkeit dienen kann.

Er nahm den Arm des Kaiſers und wollte vorwärts gehen, aber ſoſeph machte eine leiſe, abwehrende Bewegung und blieb ſtehen. ire, ſagte er, ich bin bereit, überall Eurer Majeſtät zu folgen, ohin Sie mich geleiten wollen; aber ich würde es mir niemals verihen können, Ihnen um meiner Bequemlichkeit willen Mühe gemacht zu haben. Ich bin ein Soldat, den viele Strapazen und Entehrungen abgehärtet haben, der des Luxus und der Pracht wenig ewohnt und durchaus nicht würdig iſt. Ich darf daher auch Ihr nädiges Anerbieten nicht annehmen, denn ich bin durchaus nicht ürdig, hier in Verſailles zu wohnen.

Wie, mein Bruder, rief die Königin erſchrocken, Sie wollen icht in Verſailles bei uns wohnen? Sie verſchmähen es, unſer aſt zu ſein?

Ich werde ſtets glücklich ſein, wenn Sie mich als Gaſt an Ihrer afel dulden wollen, ſagte der Kaiſer lächelnd, aber es iſt dazu nicht öthig, daß ich in Verſailles wohne. Wenn ich reiſe, logire ich niemals in Schlöſſern, ſondern immer nur im Cabaret.

Der König zuckte leicht zuſammen und blickte ganz erſchrocken in as Antlitz Joſephs. Im Cabaret? wiederholte er verwundert.

Der Graf von Falkenſtein meint im Hotel, Sire, rief die Kögin lächelnd. Sie ſehen wohl, es fehlt meinem Bruder noch ein enig die volle Gewandtheit unſerer Sprache, und wir werden ihn hren müſſen, welch' ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen einem Hotel nd einem Cabaret iſt. Um dieſen Unterricht zu empfangen, mein ruder, müſſen Sie aber bei uns in Verſailles wohnen, ich bitte ie noch einmal darum. Sie ſollen gewiß in keiner Hinſicht behränkt und vollkommen frei ſein. Auch haben wir Ihnen abſichtch ſolche Zimmer ausgewählt, die ganz ſtill und fern von jedem eräuſch ſind.

Ich weiß ſehr wohl, ſagte Joſeph, daß Verſailles außerordentlich oß iſt, und da ſo viele Poliſſons darin wohnen, würde ſich auch

wohl für mich noch ein Platz finden. Aber ich habe meinen Kammerdiener schon beauftragt, mir in meinem Hotel-garni in Paris mein Feldbett aufzuschlagen und dort werde ich logiren. Reden wir nicht mehr davon!*) Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden für Ihre mir gnädig angebotene Gastfreundschaft, aber ich kann sie nicht annehmen. Ich bin hierher gekommen, um zu hören, zu sehen und zu lernen, ich werde daher früh auf sein müssen und spät heimkehren, und das Alles würde Sie hier in Versailles belästigen!

Ach, ich glaubte, Sie wären nach Paris gekommen, um den König und mich zu besuchen, rief die Königin traurig.

Gewiß bin ich das, meine Schwester, sagte Joseph lächelnd, aber Sie werden bald erkennen, daß ich nicht so liebenswürdig und bequem bin, wie Ihr gütiges Herz hofft, und es werden viele Stunden kommen, wo Sie herzlich froh sein werden, meiner Gesellschaft überhoben zu sein. Diese Stunden werde ich benutzen, um Ihr schönes Paris zu sehen, meine Kenntnisse zu bereichern und Alles das zu lernen, was Sie schon wissen. Paris ist so reich an Kunstschätzen, gelehrten und industriellen Anstalten, daß man schon gelehrt und gebildet wird vom bloßen Anschauen. Sie werden daher in vielen Dingen noch einen ganz ungebildeten Barbaren in mir finden, Sire, und ich habe gar sehr um Ihre Nachsicht zu bitten!

Wir werden uns diese wohl gegenseitig gewähren können, sagte der König milde. Aber jetzt, mein Bruder, bitte ich Sie, der Königin Ihren Arm zu reichen und sich von ihr führen zu lassen. Sie wollen nicht bei uns wohnen, aber Sie haben mindestens versprochen, an unserm Tisch unser Gast zu sein. Kommen Sie also! Wir wollen heute ganz en famille speisen. Meine Brüder und Schwestern erwarten uns und glühen vor Verlangen, den Grafen von Falkenstein zu begrüßen!

---

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 172.

VI.

In Paris.

Vor dem kleinen Hôtel Turenne in der Straße Vivienne hielt ein kleiner Fiacre. Der in demſelben befindliche Herr ſchwang ſich leicht aus dem Wagen hervor, und war im Begriff, in das Haus einzutreten, als der Wirth, die beiden Hände tief hineingeſenkt in die Taſchen ſeiner Beinkleider, die geſtickte Hausmütze nachläſſig über die Stirn gedrückt, ihm den Weg verſperrte, und ihn mit barſcher Stimme fragte, was er ſuche.

Nun, ich ſuche, was jeder Fremde hier zu ſuchen berechtigt iſt, ſagte der Fremde lächelnd, indem er auf das Schild über der Hausthür deutete, ich ſuche hier Quartier!

Und das iſt gerade dasjenige, was Sie hier nicht finden können, rief der Wirth mit einer ſtolzen Kopfbewegung. Mein Haus iſt in den nächſten Wochen durchaus nicht im Stande, Gäſte aufzunehmen, ſelbſt nicht, wenn ſie ein ſo angenehmes und gewinnendes Aeußere haben, wie Sie mein Herr!

Dann müſſen Sie das Schild abnehmen, ſagte der Fremde mißmuthig. Wenn man die Reiſenden durch ein Schild anlockt, muß man auch die Mittel beſitzen, ihren gerechten Anſprüchen genügen zu können! Ich fordere alſo noch einmal ein Zimmer von Ihnen, mein Herr!

Ich ſage Ihnen, daß es unmöglich iſt, Ihnen ein ſolches zu geben. Das Hôtel Turenne kann keine gewöhnlichen Gäſte mehr aufnehmen, denn es iſt ihm hohe Ehre widerfahren. Der Kaiſer von Oeſterreich, der Bruder unſerer ſchönen Königin, logirt in meinem Hôtel.

Und indem der Mann ſo ſprach, ſtrahlte eine ſelige, ſtolze Befriedigung von ſeinem rothen, wohlgenährten Angeſicht.

Der Fremde lächelte. Ach, mein Herr, ſagte er, ich fürchte, wenn der Kaiſer Sie eben gehört hätte, würde er ſogleich Ihr Hôtel ver-

laſſen, denn Sie haben ſein Geheimniß verrathen. Er will hier nur der Graf von Falkenſtein ſein!

Aber Jedermann kennt dies Geheimniß, mein Herr, und ganz Paris glüht vor Verlangen, den Grafen von Falkenſtein zu ſehen, von dem ſich jetzt ganz Frankreich ſchon die ſchönſten und köſtlichſten Anekdoten erzählt. Der Graf von Falkenſtein iſt ja die Leutſeligkeit und Liebenswürdigkeit ſelbſt, er ſpricht mit dem gemeinen Mann, als wäre er ſeinesgleichen.

Nun, und iſt er das denn nicht? fragte der Fremde lächelnd. Iſt er anders geſchaffen und auf die Welt gekommen, als jeder gemeine Mann?

Der Wirth ſchleuderte auf den kühnen Fragenden einen Blick voll Verachtung und Zorn. Ich finde es ſehr vermeſſen von Ihnen, mein Herr, daß Sie es wagen, in ſo wenig ehrerbietigen Ausdrücken von Sr. Majeſtät zu reden, ſagte er. Se. Majeſtät logirt in meinem Hôtel, und ich werde es nicht dulden, daß irgend Jemand die ſchuldige Ehrfurcht gegen ihn verletzt. Das franzöſiſche Volk liebt den Kaiſer und jauchzt ihm entgegen, und es wäre auch in der That ſehr undankbar, wenn es anders wäre, denn der Kaiſer kommt ihm mit ſo viel Vertrauen und Bonhommie entgegen, wie es noch niemals ein Monarch gethan! Denken Sie doch nur, er hat es der Königin abgeſchlagen, in Verſailles zu wohnen; er zieht es vor, in meinem Hôtel zu reſidiren. Iſt das nicht erhaben, nicht großartig?

Ich finde es nur bequem, ſagte der Fremde lächelnd. Der Graf von Falkenſtein wird hier im Mittelpunkt von Paris ſein, und kann alſo mit Leichtigkeit überall hin gelangen! Aber ſagen Sie, iſt der Graf ſchon angelangt?

Nein, noch nicht! Nur ſein Kammerdiener iſt bereits hier und hat das Feldbett aufgeſchlagen. Der Kaiſer und das übrige Gefolge wird nachkommen. Deshalb ſtehe ich hier auf der Lauer, und erwarte die Hofequipage, welche den Grafen Falkenſtein von Verſailles bringt.

Iſt der Kammerdiener Günther jetzt eben hier? fragte der Fremde.

Ach, Sie wiſſen den Namen dieſes Herrn? rief der Wirth mit

großen Augen. Alsdann gehören Sie vielleicht auch zum Gefolge des Kaisers?

Ja, sagte der Fremde lächelnd, ich rasire ihn bisweilen. Jetzt rufen Sie mir Günther!

Es lag etwas Stolzes, Befehlendes in dem Ton dieser Stimme, das den Wirth stutzig machte. Kommen Sie, mein Herr, ich führe Sie, sagte er, und wenn Sie Se. Majestät rasiren, so versteht es sich von selbst, daß ich ein Zimmer für Sie habe!

Der Fremde erwiderte nichts, sondern folgte rasch dem Wirth, der ihn über die breite Treppe in das erste Stockwerk des Hauses geleitete.

Eben wie sie die letzte Stufe der Treppe überschritten hatten, öffnete sich da drüben eine Thür, und der Kammerdiener des Kaisers trat heraus.

Se. Majestät! rief er überrascht, indem er sich steif wie eine Schildwache neben der Thür aufrichtete.

Se. Majestät! wiederholte der Wirth entsetzt. Dieser Herr ist — Ew. Majestät sind —

Ich bin der Graf von Falkenstein, sagte der Kaiser lächelnd. Sie sehen, mein Herr, es war nicht weise von Ihnen, den Reisenden, der im Fiacre anlangte, von Ihrer Thür abzuweisen, denn der Fremde, der sich durch nichts unterschied vom gemeinen Mann, war doch der Kaiser!

Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung und Gnade für Alles, was ich Unziemliches gesprochen! rief der Wirth, im Begriff, auf seine Kniee niederzusinken. Aber Joseph winkte ihm hastig mit der Hand.

Folgen Sie mir, mein Herr, ich habe ein wenig mit Ihnen zu reden, sagte er vorwärts schreitend.

Der Kammerdiener öffnete die Flügelthür und der Kaiser schritt hindurch, gefolgt von dem Wirth, der ängstlich und demüthig, seine Mütze in der Hand, hinter ihm herschlich.

Dies sind die Zimmer, welche ich bewohnen soll? fragte der Kaiser, indem er mit einem raschen Blick die Reihe der glänzenden Zimmer, welche sich vor ihm aufthaten, durchflog.

Zu Befehl, Majeſtät, ſtotterte der Wirth, es ſind die für den Privatgebrauch Eurer Majeſtät beſtimmten Gemächer.

Ich bedarf deren nicht ſo viele, mein Herr. Vier Zimmer genügen vollkommen. Ein Vorzimmer, ein Wohnzimmer, ein Schlafgemach und eine Kammer für meinen Diener. Sie werden mir dieſe erſten vier Zimmer hier geben, ich miethe ſie auf ſechs Wochen. Aber ich mache meine Bedingungen!

Ew. Majeſtät haben mir Ihre Befehle zu verkünden.

Meine erſte Bedingung iſt, daß Sie von dieſer Stunde an vergeſſen, wer und was ich in Deutſchland bin. In Frankreich bin ich nur der Graf von Falkenſtein, und wenn ich hier in dieſem Hôtel noch einmal mit einem andern Namen angeredet werde, ſo verlaſſe ich ſogleich Ihr Haus, und kehre nicht wieder zurück.

Ich werde Ihren Befehl pünktlich befolgen, Herr Graf.

Sie werden es auch Ihrer Dienerſchaft einprägen. Ich will durchaus keine Ausnahmeſtellung, ſondern ich will aufgenommen und angeſehen werden, wie ein gewöhnlicher Reiſender. Daraus folgt, daß Sie auch nach wie vor andern Reiſenden Ihre übrigen Zimmer öffnen. Ich habe vorher an mir ſelber erfahren, wie unangenehm es iſt, abgewieſen zu werden, und ich will nicht, daß irgend Jemand durch mich benachtheiligt werden ſoll!

Ich werde die Befehle des Herrn Grafen genau befolgen, ſagte der Wirth, ſich tief verneigend. Nur erlaube ich mir noch Eine Frage. Wie habe ich mich zu verhalten, wenn das Volk, wie das unvermeidlich iſt, ſobald es weiß, daß Ew. — daß der Graf von Falkenſtein in meinem Hôtel wohnt, wenn das Volk alſo mein Haus belagert und die Straße anfüllt, um den Herrn Grafen zu ſehen?

Sie werden alsdann das Volk ruhig gewähren laſſen, mein Herr, und es wird, wenn es ſeine Neugierde nicht befriedigt ſieht, bald genug von ſelbſt auseinander gehen. Die Pariſer haben nicht Zeit, lange zu warten, um etwas ganz Gewöhnliches zu ſehen! Still, mein Herr, verſuchen Sie keine Complimente!

Ich ſchweige, Herr Graf! Aber was habe ich zu thun, wenn irgend Jemand kommt, eine Audienz bei dem Herrn Grafen nachzuſuchen?

Mein Herr, ſagte Joſeph lächelnd, der Graf von Falkenſtein ertheilt keine Audienzen, nur die Fürſten thun das, — der Graf von Falkenſtein empfängt Beſuche, und es liegt ſeinem Kammerdiener ob, dieſelben anzumelden. Sollten aber arme Leute, Unglückliche, welche der Hülfe bedürfen, ſich an mich wenden wollen, ſo werden Sie dieſelben ohne Weiteres hieher führen, und wenn der Kammerdiener nicht da iſt, werden Sie ſelber ſie zu mir bringen.

Ach, das iſt ein ſchönes, erhabenes Wort, rief der Wirth mit Thränen in den Augen, ganz Paris wird jauchzen, wenn es dieſes ſchöne Wort erfährt.

Paris wird es aber nicht erfahren; Sie werden ſich wohl hüten, es irgend Jemand wieder zu ſagen, denn ſonſt allerdings würden gar Viele hieher ſtrömen, und wir würden nicht blos die Armen und Unglücklichen haben, ſondern auch die Diebe und Taugenichtſe. — Jetzt, mein Herr, kennen Sie alle meine Wünſche. Werden Sie dieſelben genau befolgen?

Wie die Geſetze Gottes, Herr Graf.

Wahrhaftig, können Sie von ſich behaupten, daß Sie dieſelben genau befolgen, fragte Joſeph lachend. Dann müſſen Sie in der That ein ſehr frommer Mann ſein, und ich habe mir Glück zu wünſchen, daß ich bei Ihnen wohne. Gehen Sie jetzt, mein Herr, und ſorgen Sie dafür, daß ſogleich ein Friſeur hierher komme. Sie werden es aber vermeiden, ihm zu ſagen, wer der Graf von Falkenſtein iſt. Adieu! Und vergeſſen Sie nicht, daß ich vollkommen ungenirt ſein und Niemand geniren will. Weiſen Sie alſo keine Gäſte mehr von Ihrer Thür, ſie mögen nun in einer Equipage, oder nur im Fiacre kommen!

Der Wirth murmelte einige leiſe, unverſtändliche Worte und eilte dann von dannen. Joſeph blickte ihm lächelnd nach, aber die Thür öffnete ſich ſogleich wieder und der Graf Roſenberg trat ein.

Der Kaiſer ſchritt ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Willkommen in Paris, ſagte er heiter, willkommen hier in meiner Junggeſellenwirthſchaft.

Sie gedenken alſo in der That hier zu bleiben, Herr Graf?

fragte Rosenberg erstaunt. Der Herr Gesandte, Graf Mercy, sagte mir indeß soeben —

Daß ich ihm gesagt, ich werde im Gesandtschafts-Hôtel wohnen! Das werde ich auch, nur habe ich mir hier, wie Sie sehen, ein kleines Junggesellenquartier reservirt, in das ich mich zuweilen flüchten werde. Der Vortheil davon ist, daß Niemand wissen wird, wo ich mich eigentlich befinde, und daß ich daher mich ziemlich frei und ungenirt bewegen werde. In Versailles, das sehe ich leider schon vorher, werde ich mehr oder weniger doch immer den Kaiser spielen müssen, die Etiquette hemmt da jeden Schritt und jedes freie Wort. Im Gesandtschafts-Hôtel, beim Grafen Mercy, wird es auch nicht viel besser sein, und was in Versailles die Etiquette, das wird beim Grafen Mercy die sogenannte Ehrfurcht und angeborne Unterthänigkeit, oder richtiger, die Feigheit der Höflinge bewirken, man wird den Geruch meiner Erhabenheit immer in der Nase behalten. Hier aber werde ich ganz einfach und kurz der Graf von Falkenstein sein, und deshalb werde ich mich oft hierher flüchten, und hier mein Quartier nehmen, wenn ich meine Studien des Pariser Lebens machen will!

Und Sie wollen diese Studien ganz allein machen, Herr Graf? Keiner darf daran Theil nehmen, Keiner darf das Glück haben, Ihnen zu folgen, um Ihnen wenigstens manche Unbequemlichkeiten und Belästigungen zu ersparen, um Sie vor Gefahren beschützen zu können, welche Sie vielleicht irgendwie bedrohen können?

Ach, mein Freund, Sie meinen, ich sollte, wie mein königlicher Bruder Ludwig von Frankreich, niemals ohne Gefolge und ohne Leibwache öffentlich erscheinen, und also immer den Popanz meiner Herrlichkeit dem Volk entgegenhalten? Nein, nein, ich will das Volk kennen lernen, und das lernt man nur, wenn man sich unter dasselbe als seinesgleichen mischt. Ich werde überall hingehen, in die Wirthshäuser der Arbeiter, die Clubbs der Unzufriedenen, die Bureaux der Zeitungsschreiber, wie in die Kabinette der Minister. Ich werde Alles sehen, Alles hören, denn man wird sich vor mir niemals verbergen, da ich immer allein und daher immer unbeachtet sein werde.

Was die Gefahren anbetrifft, so wissen Sie wohl, daß ich nicht furchtsam bin, und wenn Sie meinen, daß ich einiger Beaufsichtigung bedürfe, so können Sie überzeugt sein, daß ich deren hier überall genießen werde, denn die Pariser Polizei ist sehr gut organisirt und Herr von Sartines wird wohl der Meinung sein, daß ich eben so sehr der strengen Ueberwachung bedürfe, wie irgend einer seiner großen Einbrecher, die von der Galeere von Toulon zurückgekehrt sind. Man ist ja hier der Meinung, daß ich gekommen sei, ganz Frankreich zu stehlen und in meine Tasche zu stecken.

Man weiß, daß dem Willen des Grafen von Falkenstein nichts unmöglich ist, sagte Graf Rosenberg. Wenn Sie Frankreich erobern wollen, so ist das nicht mehr schwer. Die Herzen der Franzosen haben Sie schon erobert.

Ah bah, die Franzosen haben kein Herz, rief der Kaiser achselzuckend, sie haben nur Imagination, und die habe ich aufgeregt, das ist Alles. Wissen Sie, wer hier in Frankreich allein ein Herz hat? Das ist der König, dieser arme, junge, schüchterne König, der sich nicht getraut, ein Mann zu sein, aber sich doch fürchtet, daß man es merkt. Ja, der König hat ein Herz, aber ich werde dieses Herz niemals erobern. Wollte Gott, daß die Königin es vermag.

Die Königin? Wenn König Ludwig ein Herz hat, so muß er diese schöne, liebreizende, junge Frau lieben, welche mit so vieler Jugend, so viel Würde, so viel Unbefangenheit und Unschuld verbindet.

Es sollte so sein, sagte Joseph sinnend. Aber es ist hier nicht Alles, wie es sein sollte. Ich habe das schon in diesen wenigen Stunden erkannt. Die Königin ist nicht glücklich, sie ist umringt von Feinden. Aber ich will versuchen, diese Feinde zu entwaffnen, und Sie, mein Freund, müssen mir dabei behülflich sein.

Wie kann ich das, Herr Graf?

Sie können es, indem Sie, gleich mir, Alles sehen, Alles beobachten, auf Alles hören und es mir mittheilen. Schwören Sie mir, mein Freund, schwören Sie mir als ehrlicher Mann, mir Nichts zu verhehlen, mir Alles mitzutheilen, was Sie hören und sehen, mich nicht zu schonen, und enthielte das, was Sie mir zu berichten haben,

auch die größten Beleidigungen gegen mich oder die Königin. Wollen Sie mir das schwören?

Ich schwöre es Ihnen, Herr Graf!

Ich danke Ihnen, mein Freund. Ich will mir einbilden, ich hätte die Mission erhalten, meine Schwester Marie Antoinette aus den Händen eines Lindwurms zu befreien, der sie von ihrem Geliebten trennt. Sie begleiten mich als mein treuer Knappe und machen mich auf jede Schlange, die am Wege lauert, auf jeden Stein des Anstoßes, auf jedes Hinderniß aufmerksam, das uns vom Ziel entfernt. O, mein treuer vielgeliebter Knappe, wir werden den Lindwurm bezwingen, wir werden die schöne Prinzessin erlösen und ihr den verzauberten Prinzen zuführen!

In diesem Augenblick ließ sich ein lautes Kratzen an der Thür vernehmen und sofort öffnete sich dieselbe. Ein eleganter Herr, einen dreieckigen, mit einer langen weißen Straußfeder geschmückten Hut in der Hand, einem zierlichen Galanteriedegen an der Seite, trat ein und machte den beiden Herren eine würdevolle, kunstgerechte Verbeugung.

Der Kaiser schritt ihm lebhaft entgegen und fragte in seiner freundlichsten und verbindlichsten Weise nach dem Begehr des Fremden.

Der schöne duftende Cavalier warf sein Haupt mit einer graziösen Bewegung zurück und sagte voll stolzen Selbstgefühls: Man hat mich hieher gebeten, um einem Herrn beim Arrangement seines Haares meinen Rath zu ertheilen.

Ah, der Friseur, sagte der Kaiser lächelnd. Nun denn, mein Herr, haben Sie die Güte, mir Ihren Rath zu ertheilen und mich zu frisiren.

Verzeihung, mein Herr, das ist nicht meines Amtes, erwiderte der Herr stolz. Ich bin nicht der Friseur, sondern der Physiognomist. Erlauben Sie, daß ich meinen Unterbeamten eintreten lasse!

Lassen Sie ihn eintreten, sagte der Kaiser, innerlich belustigt von der feierlichen Würde des Haarkünstlers. Dieser ging gravitätisch nach der Thür hin und öffnete sie.

Jean! rief er mit der Würde eines Feldmarſchalls, und ſofort erſchien auf der Schwelle ein Jüngling, beladen mit Puderbeuteln, Kämmen, Zangen, Bändern, Pomaden und all' den Dingen, die zum Arrangement einer Friſur nothwendig waren.

Jetzt, mein Herr, haben Sie die Güte, Sich zu ſetzen, ſagte der Phyſiognomiſt feierlich, indem er den Kaiſer einen Stuhl präſentirte.

Es ſei, fangen wir unſer Werk an, rief der Kaiſer, ſich lächelnd auf dem Stuhl placirend.

Der Phyſiognomiſt ſtellte ſich ihm gegenüber, und die Arme in einander ſchlagend, betrachtete er ihn lange und aufmerkſam.

Haben Sie die Güte, mein Herr, Ihren Kopf auf die linke Seite zu wenden, ſagte er, ſo, noch ein wenig mehr links, daß das volle Licht des Tages Ihr Profil trifft.

Mein Herr, wollen Sie mich erſt malen, um mich nachher friſiren zu können? fragte der Kaiſer mit mühſam unterdrücktem Lachen, während Graf Roſenberg, nicht mehr im Stande, ein ernſthaftes Geſicht zu machen, an das Fenſter ſtürzte und ſein lachendes Geſicht der Straße zuwandte.

Nein, mein Herr, ich ſtudire Ihre Phyſiognomie, um darnach Ihre Friſur beſtimmen zu können, ſagte der Phyſiognomiſt vollkommen ernſthaft, indem er ſich bald nach dieſer, bald nach jener Seite wandte, die ſcharfen, prüfenden Blicke unverwandt auf das Antlitz des Kaiſers gerichtet.

Hinter dem Stuhl ſtand der Friſeur in ſeinem eleganten Anzug von Nanking, die ſpitzenbeſetzten Aermel zurückgeſchlagen, die mit dem großen Friſirkamm bewaffnete Rechte hoch empor gehoben, des Winkes ſeines Feldherrn gewärtig, um den kühnen Angriff auf das Haar ſeines Delinquenten beginnen zu können.

Aber der Phyſiognomiſt ſprach noch immer das befehlende Wort des Angriffs nicht aus. Er betrachtete das Antlitz des Kaiſers von allen Seiten, darauf umging er ihn mit langſamen Schritten, und ſtellte dann wieder ſich ihm gerade gegenüber.

Nun endlich ließ er ſein Auge mit einem wahrhaften Feldherrnblick auf den Friſeur mit der erhobenen Waffe hingleiten.

Physiognomie eines freigelassenen Negers, sagte er mit Pathos. Geben Sie dem Herrn die Negerfrisur. *)

Und sich tief verneigend, wandte der Physiognomist sich ab und verließ das Gemach.

Der Kaiser brach in ein lautes, fröhliches Lachen aus, in welches Graf Rosenberg rücksichtslos einstimmte.

Nun, wie werden Sie es machen, mir eine Negerfrisur zu geben? fragte der Kaiser dann den Friseur, der sofort eifrig an's Werk gegangen war und sich damit beschäftigte, das Toupé des Kaisers aufzulösen.

Ich werde das Haar in lauter einzelne Locken verarbeiten, sagte der Haarkünstler, diese Locken werden das ganze Haupt überfluthen, wie dies bei den Negern der Fall ist.

Nicht doch, rief der Kaiser lachend, trotz meiner Physiognomie eines freigelassenen Negers wünsche ich doch heute weniger pikant und ganz im Styl eines freigeborenen Europäers frisirt zu werden, und behalte mir Ihre geniale Frisur für ein ander Mal vor. Frisiren Sie mich rasch und einfach, meine Zeit ist bedrängt!

Der Haarkünstler gehorchte und in wenigen Minuten war sein Werk vollbracht.

Jetzt, mein Freund, sagte der Kaiser zum Grafen Rosenberg, jetzt will ich einige Besuche machen, und da man die wichtigsten Dinge immer zuerst vornehmen muß, will ich zuerst die Herren Minister meines Schwagers besuchen, den Grafen Maurepas vor allen Dingen! Es verlangt mich, diesen Mann zu sehen, der nach vierzig Jahren des Exils wieder ward, was er vorher gewesen, Minister, und sein Regiment just wieder so fortsetzt, wie er es damals begonnen hatte. Maurepas ist einer unserer eifrigsten Gegner, ein wüthender Anti-Oesterreicher. Es gelüstet mich vor allen Dingen meine Feinde kennen zu lernen. Kommen Sie also! Gehen wir zu dem Großsiegelbewahrer!

Aber Sie wollen doch nicht zu Fuß dahin gehen? fragte der

*) Mémoires d'un voyageur qui se reposè. V. 3. p. 42.

Graf erſchrocken. Erlauben mir der Herr Graf alſo, daß ich die Equipage vorfahren laſſe!

Lieber Freund, meine Equipage iſt immer vorgefahren, ſagte der Kaiſer lachend. Schauen Sie nur da aus dem Fenſter. Sehen Sie da drüben an jener Ecke die Reihe der Fiacres? Das ſind meine Equipagen!

Ew. Majeſtät — der Herr Graf wollen mit einem Fiacre fahren?

Ja, nickte der Kaiſer, der Herr Graf wollen, ſo lange ſie in Paris ſind, immer mit einem Fiacre fahren! Kommen Sie, laſſen Sie uns auf die Straße gehen. Ein Wink mit der Hand und meine Equipage fährt vor! —

In der Antichambre des Großſiegelbewahrers, Miniſter Maurepas, herrſchte eine feierliche Stille. Nur der Kammerdiener ging mit gewichtiger Miene und unhörbaren, ſchleichenden Schritten auf und ab, einer großen Bulldogge gleich, welche die Thür ihres Herrn bewacht und bereit iſt, Jeden anzugreifen, der es wagt ſich derſelben zu nähern. Als er daher da draußen vor der Thür, die in das erſte Antichambre führte, ſich nähernde Schritte vernahm, blieb er ſtehen und warf einen drohenden, herausfordernden Blick nach jener Thür hin, welche ſich eben öffnete. Zwei Herren traten ein, und zwar mit einer ſo ſichern, unbefangenen und ſiegesgewiſſen Miene, daß der Kammerdiener des Miniſters ſich davon in ſeinem Innerſten empört fühlte.

Ach, ſagte er laut, indem er die beiden Fremden mit einem ſtolzen Blicke maß, die beiden Herren, welche eben im Fiacre vorgefahren ſind?

Ja, dieſelben, ſagte der Kaiſer lächelnd. Iſt der Herr Graf zu Hauſe?

Ja, er iſt zu Hauſe, erwiderte der Kammerdiener gewichtig.

Dann haben Sie die Güte und melden Sie ihm den Grafen von Falkenſtein!

Der Kammerdiener zuckte die Achſeln. Thut mir leid. Sie müſſen warten! Ich habe Befehl Niemand zu melden. Der Herr Miniſter Taboureau befindet ſich im Cabinet Sr. Excellenz zu einer

wichtigen Conferenz, und bis dieſe nicht beendet iſt, wird Niemand vorgelaſſen.

Ich finde das ſehr natürlich, und ich werde warten, ſagte der Kaiſer lächelnd, indem er ſich auf einen Stuhl unweit der Thür niedergleiten ließ und den Grafen Roſenberg bedeutete, neben ihm Platz zu nehmen.

Eine tiefe Stille trat jetzt wieder ein. Der Kammerdiener begann wieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langſam und leiſe auf- und abzugehen, die beiden Herren ſaßen ſchweigend neben der Thür, der Kaiſer mit lächelnder Geduld das Ende der Miniſter-Conferenz erwartend.

Wiſſen Sie, Roſenberg, ſagte er nach einer langen Pauſe, ich bin dem Grafen Maurepas für dieſe Viertelſtunde ſehr dankbar, denn es iſt eine gute Lehre, welche ich hier empfange. Es iſt ein gutes italieniſches Sprüchwort: „die Erfahrung iſt die Mutter der Weisheit.“ Die Erfahrung lehrt mich, daß das Antichambriren eine demüthigende und langweilige Sache iſt: ich werde daher bemüht ſein, niemals Diejenigen, welchen ich Audienz verſprochen habe, auf mich warten zu laſſen, und niemals irgend Jemand antichambriren zu laſſen! Ah ſehen Sie nur, die Thür öffnet ſich wieder, es ſcheint, wir bekommen Geſellſchaft!

Derjenige, welcher jetzt eintrat, ward indeß von dem Kammerdiener mit mehr Reſpect und Unterthänigkeit empfangen. Er eilte ihm entgegen und bat in den demüthigſten Worten um Verzeihung, daß Se. Excellenz noch nicht ſichtbar ſei.

So werde ich warten, ſagte der Prinz von Havrai, indem er vorwärts ſchritt. Auf einmal blieb er ſtehen, und ſtarrte hinüber zu dem Kaiſer, der ihn lächelnd betrachtete.

Mein Gott, Se. Majetät der Kaiſer! rief er entſetzt, indem er zu Joſeph hineilte, und ſich tief vor ihm verneigte. Verzeihen Ew. Majeſtät nur dieſes fürchterliche Verſehen.

Still, ſtill! ſagte der Kaiſer lächelnd, wenn Sie ſo laut ſprechen, mein Prinz, werden Sie die Herren Miniſter da drinnen in ihrer Conferenz ſtören.

Aber Menſch, hat Ihnen Se. Excellenz nicht befohlen, Se. Majeſtät ſogleich anzumelden?

Se. Excellenz hat mir nichts geſagt von einer Majeſtät, ſtotterte der Kammerdiener angſtvoll. Er hat mir befohlen, Niemand einzulaſſen, außer einem Grafen, deſſen Namen ich zum Unglück vergeſſen habe.

Außer dem Grafen von Falkenſtein!

Ich glaube, das war der Name!

Und Sie laſſen den Herrn Grafen dennoch warten?

Mein Gott, ich bitte den Herrn Grafen um Vergebung. Ich werde ſogleich eilen mein Verſehen wieder gut zu machen!

Bleiben Sie! ſagte der Kaiſer gebieteriſch, und ſich dann mit freundlicher Miene an den Prinzen wendend, fuhr er fort: wenn der Prinz von Havrai antichambriren kann, ſo ſehe ich nicht ein, warum es der Graf von Falkenſtein nicht auch thun ſollte! Warten wir alſo ruhig ab, bis die Miniſter-Conferenz beendet iſt!

Dieſe Miniſter-Conferenz dauerte in der That ziemlich lange, und faſt noch eine halbe Stunde verging, bevor die Thür des Cabinets da drüben ſich öffnete und der Miniſter Graf Maurepas heraustrat.

Er kam mit freundlicher Miene und lächelndem Angeſicht, die Herren zu empfangen, welche er da am andern Ende des Saals bemerkte. Als er aber näher kommend den Kaiſer erkannte, bebte er zuſammen und erbleichte vor Schreck. Mit verwirrter Miene eilte er vorwärts, verlegene, unzuſammenhängende Worte der Entſchuldigung ſtammelnd.

Der Kaiſer reichte ihm mit einem gütigen Lächeln ſeine Hand dar. Es bedarf gar keiner Entſchuldigung, ſagte er, die Geſchäfte des Staates haben billiger und gerechter Weiſe den Vorrang vor den Beſuchen von Privatperſonen. *)

Aber Ew. Majeſtät ſind keine Privatperſon! rief der Miniſter verwirrt.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Hübner, Lebensgeſchichte Joſeph II. Seite 141.

Doch mein Herr, ſagte der Kaiſer ernſt. So lange ich in Frankreich verweile, bin ich weiter nichts als das, und ich bitte, daß Sie mich immer dafür gelten laſſen! Ich habe den Kaiſer von Oeſterreich in Wien zurückgelaſſen, und er hat durchaus nichts zu ſchaffen mit dem Grafen von Falkenſtein, der nach Frankreich und vor allen Dingen nach Paris gekommen iſt, um ſich zu belehren, und große, erhabene Eindrücke zu empfangen, nicht aber, um hier ſein eigenes bischen Herrlichkeit zu ſonnen und ſeine Majeſtät ſpazieren zu führen. Ich bitte Sie, mir das zu glauben, und den Grafen von Falkenſtein, welcher ſo gern lernen möchte, gütigſt zu belehren!

VII.

Die Königin und die Damen der Halle.

In den Gemächern der Prinzeſſin von Artois drängte ſich eine glänzende Geſellſchaft auf und ab. Die ganze königliche Familie, der ganze Hofſtaat, alle Damen und Herren der hohen Ariſtokratie waren da verſammelt, aber Jedermann beobachtete ein tiefes Schweigen, eine ängſtliche Zurückhaltung. Aller Blicke waren mit geſpannter Erwartung nach dem, dicht neben dem großen Empfangſaale befindlichen Gemach hin gerichtet, von welchem man zuweilen ſchmerzliches Schreien, unterdrücktes Aechzen vernahm.

In dieſem Zimmer ſollte ſich heute ein wichtiges, für ganz Frankreich bedeutungsvolles Ereigniß begeben; in dieſem Zimmer ſollte die königliche Prinzeſſin dem Königshauſe einen neuen Sprößling gebären. Das Schickſal hatte der Gräfin von Artois dieſen Vorzug vor der Königin, und vor der Gräfin von Provence gegönnt, und die heißeſten Wünſche des Hofes und ganz Frankreichs ſollten ſich endlich jetzt erfüllen; dem Hauſe der Bourbonen ſollte in einem neuen Erben eine neue Gewähr ſeiner Zukunft erſtehen.

Aber wird es ein Erbe sein? Wird die Gräfin von Artois einen Sohn gebären, einen Prinzen, der vielleicht dereinst der Nachfolger des kinderlosen Königs, des kinderlosen Grafen von Provence sein wird?

Das war die Frage, welche sich die königliche Familie, der Hof, die Dienerschaft leise wiederholte, welche das Volk, das draußen in dichten Schaaren die Corridore und Gallerien, die Treppen und Gänge erfüllte, mit lauter Stimme rief.

Die Niederkunft einer königlichen Prinzessin beschäftigte in dieser Stunde ganz Paris. Alle Behörden und Corporationen hatten ihre Vertreter nach Versailles gesandt, um derselben beizuwohnen, oder vielmehr in dem Empfangsaal die Kunde zu erwarten. Denn da es nicht die Königin, sondern nur eine königliche Prinzessin war, deren Niederkunft man erwartete, so gehörte dieser Act auch nur halb der Oeffentlichkeit an. Nur die königliche Familie und die Minister verweilten in dem Zimmer der Prinzessin. Niemand sonst durfte dasselbe betreten, während bei der Niederkunft einer Königin von Frankreich alle Thüren geöffnet waren, und das ganze Volk, die Fischweiber der Halle, die Bettler der Straße, die Gamins und Handwerker eben so berechtigt waren das Zimmer der Königin zu betreten, als die Herzoge und Grafen, und die höchsten Würdenträger des Reichs.*)

Heute aber, da es nur eine Prinzessin war, welche ihre Entbindung erwartete, durfte das Volk die Zimmer nicht betreten, nur die Corridore und Gallerien waren ihm geöffnet, nur in der Vorhalle, im Hof, auf den Treppen und im Garten durfte es sich lagern, des Moments gewärtig, wo da oben auf dem Balcon der Accoucheur der Prinzessin in Begleitung der ersten Magistratsperson von Paris erscheinen würde, um mit lauter Stimme die Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin zu verkünden.

Seit sieben Stunden harrte man dieses Moments, seit sieben Stunden befand sich die Königin neben dem Lager der Prinzessin von Artois, mit den liebevollsten Worten ihr Trost zusprechend, mit

*) Madame de Campan. Vol. I. p. 201.

zarter Aufmerksamkeit um sie bemüht, und ihr beistehend mit der Sorgsamkeit einer liebevollen Pflegerin.

Endlich war der feierliche Moment gekommen, endlich war der erste königliche Leibarzt in die Thür des großen Empfangssaals getreten, und hatte gerufen: „Die Prinzessin von Artois ist im Begriff entbunden zu werden!“ Endlich verkündete das durchdringende Geschrei einer Kinderstimme, welche auf einmal die feierliche Stille unterbrach, daß die Gefahr vorüber, daß die Entbindung erfolgt sei.

Dann wieder trat eine Stille ein, inmitten dieser Stille vernahm man die laute, feierliche Stimme des Arztes, welcher rief: Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Artois hat einen Prinzen geboren!

Ein lauter, durchdringender Freudenschrei beantwortete diese Kunde. Es war die junge Mutter, welche diesen Schrei ausgestoßen. Mit flammenden Augen, mit glühendem Erröthen hob sie ihr Haupt von den Kissen empor, und mit der Hand an ihre fieberhaft glühende Stirn schlagend, rief sie jauchzend: „Mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich!“ *)

Die Königin neigte sich über Sie, und küßte ihre Stirn, und flüsterte ihr zärtliche Worte der Theilnahme, der Liebe in's Ohr, und Niemand sah, wie sie dabei an dem spitzenbesetzten Kopfkissen ihrer glücklichen Schwägerin heimlich ein Paar Thränen abtrocknete, welche wider ihren Willen in ihre Augen getreten waren.

Als sich aber dann die Königin erhob, waren ihre Augen wieder hell und klar, und eine vollkommene Ruhe und Heiterkeit sprach aus ihren Zügen. Mit zärtlichen Worten nahm sie Abschied von der Prinzessin, und schickte sich an, in ihre Gemächer zurückzukehren; schweigend und mit lächelnder Ruhe durchschritt sie die Säle, mit

*) Madame de Campan. Vol. I. p. 216. — Dieser Prinz, den seine Mutter mit so entzücktem Ausrufe des Glückes begrüßte, war der nachherige Herzog von Berry, der Vater des jetzigen Grafen von Chambord. Er ward im Jahre 1827, als er eben in's Theater eintrat, ermordet und starb daselbst in den Armen des Königs Ludwig's XVIII., des vormaligen Grafen von Provence.

Gelassenheit und Würde die Damen und Herren des Hofes begrüßend, welche sich zu beiden Seiten ihres Weges aufgestellt hatten, und sich ehrfurchtsvoll vor ihr neigten. — Alsdann trat sie hinaus auf den Corridor, um über die Treppen und Gallerien zu ihren Appartements zu gelangen. Hier aber veränderte sich auf einmal die Scene; statt des vorherigen Schweigens herrschte hier lautes, jubelndes Geräusch, statt der ehrfurchtsvollen Höflinge, welche demüthig zurücktraten, um ihrer Königin Platz zu machen, war hier das Volk, welches sich mit wildem Ungestüm heran drängte, um die Königin zu begrüßen, und ihr auf seine Weise seine Huldigungen darzubringen.

Jeder fühlte sich berufen, der Königin ein Wort der Bewunderung, einen Gruß der Liebe entgegen zu rufen, und nur langsam, Schritt vor Schritt, konnten die beiden Livreebedienten, welche der Königin vorangingen, sich Bahn machen und der Königin eine kleine Gasse öffnen, durch welche sie dahinschreiten konnte.

Ein banges, ängstliches Gefühl bemächtigte sich der Königin; jetzt zum ersten Male bereuete sie es, die Etiquette abgeändert zu haben, welche bis dahin den Königinnen nicht gestattet, anders als in Begleitung ihrer Damen, unter Vortritt zweier Läufer, durch die Gallerien und über die Treppen von Versailles dahin zu gehen. Marie Antoinette hatte sich von der Last dieser Etiquette befreit und nur zwei Lakaien begleiteten sie auf ihren Wanderungen durch das Schloß. Heute zum ersten Mal ward ihr diese Neuerung unbequem, denn sie wäre sicher und behütet gewesen in der Mitte ihrer Damen, während sie jetzt der unmittelbaren Berührung dieser rohen Masse ausgesetzt war und es sich gefallen lassen mußte, daß die Fischweiber, diese gefürchteten und berühmten Damen der Halle, welche sich seit Jahrhunderten das Recht erobert hatten, stets ungenirt zu ihren Souverainen sprechen zu dürfen, sich dicht an sie heran drängten, und an sie allerlei seltsame und wenig decente Reden richteten, welche indeß von der Menge mit lautem Bravorufen begrüßt wurden.

Marie Antoinette fühlte, wie ihre Wangen erglühten, und hastig, mit schamvoll gerötheten Wangen, mit gesenkten Augen, schüchtern und erröthend wie ein junges Mädchen, setzte sie ihren Weg fort,

immer umdrängt von den Damen der Halle, immer ihren Zurufen und witzigen Bemerkungen ausgesetzt.

Seht nur, rief die Eine von ihnen, indem sie dicht an die Königin heran trat, seht nur, wie lieblich die Königin anzuschauen ist, wie eine junge Rosenknospe. Aber Frau Königin, Sie sollten d'ran denken, daß Sie keine Knospe mehr sind, sondern eine wundervolle Rose, und daß wir darauf warten, daß Sie uns eine Knospe aufblühen lassen, welche wir Alle hegen und pflegen wollen, als unsern schönsten Schatz!

Das ist wahr, das ist wahr! jubelte die Menge. Die Frau Königin Rose ist es uns schuldig, wir warten auf ihre Rosenknospe!

Sehen Sie, schöne Frau Königin, rief ein anderes Weib, Sie sind daran Schuld, daß wir heute hier sieben Stunden in den Gängen und auf den Treppen haben lagern und die Sonne auf unsern Kopf haben scheinen lassen müssen. Wären Sie es gewesen, welche da statt der Prinzessin von Artois ihre Frauenpflicht erfüllten, so hätte man uns die Thüren dieser Säle nicht verschließeu dürfen, und die Damen der Halle und das gute Volk von Paris und Versailles hätte nicht nöthig gehabt, hier draußen zu stehen, sondern wir wären neben den Herzoginnen und Prinzessinnen in den goldenen Sälen gewesen, und hätten uns gleich ihnen gebläht auf den sammetnen Lehnstühlen. Frau Königin, das nächste Mal, wenn wir nach Versailles kommen, müssen Sie dazu die Veranlassung sein, und die Zimmer müssen für uns offen stehen, damit wir die junge Königsmutter und ihren schönen Dauphin sehen können.

Ja, ja, so muß es sein, rief die Menge, wenn wir wieder kommen, muß es die Königin sein, welche uns ruft, weil wir Zeuge sein sollen, wie sie dem König und Frankreich einen Dauphin schenkt!

Die Königin schien alle diese Reden gar nicht vernommen zu haben; mit derselben ruhigen, stolzen Haltung, demselben sanften Ausdruck ihres schönen Angesichts, ging sie weiter, nur hatte sie noch nicht ein einziges Mal wieder ihre Augen aufgeschlagen, und die Purpurrosen auf ihren Wangen waren höher aufgeblüht. Jetzt näherte sie sich dem Ende dieser qualvollen Wanderung, jetzt befand

sie sich dicht vor der Thür ihrer innern Gemächer. Einmal dieselbe überschritten, war sie gerettet vor den Zudringlichkeiten der Menge, denn weiter als bis hierher durfte sie ihr nicht folgen, hier hörten die Gerechtsame des Volkes auf und die der Königin begannen.

Aber die Damen der Halle kannten dieses Gesetz sehr wohl, und sie wollten daher, bevor die Königin ihnen entschwand, ihr noch ihre Abschiedsgrüße sagen.

Versprechen Sie uns, Frau Königin, rief Eine von ihnen mit schmetternder Stimme, versprechen Sie uns, daß Sie uns bald einen Dauphin schenken wollen, einen tüchtigen derben Jungen, der so schön ist, wie seine Mutter, und so gut und redlich wie sein Vater!

Ja, versprechen Sie uns das, Frau Königin, rief der jubelnde Chor. Die Männer und Weiber, Alles drängte sich fröhlich heran, um die Antwort der Königin zu vernehmen.

Marie Antoinette war jetzt ganz nahe vor der schon geöffneten Thür, sie athmete hoch auf, und zum ersten Mal richtete sie jetzt wieder das Auge auf die Menge, um mit einem traurigen, schmerzvollen Blick Abschied zu nehmen von ihren Quälern.

Aber in diesem Moment schob sich ein großes, breitschultriges Weib zwischen die Königin und die geöffnete Thür, und ihre braunen, nackten Arme hoch emporhebend, rief sie: Sie dürfen uns nicht verlassen, Frau Königin, bevor Sie uns Ihr Versprechen gegeben haben. Wir lieben Sie und wir lieben den König, und wir wollen nicht, daß der Graf von Provence einst König werde; wir wollen, daß Ihr Sohn unser König werde. Versprechen Sie uns also, daß Sie uns einen Dauphin schenken wollen!

Die Königin gab sich noch immer das Ansehen, gar nichts zu hören und zu verstehen. Sie trat seitwärts, um an der Poissarde vorüber nach der Thür zu gehen; aber das Weib merkte ihre Absicht, und vertrat ihr auch hier den Weg.

Ich bitte, Madame, sagte Marie Antoinette sanft, lassen Sie mich meinen Weg fortsetzen.

Erst müssen Sie uns das Versprechen geben, Frau Königin, sagte die Poissarde trotzig, ihre Hände in die Hüfte stemmend.

Ja, erſt müſſen Sie uns das Verſprechen geben, jubelte und ſchrie die Menge, und alle dieſe lachenden Geſichter, dieſe funkelnden, blitzenden Augen waren auf Marie Antoinette hingewandt. Sie fühlte, daß ihre Kräfte ſie verließen, daß ſie nicht mehr im Stande ſein würde, ihre Faſſung zu bewahren, all ihr Blut drängte nach ihrem Herzen hin und wie ein glühender Feuerſtrom brannte es in ihren Augen. Sie mußte ſich erretten vor dieſer grauſamen, fürchterlichen Menſchenmenge, und ſich flüchten in die Einſamkeit ihres Cabinets.

Verſprechen Sie uns, daß Sie uns bald einen Dauphin ſchenken wollen, rief die Poiſſarde noch einmal mit gellender Stimme.

Ich verſpreche es! ſagte die Königin ernſt und laut. Jetzt aber bitte ich, Madame, geben Sie die Thür frei!

Das Weib trat zurück, Marie Antoinette überſchritt die Schwelle, hinter ihr her tönte das Jubelgeſchrei der Menge, welche brüllte und rief: ſie hat es verſprochen, die Königin hat uns einen Dauphin verſprochen!

Marie Antoinette bebte in ſich zuſammen bei dieſen Worten, und eilte raſch vorwärts, ſchnell durch das Vorzimmer, in welchem die Dienerſchaft ſich befand, durch die zweite Antichambre, wo ihre dienſtthuenden Damen ſie begrüßten. Mit zitternder Haſt öffnete ſie ſelbſt die Thür zu ihrem Cabinet. Niemand war dort, außer ihrer erſten Kammerfrau, Frau von Campan.

Mit einem leiſen Aechzen glitt Marie Antoinette auf einen Seſſel nieder. Campan, ſagte ſie haſtig und gedrückt, ſchließen Sie die Thüren, laſſen Sie die Portièren nieder, laſſen Sie Keinen ein, damit Niemand mich hören, Niemand mich ſehen könne, damit kein Menſch Zeuge ſei von dem Jammer und Elende der Königin von Frankreich!

Und mit einer leidenſchaftlichen Bewegung ſchlug Marie Antoinette ihre beiden Hände vor ihr Angeſicht und weinte bitterlich.*)

Nach einer langen Pauſe ließ ſie ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten und heftete ihre von Thränen umdüſterten Blicke auf

*) Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 116.

ihre Kammerfrau, welche vor ihr kniete, und mit Blicken ſchmerzlichſter Theilnahme zu ihr aufſchaute.

O, Campan, was habe ich hören, welche Schmach habe ich erdulden müſſen, rief ſie ſchaudernd. O, das niedrigſte Weib der Straße iſt geſegneter und glücklicher als ich, wenn ſie daher ſchreitet mit ihrem Säugling an der Bruſt. Sie hat nicht nöthig, ihr Auge ſchamvoll zur Erde niederzuſchlagen, wenn man ſie fragt: „Weib, wo haſt Du Deine Kinder? Wo haſt Du den Segen Gottes?“ Sie kann ihn zeigen, den Segen Gottes, denn ſie hat ihr Kind, und mit ſtolzer Verachtung kann ſie vorübergehen an der Königin von Frankreich, welche arm und einſam iſt, welche nichts hat, was ſie ihr Eigen nennen könnte, welche ganz verlaſſen daſteht auf ihrem Throne! Die Königin hat eine Krone, aber dieſe Krone gehört Frankreich, die Königin hat auch ein Herz, aber dieſes Herz gehört Niemand, es iſt verſchmäht, verſtoßen und einſam. Sie hat keinen Gemahl, kein Kind, und der Segen Gottes iſt nicht mit ihr!

Der Segen Gottes iſt mit ihr, und wird ſie dereinſt herrlich umſtrahlen! rief die Campan begeiſtert. Der Segen Gottes iſt die Liebe, und Gott hat einen Strahl dieſes Segen in das Herz des Königs geſenkt, und aus dieſem Strahle wird einſt die Sonne Ihres Glückes aufgehen, Majeſtät!

Marie Antoinette ſchüttelte traurig ihr Haupt. Nein, ſagte ſie leiſe vor ſich hin, der König liebt mich nicht. Sein Herz hat keine antwortende Stimme für das meine, er iſt jetzt an mich gewöhnt, er liebt mich vielleicht wie eine Schweſter, aber mehr nicht, mehr nicht!

Er liebt Ew. Majeſtät mit der glühenden, begeiſterten Anbetung eines Liebhabers, flüſterte ihre Vertraute, nur iſt er noch zu ſchüchtern, es zu ſagen, nur kann er in der Ueberfülle ſeiner Liebe noch keine Worte finden, um ſie auszuſprechen, nur fehlt ihm in ſeiner Beſcheidenheit erſt die freudige Zuverſicht der Gegenliebe, um beredt zu werden!

Nein, nein, der König liebt mich nicht! wiederholte Marie Antoinette traurig. Ich habe Alles verſucht, mir ſein Herz zu gewinnen, und ich bin mit Allem geſcheitert. Er hat Nachſicht mit meinen

Fehlern, großmüthiges Erfüllen für meine Wünsche; er beluſtigt ſich zuweilen in meiner Geſellſchaft, und ich vermag es mitunter ihn zu erheitern, aber das iſt Alles. Es iſt die ruhige, heitere Neigung eines Bruders, nichts weiter. Mein Gott, und mein ganzes Herz ſehnt ſich nach Liebe, nach dieſer andern, himmliſchen, glückſeligen Liebe, von welcher die Dichter ſingen, und welche die edelſten Frauen preiſen als den edelſten Theil ihrer Seele; mein ganzes Herz iſt ſein, iſt meines Gemahls, und Er, Er weiß es nicht! Er iſt nicht mein!

Der König weiß es nur nicht, wie ſehr er Ew. Majeſtät liebt, ſagte Frau von Campan. Seine Liebe ruht wie ein Geheimniß, das er ſelbſt nicht kennt, in der Tiefe ſeines Herzens. Es bedarf nur eines Anſtoßes, eines glücklichen Zufalls, eines eiferſüchtigen Traums, um es zu wecken.

Ich hoffe nichts mehr, und wünſche nichts mehr! ſeufzte die Königin. Möge der Zufall kommen und der eiferſüchtige Traum, ich will ihn willkommen heißen als meinen Erlöſer und Erretter, denn ich erleide Folterqualen!

Sie ſenkte ihr Haupt auf ihre Bruſt, und langſam rannen ein paar Thränen über ihre Wangen nieder und fielen herab auf ihre Hände, die gefalten in ihrem Schooß ruhten.

Dieſe brennenden Thränen ſchienen die Königin auf einmal aufzuſchrecken aus der Apathie ihres Kummers. Sie zuckte zuſammen und richtete ihr Haupt wieder empor. Mit einer ſchnellen Bewegung nahm ſie ihr Taſchentuch und drückte es an ihre Augen, dann ſtand ſie auf und ging mit weiten Schritten auf und ab. Allmälig nahmen ihre Züge einen ernſten, ruhigen Ausdruck an, ihre Haltung ward wieder ſicher und feſt.

Vor der Kammerfrau ſtehen bleibend, reichte ſie ihr mit einem ſanften Lächeln ihre Hand dar. Sie haben mich heute ſchwach geſehen, gute Campan, ſagte ſie, ich bitte Sie aber, vergeſſen Sie es, und dafür verſpreche ich Ihnen, daß Sie mich niemals wieder ſo ſehen ſollen. Es giebt Schmerzen, welche man immer mit dichten Schleiern umhüllen muß und die ſelbſt das Auge Gottes kaum ſehen darf. Meine Schmerzen ſind dieſer Art; Niemand darf ſie ſehen,

Niemand darf ſie nur errathen. Ich muß ſie verbergen unter einem lachenden Angeſicht, unter der Schminke, die meine Wangen bedeckt, und unter dem Diadem, das meine Stirn ſchmückt! Sprechen wir niemals wieder davon! — Und jetzt, Campan, jetzt rufen Sie meine Frauen, laſſen Sie die Equipagen vorfahren. Ich will Toilette machen! Léonard hat eine ganz neue Friſur erfunden, die will ich heut Morgen verſuchen. Die Bertin hat allerliebſte Hüte gebracht, wir wollen den ſchönſten und kleidſamſten davon auswählen und in demſelben will ich ſpazieren fahren, in einer Stunde ſchon. Benachrichtigen Sie die Prinzeſſin von Lamballe, ſie ſoll mich begleiten. Sagen Sie dem Kammerherrn, daß ich nicht in einer Kutſche, ſondern in einem offenen Wagen meine Spazierfahrt machen will. Ganz Verſailles ſoll mich ſehen! Es iſt heute ein Freudentag und alle Welt ſoll ſehen, daß die Freude über die Geburt des jungen Prinzen auch für die Königin eine Freude iſt, und meine Feinde ſollen nicht ſagen können, daß Marie Antoinette ihre Schwägerin beneidet um ihr Mutterglück! Und nicht bloß Verſailles, ſondern auch Paris ſoll ſich überzeugen, wie innigen Antheil ich an dem Glück der Gräfin von Artois nehme. Heut Abend iſt Oper, man giebt die Iphigenia, eine deutſche Oper, eine Oper meines herrlichen Lehrers und Meiſters Gluck! Der Kaiſer hat gewünſcht, ſie zu hören, und ich werde ihn begleiten. O, ich werde mich heute den Pariſern zeigen in allem Glanze des Glückes. Sie ſollen es ſchon erkennen müſſen, daß Marie Antoinette ganz glücklich und zufrieden iſt, und daß ſie Niemand, Niemand auf der Welt zu beneiden hat! Kommen Sie, Campan, wir wollen Toilette machen!

VIII.

Das angenommene Kind der Königin.

Eine Stunde ſpäter verließ die Königin ihre Gemächer, um ihre Spazierfahrt anzutreten. Sie hatte eine prachtvolle Toilette gemacht, und auf der Spitze dieſer Friſur, die Léonard heut zur Abwechslung von der ſonſtigen Thurmhöhe ziemlich niedrig als „Parterre“ friſirt hatte, prangte ein reizendes Hütchen, umflattert von Blumen, Federn und Bändern. Die Wangen der Königin waren hoch geſchminkt, und damit Niemand ſehen möchte, daß ihre Augen vom Weinen leicht geröthet waren, hatte Marie Antoinette ſelbſt ihre unteren Augenwimpern leicht mit einem ſchwarzen Strich umrändert, auf daß ihre Augen doppelt glänzend und hell erſcheinen ſollten. Ein ſtrahlendes Lächeln umſpielte die purpurrothen, leicht aufgeworfenen Lippen der Königin; niemals hatte man ſie ſchöner, liebreizender, unbefangener und gnädiger geſehen, als an dieſem Morgen.

Marie Antoinette hatte befohlen, daß man den Weg durch die Stadt Verſailles nehme. Ueberall, wo die knallenden Vorreiter das Herannahen der königlichen Wagen verkündeten, öffneten ſich die Fenſter der Häuſer, und Kopf an Kopf ſchaute heraus, um die Königin zu begrüßen, überall auf der Straße, wo Marie Antoinette vorüberkam, blieben die Leute ſtehen, um ihre Hüte zu ſchwenken, um mit emporgehobenen Händen und lachenden Geſichtern ihre ſchöne junge Königin zu begrüßen, welche dem Volke heute ein ſo köſtliches Verſprechen gegeben.

Marie Antoinette ſchien ganz berauſcht über dies Zujauchzen des Volkes. Sie lieben mich, mein Gott, ſie lieben mich, dieſe guten Leute, ſagte ſie zu den Damen, welche in ihrem Wagen ſaßen, ſie ſind ganz glücklich mich zu ſehen, und ich bin eben ſo glücklich von ihnen geſehen zu werden! Und ſie grüßte nach allen Seiten hin mit ihrem lieblichſten Lächeln, und hatte für Jedermann ein anmuthiges Kopfneigen und einen bezaubernden, warmen Liebesblick.

Ew. Majeſtät ſehen, ſagte die Prinzeſſin von Lamballe, es iſt noch immer ſo, wie Herr von Briſſac bei Ihrem Einzug in Paris ſagte: Ew. Majeſtät ſind von tauſend und tauſend Liebhabern Ihrer Perſon umgeben!

Ja, rief die Königin, lächelnd auf die jubelnden Menſchen hindeutend, meine Liebhaber ſind auf die Straße und an die Fenſter gekommen, um mich zu begrüßen, aber meine Feinde ſind in ihren Häuſern geblieben, und deshalb kann ich ſie nicht ſehen, aber ich darf ſie doch niemals vergeſſen, und weiß Gott, ſie erinnern mich alle Tage daran, daß ſie exiſtiren, obwohl ſie ſich ſorgfältig vor mir verhüllen, und mich niemals ihr wahres Antlitz ſehen laſſen! Ach, Prinzeſſin, wer bürgt mir denn dafür, daß nicht auch einige meiner anſcheinenden Liebhaber da nur Masken tragen, und eigentlich meine Feinde ſind! O, wenn die Könige die Macht beſäßen, die Masken von den Geſichtern der Menſchen fortzunehmen, dann würden die Fürſten und die Völker glücklicher ſein. Aber ſo wie es iſt, müſſen wir Alle unſere Maske tragen, meine Liebhaber da, welche mir zujauchzen, indem ſie mich vielleicht heimlich verwünſchen, und ich, welche mit einem ſeligen Lächeln ihre Grüße erwidere und ihnen doch mißtraue!

Die königliche Equipage hatte jetzt das Ende der Straße erreicht und rollte nun durch das Thor hinaus in's Freie, in die lachende grüne Landſchaft.

Marie Antoinette ließ ihre entzückten Blicke über die Gegend hinſchweifen und grüßte mit ihren Augen die grünen Bäume, den blauen Himmel und die flatternden Wolken, und folgte den Vögeln, welche im raſchen Fluge durch die Luft dahin rauſchten.

Fliegen, ich möchte fliegen! rief die Königin. Warum hat uns Gott keine Flügel gegeben, daß wir gleich den Vögeln uns emporſchwingen können zum Himmel! Müſſen wir nicht auf der Erde dahin kriechen wie die Schnecken, und kommen nicht weiter? Raſcher, man ſoll raſcher fahren, rief ſie ungeduldig. Ich will einmal das Gefühl haben, als ob ich flöge, ich will die Luft durchſchneiden ſo ſchnell wie die Vögel da oben. Raſcher, man ſoll raſcher fahren!

Die Ehrendame winkte dem Stallmeiſter zur Seite des Wagens, und wiederholte ihm den Befehl der Königin, und der Stallmeiſter ſprengte vorwärts und rief den Kutſchern und den Vorreitern zu: Raſcher, man ſoll raſcher fahren!

Und wie im Fluge brauſte der Wagen dahin, im ſauſenden Galopp vorüber an einzelnen Bauernhäuſern und durch die Dörfer, durch welche die Straße hinführte; die Königin lag ſanft zurückgelehnt in die Kiſſen des Wagens und athmete mit halbgeöffneten Lippen die Luft ein, welche ſie umwirbelte.

Auf einmal ertönte ein gellender Schrei, und mit einem raſchen Ruck hielt der Wagen an. Die Königin fuhr empor aus ihren Träumereien und lehnte ſich vorwärts.

Was iſt geſchehen? Um Gottes Willen, was iſt geſchehen? fragte ſie angſtvoll den Stallmeiſter, der eben an den Schlag des Wagens heranſprengte.

Majeſtät, ein Kind iſt quer über den Weg gelaufen und unter die Pferde gerathen.

Ein Kind! rief die Königin, im Wagen aufſpringend. Es iſt todt, nicht wahr, es iſt todt?

Nein, Majeſtät, es iſt zum guten Glück ganz unbeſchädigt davon gekommen. Der Kutſcher hat die Pferde rechtzeitig angehalten, daß die Räder des Wagens das Kind nicht berührt haben, der Vorreiter hat das Kind unter den Pferden hervorgezogen. Es iſt wirklich ganz unverletzt, nur ein wenig betäubt. Sehen Ew. Majeſtät nur, da liegt es im Arm der alten Bäuerin, ſie iſt vermuthlich ſeine Großmutter, oder ihm verwandt, denn ſie kam aus der Hütte dort geſtürzt und rief nach dem Kinde.

Sie wird das Kind wieder in die Hütte nehmen wollen, ſagte die Königin, und indem ſie ihre beiden Arme nach der alten Frau hinſtreckte, welche eben mit einem kleinen Knaben am Arm haſtigen Schrittes nach der Hütte hinlief, rief die Königin mit lauter, flehender Stimme: Gebt mir das Kind! bringt mir das Kind hierher! Ich will es ſehen! Ich will es haben! Dies Kind iſt mein! Der Himmel

ſelbſt hat es mir geſendet, damit es mich tröſte, damit es mein Kind werde*).

Und zitternd vor Aufregung, das Antlitz überfluthet von Thränen, ſtreckte Marie Antoinette noch immer ihre Hände nach der alten Bäuerin hin, die eben, von dem Stallmeiſter herbeigeholt, mit dem Knaben im Arm ſich dem Wagen der Königin näherte.

O, ſehen Sie nur, ſehen Sie, meine Damen, welch' ein Engel das iſt! rief die Königin, deren Thränen plötzlich verſiegten, und die mit leuchtenden Blicken auf den kleinen Knaben hinſchaute, der mit ſeinen großen, blauen Augen, ſeinen langen, gelben Locken, ſeinen von Geſundheit ſtrotzenden, friſchen Wangen wirklich reizend anzuſehen war, trotz des kleinen, zerriſſenen rothen Jäckchens, und der nackten, braunen, nicht allzu ſaubern Füße.

Hat das Kind noch ſeine Mutter? fragte die Königin, die großen Augen unverwandt und mit einem zärtlichen Ausdruck auf den Knaben gerichtet.

Nein, Madame, ſagte die alte Bäuerin, meine Tochter iſt letzten Winter geſtorben, und hat mir die Laſt von fünf kleinen Kindern zurückgelaſſen!

O, dieſe Kinder ſollen Euch nicht länger zur Laſt fallen, rief die Königin heiter. Ich übernehme es, für alle dieſe Kinder zu ſorgen, und dieſen kleinen Knaben hier nehme ich gleich mit mir. Wollt Ihr darein willigen, gute Frau?

Ach, Madame, die Kinder werden zu glücklich ſein, jauchzte die Bäuerin. Aber mein kleiner Jacob iſt ſo unartig und wild, er wird am Ende nicht bei Ihnen bleiben wollen!

O, ich will ihn ſchon lehren, mich zu lieben! rief Marie Antoinette; geben Sie mir den Knaben.

Sie beugte ſich nieder und empfing aus den Händen der Bäuerin den kleinen Knaben, der, ſtarr vor Staunen und Verwunderung, ſchweigend und faſt unbeweglich, Alles mit ſich geſchehen ließ, und ohne Sträuben den Platz auf dem Schooße der Königin einnahm.

---

*) Campan. I. 117.

Sehen Sie wohl, er fürchtet ſich ſchon nicht vor mir, rief die Königin triumphirend, wir werden bald gute Freunde werden. Adieu, gute Frau! Ich ſende heute noch Jemand her, der die Kinder in eine Penſions-Anſtalt bringen ſoll. Jetzt, Herr von Viévigne, bitte ich, daß wir nach Verſailles zurückkehren. Sage Deiner Großmama Lebewohl, kleiner Jacob. Jetzt bleibſt Du bei mir!

Lebe wohl, mein Jacob, mein guter, kleiner Jacob! rief die alte Bäuerin mit erſtickter Stimme. Gedenke zuweilen —

Ihre Worte verhallten unter dem donnernden Geräuſche des dahin brauſenden Wagens, der ſich vor den nachſtarrenden Blicken der alten Frau bald in eine Wolke von Staub in der Ferne verlor.

Aber das Geräuſch der Räder und die Luft, welche des Knaben goldene Locken fächelte, ſchienen ihn endlich aus ſeiner Betäubung zu wecken. Er rollte ſeine großen Augen wild umher, und ſeinen Kopf rückwärts werfend an den Buſen der Königin, riß er den Mund auf und begann jenes fürchterliche, unharmoniſche Geſchrei, welches das Entſetzen und die Qual aller Mütter und Kinderwärterinnen iſt, und welches noch niemals in der Equipage der Königin vernommen worden war.

Aber Marie Antoinette ſchien dieſes Geſchrei für einen gar lieblichen und anmuthigen Geſang zu halten, denn je mehr der kleine Jacob alle Orgelpfeifen ſeiner Bruſt in Bewegung ſetzte, deſto herzlicher lachte die Königin, je wilder er mit ſeinen Füßen ſtrampelte, deſto zärtlicher drückte ſie ihn an ihr Herz, und merkte es gar nicht, daß ihre Damen mit bedenklichen Geſichtern ihre hellen, ſeidenen Roben betrachteten, welche Jacob mit ſeinen Fußtritten regalirte, und an denen ſeine Füße ſehr wenig erfreuliche dunkle Spuren zurückließen.

Endlich war man wieder in Verſailles angelangt, und mit ihrem neueroberten Glück im Arm trat die Königin wieder in ihre Gemächer ein.

Aber dieſes neueroberte Glück ließ noch immer ſein furchtbares, ohrenzerreißendes Lied erſchallen. Es ſtrampelte und ſchlug ſo heftig um ſich, daß Marie Antoinette es aus ihren Armen laſſen mußte.

Mit Entſetzen ſahen die Lakaien, die Kammerdiener und die Pagen in den Antichambres, die Kammerfrauen und die Damen der Königin in dem zweiten Vorſaal, die Königin daher ſchreiten mit dem kleinen Bauernjungen an der Hand, auf deſſen Antlitz der Staub der Straße von ſeinen Thränen zu einem wunderbaren Brei zuſammengerührt worden, welcher Brei allerlei ſeltſame Hieroglyphen auf die roſigen Wangen des Knaben gemalt hatte. Der kleine Jacob achtete auf dies Alles nicht. Er ſah weder die ſchön geputzten Damen, noch die goldbetreßten Lakaien, ihm imponirte auch nicht der goldene Glanz dieſer Gemächer, die er an der Hand der Königin durchſchritt, und er hatte gar kein Ohr für die zärtlichen Liebesworte der Königin von Frankreich.

Ich will zu meiner Großmutter! brüllte und ſchrie der Knabe. Ich will zu meinem Bruder Louis und meiner Schweſter Marianne!

O, mein kleiner Jacob hat ein gutes Herz, rief die Königin triumphirend. Er liebt ſeine Geſchwiſter und all' unſere Pracht und unſere Zärtlichkeit iſt ihm gleichgültig. In dem Königsſchloſſe ſehnt er ſich nach ſeiner Hütte, und die Königin von Frankreich iſt ihm lange nicht ſo viel werth, als die alte Bäuerin, ſeine Großmutter. O, wie gut mir das gefällt, mein kleiner Jacques! Mögeſt Du niemals dies Gefühl der Liebe und der Treue verlieren, es nie an die Schlechtigkeit und Heuchelei der Welt hingeben!

Sie neigte ſich nieder und küßte die helle, ſchön gewölbte Stirn des Knaben, der ſich in dem Trotz ſeines Kummers indeß beeilte, mit ſeinen beiden Händen den königlichen Kuß von ſeiner Stirn fortzureiben.

Marie Antoinette lachte laut auf und führte den Knaben in ihr Kabinet, wohin ſie der Frau von Campan gebot, ihr zu folgen. — Dort angelangt, nahm das Antlitz der Königin plötzlich eine ernſte Miene an, mit einer faſt feierlichen Haltung geleitete ſie den Knaben zu dem Divan hin, auf welchem ſie heute Morgen in Thränen aufgelöſt geſeſſen hatte, und ſetzte das Kind auf derſelben Stelle nieder.

Campan, ſagte ſie, dort ſaß ich heute und klagte mein Geſchick

an, und weinte über mein vereinsamtes, liebeleeres Dasein. Sehen Sie nur, wie gütig Gott ist! Er hat mich ein Kind finden lassen, dem ich Mutter sein, dem ich alle die Liebe spenden darf, welche sonst ungesehen und ungenutzt in meinem Herzen verdorren müßte! Hier an dieser Stelle schwöre ich Dir, mein Kind, ich will Dir stets eine gute und treue Mutter sein, ich will für Dich sorgen mit Liebe und Treue, und stets nur Dein Wohl und Bestes im Auge behalten. Möge Deine Mutter im Himmel, möge Gott selber meinen Schwur hören! — Und jetzt, gute Campan, jetzt wollen wir uns berathen, was wir zunächst zu thun haben, und woher wir sogleich eine Bonne nehmen, damit sie den kleinen, wilden und schmutzigen Bären in das reizende, schöne, kleine Menschenkind umschafft, das er wirklich ist!

Der Knabe, welcher einen Moment geschwiegen und sich erholt hatte vom langen Brüllen, begann dasselbe jetzt mit erneuerter Gewalt, und schrie und heulte mit wüthender Heftigkeit. Ich will fort! Ich mag hier nicht sein! Ich will zu meiner Großmutter! Zu meinen Geschwistern!

Aber so schweig doch, Du kleiner Wütherich! rief Frau von Campan zürnend. Das ist ja ein fürchterliches, ohrzerreißendes Lied, das Du da singst!

Nein, sagte die Königin eifrig, nein, es ist ein schönes Lied, Campan. Es ist das Hohelied von der treuen Liebe, die sich durch Glanz und Flitter nicht bestechen läßt! *)

---

*) Die Königin hielt Wort. Sie sorgte wie eine Mutter für den Knaben. Jeden Morgen um neun Uhr ward er durch seine Bonne ihr zugeführt, und mußte bei der Königin, welche ihn nie anders als „mein Kind" nannte, sein Frühstück einnehmen. Auch zu Mittag speiste er gemeinhin an der Seite der Königin, selbst wenn der König zugegen war. Als Jacques heranwuchs und viel Talent zur Malerei zeigte, gab die Königin ihm die ausgezeichnetsten Künstler zu Lehrern, und sorgte dafür, daß er überhaupt eine gründliche, wissenschaftliche Bildung erhielt. Er hatte seine Zimmer in Versailles und durfte auch später jederzeit ungehindert zu der Königin kommen. Als indeß die Revolution ausbrach, und das blutige Jahr 1792 alle

IX.

Chantons, célébrons reine!

Alle Räume der großen Oper waren ſchon lange vor Beginn der heutigen Vorſtellung von dem glänzendſten und auserleſenſten Publikum angefüllt. In den Logen des erſten Ranges ſah man die Damen der hohen Ariſtokratie in glänzender Toilette, geſchmückt mit Brillanten und Edelſteinen, das Haupt decorirt mit den fürchterlichen, thurmhohen Friſuren, der Erfindung des Herrn Léonard, in den oberen Logenreihen ſaß Kopf an Kopf gedrängt das minder vornehme Publikum; Künſtler und Dichter, Gelehrte, Studenten und Beamte erfüllten das Parquet und Parterre, jeder Rang, jeder Stand, jedes Alter war heute in dem glänzenden Hauſe vertreten, und jeder Einzelne fühlte ſich glücklich und ſtolz, auf ſeinem Platz zu ſein, und der heutigen Vorſtellung beiwohnen zu können. Aber zum erſtenmal kam man heut nicht ausſchließlich in die Oper, um die Gluck'ſche Muſik zu hören, zum erſtenmal ſeit langer Zeit ſchien der Haß der Gluckiſten, der Lullyſten und der Picciniſten verſtummt zu ſein, und in den Corridoren und Foyers ſah man heut nicht wie ſonſt die Anhänger der verſchiedenen Parteien ſich ſtreiten, wer Recht habe; Marmontel, welcher täglich in feurigen Zeitungs-Artikeln den Pariſern bewies, daß Gluck gar kein Componiſt, kein Künſtler, und daß ſeine Muſik nichts weiter ſei, als elendes Tongeklingel ohne Melodie und Harmonie, oder der Abbé Arnaud, der täglich mit ſeinen beißenden Epigrammen die Lullyſten verfolgte, oder Suard, der mit ſeinen Briefen eines Anonymen den Pariſern die edle und erhabene Muſik des Meiſters Gluck verſtändlich machen wollte. Alle, Marmontel, wie Arnaud und Suard hatten eine fanatiſch begeiſterte

Royaliſten bedrohte, verwandelte ſich Jacques, um nicht als Günſtling der Königin die Wuth des Pöbels auf ſich zu ziehen, in einen wüthenden Jacobiner und ward einer der eifrigſten Verfolger und Ankläger der Königin. Campan I. 119.

Partei für sich gewonnen, und beiden Parteien war es gelungen, einen Sieg über die andere zu erlangen. Die Gluckisten, mit Rousseau, Arnaud und Suard an der Spitze, hatten der Oper „Iphigenia in Aulis" in Paris und in ganz Frankreich einen glänzenden Erfolg und das Verständniß des Publikums verschafft, ganz Frankreich begeisterte sich seit Jahren für dieses Meisterwerk des deutschen Componisten. Die Lullysten und Piccinisten, mit Marmontel und Lasarge an der Spitze, hatten für diesen glänzenden und unerschütterlichen Erfolg von Gluck's Iphigenie ihre Revanche genommen, indem sie bewirkten, daß die Oper Gluck's, welche im Jahre 1776 der Iphigenie folgte, daß die „Alceste" bei ihren ersten Darstellungen in Paris nur eine widerwillige, üble Aufnahme fand *.)

Alle diese Streitigkeiten, wie gesagt, waren heute verstummt und dieses Publikum, das heute alle Räume des großen, von tausend und tausend Kerzen festlich erleuchteten Opernhauses erfüllte, war nicht bloß gekommen, um die Iphigenie zu hören, sondern mehr noch, um den Kaiser Joseph zu sehen, von welchem man wußte, daß er gewünscht, gerade diese Oper zu hören, und daß er demgemäß heute Abend mit der Königin in derselben erscheinen werde.

Der Kaiser war seit seiner Ankunft in der Hauptstadt das Lieblingsthema aller Unterhaltungen; man sprach von ihm in jeder Gesellschaft, bei jedem Begegnen, man erzählte die pikantesten Anekdoten von seiner Leutseligkeit, seiner Herablassung und seiner Herzensgüte. Man erzählte von ihm die sanglantesten Bonmots, die glücklichsten Impromtus, und die Pariser, welche für nichts empfänglicher

*) Alceste wurde 1776 zuerst in Paris gegeben, fiel aber, Dank den Piccinisten, bei der ersten Darstellung nicht bloß entschieden durch, sondern ward sogar schmachvoll ausgepfiffen. Gluck, der in den Coulissen stand, war in Verzweiflung, stürzte aus dem Opernhause und rannte in trostloser Stimmung durch die Straßen. Da begegnete ihm ein Freund. Gluck warf sich ihm um den Hals und rief mit von Thränen erstickter Stimme: Alceste est tombée! — Oui, erwiderte der Freund, indem er Gluck innig umfaßte: Oui, elle est tombée du ciel! (Anton Schmid, Ritter von Gluck. S. 278.)

sind als für Bonmots, wiederholten sich diejenigen des Kaisers mit um so mehr Vergnügen, als sie es wenig gewohnt waren, dergleichen aus dem Munde ihres Fürsten zu vernehmen.

Auch im Foyer des Opernhauses sprach man heut nur von dem Kaiser, und ein zahlreicher Kreis von Zuhörern hatte sich um diesen Redner gebildet, der da in der Mitte des Raums stand, und die pikantesten Anekdoten von den Wanderungen des Kaisers durch Paris erzählte. Gestern, so lautete die Erzählung, habe der Kaiser das Hôtel Dieu besucht und diese Anstalt in allen ihren Details auf das Genaueste besichtigt. Selbst die Abtheilung des Krankenhauses, in welchem die neugebornen Kinder und die Wöchnerinnen sich befanden, hatte der Kaiser sehen wollen, und als die frommen Schwestern ihm, den sie nicht kannten, anfangs den Eintritt verwehrten, hatte der Kaiser gesagt: „Lassen Sie mich immerhin den Anfang des menschlichen Elends sehen!“ Die frommen Schwestern, frappirt von diesem Wort und dem edlen Wesen des Fremden, hatten ihn eingelassen, der Kaiser hatte den Saal der Wöchnerinnen durchwandert. Indem er still stand vor dem Bett einer der Frauen, welche eben in Todesschmerzen rang, hatte er zu den ihn begleitenden Nonnen gesagt: „dieser Zustand kann Sie gewiß vor Reue bewahren, das Gelübde der Keuschheit abgelegt zu haben.“ — Als er das Krankenhaus verließ, hatte er um Erlaubniß gebeten, für die Anstalt ein Geschenk zurücklassen zu dürfen, und erst an diesem Geschenk, welches der Kaiser in die Hände der Priorin niederlegte, und sich dann rasch entfernte, hatte man die hohe Würde des Kaisers errathen, das Geschenk bestand in einer Anweisung auf achtundvierzigtausend Livres.

Auch nach St. Dénis, so erzählte der Redner weiter, sei der Kaiser gefahren, um dort die Gräber der Könige zu sehen, und vor denselben in sinnender Beschauung stehend, hatte er gesagt: hier in St. Dénis sind die Könige dasselbe, was die Kaiser bei den Kapuzinern in Wien und die Bettler auf dem Armenkirchhofe sind.“ Mit sichtbarer Freude hatte er sodann verweilt vor dem Monument des Marschalls Turenne, und mit Bezug darauf, daß dieses Monument sich neben denen der Königsfamilie befände, hatte er gerufen: „er

iſt nach ſeinem Tode, wie bei ſeinem Leben, an ſeiner rechten Stelle!“ — Als ihn alsdann aber einer der begleitenden Hofherrn darauf aufmerkſam machte, daß man für den Helden Turenne noch immer keine Grabſchrift gefunden habe, hatte der Kaiſer lebhaft gerufen: „Sie haben ihm in dieſem Augenblick eine Grabſchrift gemacht, mein Herr!“

Und weiter erzählte der Redner, daß geſtern der Kaiſer auch den jardin des Plantes beſucht habe, daß aber der Pförtner ihm nicht habe öffnen wollen, und ihn bedeutet habe, daß er warten müſſe, bis eine größere Menge Zuſchauer beiſammen ſei. Da wäre denn der Kaiſer ruhig unter den Bäumen auf- und abgegangen, bis genug Zuſchauer verſammelt geweſen, mit denen gemeinſchaftlich er dann den Garten in Augenſchein genommen. Erſt beim Abſchied, an den acht Louisd'or, welche der Kaiſer dem Pförtner gegeben, hatte dieſer wiederum den Kaiſer erkannt.

Auch dem berühmten Naturforſcher Buffon hatte der Kaiſer einen Beſuch gemacht und ſich ihm als einen einfachen Reiſenden anmelden laſſen. Buffon, welcher unwohl geweſen, hatte den Fremden im Schlafrock empfangen, und war dann tief erſchrocken und in Verlegenheit gerathen, als er den Kaiſer erkannte. Joſeph aber hatte ihn beruhigt, indem er lächelnd ſagte: „Wenn der Schüler ſeinen Lehrmeiſter beſucht, ſieht er nicht auf den Anzug.“

Er beſucht aber nicht bloß die Anſtalten, und die Gelehrten unterbrach hier einer der Zuhörer den Redner, er läßt auch dem Künſtler dieſe Aufmerkſamkeit widerfahren. Täglich beſucht er im Louvre die Maler und ſchaut ihren Arbeiten zu, und wißt Ihr denn nicht, daß er ſogar unſerm großen Schauſpieler Lekain einen Beſuch gemacht, Lekain, welcher es ſo gut verſteht, Kaiſer und Könige darzuſtellen, und den der Kaiſer erſt Abends zuvor als Kaiſer geſehen. Lekain war auch im Schlafrock, und wollte ſich auch entſchuldigen, aber Joſeph ſagte: „Laſſen Sie doch! Wir Kaiſersleute nehmen es nicht ſo genau mit einander.“

Der Kaiſer iſt überall, rief eine andere Stimme. Der Kaiſer war geſtern im großen Gerichtshof von Paris und wohnte einer

Sitzung bei. Als man ihn erkannte, lud der Präsident den Kaiser durch den Obergerichtsdiener ein, in der hohen Versammlung Platz zu nehmen, aber der Kaiser schlug es aus, und blieb in seiner Gitterloge.

Wie! rief ein Anderer. Der Kaiser saß in einer von den kleinen, gewöhnlichen Gitterlogen?

Ja freilich, erwiderte die erste Stimme, er saß in einer der Gitterlogen, welche wir Laternen nennen. Alle Welt hat sich darüber gewundert, selbst Marforio und Pasquin*) haben sich darüber gewundert.

Sagt doch, was haben sie gesagt, unsere guten Freunde Marforio und Pasquin?

Hört zu, ich will's Euch vorlesen! Ich fand vorher am Palais Royal diesen Zettel angeklebt, riß ihn ab, und brachte ihn mit hieher. Soll ich vorlesen, was darauf steht?

Thut es, lest uns vor! riefen Alle laut, und leise murmelten und flüsterten sie einander zu: Das ist Riquelmont, der Satyriſt, der die scharfen Epigramme macht, welche am Pont-Neuf gesungen werden! — Lest uns vor, was Pasquin und Marforio über den Kaiser in der Laterne gesagt haben!

Nun denn, hört zu, meine Herren!

Und mit lauter Stimme, unter dem athemlosen Schweigen der im Foyer und in den Korridoren sich drängenden Menge, las der Satyriſt:

Marforio: „Groß Wunder, mein Pasquin,
Die Sonne in einer Latern'!
Pasquin: Geh' nur, Du willst mich närr'n!

*) Marforio und Pasquin waren damals die unsichtbaren Witzbolde des Volkes, welche gewöhnlich die Handlungen der Regierung mit ihren sanglanten Bemerkungen in Epigrammen zu erläutern pflegten, die man alsdann an den Straßenecken und Häusern aufgezeichnet sah, ohne zu wissen, woher sie kamen. Noch heute lassen zuweilen Marforio und Pasquin in Rom ihre Stimmen vernehmen.

Marforio: Die Wahrheit ſag' ich Dir, hör' zu: Diog'nes wie bekannt
Vergeblich Menſchen ſucht, die Latern' in der Hand:
Nun wohl, hätt' nach Paris er heute ſich gewandt,
Hätt' er gefunden ihn in der Laterne!"*)

Sehr gut, ſehr gut, riefen Alle. Der Kaiſer iſt in der That ein Wunder von einem Menſchen, er iſt —

In dieſem Augenblicke ſchlug die große Glocke im Foyer dreimal an, das Zeichen, das die Vorſtellung ihren Anfang nehmen ſolle.

Sofort entleerten ſich die Foyers und die Corridore und Jeder eilte in den Saal, um ſeinen Platz einzunehmen.

Unter der lautloſen Stille des Publikums begann der, die erſte Scene einleitende, Satz der Iphigenie. Auf einmal vernahm man innerhalb des Saals ein leichtes Geräuſch wie von Stühlen, welche gerückt wurden. Das Publikum kannte dies Geräuſch, es wußte, daß es von der königlichen Loge herkomme, und auf einmal wandten ſich Aller Augen rückwärts, und Jeder ſchaute hin nach der großen königlichen Loge. Die ganze königliche Familie, mit Ausnahme des Königs, war dort erſchienen, und in ihrer Mitte, die Schönſte und Reizendſte von ihnen Allen war die Königin Marie Antoinette. Strahlend in Jugend, Liebreiz und Schönheit, ſaß ſie da an der Seite der Gräfin von Provence, mit einem lieblichen Lächeln, mit ein wenig vorwärts geneigtem Haupt die glänzende Verſammlung, welche das Parquet und die Logen füllte, ſich anſchauend.

Das Publikum, entzückt von ihrer Schönheit und Lieblichkeit, brach aus in ein lang anhaltendes Applaudiſſement, für welches die Königin nach allen Seiten hin mit ſtrahlenden Blicken und reizendem

---

*) Marforio: „Grand miracle, Pasquin,
Le soleil dans une lanterne!
Pasquin: Allons donc, tu me bernes!
Marforio: Pour te dire le vrai, tiens: Diogène en vain
Cherchait jadis un homme, une lanterne en main;
Eh bien, à Paris ce matin
Il l'eût trouvé dans la lanterne."
(Ramshorn, Kaiſer Joſeph II. S. 142.)

Lächeln dankte, und ſich dann in ihren Fauteuil zurücklehnte, um der wundervollen Muſik Meiſter Gluck's zuzuhören.

Aber das Publikum ſchien heute wenig Sinn zu haben für die Muſik. Die Köpfe blieben immer nach rückwärts gewandt, die Augen hefteten ſich immer noch mit einem forſchenden, neugierigen Ausdruck auf die königliche Loge hin, und ſchienen dort etwas ſuchen und erſpähen zu wollen, das ſich ihnen indeſſen nicht zeigte, denn der Kaiſer hatte ſich in den Hintergrund zurückgezogen und ſeitwärts von der Königin hinter dem ſchweren Sammetvorhang ſtehend, der die beiden Seiten der königlichen Loge drapirte, wollte er ungeſehen der Vorſtellung beiwohnen.

Die Oper nahm ihren Fortgang, und allmälig wandte ſich das Publikum wieder der Scene zu, und folgte der wundervollen Muſik mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

Jetzt kam die Scene, wo Iphigenie im Triumphe durch das Lager der Griechen dahingeht, wo der jubelnde Chor der Theſſalier ſingt:

Que d'attraits, que de majesté,
Que de graces! que de beauté!
Chantons, célébrons notre reine!

Das Publikum ſchien dieſe Worte nur wie ſein Stichwort zu betrachten, um ſelbſt in Scene zu treten. Alle Köpfe, alle Blicke, nicht allein wandten ſich der königlichen Loge zu, auch alle Hände erhoben ſich zum zweiten Mal, und ein donnernder Sturm des Beifalls brauſte durch das Haus hin.

Da capo! da capo! rief, brüllte, ſchrie die Menge auf der Gallerie, im Parquet, im Parterre und in den Logen; da capo! Noch einmal dieſen Chor!

Der Sänger, welcher den Achill darſtellte, begeiſtert von dem Moment, und ſehr wohl begreifend, daß der Enthuſiasmus des Publikums diesmal nicht den Sängern und der Muſik gelte, ſondern einen höhern Impuls habe, entzückt von der Idee, daß er auf einmal das Organ des franzöſiſchen Volkes ſein ſollte, trat vor bis dicht an den Rand der Bühne, und mit begeiſtertem Ausdruck ſeine

Arme zu der königlichen Loge erhebend, wiederholte er mit flammendem Entzücken die Worte der Theſſalier:

Chantons, célébrons notre reine!

Die Königin, hingeriſſen von Freude und Entzücken, ſtrahlend vor Stolz und Befriedigung, wandte ihr Haupt ſeitwärts nach dem Kaiſer hin, welcher noch immer hinter der Gardine verborgen ſtand. Mit einer Bewegung liebenswürdiger Ungeduld ſtreckte ſie die Hand nach ihm aus, und den Arm des Kaiſers erfaſſend, zog ſie den leiſe Widerſtrebenden haſtig in den Vordergrund der Loge*).

Das Publikum brach in einen lauten, unermeßlichen Beifallsſturm aus und begrüßte den Kaiſer mit langen, nicht endenden Jubelrufen, und zum dritten Mal begann der Sänger ſein: Chantons, célébrons notre reine!

Und auf einmal erhob ſich das Publikum von ſeinen Sitzen, und aufrecht ſtehend, wiederholte man jubelnd in den Logen, den Balcons, dem Parterre und Amphitheater: Es lebe unſere Königin! Es lebe der Kaiſer!

Marie Antoinette, auf den Arm ihres Bruders gelehnt, von Rührung, Freude und Dankbarkeit erfüllt, neigte ſich über die Brüſtung der Loge und dankte dem Publikum mit einem ſeligen Lächeln. — Dieſes Lächeln ſchien den allgemeinen Enthuſiasmus noch höher anzufachen. Auf's Neue begann es zu applaudiren, zu jauchzen, zu ſingen: Chantons, célébrons notre reine!

Der Kaiſer, die Prinzen des königlichen Hauſes neigten ſich dankend nach dem Publikum hin, und um zu zeigen, daß ſie es wohl begriffen, wem allein dieſe Huldigung gelte, verbeugten ſie ſich alsdann tief vor der jungen Königin, ihr zu ihrem Triumph Glück wünſchend und erfreut, denſelben durch die Zuſtimmung verſchönern zu können.

Und der Jubelchor, den anfangs nur die Sänger auf der Bühne geſungen, den alsdann das Publikum jauchzend aufgenommen, er wälzte ſich jetzt wie ein Feuerſtrom weiter fort, und auf der Bühne

*) Campan I. p. 184.

wie im Zuschauerraum, in den Corridoren und Foyers, auf den Treppen und sogar vor den Eingangspforten des Theaters jubelte und sang man laut:

Chantons, célébrons notre reine!

Die Königin, überwältigt von Rührung und süßem Entzücken, neigte ihr Haupt; Thränen entstürzten ihren Augen; gleichsam zusammenbrechend unter dem Gewichte dieses ungeheuren Triumphs, lehnte sie sich fester auf den Arm des Kaisers, und bedeckte ihr vor Rührung zuckendes, von Thränen überströmtes Antlitz mit ihrem Taschentuch.

Eine augenblickliche Stille trat ein. Die Thränen der Königin schienen gewissermaßen den Sturm des Entzückens beschwichtigt zu haben, und ihm eine tiefere und heiligere Weihe zu geben. Von der Rührung Marie Antoinette's mit ergriffen, verstummte das Publikum, schaute mit feuchten Augen zu ihr empor. Da auf einmal schwang sich im Parterre eine hohe, männliche Gestalt auf einen der Sitze empor, und deutete mit aufgehobenem Arm auf die weinende Königin hin, indem die mächtige Stimme rief:

Si le peuple peut espérer
Qu'il lui sera permis de rire,
Ce n'est que sous l'heureux empire
Des princes, qui savent pleurer.

Ein unermeßlicher Beifallssturm dankte diesem glücklichen Impromptu des Dichters, der, gedrängt von den enthusiastischen Dacapo-Rufen des Publikums, sein Gedicht wiederholen mußte.

Marie Antoinette hatte ihre Thränen getrocknet, um den Worten des Dichters lauschen zu können, und sich alsdann mit leuchtenden Augen ihrem Bruder zuwendend, sagte sie: Wie schön wäre es, jetzt zu sterben! Welch' ein seliger Tod wäre das, denn alle Fülle des stolzesten Erdenglückes ist in diesem Moment erschöpft*).

*) Mémoires de Weber. Vol. I. p. 48. — Mémoires de Madame de Campan. Vol. I. p. 127. — Hübner, Lebensgeschichte Joseph II. S. 142.

X.

Im Hôtel Treville.

Der Wirth des Hôtels Treville hatte die Befehle des Kaisers pünktlich befolgt und kein Fremder war wieder von seiner Thür gewiesen worden, sondern Jeder, er mochte nun im Fiacre, oder in einer Caroſſe anlangen, Jeder, der bei ihm Quartier ſuchte, war von ihm mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Aber es waren, ſeitdem der Kaiſer dies Hôtel bewohnte, ſo viele Fremde angekommen, daß die Zimmer doch nicht ausreichten, um allen Anforderungen zu genügen, und der gewiſſenhafte Wirth hatte es, um nicht der Gefahr einer Mißdeutung ausgeſetzt zu ſein, für nothwendig erachtet, den Kaiſer ſelbſt von dieſem Umſtande zu benachrichtigen.

Da er wußte, daß der Kaiſer heut, wie jeden Abend, das Theater beſuchen würde, ging Herr Louis hinaus in die Vorhalle, und dort mit gravitätiſchen Schritten auf- und abgehend, harrte er des Moments, wo der Kaiſer die Vorhalle durchſchreiten mußte, um ſich auf die Straße zu begeben.

Kaum eine Viertelſtunde war vergangen, als der Kaiſer ganz allein die Treppe herabkam, und Herrn Louis gewahrend, ihn mit einem freundlichen Kopfneigen begrüßte.

Der Wirth beeilte ſich, den kaiſerlichen Gruß mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zu erwidern, und mit ſeiner ſanfteſten Flötenſtimme zu flüſtern: Wollen der Herr Graf mir gnädigſt einige Worte vergönnen?

Reden Sie, ſagte Joſeph freundlich. Was haben Sie mir zu ſagen?

Ich wollte den Herrn Grafen nur benachrichtigen, daß jetzt alle Zimmer meines Hôtels, bis hinauf in die Bodenkammer, beſetzt ſind. Sollten daher der Herr Graf, wenn Sie gefälligſt aus dem Fenſter ſchauten, bemerken, daß ich einen anlangenden Fremden, er möge

nun in einer Caroſſe oder in einem Fiacre kommen, von meiner Thür fortwieſe, ſo beſchwöre ich den Herrn Grafen, nicht zu glauben, daß ich das aus ſträflichem Ungehorſam gegen Ihre Befehle thun könnte, ſondern Sich gnädigſt zu erinnern, daß nur die Nothwendigkeit mich ſo handeln läßt. Ich habe wirklich nicht ein einziges Zimmer, ja nicht eine Kammer mehr frei!

Es ſcheint in der That, ſagte der Kaiſer freundlich, als ob Ihr Hotel ein ſehr beſuchtes ſei, aber ich finde das ſehr natürlich, denn man iſt ſehr gut bei Ihnen aufgehoben, Herr Wirth.

Der Herr Graf halten zu Gnaden, es iſt nicht deshalb, daß die Fremden und Reiſenden jetzt zu mir ſtrömen. Ich habe meine Gäſte immer gut aufgenommen, doch iſt niemals nur halb ſo viel Andrang geweſen, wie jetzt. Das macht, Jedermann weiß, daß unter meinem geſegneten Dache der Graf von Falkenſtein wohnt, und Jeder möchte des Glücks theilhaftig werden, dort zu ſein, wo dieſer erhabene Herr verweilt. O, Herr Graf, ganz Paris möchte jetzt bei mir logiren, aber nicht um meiner Zimmer, meiner Cotelettes und Ragouts willen, ſondern einzig und allein, um mit Ew. — um mit dem Grafen von Falkenſtein zuſammen zu ſein!

Wahrhaftig, rief der Kaiſer lächelnd, es zeugt von wenig gutem Geſchmack, daß die Pariſer *mich* ſogar Ihren Cotelettes und Ragouts vorziehen ſollten, und ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich das nicht glaube.

Ich bin davon überzeugt, ſagte Herr Louis pathetiſch. Jedermann kommt nur deshalb hierher, um den Herrn Grafen zu ſehen, und vielleicht einmal den Ton ſeiner Stimme vernehmen zu können. Es wird daher für Jedermann ein niederſchmetternder Schlag ſein, wenn ich ihm verkünde, daß er im Hôtel Treville kein Unterkommen mehr finden kann, daß alle meine Zimmer beſetzt ſind!

Halt, Herr Wirth, Sie können das nicht ſagen, ſagte der Kaiſer heiter, ich muß Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Die beiden Zimmer, welche ſich neben den meinen befinden, ſind, wenn mir recht iſt, unbeſetzt.

Der Herr Graf mögen mir verzeihen, ſagte Herr Louis, aber es

iſt unmöglich, dieſe Zimmer zu vermiethen, und andern Fremden das Recht zu vergönnen, dieſelben zu bewohnen, denn dieſe Zimmer hängen unmittelbar mit denen des Herrn Grafen zuſammen, und ſind nur durch eine leichte Thür von demſelben getrennt. Man würde nicht allein jedes Wort vernehmen können, was in den Zimmern des Grafen von Falkenſtein geſprochen würde, ſondern der Herr Graf könnte auch durch das Geräuſch und Geſpräch der Wandnachbarn ſehr leicht in Ihrer eigenen Ruhe geſtört werden. Der Herr Graf werden daher gnädigſt geſtatten, daß ich dieſe beiden Zimmer unbeſetzt laſſe.

Nicht doch, ſagte der Kaiſer lächelnd. Ich weiß aus der Erfahrung, die ich mir hier vor Ihrer Hausthür erworben habe, wie unangenehm es iſt, wenn man ruhebedürftig vor einem Gaſthaus anlangt, dort abgewieſen zu werden.

O, mein Gott, ſtöhnte Herr Louis, der Herr Graf gedenken alſo noch immer dieſes meines unverzeihlichen Vergehens?

Ich gedenke Ihrer Weigerung mir Quartier zu geben, um Andere vor einem ähnlichen unangenehmen Refus zu bewahren, ſagte der Kaiſer ernſt. Ich erlaube Ihnen daher und wünſche, daß Sie die beiden Zimmer neben den meinen immerhin ankommenden Reiſenden öffnen mögen. Es wäre mir ſehr unlieb, wenn irgend Jemand durch mich ſollte behindert werden, und ich will nicht die Schuld tragen, daß Sie auch nur einen einzigen Fremden von Ihrer Thür weiſen ſollten. Oeffnen Sie alſo Ihre Zimmer und nehmen Sie darin Gäſte auf. Und ſomit Gott befohlen, Herr Wirth!

Er iſt wirklich ein ſehr humaner Herr, ſagte Herr Louis vor ſich hin, indem er dem Kaiſer nachblickte, der eben auf die Straße hinaus trat und von dannen ging, ja, ich glaube, es giebt keinen Fürſten, der ſo menſchlich und herablaſſend mit andern Menſchen verkehrt. Glaub's auch nimmermehr, was die Leute ſagen, daß der Kaiſer hierher gekommen ſei, um unſere Feſtungen und unſere Militairſtärke zu ermitteln, und unſeren Fabriken und Manufakturen ihre beſten Arbeiter zu entführen, indem er ſie mit großen Verſprechungen beſticht, daß ſie hier fortgehen und nach Oeſterreich kommen; glaub's

auch nicht, daß der Kaiſer uns das Elſaß und Lothringen fortnehmen will, wie mir geſtern der Kammerdiener des Grafen von Provence erzählte, und daß er bloß hierher gekommen iſt, um Frankreich zu überliſten, und den jungen König ſo lange in Gemeinſchaft mit der Königin zu beſtürmen, bis er ſeine Miniſter entläßt, und Andere nimmt, welche im Dienſte Oeſterreichs ſtehen. Der Privatſecretair des Herrn Herzogs von Chartres hat mir das erzählt, und der kann freilich mancherlei von ſeinem Herrn erfahren, was andere Leute nicht wiſſen, aber ich glaub's doch nicht. Die Grafen von Provence und Artois und der Herzog von Orleans ſcheinen ihre Schwägerin wenig zu lieben, denn alle böſen Gerüchte, welche man bis jetzt über ſie verbreitet hat, gehen von dort aus, wie man weiß, und jetzt wollen dieſe Herren auch den Kaiſer angreifen und verleumden, ſo wie ſie es ſeiner ſchönen Schweſter gethan. Aber das Volk von Paris wird ihren Verleumdungen keinen Glauben ſchenken, denn das Volk liebt die Königin und den Kaiſer, und Jedermann beneidet mich und preiſ't mich glücklich, daß der erhabene Kaiſer Joſeph in meinem Hauſe wohnt. —

Und Herr Louis beendete ſein Selbſtgeſpräch, um mit ſtolzer Miene und hochgetragenem Haupt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in der Vorhalle auf- und abzugehen, und ſich zu ſonnen in dem Bewußtſein ſeiner eigenen hohen Würde und Bedeutung. So oft ſich aber das Rollen eines Wagens vernehmen ließ, blieb Herr Louis ſtehen, und ſchaute erwartungsvoll nach der Hausthür hin, und athmete erleichtert auf, wenn der Wagen, ſtatt anzuhalten, vorüberfuhr.

Ich wünſchte, es käme gar kein Fremder mehr, ſagte Herr Louis nach einer langen Pauſe. Es will mir gar nicht in den Kopf, daß ich Fremde ſo unmittelbar in die Nähe des Kaiſers bringen ſoll. Wer bürgt mir dafür, daß ich nicht auf dieſe Weiſe Diebe und Mörder in die Nähe des Kaiſers bringe, daß ſeine Feinde, welche vielleicht nur auf eine Gelegenheit lauern, um ihn zu vernichten, nicht dieſe Gelegenheit benutzen, und unter der Maske eines harmlos Reiſenden hierher kommen. Mein Gott, ſie hätten alsdann, wenn ſie die Zim-

mer neben dem Kaiſer bekommen, nur nöthig Nachts die Thür geräuſchlos aus ihren Angeln zu heben, um den Kaiſer im Schlaf zu ermorden. O, ich wäre alsdann auf ewig beſchimpft, mein Name würde mit unſterblicher Schande befleckt werden, während ich jetzt hoffen kann, als ein glänzender Name in den Büchern der Geſchichte eingezeichnet zu werden! — Der Kaiſer hat ſich meinem Hauſe anvertraut und ich bin es ſeinem Volke ſchuldig, über ſeiner Sicherheit zu wachen. Ich werde es thun, ich werde Niemand aufnehmen, der mir nicht ganz unverdächtig erſcheint, mit einem Wort, ich werde nur Damen die Zimmer neben dem Kaiſer anvertrauen! —

Und ganz erfüllt und beglückt von dieſem Vorſatze, trat der Wirth mit entſchloſſener Miene in die Thür ſeines Hôtels, und ſchaute, die Arme in die Seiten geſtemmt, mit trotziger und ſtolzer Miene den Fremden entgegen, welche vielleicht kommen möchten, bei ihm Quartier zu nehmen.

Es währte in der That auch nicht lange, und eine glänzende Equipage hielt vor der Thür an. Herr Louis bohrte ſeine kleinen, ſchwarzen Augen tief hinein in das Innere des Wagens, und ſah, daß nur drei Herren in demſelben befindlich waren.

Mit gravitätiſchen, langſamen Schritten ging er zu dem Reiſewagen hin, und auf die Frage der Fremden nach einem Nachtquartier erwiderte er mit trauriger Miene und einem tragiſchen Achſelzucken, daß es ihm unmöglich ſei noch Fremde aufzunehmen, weil ſämmtliche Zimmer ſchon beſetzt ſeien, und daß die Fremden daher beſſer thäten, ein anderes Hôtel aufzuſuchen.

Ich bin für die Sicherheit des Kaiſers verantwortlich, wiederholte Herr Louis mit ſtolzem Pathos ſich ſelber, indem er auf ſeinen Standort in der Hausthür zurückkehrte, und mit vollkommener Gemüthsruhe dem dahin rollenden Wagen nachſchaute. Ich bleibe alſo dabei, ich nehme nur Damen in die gefährlichen Zimmer auf!

Und getreu ſeinem Vorſatze, wies Herr Louis jetzt alle Reiſende von ſeiner Thür, verſah er heute den ganzen Abend, in der Beſorgniß, der Oberkellner möchte nicht ſtark genug ſein, den flehenden Bitten, oder den goldenen Beſtechungen der Reiſenden zu widerſtehen,

lbſt den Dienſt, die Fremden zu becomplimentiren, und ſie mit öflichen Redensarten weiter zu ſchicken.

Stunde nach Stunde verging auf dieſe Weiſe, und noch immer aren die gefährlichen Zimmer unbeſetzt, denn noch immer waren ine Damen gekommen, ſondern immer nur Herren!

Allmälig begann Herr Louis unruhig und ängſtlich zu werden, nd mit einiger Beſorgniß blickte er nach der Wanduhr hin.

Der Kaiſer wird bald zurückkehren, murrte er leiſe vor ſich hin, enn die Theater ſind zu Ende. Wenn alsdann die Zimmer noch icht beſetzt ſind, ſo wird der Kaiſer entweder denken, es ſei nur eine ere Renommage von mir geweſen, daß ſo viele Fremde Aufnahme i meinem Hôtel begehrten, oder er wird vermuthen, daß ich ſeine befehle nicht befolgen, und keine Fremden aufnehmen wollte. Beides äre fürchterlich! Ich muß alſo die nächſten Fremden, welche kom= en, und einigermaßen unverdächtig erſcheinen, aufnehmen!

Das Schickſal indeß ſchien den Wünſchen des ehrenwerthen errn Louis günſtig zu ſein, denn in der glänzenden Equipage, elche da ſoeben vor ſeiner Thür anhielt, bemerkte Herr Louis ſofort eim Schein der Straßenlaternen die hellen Gewänder und den eiſehut einer Dame.

Mit freudigem Eifer ſtürzte er daher an den Wagen, und ſelbſt er Anblick des Herrn, welcher auf dem Rückſitz innerhalb des Wagens ß, vermochte die Freude des Wirths nicht zu dämpfen, denn da n Fond des Wagens ſaßen wirklich zwei Damen.

Auf die Frage des Herrn, ob er zwei Zimmer bereit habe, er= iderte Herr Louis daher mit einem freudigen Ja, und beeilte ſich, elber den Schlag zu öffnen, und den Damen beim Ausſteigen be= ülflich zu ſein, nahm dem Oberkellner den ſilbernen Armleuchter us der Hand, um ſelber die Herrſchaften die Treppen hinauf und n ihre Gemächer zu führen.

Wie er eben die letzte Stufe der Treppe überſchritt, vernahm er nten abermals das Vorfahren eines Wagens, und bald darauf eine ännliche Stimme, welche einige laute Worte ſprach.

Es war die höchſte Zeit, ſagte Herr Louis mit einem glücklichen

Lächeln zu ſich ſelber. Es iſt der Kaiſer, welcher da zurückkehrt! Und mit freudiger Haſt öffnete er die Thür zu dem Vorzimmer und bat die Reiſenden einzutreten.

Sie folgten ihm ſchweigend. Weder der Herr noch die Damen hatten bis jetzt auch nur ein Wort geſprochen, und des Wirthes geübte und neugierige Augen vermochten nicht die dichten Schleier zu durchbrechen, welche das Angeſicht dieſer hochgewachſenen Dame bedeckten, deren ſtolze, impoſante Haltung, deren reiche, geſchmackvolle Reiſekleidung in ihr die Herrin jener andern Dame erkennen ließen, die mit geſchäftiger Eile für das Reiſegepäck ſorgte und um die verſchleierte Dame ſich bemühte, welche ohne ein Wort zu ſagen, ohne ihren Hut oder ihren Mantel abzulegen, ſich auf einen jener prächtigen Fauteuils neben dem Divan niedergleiten ließ, als ſei ſie ganz erſchöpft und kraftlos von den Anſtrengungen der Reiſe.

Werden die Herrſchaften ein Souper befehlen? fragte der Wirth, ſich an den Herrn wendend, der ſchweigend und mit in einander geſchlagenen Armen ſich der verſchleierten Dame gegenüber geſetzt hatte, ſie mit gedankenvollen Blicken anſtarrend, und welchen Herr Louis für den Gemahl der Dame hielt.

Der Fremde ſchien von dieſer Frage aus tiefem Nachſinnen geweckt zu werden und ſchrak leicht zuſammen. Gewiß, Herr Wirth, ſagte er haſtig, ſorgen Sie für ein Souper. Das Beſte und Feinſte, was Ihre Küche zu liefern im Stande iſt: nur tragen Sie Sorge, daß ſpäteſtens in einer Viertelſtunde ſervirt iſt.

In zehn Minuten wird das Souper bereit ſein. Werden die Herrſchaften erlauben, daß in dieſem Zimmer die Tafel gedeckt werde?

Ja wohl, mein Herr, und ſorgen Sie für glänzende Beleuchtung. Laſſen Sie den Kronleuchter anzünden, bringen Sie Armleuchter mit Wachskerzen, aber Alles ſchnell, mein Herr, ſchnell. Sie haben verſprochen, in zehn Minuten fertig zu ſein, halten Sie Wort!

Dieſer Herr hat eine merkwürdige Ungeduld, ſagte Herr Louis zu ſich ſelber, ſollte er vielleicht ſchlimme Abſichten auf den Kaiſer haben, und ſich nur den Anſchein geben, hier ein Feſt feiern zu

wollen, um mich ſicher zu machen? Ich werde auf meiner Huth ſein. — Für wieviel Perſonen befehlen Ew. Gnaden, daß ſervirt werde? fragte Herr Louis dann laut.

Der Fremde warf einen ſchnellen Blick hinüber nach der verſchleierten Dame, und ſagte dann mit lauter Stimme: für zwei Perſonen.

Richtig, die andere Dame iſt die Kammerfrau, dachte Herr Louis; es ſind vornehme Herrſchaften; deſto ſchlimmer, denn gerade die vornehmen Leute haſſen den leutſeligen Kaiſer! — Ich werde darum auf meiner Huth ſein!

Er näherte ſich der Thür, kehrte aber noch einmal wieder um. Wie viel Betten befehlen Ew. Gnaden, daß ich in dem zweiten Zimmer herrichten laſſe?

Ein ſeltſames, triumphirendes Lächeln flog bei dieſer Frage über das Antlitz des Fremden, aber er erwiderte nichts, und blickte nur flammenden Auges hinüber nach der Dame.

Der Wirth ſchaute Beide verwundert an, und wiederholte: wieviel Betten ſoll ich herrichten laſſen?

Gar keines! ſagte die verſchleierte Dame mit feſter, gebieteriſcher Stimme.

Gar keines? wiederholte Herr Louis erſtaunt. Ew. Gnaden wollen alſo nur ſoupiren, und dann weiter reiſen, ſtatt hier zu übernachten?

Haben Sie die Güte, nichts zu fragen, ſondern vor allen Dingen das Souper zu arrangiren, rief der fremde Herr ungeduldig. Das Uebrige wird ſich alsdann finden! Eilen Sie, mein Herr!

Die Sache kommt mir verdächtig vor, ich werde auf meiner Huth ſein, wiederholte Herr Louis, indem er die Zimmer der Fremden verließ. Ich werde zum Kaiſer gehen und ihn benachrichtigen, daß die beiden Zimmer beſetzt ſind, und daß er die Nacht wohl Acht geben ſoll auf ſeine Wandnachbarn. Vorher aber will ich die nöthigen Ordres ertheilen. — Souper für die eben angekommenen Herrſchaften! rief er dem Oberkellner zu. Glänzende Beleuchtung wie zu einem Feſt! Alle Garçons in Bewegung ſetzen, dem Koch die höchſte Eile

anempfehlen! In zehn Minuten muß das Souper servirt und das Zimmer glänzend erleuchtet sein!

Und nachdem Herr Louis mit der Würde eines Feldherrn diese verschiedenen Befehle ertheilt hatte, eilte er in das Vorzimmer des Kaisers, um dem Kammerdiener Günther seine Befürchtungen mitzutheilen, und den Kaiser zu benachrichtigen, daß seinem Befehle gemäß die beiden Zimmer besetzt seien.

Während dessen eilten die Garçons mit geschäftiger Hast in den Zimmern der neuangekommenen Fremden ein und aus. Kein Wort ward hier gesprochen, nichts vernahm man als das Klappern und Klirren der Teller und Gläser, des Silbergeschirrs, mit welchem die gewandten Kellner die Tafel servirten, während Andere den Kronleuchter auzündeten, und große Armleuchter mit brennenden Kerzen hereinbrachten.

Genau zehn Minuten waren so vergangen, als die Tafel servirt, der erste Gang der Speisen auf demselben niedergesetzt war, und der Oberkellner mit einer tiefen Verneigung sich den Herrschaften zuwandte und verkündete: Madame est servie!

Das seltsame Paar saß sich noch immer schweigend gegenüber, nur die hin und herflackernden Augen des Herrn, welche mit düsterer Aufmerksamkeit dem Wirken der Kellner zugeschaut, verriethen einige Ungeduld.

Sie können sich Alle zurückziehen, sagte er hastig. Ich selbst werde die Ehre haben, Madame zu bedienen!

Der Oberkellner verneigte sich abermals, und den an der Thür stehenden Garçons einen Wink gebend, verließ er mit ihnen eiligst das Gemach.

Der Herr wandte jetzt seine düsteren Blicke auf die zweite Dame hin, welche sich still in eine der Fensterischen zurückgezogen hatte.

Sie werden die Güte haben, jetzt auch das Zimmer zu verlassen, Madame, sagte er. Ich werde, wie ich schon sagte, Madame bedienen und Sie thäten wohl gut, Sich nach einem Zimmer für Sich selber umzusehen. Haben Sie die Güte, persönlich darüber mit dem Wirthe zu verhandeln! Gute Nacht, Madame!

Die Dame erwiderte nichts, aber sie schien die Worte des Herrn gar nicht gehört zu haben, sondern verharrte ruhig und unbeweglich auf ihrem Platz.

Eine Purpurröthe flammte in dem Antlitze des Herrn auf, und seine Augen schossen Blitze. Sie scheinen meine Worte nicht verstanden zu haben, Madame, rief er. Ich befehle Ihnen, dies Zimmer zu verlassen, hören Sie wohl, ich befehle es Ihnen, und ich benachrichtige Sie, daß Sie von nun an durchaus wieder in die Stelle einer Dienerin zurückkehren, und die usurpirte Stelle an der Seite Ihrer Herrin aufgeben müssen. Gehen Sie also!

Die Dame blieb ruhig auf ihrem Platz, und ein kaltes, spöttisches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie mit vollkommener Ruhe sagte: Ich erwarte die Befehle der Frau Gräfin!

Die verschleierte Dame nickte leicht mit dem Kopf. Erfüllen Sie den Wunsch des Herrn Grafen, meine gute Dupont, sagte sie. Ich bedarf Ihrer jetzt nicht. Lassen Sie sich ein Zimmer anweisen und schlafen Sie, denn Sie werden der Ruhe bedürfen!

Madame Dupont verließ hierauf das Zimmer, und kaum hatte die Thür sich hinter derselben geschlossen, als der Herr hineilte und den Riegel vorschob.

O, jetzt endlich sind wir allein! rief er hochaufathmend mit einem Ausdruck wilden Triumphes.

Ja, jetzt endlich sind wir allein! wiederholte die Dame, und indem sie mit einer hastigen Bewegung ihren Mantel zurückwarf und den Hut abnahm, ward die hohe stolze Gestalt und das bleiche, schöne Antlitz der Gräfin Leonore Esterhazy sichtbar.

XI.

Eine Enttäuschung.

Einige Augenblicke ſtanden ſie ſich ſchweigend gegenüber, einander anſchauend mit ernſten, forſchenden Blicken, aber mit der Kraft ſeines Willens rief Graf Schulenburg wieder ein Lächeln auf ſeine Lippen und verſcheuchte die Wolken von ſeiner Stirn. Mit ausgebreiteten Armen, mit glühenden Blicken näherte er ſich der Gräfin.

Jetzt, Leonore, jetzt endlich ſind Sie mein, rief er, ich habe die Prüfung überſtanden, ich habe geduldet, geſchwiegen und gehofft, dieſer Stunde, dieſer ſeligen Stunde gedenkend, in welcher die ſtolze keuſche Leonore endlich mir ſich zu Eigen geben wollte. Dieſe Stunde iſt da! Komm an mein Herz, Du göttlich ſchönes Weib!

Er wollte ſie in ſeine Arme ziehen, aber ſie trat ſtolz zurück und ſtreckte ihren Arm gegen ihn aus, wie eine Königin, welche mit aufgehobenem Scepter einen Rebellen niederſchmettert.

Wagen Sie es nicht, mich zu berühren, ſagte ſie mit einem Ausdruck tiefer Verachtung. Treten Sie zurück, weit von mir zurück, denn mir iſt es, als ob der Hauch Ihres Mundes mich vergiftete, und wenn Sie mich anſchauen, habe ich ein Gefühl, als ob ich in die wilden Augen einer Hyäne ſähe.

Der Graf lachte laut auf. Meine ſchöne, geiſtreiche Leonore, rief er, Sie verſuchen es vergeblich, mich zurückzuſchrecken und meine glühende Sehnſucht nach Ihnen mit Ihren ſarkaſtiſchen Bemerkungen über mein Geſicht abzukühlen. O, mein holder, wilder Engel, gieb doch endlich dieſe ſcheue Kälte und Sprödigkeit auf, denn es bedarf bei mir nicht deſſen, um meine Liebe zu entflammen. Ich liebe Dich grenzenlos, jeder Schlag meines Herzens ſehnt ſich nach Dir, alle meine Fibern zucken nach Dir, und ich würde die Stunde des Glückes und der Liebe in Deinen Armen nicht hingeben, und wenn man mir ein Königreich dafür böte!

Ich biete Ihnen indeß nichts dafür als meine grenzenlose Verachtung, und Sie werden Sich wohl entschließen müssen, mir dafür Ihre geträumte Stunde des Glückes zu überlassen, sagte sie ruhig.

Sie scherzen noch immer, Leonore, rief der Graf mit einem erzwungenen Lachen. Ich aber sage Ihnen, ich will Ihr stolzes Herz endlich beugen, ich will endlich mein scheues, wildes Reh in ein demüthiges, sanftes Weib verwandeln, welches sich der Liebe beugt, und ihre Herrschaft anerkennt. Fort, Leonore, fort mit dieser Maske der Schüchternheit, Du liebst mich ja, Du hast um meinetwillen Deinen Gemahl und Deine Ehre hingegeben, Du hast es selbst gesagt: „Kann ein Weib einen größeren Beweis ihrer Liebe geben, als wenn sie sich entführen läßt?“ Nun also, Leonore, wozu diese Verstellung, diese Grausamkeit, da Du mich liebst, da Du mir den ungeheuersten Beweis Deiner Liebe gegeben hast.

Nein, sagte sie, ich habe Ihnen nur den ungeheuersten Beweis meiner Verachtung gegeben, indem ich Sie mit kalter Ueberlegung zu dem Werkzeuge meiner Pläne machte. O, begreifen Sie es doch, mein Herr, der schöne, vielgeliebte, vielbewunderte Graf Schulenburg, der schönste Cavalier Wiens, der alle Frauen anbetet, und der es eines Tages sogar wagte, seine Augen auf mich zu richten, und mir das Schnupftuch seiner Liebe zuzuwerfen, er ist von mir überlistet worden, ich habe ihn zum Werkzeug meiner Pläne gemacht. Er hat mich als mein Kammerdiener von Wien nach Paris begleitet, und jetzt, da ich keines Kammerdieners mehr bedarf, jetzt entlasse ich ihn. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie! Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste, Sie sind wirklich ein ganz guter Kammerdiener. Sie haben überall auf unserer Reise ganz gut für unsere Bedürfnisse Sorge getragen, die Postpferde bestellt, die Postillons und die Rechnungen in den Hôtels bezahlt, und Sie sind dabei ziemlich ehrlich zu Werke gegangen, denn wie mir meine Kammerfrau heute sagte, haben Sie das Geld, welches ich ihr für unsere Reise übergeben, noch nicht verbraucht. Ich habe also Grund, mit Ihnen auch als Kassirer zufrieden zu sein, und werde mich stets gern Ihrer guten Dienste erinnern, aber ich bedarf Ihrer jetzt nicht mehr! Gehen Sie!

Der Graf ſtand ihr gegenüber und ſchaute mit einem ſeltſamen, boshaften Lächeln in ihr ſtolzes, bleiches Angeſicht.

Wie? fragte ſie gleichſam verwundert. Sie gehen noch nicht, da ich Sie doch entlaſſen habe, Herr Kammerdiener. Ach, Sie haben Recht, ich vergaß, daß man ſeinen Dienern, wenn man ſie entläßt, auch ihren Lohn auszahlen muß!

Sie zog aus der Taſche ihres Kleides eine volle Börſe hervor, und ſchleuderte ſie zu den Füßen des Grafen nieder.

Nehmen Sie, mein Herr Kammerdiener, ſagte ſie, und dann gehen Sie!

Ein lautes, wildes Lachen tönte von den Lippen des Grafen. Er ſetzte ſeinen Fuß auf die Börſe, und die Arme in einander ſchlagend, blieb er unbeweglich auf derſelben Stelle ſtehen und ſtarrte die Gräfin an mit flammenden, drohenden Blicken.

Sie gehen noch immer nicht? fragte Leonore verächtlich.

Nein, ſagte er ruhig, ich gehe noch nicht und ich werde überhaupt nicht gehen.

Ah, Sie werden nicht gehen? rief Leonore, in deren Antlitz der Zorn jetzt in hellen Flammen aufloderte. Sie ſind ehrlos genug, bei einer Frau bleiben zu wollen, welche Ihnen ſagt, daß ſie Sie verachtet.

Meine ſchöne Leonore, das iſt die gewöhnliche Redensart aller Frauen, lachte der Graf. Sie ſchwören Alle, daß ſie uns verachten, wenn ſie uns lieben, und ſind doch ganz empört, wenn wir eines Tages ihnen ebenſo antworten. Der Unterſchied iſt nur der: die Frauen verachten uns, indem ſie uns lieben, wir aber verachten die Frauen erſt, wenn wir ſie nicht mehr lieben! Fürchten Sie nichts, Leonore, ich bin noch nicht bis zu dieſem Stadium gekommen, ich liebe Sie noch, und es bedarf bei mir nicht dieſer Maske Ihrer Verachtung! Wir haben einander die ſtärkſten Beweiſe unſerer Liebe gegeben, Sie, indem Sie Sich von mir entführen ließen, ich, indem ich Ihnen geſtattete, auf dieſer ganzen Reiſe mich zu verhöhnen, und mich wirklich die lächerliche Rolle eines Dieners ſpielen zu laſſen. Jetzt aber iſt es genug, Leonore, genug der Prüfung,

genug des Sträubens. Gedenken ſie deſſen, was Sie mir in Wien vor unſerer Abreiſe ſagten. Ich gelobte Ihnen unbedingte Unterwürfigkeit während unſerer Reiſe, Sie verſprachen mir dagegen, mich in Paris für dieſelbe zu belohnen!

Ich verſprach, Ihnen in Paris die volle Wahrheit zu ſagen, und da Sie es fordern, da es Ihnen nicht genügt, daß ich Sie nicht liebe, daß ich Sie gehen heiße, will ich Ihnen die volle Wahrheit ſagen! Sie nennen es einen Beweis meiner Liebe, daß ich mich von Ihnen entführen ließ? Denken Sie beſſer von mir, Herr Graf Schulenburg! Wenn ich Sie geliebt hätte, würde ich im Stande geweſen ſein, für Sie zu ſterben, mit Ihnen zu ſterben, nimmer aber würde ich mich ſo tief gedemüthigt haben, daß ich mit dem Manne, welchen ich liebte, ſchmachvoll entflohen wäre, denn die Schmach tödtet das Glück, und das Hohnlachen der Welt iſt ein ſchlechter Hochzeitsgeſang für die Liebe. Dem Manne meiner Liebe würde ich es nicht geſtattet haben, meine Schande mit mir zu theilen: Ihnen erlaubte ich es, weil ich Sie verachtete, und weil ich Sie züchtigen wollte für die Frechheit, mit der Sie es wagten, mich, eine Frau, welche Ihnen durch kein Wort, keinen Blick ein Recht dazu gegeben, durch das Geſtändniß einer Liebe zu beleidigen, von der ich wußte, daß ſie doch nur eine ekle Lüge ſei. Ich rächte mich dafür, indem ich Sie zu meinem Werkzeuge machte! Sie waren mir ganz ungefährlich, ganz gleichgültig, und deshalb wählte ich Sie zu meinem Entführer! Ihr Name genügte, um mir das zu verſchaffen, was ich erſtrebte, meine Freiheit. Ja, mein Herr, nur um frei zu werden, frei von den Banden einer qualvollen Ehe, nur deshalb unternahm ich die lächerliche Farce dieſer Entführung. Der Machtſpruch der Kaiſerin Maria Thereſia feſſelt mich an einen Gemahl, den ich nicht liebte und der durch eine elende Lüge mich überliſtet hatte, daß ich ihm zum Altar folgte. Ich habe ihm geſchworen, mich dafür zu rächen, und mich wider ſeinen Willen aus dieſer Ehe zu erlöſen. Sie ſind das Werkzeug, welches ich benutzt habe, den Schwur meiner Rache zu erfüllen. Die Frau, welche mit dem Grafen Schulenburg aus dem Hauſe ihres Gemahls entflohen iſt, hat ſeinen Namen und

seine Ehre dadurch so sehr beschimpft, daß er nimmermehr es wagen darf, sie wieder zu sich zu rufen, daß er sich gezwungen sieht, eine Scheidung von ihr zu begehren. Das überlegte und berechnete ich, mein Herr, und deshalb ließ ich mich von Ihnen entführen. Jetzt wird Graf Esterhazy sich nicht mehr sträuben dürfen, sich durch eine Scheidung von mir zu trennen, jetzt werden die fromme Maria Theresia und der heilige Vater zu Rom wohl einwilligen müssen, unsere Ehe zu lösen, denn ich habe die Schande zwischen mich und meinen Gemahl gestellt, ich habe, um meine Freiheit zu erlangen, meine Ehre hingegeben! — Jetzt, mein Herr, habe ich Ihnen die Erklärung zukommen lassen, welche Sie von mir forderten, und sie wird Ihnen wahrscheinlich genügen, damit Sie sogleich dies Zimmer verlassen!

Nein, meine schöne Gräfin, sie genügt mir nicht, sagte der Graf mit einem spöttischen Lächeln. Auch ich habe Ihnen eine Erklärung zu machen! Zunächst also werde ich Ihnen mit derselben schätzenswerthen Offenheit, welche Sie mir bewiesen, die Gründe angeben, welche mich so kühn machten, um Ihre Liebe zu werben. Ihre Schönheit und Anmuth wären freilich wohl eine genügende Erklärung dafür, und da ganz Wien weiß, wie wenig die Gräfin Esterhazy ihren Gemahl liebt, so darf man es keinem Anbeter der Schönheit verargen, wenn er den kühnen Versuch macht, in dem Herzen der schönen Leonore die Stelle auszufüllen, welche ihr guter Gemahl darin vacant gelassen hat. Freilich behauptete man, die schöne Gräfin sei von einer so scheuen und wilden Tugend, daß Niemand es wagen dürfe, sich ihr zu nahen, freilich warnten mich meine Freunde, welche sahen, wie glühend ich Sie anbetete, vor einer Liebe, welche niemals Erhörung finden würde, aber gerade dies reizte mich. Ich schwur, daß Sie mein werden sollten, daß ich Sie besitzen wollte, meine Freunde stellten eine hohe Wette dagegen, und angefeuert von allen diesen Gründen unternahm ich den kühnen Feldzug nach Ihrer Liebe. Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie mir den Kampf nicht sehr schwer gemacht haben, sondern, daß sich die stolze und bis dahin unüberwindlich geglaubte Festung Ihrer Tugend mir sehr schnell übergeben hat. Dank Ihnen, habe ich meine Wette gewonnen, und

wenn ich jetzt als Triumphator heimkehre nach Wien, werden meine Freunde mir ohne Weigern einige Tausend Louisd'or auszahlen müssen, denn meine herrliche Leonore hat mir so öffentlich vor aller Welt durch unsere Flucht ein Zeugniß ihrer Liebe ausgestellt, daß Niemand es mehr wagen darf, meinen Triumph zu bezweifeln.

Dann rathe ich Ihnen, sofort nach Wien abzureisen, um Ihr Geld einzucassiren, sagte Leonore vollkommen ruhig.

Verzeihung, gnädigste Leonore, der Rath ist gewiß gut, aber er ist unausführbar, denn ich sagte es Ihnen ja, ich liebe Sie, und es war zunächst meine Liebe, welche mich das Unternehmen wagen ließ, Sie erobern zu wollen. Ich habe Sie erobert, Sie sind mein, Leonore, und ein Thor müßte ich sein, wenn ich das schönste Eigenthum, welches Gott Amor mir geschenkt, freiwillig aufgeben wollte. Nein, meine Geliebte, keine Macht der Erde kann Dich mir jetzt noch entreißen. Suche nicht mir zu entfliehen; wohin Du gehst, werde ich Dir folgen! Du hast der ganzen Welt ein Zeugniß Deiner Liebe abgelegt, und dieses Zeugniß, welches unserer Beider Schande und Glück ist, fesselt Dich an mich für immerdar. Ich werde Dich niemals verlassen, ich werde mich an Deine Schritte heften, —

Wie mein böser Dämon, unterbrach sie ihn hohnlachend.

Nein, wie Ihr guter Genius, Leonore, denn ich werde mit meiner Liebe das Brandmal Ihrer Schmach zudecken. Um meinetwillen haben Sie sich der Schande überliefert; es ist an mir, Sie dafür zu belohnen.

Elender, sagte sie mit einem stolzen Blick, Sie wissen es wohl, daß Sie keinen Theil haben an dem, was ich that. Meine Schande gehört mir allein, und ich allein will sie tragen! Ihnen überlasse ich die Lächerlichkeit, denn ich sage Ihnen, wenn Sie nicht jetzt auf der Stelle gehen, so werde ich Sorge tragen, daß ganz Wien die Geschichte meiner Entführung erfahre, und glauben Sie nur, ganz Wien wird über die drollige Geschichte lachen, wie der schöne Graf Schulenburg die Gräfin Esterhazy als ergebener und dienstgewandter Kammerdiener auf der ganzen Reise nach Paris begleitete, und in Paris von ihr entlassen ward!

An demſelben Tage, Leonore, ſagte der Graf, an welchem Sie den lachluſtigen Wienern dieſe Geſchichte erzählen, an demſelben Tage werde ich ihnen auch eine Geſchichte erzählen, und darüber werden ſie jubeln vor Lachen. Ich werde ihnen ſagen, daß die Gräfin Leonore Eſterhazy nicht blos ein geniales Weib, ſondern auch eine große Dichterin iſt, und wenn man mir nicht glauben will, ſo werde ich es ihnen beweiſen!

Beweiſen! wiederholte Leonore, leiſe zuſammenzuckend.

Ja, beweiſen, ſagte er lächelnd. Ich war freilich auf der ganzen Reiſe nur Ihr ergebener Kammerdiener, aber Sie wiſſen wohl, die Kammerdiener kennen am beſten die Geheimniſſe ihrer Herrſchaft. So belauſchte ich auch das Geheimniß meiner Herrin, und ſah, wie ſie jede Nacht, ſtatt zu ſchlafen, ſich damit beſchäftigte, in ihrem Album zu ſchreiben. Zuweilen, wenn ich lauſchend draußen vor ihrem Fenſter ſtand, ſah ich, wie ſie das Geſchriebene küßte, öfter noch, wie ihre Thränen in hellen Bächen darauf niederrieſelten. Ich war eiferſüchtig auf dieſes Album, und —

Und Sie ſtahlen es mir, unterbrach ſie ihn kalt, ich vermiſſe es ſeit geſtern!

Ich ſtahl es Ihnen, und ich denke, ein Liebender hat wohl das Recht, an ſeiner Geliebten ſolchen unſchuldigen Diebſtahl zu begehen, um ſo mehr, wenn er hoffen darf, daß ſein Bild allein auf dem heiligen Grunde ihres Herzens ruht, und daß er in dem, was ſie geſchrieben, nur die ſüßen Offenbarungen ihrer Liebe zu ihm wiederfinden wird. Ich aber hatte mich grauſam getäuſcht, und dieſe leidenſchaftlichen und phantaſtiſchen Dithyramben Ihres Herzens, welche jenes Album enthält, galten leider nicht mir! O, meinen Sie nicht, daß, wenn ich den Wienern *meine* Geſchichte erzähle, ſie aufhören werden, über *Ihre* Geſchichte zu lachen, um über die, welche ich ihnen erzähle, zu ſtaunen, zu höhnen, und außer ſich zu gerathen?

Sie werden mir mein Album wiedergeben, ſogleich, auf der Stelle! rief die Gräfin, indem ſie mit hochgerötheten Wangen, mit blitzenden Augen auf ihn zuſchritt.

Ich werde es Ihnen wiedergeben als Lohn für Ihre Liebe und

Hingebung, als Zeichen meiner Dankbarkeit für ein schönes Glück, nicht früher! —

Sie stieß einen leisen Schrei aus, und ihre ganze Gestalt erbebte. Reizen Sie mich nicht, sagte sie athemlos, treiben Sie mich nicht auf das Aeußerste. Ich wäre im Stande, mich grausam an Ihnen zu rächen! Geben Sie mir das Buch zurück!

Nein, Leonore, erst soll ganz Wien Ihre himmlischen Poesieen kennen, erst soll es erfahren, daß die keusche, die tugendhafte Leonore nur deshalb so stolz und kalt ist, weil sie eine stolze Liebe in ihrem Herzen trägt, eine Liebe, die freilich ein wenig demüthigend ist, da sie unerwidert geblieben, da die schöne Gräfin, wie sie in ihren herrlichen Gedichten klagt, vergeblich auf Gegenliebe gehofft hat! Kaufen Sie mir diese Gedichte mit Ihrer Liebe ab, schönste Leonore, oder ich gehe hin und erzähle den Wienern, daß die Gräfin Leonore Esterhazy den Kaiser Joseph leidenschaftlich liebt!

Nun denn, ja, rief Leonore hochaufathmend, ja, erzählen Sie es in Wien, erzählen Sie es der ganzen Welt, ja, ich liebe den Kaiser Joseph! Ja, ich kenne keinen Mann, den ich meiner Liebe würdig erachte, außer ihm, seine Augen sind für mich ein ganzer Himmel, sein Antlitz ist für mich wie Sonnenstrahl. Ja, ich liebe ihn, meine ganze Seele beugt sich vor ihm in Anbetung, Liebe und Bewunderung; wenn er mich liebte, würde ich selig sein, als seine demüthige und ergebene Magd zu seinen Füßen zu sitzen, und jeder Wink seiner Augen würde für mich ein Befehl sein, jedes Lächeln ein seliger Lohn. Wenn er mich liebte, würde ich das glückseligste Weib sein, würde ich den Himmel selber nicht beneiden um seine Seligkeit, denn der ganze Himmel mit aller Seligkeit wäre dann in meiner Brust. Aber er liebt mich nicht, und ich bedarf seiner Liebe nicht zu meinem Glück! Ich liebe ihn, und kein Machtgebot der Menschen, kein Befehl Gottes selbst kann diese Liebe aus meinem Herzen bannen, denn sie ist der Athem meines Lebens, mein Stolz, meine Hoffnung, meine Religion. — Und nun gehen Sie hin und wiederholen Sie vor ganz Wien meine Worte, ich nehme keines zurück, ich schlage auch nicht schamlos meine Augen nieder; wenn der Schleier einmal

von meinem Herzen geriſſen iſt, ſo möge Jedermann ſehen, was darin zuckt und glüht, ich habe mich deſſen nicht zu ſchämen. Wehe aber Dem, welcher mit frevelnder Hand den Schleier zerriſſen hat, wehe Ihnen, Graf, denn ich werde mich rächen!

Von ſo himmliſchen Händen muß ſelbſt die Rache willkommen ſein, rief der Graf, ganz geblendet von der leuchtenden Schönheit Leonorens. Hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen, mit flammenden Augen, ihr Antlitz durchſtrahlt von dem Feuer der Begeiſterung und Energie, ſtand ſie vor ihm mit hochwogender Bruſt, ihr ganzes Weſen voll Gluth nnd Entſchloſſenheit.

Rächen Sie Sich an mir, rief der Graf, aber zuerſt erfüllen Sie mir Ihr Wort, zuerſt erhören Sie meine Liebe! Sie müſſen mein ſein, Leonore, Sie haben es mir verſprochen, und ich werde Sie zwingen, mir Ihr Wort zu erfüllen!

Und mit ausgebreiteten Armen ſtürzte er auf ſie zu. Leonore, meine ſchöne Leonore, komm an mein Herz, komm, ich will Dich das Glück kennen lehren und die Liebe, komm, mein ſchönes, göttergleiches Weib! —

Wenn Sie es wagen mich zu berühren, ermorde ich Sie, ſagte ſie, ihre Arme in einander ſchlagend und ihn mit trotzigen Blicken anſtarrend.

Ich wage Alles, denn ich liebe Dich, und es muß göttlich ſchön ſein, zu ſterben in Deinen Armen, rief der Graf, wieder auf ſie eindringend.

Sie werden nichts wagen, was die Gräfin Eſterhazy beleidigen könnte, ich verbiete es Ihnen! rief eine laute, gebieteriſche Stimme hinter ihnen.

Der Graf taumelte zurück und wandte entſetzt ſein Haupt rückwärts.

Leonore ſtieß einen Schrei aus, einen Schrei des Entſetzens und Schreckens zu gleicher Zeit. Der Kaiſer! rief ſie. Der Kaiſer rettet mich! Er iſt es — ihre Simme ſtockte, eine Todtenbläſſe bedeckte ihre Wangen, und ihre Augen ſchließend taumelte ſie rückwärts, mit ausgeſtreckten Armen nach einem Stützpunkt ſuchend, um ſich aufrecht zu halten.

XII.

Der Abſchied.

Der Kaiſer eilte zu Leonoren und fing die ohnmächtig Zuſammenſinkende in ſeinen Armen auf und trug ſie zu dem Divan hin, auf welchen er ſie ſanft niedergleiten ließ.

Sie iſt ohnmächtig, ſagte der Kaiſer, ſich über ſie neigend, nicht der leiſeſte Athem kommt aus ihrer Bruſt hervor, und ihre Wangen ſind kalt und weiß wie Marmor. Die Natur hat ſich ihrer erbarmt und ihre Augen geſchloſſen, die Natur wird ſie auch wieder öffnen.

Er nahm den Schleier, welchen Leonore zuvor auf den Tiſch geworfen, und deckte ihn ſorglich über ihr Antlitz hin, dann aber trat er zurück, und ſein Angeſicht nahm jetzt einen harten, ſtrengen Ausdruck an.

Jetzt zu Ihnen, Graf Schulenburg, ſagte er, indem er ſich dem Grafen zuwandte, welcher wie vernichtet, an allen Gliedern bebend, dort drüben an der Wand lehnte. Er fühlte den ſtolzen, verächtlichen Blick des Kaiſers, obwohl er ſeine Augen nicht zu ihm zu erheben wagte. —

Geben Sie mir das Album der Gräfin, befahl Joſeph.

Graf Schulenburg zog mit zitternden Händen ein Buch aus ſeiner Bruſttaſche hervor, und mit leiſen, unſichern Schritten zu dem Kaiſer hin ſchwankend, taumelte er zu ſeinen Füßen nieder, und reichte ihm das Buch dar.

Der Kaiſer entriß es ihm haſtig, und ohne ihn nur eines Blickes weiter zu würdigen, ſchritt er zu Leonoren hin, und legte das Buch neben ihr auf den Divan hin. Dann neigte er ſich wieder über ſie, und horchte auf ihren Athem. Als er ſich aber überzeugt hatte, daß ſie noch immer ohnmächtig ſei, trat er zurück, und wieder wandte ſich ſein flammender Zornesblick auf den Grafen hin, der noch immer mitten im Zimmer kniete.

Stehen Sie auf! herrſchte der Kaiſer ihm zu, und ſofort richtete der Graf ſich empor, und ſtand bleich und geſenkten Hauptes dem Kaiſer gegenüber.

Sie haben an dieſer Frau gehandelt nicht wie ein Ehrenmann und Cavalier, ſondern wie ein ehrloſer Verbrecher, ſagte der Kaiſer mit harter, rauher Stimme. Man wird Sie daher ſtrafen, wie es Verbrechern geziemt!

Gnade, Sire, Gnade! ſtotterte der Graf. Gnade für ein Verbrechen, welches —

Still! unterbrach ihn der Kaiſer, wagen Sie es nicht ſich entſchuldigen zu wollen, denn es giebt keine Entſchuldigung für eine Ehrloſigkeit! Ich kannte bereits Ihr Verbrechen, ein Courier des Fürſten Kaunitz hat dem Grafen Mercy die Nachricht, und zugleich den Befehl der Kaiſerin überbracht, im Fall Sie Sich hierher begeben ſollten, und man Sie mit Hülfe der Polizei entdecken könnte, Sie ſofort nach Wien zu transportiren, um dort vor Ihren Richter geſtellt zu werden! Sie kennen die ſtrengen Geſetze, welche die Kaiſerin für die Verbrechen gegen die Sittlichkeit gegeben hat. Wiſſen Sie, welche Strafe Denjenigen bedroht, welcher eine verheirathete Frau aus dem Hauſe ihres Gatten entführt?

Die Strafe des Todes! murmelte der Graf tonlos.

Ja, die Strafe des Todes, wiederholte der Kaiſer, weil ein ſolches Verbrechen einem Morde gleich geachtet wird; und mit Recht, denn man mordet mehr als den Körper, wenn man eine Seele ſchändet, einen Mann um ſeine Frau betrübt, und ſeinen Namen mit Schmach bedeckt. Das iſt Ihr Fall!

Gnade, Sire, Gnade! wiederholte der Graf.

Nein, keine Gnade, ſagte der Kaiſer hart, Sie ſind keiner Gnade werth! Folgen Sie mir!

Er wandte ſich um, und ſchritt nach der Thür hin, welche dies Zimmer von dem ſeinen trennte und durch welche er vorher hier eingetreten war. Graf Schulenburg ſchlich zitternd, mit geſenktem Haupte hinter ihm her: der Kaiſer durchſchritt das nächſte Zimmer raſch und trat in das zweite ein.

Günther! rief er mit lauter Stimme, und ſofort öffnete ſich die Thür des Vorzimmers und der Kammerdiener trat ein.

Der Kaiſer deutete mit aufgehobenem Arm auf den Grafen hin, welcher eben langſam die Schwelle überſchritt und demüthig an der Thür ſtehen blieb.

Günther, ſagte er, ich übergebe Dir den Grafen Schulenburg, Du wirſt ihn in dieſem Zimmer hier bewachen bis morgen früh. Alsdann werden wir ihn in das Geſandtſchaftshôtel befördern. Sprich kein Wort mit ihm, bewache ihn gut und gieb wohl Acht, daß er Dir nicht entſchlüpft! — Und indem der Kaiſer ſich mit einer halben Kopfbewegung rückwärts wandte nach dem Grafen hin, fuhr er fort: Ich würde Sie auffordern, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie dieſes Zimmer nicht verlaſſen wollen, allein Niemand kann geben, was er nicht hat, und alſo verlaſſe ich mich auf die Wachſamkeit meines Kammerdieners! Er wird Sie gut bewachen!

Ohne den Grafen noch eines Blickes zu würdigen, verließ der Kaiſer das Zimmer, deſſen Thür er hinter ſich ſchloß, worauf er ſich jetzt wieder in dem zweiten, dicht neben dem Zimmer der Gräfin belegenen Gemache befand. Der Kaiſer durchſchritt es raſch, und indem er über die Schwelle zu dem andern Zimmer trat, ſah er die Gräfin, welche ſich eben aus ihrer Ohnmacht erholt hatte, und ſich langſam von dem Divan erhebend, mit träumeriſchen Blicken um ſich ſchaute.

Ach, ich hatte einen Traum, flüſterte ſie leiſe vor ſich hin, einen wunderbaren, ſeltſamen Traum. Ich ſah den Kaiſer, ich ſah ſeine Augen, welche auf mir ruhten, ich fühlte ſeine Arme, welche mich ſanft umſchloſſen.

Es war kein Traum, Gräfin Eſterhazy, ſagte Joſeph mit milder Stimme, indem er näher trat.

Sie zuckte zuſammen und hob ſich raſch empor. Ihr ganzes Weſen bebte und zuckte in tiefer Bewegung. Ihre flammenden Blicke ſchienen in dem Zimmer etwas zu ſuchen, und richteten ſich dann mit einem Ausdruck unendlichen Schreckens auf die geöffnete Thür, welche in die Zimmer des Kaiſers führte.

Sie waren dort, Sire, und Sie hörten Alles? fragte sie leise, auf diese Thür hindeutend.

Ich war dort, sagte er ernst, der Zufall machte mich zum Zeugen Ihrer Unterredung mit diesem Elenden, und ich danke es dem Zufall, daß ich vernahm, welche Beweggründe es waren, welche die edle und stolze Gräfin Esterhazy dazu veranlassen konnten, mit einem solchen Manne aus dem Hause Ihres Gemahls zu entfliehen. Ich übernehme Ihre Vertheidigung in Wien, Gräfin, ich werde der Verleumdung Schweigen gebieten, und wenn es nothwendig ist, werde ich laut und öffentlich erzählen, was ich hier vernommen habe. Sie haben auf eine geniale und außergewöhnliche Weise die unnatürlichen Ketten zerrissen, mit welchen man Sie gefesselt hatte. Ich kann Ihnen deshalb nicht zürnen, denn ich kann ermessen, was Sie gelitten haben, ich kann die Verzweiflung und den Jammer begreifen, der Sie bis zum Aeußersten getrieben hat. O, ich kenne das, ich habe gelitten an diesen Schmerzen und gerungen an diesen Qualen, ich kenne den ganzen Fluch und das Elend einer unglücklichen Ehe, und begreife, daß man, um ihr zu entgehen, selbst die Schande und das Verbrechen nicht scheut. Ich werde das Alles der Kaiserin sagen, und Sie wird Ihnen verzeihen müssen, denn sie zunächst trägt die Schuld an ihrem Unglück, und sie ist Ihnen einen Ersatz für dasselbe schuldig. Bleiben Sie jetzt noch eine Zeit lang im Ausland, ich werde dafür sorgen, daß Ihre Scheidung rasch gefördert wird, und dann dürfen Sie nach Wien zurückkehren, Niemand soll es wagen, Sie dort mit scheelem Auge anzusehen, Sie durch ein Wort, ein Lächeln zu beleidigen. Die Kaiserin ist großmüthig und hochherzig, und wo sie ein Unrecht begangen, da eilt sie freudig, es wieder zu versöhnen. Sie hat aber an Ihnen ein großes Unrecht begangen, verzeihen Sie es ihr, denn sie fehlte nicht aus bösem Wollen, sondern aus edler Absicht, und ich weiß, wenn ich ihr die Scene erzähle, zu deren Zeugen der Zufall mich gemacht, so wird Maria Theresia tiefgerührt Ihnen die Hand reichen und an ihrer und an meiner Hand werden Sie wieder eintreten in die Gesellschaft!

Sire, flüsterte die Gräfin leise und schüchtern, indem eine glühende Röthe in ihrem Antlitz aufflammte, Sire, werden Sie der Kaiserin Alles erzählen, was Sie hier vernommen haben?

Alles, was Bezug hat auf Ihr Verhältniß zu Ihrem Gemahl und zu dem Grafen Schulenburg, sagte der Kaiser ernst. Wenn ich noch etwas Anderes vernommen, so verzeihen Sie es mir, daß meine unheiligen Ohren die süßen und heiligen Worte gehört haben, welche zu vernehmen nur Gott und die seligen Engel würdig wären. Nie werden meine Lippen es wagen zu verrathen, was ich gehört habe, aber in der Mitte der Nacht wird es zuweilen in meinem Herzen nachklingen wie ein seliges Lied aus meiner Jugendzeit, und ich werde weinen vor Jammer, daß die Rauhheit des Lebens meine Stimme so sehr gebrochen und vernichtet habe, daß sie die Melodie dieses Himmelsliedes nicht mehr zu singen vermag! Kommen Sie nach Wien zurück, Gräfin, da wollen wir einander trösten und aufrichten, und indem wir dessen gedenken, was wir gelitten haben, wollen wir versuchen, uns mit der Gegenwart zu versöhnen.

Nein, Sire, sagte sie, traurig ihr Haupt schüttelnd, nein, ich werde niemals nach Wien zurückkehren, und wir Beide werden uns niemals wiedersehen. Ich würde vergehen vor Scham und Schmerz unter Ihren Blicken; je gütiger dieselben auf mir ruhten, desto tiefer würden sie mich verwunden, denn ich würde sie immer auf Rechnung Ihrer Großmuth schreiben, und würde niemals an die Wahrheit Ihrer Güte glauben.

Ist Ihr Herz plötzlich so klein und zaghaft geworden, Leonore? fragte der Kaiser sanft. Schämen Sie sich plötzlich eines Gefühls, das Sie vorher mit einem Götterstolze der ganzen Welt bekennen wollten, oder bin ich allein dieses Bekenntnisses nicht werth?

Ueber das Urtheil der Welt konnte ich mich hinwegsetzen mit dem Heroismus meines Gefühls, vor Ihrem Urtheil, Sire, muß ich fliehen und mich verbergen in die Wüste und die Einöde!

Sehen Sie dorthin, Leonore, sagte der Kaiser, auf das Album deutend, dort liegt das Album. Meine Augen haben nicht gewagt, es anzuschauen und seine holden Geheimnisse zu ergründen. Niemand

darf die wiſſen, außer Gott, und wenn ein Verräther ſie erfahren hat, ſo wird er dafür büßen, und — ſeien Sie deſſen gewiß — ſeine Lippen werden nichts verrathen. Die Welt wird alſo nichts davon erfahren!

Was kümmert mich die Welt! rief ſie ſtürmiſch. Ich habe mit ihr abgeſchloſſen. Was kümmert mich das Urtheil der Menſchen, ich frage nichts darnach! Nur daß Sie, Sie mich jetzt verachten müſſen, Sire, das bricht mein Herz. Und darum will ich hinausgehen in die Wüſte, und ſeufzen mit dem Sturm, und jammern mit dem verſchmachtenden Thier in der Wüſte, und mich begraben laſſen von irgend einer Staubwolke, die der Samum daherweht! Leben Sie wohl, Sire, leben Sie wohl! Reichen Sie mir noch einmal, zum letztenmal Ihre Hand, und dann ſcheiden wir!

Der Kaiſer reichte ihr ſeine beiden Hände dar, und ſeine großen blauen Augen waren auf ſie gerichtet mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Trauer, Mitgefühl und Rührung.

Sie wollen alſo wirklich gehen? fragte er. Es iſt alſo immer mein Loos, daß Diejenigen mich verlaſſen, welche Theil an mir nehmen, und mir ihre Liebe weihen. Leonore, auch Sie wollen mich verlaſſen?

Ich muß es, Sire, wenn ich mich nicht ſelbſt verachten ſoll! Leben Sie wohl! — Sie neigte ſich über ſeine Hände und küßte ſie, und als ſie ſich dann wieder emporrichtete, leuchtete ein wunderbarer Glanz von ihrem Angeſichte.

Sire, ſagte ſie, ich werde Sie nicht wiederſehen, aber Ihr Bild wird mich begleiten überall, wohin ich gehe, und meine Seele wird bei Ihnen ſein mit ihren beſten Gedanken überall, wohin Sie gehen. Ich hoffe Großes, Unermeßliches von Ihnen, und ich weiß, daß Sie meine Hoffnungen erfüllen werden. Ganz Europa wird dereinſt widerhallen von dem Ruhme meines Kaiſers, und ſeine Millionen Unterthanen werden ihn ſegnen und lieben als ihren Vater und Freund. Sire, ich werde alsdann ſehr glücklich ſein, denn mein Leben ruht in Ihnen. In dieſer Stunde, und in dieſem heiligen

Moment sage ich es Ihnen mit freudigem Muthe: ich liebe Sie! Meine ganze Seele neigt sich vor Ihnen, mein ganzes Wesen betet Sie an. Und so ist es gewesen, so lange ich denke und athme; diese Liebe ist der schönste und heiligste Theil meines ganzen Daseins gewesen, ich habe sie genährt mit meinen besten Gedanken, mit meinen reinsten Gefühlen, sie hat mir viele Schmerzen und Qualen gegeben, und dennoch war sie mein höchstes Glück, und unter Thränen pries ich mich selig. Glücklich und beneidenswerth sind Diejenigen, welche es verstehen zu lieben, denn in ihnen wohnt Gott! Darum ist es etwas Großes und Herrliches um eine wahre Liebe, und eine göttliche Kraft ruht in ihr. Mit dieser Kraft sage ich jetzt zu Ihnen: leben Sie wohl, Sire, und möge der Segen meiner Liebe auf Ihrem edlen Haupte ruhen! — Und jetzt, Sire, bitte ich Sie, entheiligen Sie diesen Moment durch kein Wort, keinen Abschied weiter. Reichen Sie mir noch einmal die Hand, und dann wenden Sie sich ab und verlassen Sie mich!

Leben Sie denn wohl, Leonore, sagte der Kaiser tiefbewegt, und indem er ihr seine Arme entgegenbreitete, rief er laut: Komm an mein Herz, Du schönes, edles Weib! Ein einzig Mal laß Dein Herz an dem meinem schlagen! Komm, Leonore!

Sie warf sich mit einem Schrei des Entzückens an seine Brust, ganz überwältigt lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, und schaute zu ihm auf mit strahlenden Augen.

Der Kaiser lächelte, und sich über sie neigend, küßte er ihre Augen und ihre zuckenden Lippen, und schloß die erbebende Gestalt fester in seine Arme und flüsterte ihr leise in's Ohr: Willst Du mich jetzt noch verlassen, Leonore?

Sie schrak in sich zusammen, wie aus einem seligen Traum erwachend, und sich schnell aus seinen Armen losreißend, trat sie einen Schritt rückwärts.

Leben Sie wohl, Sire, hauchte sie leise. Leben Sie wohl!

Der Kaiser schaute sie an mit einem tiefen, schmerzlichen Blick. Leben Sie wohl, Leonore, sagte er tief bewegt, und sich rasch ab-

wendend, verließ er mit haſtigen Schritten das Gemach, deſſen Thür er hinter ſich ſchloß.

Leonore ſchaute ihm nach, athemlos, mit weitgeöffneten Augen, und dann, als ſie ihn nicht mehr ſah, ſchlug ſie ihre beiden Hände vor ihr Angeſicht und ächzte laut.

Aber dieſes dauerte nur eine kurze Zeit; alsdann ließ Leonore ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, welches bleich war, aber von Energie und Entſchloſſenheit ſtrahlte. — Mit großen Schritten durcheilte ſie das Gemach, zog heftig an der Klingelſchnur und ſchob dann den Riegel zurück, mit welchem Graf Schulenburg vorher die Thür geſchloſſen hatte.

Wenig Minuten ſpäter öffnete ſich die Thür und Madame Dupont trat ein.

Gute Dupont, ſagte Leonore mit feſtem, entſchloſſenem Tone, wir werden noch in dieſer Nacht Paris verlaſſen.

Allein? fragte die Kammerfrau, indem ſie ſuchend ihre Augen im Zimmer umhergleiten ließ.

Freuen Sie ſich, ſagte Leonore, er iſt nicht mehr hier, und er wird nicht wiederkehren. Wir werden allein ſein, meine treue Dupont, ganz allein! Aber wir müſſen fort von hier, ſchnell, ſogleich! Rufen Sie die Leute, ſenden Sie Jemand hin, der uns Poſtpferde beſtelle. In einer Stunde ſchon müſſen wir Paris verlaſſen haben!

Und wohin gehen wir, gnädigſte Gräfin?

Wohin wir gehen? wiederholte Leonore gedankenvoll. — Wer kann ſagen, wohin er geht, und von wannen er kommt! Der Zufall oder der Wille Gottes lenkt unſere Schritte. Er mag entſcheiden, wohin wir gehen!

Die treue Dienerin eilte zu ihrer Herrin hin, und in Thränen ausbrechend, nahm ſie die Hand der Gräfin und drückte ſie feſt an ihre Lippen.

O, theure, geliebte Herrin, flüſterte ſie leiſe, raffen Sie ſich empor, verſinken Sie nicht in dieſe Traurigkeit, ſeien Sie wieder ſtark und willenskräftig, wie Sie es immer geweſen!

Leonore hob ihr gesenktes Haupt empor, und schüttelte ihre Locken, wie die erwachende Löwin ihre Mähnen schüttelt.

Sie haben Recht, Dupont, sagte sie energisch, ich will den Schmerz bekämpfen, und er soll keine Gewalt über mich haben! Wir wollen reisen, die Welt ist so groß, und irgendwo wird sich wohl ein einsames Thal finden, wo man ausruhen und träumen kann!

O, rief die Dupont freudig, jetzt sind Sie wieder wie sonst, wieder die starke Heldin, welche ihr eigenes Herz besiegt, und jetzt wage ich es, meine Frage zu wiederholen: Wohin reisen wir, Frau Gräfin?

Wir reisen zuerst in das gelobte Land, sagte Leonore feierlich. Auf dem Grabe des Heilandes will ich niederknieen und ihm meine Schmerzen sagen, vielleicht heilt er sie!

Kaum eine Stunde später rollte ein Wagen aus dem Hotel Tréville hinaus auf die Straße und bald verschwand das Geräusch seiner Räder in der Ferne.

Es war die Gräfin Leonore Esterhazy Starhemberg, welche, nur begleitet von Madame Dupont, die Pilgerreise nach Jerusalem antrat.

In der Frühe des Morgens rollte abermals ein Wagen aus dem Hotel. Er wandte sich zuerst nach dem Hotel des österreichischen Gesandten, Grafen Mercy. Der Kammerdiener des Kaisers sprang heraus, und den Portier herbei winkend, befahl er ihm, an dem Wagen Wache zu halten, bis er zurückkehren würde. Alsdann zog Günther einen Brief von dem Kaiser an den Grafen Mercy hervor und begab sich mit demselben in das Hotel.

Eine Viertelstunde verging. Der Portier stand noch immer an der geschlossenen Kutsche, hinter deren Glasfenstern man ein bleiches, verstörtes Männergesicht bemerkte.

Alsdann traten ein Secretair und ein Diener des Gesandten mit Reisemänteln und Gepäck aus dem Hotel und näherten sich der Kutsche. Der Schlag ward geöffnet, der Secretair stieg ein, der Diener schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte von dannen.

In dieſem Wagen ſaß Graf Schulenburg, welcher nach Wien transportirt ward, um dort die Strafe für ſein Verbrechen zu empfangen *).

XIII.

Mißhelligkeiten.

Kaiſer Joſeph hatte wohl Recht, als er am erſten Tage ſeines Begegnens mit der Königin Marie Antoinette ihr verkündete, daß ſie vielleicht ſehr bald an ſeiner Geſellſchaft keine beſondere Freude mehr haben möchte. — Dieſe Freude war in der That ſchnell genug verrauſcht und hatte einer trüben und gedrückten Stimmung Platz gemacht. Marie Antoinette fühlte, daß der König ſich täglich mehr von ihrem Bruder zurückzog, daß des Kaiſers offenes und frei-

*) Die Kaiſerin Maria Thereſia ließ den Grafen Schulenburg vor das Keuſchheitsgericht ſtellen, und dieſes verurtheilte den Grafen wegen der Entführung der Gräfin Eſterhazy zum Tode. — Graf Schulenburg ſchien verloren, denn Maria Thereſia, voll Zorn über den fürchterlichen Scandal, mit dem dieſe von ihr geſtiftete Ehe geendigt hatte, und um mit einem ſtrengen Exempel der überhand nehmenden Sittenverderbniß zu ſteuern, war entſchloſſen, das Todesurtheil zu beſtätigen. Aber der großmüthige Graf Franz Eſterhazy verhinderte es. Er eilte zur Kaiſerin und flehte um Gnade für ſeinen Rivalen und wagte es endlich, der Kaiſerin zu geſtehen, daß er in dieſer von Maria Thereſia befohlenen Ehe kein Glück gefunden, ſondern nur viel Qual und Leid, von dem ihn Graf Schulenburg erlöſt habe, indem er ihm dieſe ſchöne wilde Frau entführte, die niemals ihm angehört habe, und mit der zuſammen zu ſein, für ihn eine Folter geweſen, weil er ſie zugleich gehaßt und geliebt habe. Maria Thereſia ließ ſich bewegen von dem Flehen Eſterhazy's und begnadigte den Grafen Schulenburg, ihn aber zugleich aus Wien verbannend. Auch jetzt wieder nahm ſich Graf Franz Eſterhazy ſeiner mit der wärmſten Theilnahme an und ſchien es Schulenburg durch die großmüthigſten Beweiſe ſeiner Dankbarkeit lohnen zu wollen, daß er ihn von ſeiner Gemahlin befreit habe.

müthiges Wesen dem Könige mißfiel und ihn demüthigte, weil seine eigenen steifen und linkischen Manieren gegen den feinen und ungezwungenen Weltton des Kaisers nur noch greller hervortraten; sie sah, wie sich die sonst so sanften Augen Ludwigs zuweilen mit einem strengen, fast gehässigen Ausdruck auf das offene, edle Angesicht des Kaisers hefteten, und wie er die Stirn runzelte, wenn der Kaiser mit bittern Spott die strenge und steife Etiquette des französischen Hofes geißelte.

König Ludwig, der selber sonst die Etiquette, welche die französischen Könige auf jedem Schritte verfolgte, sehr lästig gefunden hatte, schien dieselbe jetzt, weil der Kaiser sie verspottete, sehr heilig zu halten, und fügte sich ihren Anordnungen mit der genauesten Pünktlichkeit. Während er sonst seiner Gemahlin die unbedingteste Freiheit, sich ihre Lebensweise zu bestimmen, gestattet hatte, schien Ludwig jetzt zuweilen zu bemerken, daß sie von dieser Freiheit allzuviel Gebrauch mache, und er wagte es einmal sogar ziemlich heftig zu sagen: die Königin von Frankreich habe die Verpflichtung, sich den Gesetzen der Etiquette ein wenig mehr zu fügen, sie dürfe nicht dem verderblichen Beispiel des Kaisers folgen, welcher in dem Streben nach Popularität seine eigene Würde vergesse, um sich beim Volk beliebt zu machen, für das königliche Haus gar keine Rücksichten kenne, und es ungestraft glaube beleidigen zu dürfen. —

Daß Kaiser Joseph aber sich so beliebt gemacht beim französischen Volke, das war es, was den König argwöhnisch und ängstlich machte, das war es, was seine Brüder und deren Gemahlinnen, was seine Minister und der hohe Adel seines Hofes, dem Könige Ludwig als das arglistige Bestreben des Kaisers darstellten, dem Könige die Liebe seines Volkes zu entziehen, ihm das Elsaß und Lothringen abzunehmen, und die österreichische Partei wieder zur Regierung zu bringen, damit Frankreich, wie es unter Choiseul gewesen, nur noch eine Provinz von Oesterreich bleibe und von dem Kabinet von Wien her gelenkt werde.

Und ganz erfüllt von dieser Idee, schloß sich die antiösterreichische Partei immer fester und gewaffneter zusammen, erweiterte sie täglich

ihre Macht, und übte bald auf das Gemüth des Königs den gefährlichsten Einfluß aus, indem sie die Königin Marie Antoinette und ihre Partei immer weiter zurück von der Seite des Königs drängte.

Ludwig, welcher seiner Gemahlin seit einiger Zeit die zärtlichste Aufmerksamkeit, die leidenschaftlichste Bewunderung bewiesen, zog sich auf einmal kalt und schüchtern wieder von ihr zurück, und schien nun wieder gleichgültig und schroff gegen seine Gemahlin werden zu wollen, wie er es früher so lange gewesen. Während er sonst die Gesellschaft Marie Antoinette's gesucht hatte, schien er dieselbe zu fliehen, und die Stunden, welche er sonst in letzter Zeit dazu verwandt hatte, Arm in Arm mit der Königin in süßer Vertraulichkeit und Stille in den Gärten von Versailles zu lustwandeln, verbrachte der König jetzt in seinem Kabinet mit seinen Ministern oder mit dem Grafen von Provence, dem erbitterten Vorkämpfer der antiösterreichischen Partei, dem unversöhnlichen Feinde Marie Antoinetten's, der es seiner schönen Schwägerin niemals verzeihen konnte, daß sie eine Tochter des österreichischen Kaiserhauses war, welches der Graf von Provence laut und ohne Scheu den gefährlichsten Feind von Frankreich nannte.

Und der König, welcher es sonst vermieden, mit seinem Bruder allein zu sein, weil er seine Feindschaft gegen Marie Antoinette kannte, der König schien sich jetzt inniger wie je dem Grafen von Provence anzuschließen und hörte mit düsterer Miene auf die gehässigen Berichte, die der Prinz ihm über den Aufenthalt des Kaisers in Paris abstattete; er widersprach nicht, wenn er von dem innigen Einverständnisse erzählte, welches zwischen dem Kaiser und Marie Antoinette herrschte, die immer noch in ihrem Herzen eine Oesterreicherin geblieben, und zu jeder Zeit bereit sein würde, die Interessen Frankreichs den Wünschen und Befehlen ihres Bruders und der Kaiserin Maria Theresia zum Opfer darzubringen.

Aber der Graf von Provence begnügte sich nicht damit, dem Könige solche gehässige Zuflüsterungen zu bringen; er sorgte auch dafür, daß sie laut und öffentlich im Publikum wiederholt wurden,

daß die Sänger auf dem Pont-Neuf in lustigen Spottgedichten den Kaiser verhöhnten, welcher gekommen sei, Frankreich zu erobern, daß man an jedem Tage neue Karrikaturen verbreitete, welche den Kaiser und die Königin dem Volke in den lächerlichsten und widersinnigsten Situationen darstellten, und Marie Antoinette dem Gespött und Gelächter des Volkes Preis gaben.

Diese antiösterreiche Partei, angefeuert von den schlimmen Bestrebungen des Grafen von Provence, eröffnete jetzt einen wahren Feldzug der Verleumdung, der boshaften Erfindungen gegen die junge Königin, und verbreitete über sie die fabelhaftesten Gerüchte, welche man Sorge trug, dem Gedächtnisse des Volkes in Chansons oder Karrikaturen einzuprägen und dem Könige Ludwig täglich in dem Polizeiberichte des Herrn von Sartines hinterbringen zu lassen. Es war ein heftiger, erbitterter Kampf des Hofes gegen das Volk, ein Kampf, dessen Merkwürdigkeit darin bestand, daß es der Hof, daß es die königlichen Prinzen und Prinzessinnen selber waren, welche sich bestrebten, die Spitze des Hofes, die Königin, beim Volke unbeliebt zu machen, und daß es das Volk war, welches gegen den Hof opponirte, indem es noch immer die Königin liebte, und noch nicht hörte auf die verleumderischen Stimmen, welche sich von allen Seiten gegen sie erhoben.

So war dem kurzen Sonnenglanze der Freude, welchen der Besuch des Kaisers Joseph in dem Schlosse von Versailles bereitet hatte, bald eine düstere, unbehagliche Kälte gefolgt, und je mehr das Volk in Paris dem Kaiser entgegenjubelte und ihm überall hin mit seiner Begeisterung und seinem Entzücken folgte, desto finsterer und mißtrauischer sprach man am königlichen Hofe von ihm.

Selbst Marie Antoinette fühlte sich zuweilen aufgelegt, dem Kaiser zu zürnen, selbst sie fühlte sich zuweilen verletzt, nicht bloß von dem allzu lebhaft sich äußernden Enthusiasmus des Volkes, sondern auch von dem allzu freimüthigen und offenen Wesen des Kaisers, dessen sarkastische Bemerkungen sie schon oft genug verletzt und geängstigt hatten, und die oft genug sich schon genirt fühlte von

seinen großen blauen Augen, welche mit so großer Aufmerksamkeit auf ihr ruhten.

In der Stille ihres Herzens gestand sich Marie Antoinette zuweilen, daß sie den Zeitpunkt herbeisehne, wo der Kaiser Paris verlassen werde, und daß diese Diners en famille, welche sie einst der Etiquette zum Trotz bei Hofe eingeführt, und an denen der Kaiser täglich Theil nahm, für die ganze königliche Familie eine große Last, eine unerträgliche Gène geworden.

Aber sie mußte doch ertragen werden und man mußte sich doch täglich mit lächelnder Miene begrüßen und sich bemühen, eine lebhafte und heitere Unterhaltung zu führen, damit das Schweigen des Königs und das boshafte Lächeln des Grafen von Provence weniger bemerkt werde. Und damit dem Kaiser keine Zeit bliebe, auf alles dies zu achten, forderte Marie Antoinette ihn täglich auf, ihnen zu erzählen von seinen Wanderungen durch Paris und sie theilnehmen zu lassen an dem, was er gelernt und erfahren. — Der Kaiser kam dieser Aufforderung seiner Schwester stets mit der lebhaftesten Bereitwilligkeit entgegen, und machte sich ein Geschäft daraus, den König auf alles das aufmerksam zu machen, was es in Paris an herrlichen und großen Einrichtungen, Sammlungen und Kunstschätzen gab, von denen der König vielleicht niemals etwas kennen gelernt hatte.

Auch heut wie alle Tage war der Kaiser zum Familiendiner nach Versailles gekommen, aber früher als er es sonst zu thun pflegte, während König Ludwig noch damit beschäftigt war, die täglichen öffentlichen Audienzen zu ertheilen.

Nun, sagte der Kaiser heiter, ich werde warten, bis die Reihe an mich kommt! — Und er trat in die Antichambre des Königs, in welcher sich eine Schaar von Höflingen und Beamten befanden, die Einer hinter dem Andern stehend, den glücklichen Moment erwarteten, wo die Reihe an sie kommen und die Thür des Königs sich ihnen öffnen würde.

Der Kaiser stellte sich gelassen als der Letzte in der Reihe auf und wartete. Niemand merkte anfangs auf ihn, aber als endlich der eintretende Oberhofmarschall des Königs ihn erkannte, eilte er zu

dem Kaiſer hin und bat ihn um die Erlaubniß, dem Könige ſofort ſeine Anweſenheit melden zu dürfen.

Nicht doch, ſagte der Kaiſer, ich bin ſehr lange ſchon an das Antichambriren gewöhnt, denn ſo wie hier ſtehe ich alle Morgen zu Wien im Vorzimmer meiner Mutter*).

Eure erlauchte Majeſtät darf es ſchon wagen, ſich zuweilen in beſcheidenes Dunkel zu hüllen, ſagte der Hofmarſchall, denn der Strahlenglanz Ihrer Erhabenheit leuchtet doch immer aus dieſem Dunkel blendend hervor. Ich wünſchte wohl eines Tages der Gnade theilhaftig werden zu dürfen, dem Herrn Grafen von Falkenſtein zu Wien meine Aufwartung machen und ihn dort bewundern zu dürfen in ſeiner Kaiſerherrlichkeit.

Es ſoll mir lieb ſein, Herr Herzog, ſagte Joſeph lächelnd, wenn Sie mich in Wien beſuchen wollen, aber ich ſage Ihnen vorher, Sie werden da eben ſo wenig Glänzendes an mir finden wie hier, ausgenommen zehn oder zwölf Mal des Jahres, wenn ich genöthigt bin, den Kaiſer zu ſpielen**). Aber ſchauen Sie nur, da öffnet ſich die Thür des königlichen Kabinets und eine Anzahl Glücklicher wird in das Himmelreich eingelaſſen!

Der Kaiſer hatte ſich indeß geirrt, es war nicht ein Kammerherr, welcher kam, einige neue Herren zur Audienz zu berufen, ſondern es war König Ludwig ſelber. Man hatte ihn von der Anweſenheit des Kaiſers benachrichtigt, und er kam jetzt, denſelben zu begrüßen.

Mit lebhaften Schritten eilte er zu Joſeph hin, die ehrerbietigen Verneigungen der Anweſenden mit einem flüchtigen Kopfneigen erwidernd, und den Kaiſer in ungewöhnlich herzlicher Weiſe um Entſchuldigung bittend, daß man ihn ſo lange im Vorzimmer gelaſſen.

Kommen Sie aber jetzt, mein Bruder, fuhr der König fort. Das Wetter iſt herrlich, und wir wollen, bis man uns zur Tafel ruft, ein wenig in den Gärten promeniren. Geben Sie mir Ihren Arm, Herr Graf!

---

*) Mémoires de Weber. Vol. I. p. 48.

**) Hübner: *Kaiſer Joſeph* II. Th. I. Seite 152.

Er reichte dem Kaiser seinen Arm dar, aber dieser nahm ihn nicht an, sondern deutete mit seiner Rechten auf die Schaar der Anwesenden hin.

Ew. Majestät verzeihen, sagte er, aber Sie sind noch nicht zu Ende mit den Audienzen, und es ist noch nicht an mir die Reihe. Es würde mich aber sehr schmerzen, wenn ich die Veranlassung wäre, daß Sie Ihre Pflicht als König vernachlässigten!

Ludwig runzelte die Stirn, und das Lachen verschwand aus seinen Zügen. Ich werde diese Herren morgen um dieselbe Stunde empfangen, sagte er mit lauter Stimme und einem schnellen Kopfneigen nach den Anwesenden, welche, diese Abschiedsbewegung sehr wohl verstehend, sich eiligst und geräuschlos durch die Thür drüben zurückzogen.

Jetzt, Herr Graf, sagte Ludwig, sich gewaltsam zu einem freundlichen Lächeln zwingend, jetzt kommen Sie. Wir wollen, wenn es Ihnen gefällig ist, unsere Promenade antreten!

Er verneigte sich leicht, aber er bot dem Kaiser nicht wieder seinen Arm an, sondern ging frei neben ihn her. — Der Huissier riß die Thüren auf, und rief mit lauter Stimme den Corridor hinunter: der König will spazieren gehen!

Der König will spazieren gehen! wiederholte sich der Ruf in der Ferne, und alsbald hörte man unten im Hof die Trommeln wirbeln, und den Corridor herauf eilten die Kammerherren und die hohen Hofbeamten, sich schweigend den beiden Fürsten anschließend, um sie, der Etiquette gemäß, auf der Promenade in den Gärten zu begleiten.

Der Kaiser schaute mehr als einmal mit einem seltsamen Lächeln hinter sich, und es schien ihn zu ergötzen, diesen Schwarm von Höflingen zu sehen, der wie eine rollende Lawine sich mit jeder Minute vergrößerte.

In feierlichem Schweigen schritten alsdann die Fürsten mit ihrem glänzenden Gefolge von Herzögen, Marquis und Grafen die breiten Marmortreppen hinab, welche in den innern Hof führten. Ein lebhaftes Trommelwirbeln empfing sie hier, und in Reih und Glied

aufgeführt, ſtanden da die hundert Schweizer mit ihren Offizieren, vor dem Könige ſalutirend, während an dem offenen Gartengitter zwölf Mann Leibwache aufgeſtellt waren.

Sire, fragte Joſeph ſtill ſtehend, ſollen dieſe Alle uns geleiten?

Gewiß, Herr Graf, ſagte Ludwig erſtaunt, es iſt die gewöhnliche und von der Etiquette vorgeſchriebene Begleitung auf meinen Spaziergängen.

Aber, wie mir ſcheint, mein Bruder, rief der Kaiſer lachend, werden wir mit dieſer militairiſchen Bedeckung mehr das Ausſehen von zwei Staatsgefangenen, welche man auf ihrem Spaziergange bewacht, als von zwei Staatsoberhäuptern haben, welche ſich das Vergnügen eines Spazierganges gewähren. Ich denke, es iſt hinreichend, in den Staatsgemächern unſere Fürſtenherrlichkeit zu produciren, und in Gottes herrlicher Natur dürfen wir uns erlauben, freie und einfache Menſchen zu ſein, denn wir werden doch immer überragt werden von der Erhabenheit und Pracht der Natur.

Sie wünſchen alſo, daß wir ohne meine gewöhnliche Begleitung unſere Promenade machen? fragte Ludwig.

Ich bitte, daß Ew. Majeſtät mir erlauben, mich Ihnen zum Gardehauptmann anzubieten. Ich gelobe Ew. Majeſtät, daß ich Sie vor jedem Unfall als Ihr getreuer Diener behüten will, und dann haben wir ja doch dieſe glänzende Suite von Cavalieren, welche uns folgen und uns bei jeder Gefahr hülfreich ſein werden!

Der König antwortete ihm nicht, ſondern wandte ſich an den erſten Offizier der Schweizergarden. Mein Herr, ſagte er, wir wollen heute ohne Ihre Begleitung unſere Promenade machen. Laſſen Sie daher Ihre Mannſchaft immerhin abtreten!

Der Offizier ſtarrte den König an, als habe dieſer in einer ihm gänzlich fremden Sprache geredet, und vergaß in ſeinem Erſtaunen ſogar, vor dem vorübergehenden hohen Fürſtenpaar den gewöhnlichen militairiſchen Salut zu machen.

An dem Gitter des Gartens ſalutirten die zwölf Mann Leibgarde, und waren im Begriff unmittelbar hinter dem König her, wie es die Etiquette erfordert, das Gitter zu durchſchreiten.

Der König winkte abwehrend mit der Hand. Bleiben Sie zurück. Wir wollen allein promeniren!

Und die Leibgardiſten ſtarrten, gleich den Schweizern, den Fürſten nach, wie ſie Arm in Arm, nur gefolgt von ihren Cavalieren, die große Allee hinabgingen. Etwas Unerhörtes, nie Erlebtes war geſchehen! Der König von Frankreich ging in Verſailles ſpazieren ohne ſeine Leibwache und ohne ſeine hundert Schweizer! *)

XIV.

Der Spaziergang und das Epigramm.

Das hohe Fürſtenpaar alſo ging allein ſpazieren, das heißt im Gefolge von ungefähr zwanzig Edelleuten, welche das unangreifbare Privilegium beſaßen, nicht bloß zu den Jagden in die Caroſſen des Königs zu ſteigen, ſondern ihn auch auf den Spaziergängen zu begleiten.

Es iſt alſo bei Ihnen nicht Sitte, daß die Fürſten bei ihrem öffentlichen Erſcheinen immer repräſentiren müſſen? fragte der König nach einer Pauſe, in welcher ſie ſtumm dahin gewandelt waren.

O doch, Sire, wir haben auch unſere Leibgarde, die uns begleitet, ſagte Joſeph, nur iſt es das Volk, welches dieſelbe bildet, und im Geleite dieſer Leibgarde ſind wir überall ſicher und wohlgeborgen. Ich bin gewiß, mein Bruder, daß Ihr gutes Volk ſehr gern bereit ſein würde, auch Ihre Leibgarde zu bilden, und Sie ſtatt der Schweizer zu escortiren. Sie ſollten es doch auch einmal verſuchen mit dieſer Art der Leibgarde, Sire, ſie iſt viel wohlfeiler und gewährt mehr Freude und Genugthuung.

Freilich, ſagte der König leichthin, es iſt ſehr wohlfeil, ſich populair zu machen, nur muß man ſolche Popularität mit ſeiner ver-

*) Hübner, I. S. 148.

letzten Würde bezahlen, und das scheint mir doch ein wenig theuer erkauft, wenigstens möchten wir in Frankreich diesen Kaufpreis nicht zahlen!

Der Kaiser heftete seinen großen, blauen Augen mit einem sanften Blick auf Ludwig. Finden Sie denn, mein Bruder, sagte er, daß man durch die nahe Berührung des Volkes einbüßt an seiner Würde? Ich meine nicht, daß es nöthig ist, vor dem Volk, um von ihm geachtet und geliebt zu werden, immer einherzustolziren als der Popanz der Majestät, sondern daß der Fürst sich seinem Volke nur immer als ächter und wahrer Mensch zeigen muß. Wenn das Volk fühlt, daß sein Fürst ihm ein warmes Menschenherz entgegenträgt, giebt es ihm dafür ein warmes Herz und eine treue Liebe zurück. Zudem, fuhr er lachend fort, ist es immer ein eigen Ding um unsere Herrlichkeit, und ich meine, daß, um uns den Verstand nicht umnebeln zu lassen von dem Wohlgeruche der Schmeicheleien unserer Höflinge, es für uns sehr nothwendig ist, zuweilen den Purpur und die Krone bei Seite zu legen, und uns als schlichte Bürger darzustellen. Unsere Höflinge nennen das eine Verkleidung, aber in dieser Verkleidung wird Einem oft die Lehre zu Theil, wie Niemand es merkt, daß wir etwas Anderes und Besseres sind, sondern daß man diese Verkleidung ganz einfach und schlicht für die Wahrheit hält. Das Volk ahnt nichts von unserer Majestät; es scheint, sie steht nicht auf unserer Stirn und in unserm Antlitz geschrieben, sondern beruht einfach nur in unserm Purpurmantel, den der Schneider, und in unserer Krone, die der Goldschmied gemacht hat! Ich empfing diese Lehre erst kürzlich wieder, bevor ich Wien verließ, von einem kleinen Schusterjungen. —

Von einem Schusterjungen? fragte der König mit einem erzwungenen Lächeln. Es wäre in der That sehr dankenswerth, wenn der Graf von Falkenstein uns erzählen wollte, wie der Kaiser von Oesterreich von einem Schusterjungen über seine Majestät und Würde eine Lehre erhielt!

Es war sehr einfach, Sire! Ich fuhr in meinem einfachen Cabriolet nach Schönbrunn, und bemerkte auf der Straße einen unserer renommirten Wiener Schusterjungen, der fröhlich singend einherging

und die Vorübergehenden mit allerlei harmlosen Redereien anrief. Ich fand Gefallen an dem drolligen Wesen des Buben, und lud ihn ein mit mir zu fahren, was sich der lustige Bursche gefallen ließ. Er nahm neben mir auf dem Sitze Platz und schaute mit seinen großen, braunen Augen mich gar vergnüglich an, und es gefiel ihm über die Maßen, wie mein Pferd, was ich selber lenkte, so lustig und schnell mit dem leichten Wägelchen dahin trabte. Er schaute, wie gesagt, mich gar lustig an, und nicht eine Ahnung von Respect und Demuth war in seinen frischen, kecken Zügen, obwohl es das Antlitz eines Kaisers war, welches er anschaute. Ich wollte endlich doch wissen, wofür er mich wohl halten möge, und fragte den Buben darnach. Nun, sagte er, mich mit kritisirenden Blicken betrachtend, sein's etwa ein Stallmeister? — Rathe höher, entgegnete ich. — Also ein Graf? fragte er. — Noch höher! — Etwan gar ein Fürst? — Noch immer höher! — Der Knabe sprang von dem Sitz empor und rief entsetzt: Sein's etwan gar der Kaiser? — Hast's errathen, sagt' ich lachend. Aber der Bube glaubte mir nicht. Er sprang mit einem Satz aus dem Wagen, und mit lustigen Sprüngen nebenher laufend, schrie er höhnisch lachend aus Leibeskräften: O, eh, schaut's den an, schaut's den an, Der will der Kaiser sein! *)

Der König war, als Joseph seine kleine Erzählung begann, stehen geblieben, vielleicht um seinen Cavalieren, welche dadurch die Erlaubniß erhielten, sich ihm mehr zu nähern, die Gelegenheit zu geben, der Geschichte des Kaisers zuzuhören. — Indessen hatte Ludwig der ganzen Erzählung des Kaisers mit dem tiefsten Ernst und ohne auch nur einmal die Miene zu verziehen, zugehört, und da der König nicht lachte, folgten natürlich auch die Cavaliere seinem Beispiel. Als Joseph daher schwieg, und mit lachendem Antlitz im Kreise seiner Zuhörer umherschaute, begegnete er überall nur ernsthaften Gesichtern und feierlichen Mienen.

---

*) Charakterzüge, Memorabilien und historische Anekdoten vom Kaiser Joseph und seiner Zeit. Seite 105.

Und Ew. Majestät fanden Gefallen an diesen Lazzi des lustigen und frechen Schusterbuben? fragte der König nach einer langen Pause.

Ich versichere Ew. Majestät, daß sie mich besser amüsirten und mir mehr zu denken gaben, als die blumigsten Redensarten und die widerliche Unterthänigkeit meiner Höflinge, sagte Joseph mit einem scharfen Blick auf die Cavaliere, deren ernsthafte Gesichter sofort einen noch düsteren Ausdruck annahmen.

Lassen Sie uns weiter gehen, wenn es Ihnen gefällig ist, mein Bruder, sagte der König hastig, indem er vorwärts schritt. Der Kaiser folgte seinem Beispiel und ging eine Zeitlang schweigend neben Ludwig her. Dieses Schweigen machte den König befangen, und er überlegte eben, welches wohl ein geeigneter Gegenstand zur Anknüpfung der Unterhaltung sein möchte, als Joseph lebhaft und mit gedämpfter Stimme sagte: Mein Bruder, wir sind jetzt allein, der Zufall scheint mir diese Gelegenheit gesandt zu haben, um mich einmal frei und ohne Zeugen mit Ihnen aussprechen zu dürfen, und ich will es. Ich frage Sie also, Sire, warum hassen Sie mich?

Aber mein Bruder, rief Ludwig erstaunt, wer hat es gewagt, Ihnen zu sagen —

Niemand hat es mir gesagt, unterbrach ihn Joseph lebhaft, aber ich weiß es, ich fühle es, ich habe Ihre Blicke, Ihre Mienen, den Ton Ihrer Stimme beobachtet. Sire, ich frage Sie, warum hassen Sie mich, da ich Sie doch liebe! Da ich doch hierher gekommen bin, nur um mir Ihre Liebe zu gewinnen, und an Ihnen mir einen Freund, einen Bruder zu erobern. Oder glauben Sie wirklich diesen albernen Gerüchten, welche man verbreitet hat, glauben Sie, daß ich gekommen bin, mir noch etwas Anderes zu erobern, als nur das Herz des Königs von Frankreich? Ich weiß, daß man mich Ihnen als einen ehrgeizigen, ländersüchtigen und nach Erweiterung seiner Macht strebenden Fürsten dargestellt hat, aber ich beschwöre Sie, mein Bruder, denken Sie besser von mir, und damit Sie es können, will ich ganz frei und offen zu Ihnen reden. Ja, ich leugne es nicht, ich strebe nach Vergrößerung meiner Macht, aber niemals würde ich das thun auf Kosten eines Bundesgenossen und eines Freundes!

Ich ſtrebe auch nach Erweiterung meiner Länder und meines Beſitzes, aber nie würde ich daran denken, mir Länder zuzueignen, auf welche ich nicht geheiligte und wohlbegründete Anſprüche hätte. Ein ſolches Verfahres wäre ein Raub und eine Ungerechtigkeit, und ich denke, meine Regierung niemals mit einer Ungerechtigkeit zu beflecken. Es giebt aber Länder in Deutſchland, auf deren Beſitz ich Rechte habe, wohlbegründetere Rechte, als der König von Preußen auf Schleſien hatte, da er es uns nahm.

Wohlbegründetere Rechte auch, als Oeſterreich auf Galizien hatte, welches es dem Könige von Polen nahm? fragte Ludwig ſcharf.

Sire, wir nahmen Galizien nicht, es fiel uns zu durch die Schwäche Polens, durch die Stärke Rußlands, Preußens und Oeſterreichs im Bunde. Meine Rechte auf Bayern ſind aber anderer Art, ſie ſind geheiligt durch Erbverträge, und um ſo gewichtiger, als der Churfürſt von Zweibrücken, der dereinſtige Erbnachfolger des Churfürſten von Bayern, in voller Uebereinſtimmung mit uns bereit iſt, Bayern an Oeſterreich abzutreten. Auch Bayern ſelbſt wird uns keine Schwierigkeiten machen; das ſchamloſe, üppige und verſchwenderiſche Weſen, welches jetzt am bayeriſchen Hofe herrſcht, läßt das arme Volk ſehnſuchtsvoll nach einem anderen und beſſeren Herrſcher ſich umſchauen, und es weiß gar wohl, daß der Fürſt von Zweibrücken nur noch eine Verſchlimmerung herbeiführen würde. Die Bayern richten daher hoffend und vertrauend ihre Blicke auf die Kaiſerin Maria Thereſia hin, deren Tugend, Größe und Güte ihnen einen Erſatz verſpricht für die Leiden, die ſie bis jetzt erduldet haben unter ihren angeſtammten Herrſchern. Die Bayern werden uns alſo ebenſo wenig Schwierigkeiten machen, wie der Erbnachfolger des Churfürſten, und ſo dürfen wir hoffen, ganz ohne Blutvergießen das Land Bayern der öſterreichiſchen Monarchie einzuverleiben! Der Einzige, welcher vielleicht ſeine Stimme gegen uns erheben möchte, der einzige Gegner, welchen Oeſterreich in Deutſchland hat, iſt der König Friedrich von Preußen, welcher es ſehr liebt, ſeine eigenen Grenzen zu erweitern, aber Zeter ſchreien wird, wenn Andere es auch machen wie Er. Aber er wird es nicht wagen, allein gegen uns

aufzutreten, er wird es nicht wagen, sein Schwert gegen uns zu ziehen, wenn er sieht, daß wir in Uebereinstimmung mit unsern mächtigen Nachbarn sind, und daß Frankreich die Rechtsansprüche Oesterreichs auf Bayern anerkennt. Diese Anerkennung Frankreichs, diese Zustimmung zu unsern Plänen nachzusuchen, ist, wenn meine Reise zu Ihnen denn doch durchaus einen politischen Zweck haben soll, ihr Zweck. Ja, Sire, ich wünsche Sie überzeugen zu können, daß Oesterreich wohl berechtigt ist, Bayern bei dem Tode des jetzigen Churfürsten in Besitz zu nehmen, ich wünsche auf das Lebhafteste, von Frankreich die Zusicherung zu erhalten, daß es unsere Berechtigung anerkennt, und, wenn der Moment der That gekommen ist, uns nicht hindernd in den Weg treten und sich nicht auf die Seite unserer Feinde stellen wird! — Sie sehen, mein Bruder, ich rede zu Ihnen mit dem offensten und rückhaltlosesten Vertrauen, und offenbare Ihnen die Pläne, welche ich bis jetzt nur unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses verhandelt habe!

Und ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen und an Niemand, hören Sie wohl, an Niemand auch nur Ein Wort dieser unserer Unterredung mittheilen werde, sagte Ludwig, welcher dem Kaiser mit sichtbarer Aengstlichkeit und Verstimmung zugehört hatte, und dessen Antlitz den Ausdruck des Unbehagens zeigte. Glauben Sie mir, mein Bruder, Alles, was Sie die Güte hatten mir zu sagen, ist so gut, als wenn es nicht gesagt worden ist, denn ich werde es in der Tiefe meines Herzens begraben und Niemand auch nur eine Andeutung Ihrer großen und wichtigen Pläne geben.

Der Kaiser warf einen scharfen und düstern Blick auf seinen Schwager Ludwig. Er fand, daß die Worte, in welche er seine Versicherungen einer völligen Verschwiegenheit einkleidete, etwas seltsam gewählt waren; es schien ihn wenig zu befriedigen, daß Ludwig ihn versicherte, Alles, was der Kaiser gesagt habe, sei eben so gut, als wenn es nicht gesagt worden.

Und Sie werden meinen Plänen beistimmen und sie fördern? fragte der Kaiser rasch.

Dieſe ſo directe und unumwundene Frage machte den König verlegen und verſtimmte ihn daher nur noch mehr. Sie fragen, mein Bruder, ſagte er mit einem erzwungenen Lächeln, Sie fragen ſo dringend, als ob es ſich in dieſer Stunde ſchon um die Entſcheidung Ihrer Pläne handelte. Meines Wiſſens aber iſt der Churfürſt von Bayern noch ganz geſund und rüſtig, und da er durchaus noch kein alter Mann iſt, ſo ſteht zu hoffen, daß er noch viele Jahre leben und regieren kann. Warten wir es alſo ab, überlaſſen wir der Zukunft, was ihr angehört und beſchäftigen wir uns ein wenig mit der Gegenwart! Und ſehen Sie nur, wie ſchön dieſe Gegenwart iſt! Sie hatten ganz recht, mein Bruder, die Natur in ihrer Herrlichkeit und Größe überragt gar ſehr unſer bischen Erdenherrlichkeit, und alle meine Schweizer und Gardiſten ſind nicht ſo ſtolz und majeſtätiſch, wie hier die Pinien dieſer Allee, welche hoch und ſtolz da in Reih' und Glied vor uns ſtehen, als wollten ſie vor uns ſalutiren und uns ihre Ehrenbezeugungen darbringen.

Der Kaiſer erwiderte nichts und eine finſtere Wolke lagerte auf ſeiner Stirn. Er fühlte ſehr wohl die Abſicht des Königs, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben und das Feld der Politik zu verlaſſen; gerade dieſe Abſicht gab ihm zu denken und war ein Beweis von der Abneigung und dem Uebelwollen des Königs.

Schweigend gingen ſie ſo eine Zeitlang nebeneinander her und ſchweigend, oder nur leiſe mit einander flüſternd, folgten ihnen die Cavaliere.

Indeſſen empfand Ludwig doch bald die Nothwendigkeit, dieſes Schweigen zu enden, und die Unterhaltung mit Joſeph, welcher ſein Gaſt und dem er daher doch einige Rückſicht ſchuldig war, wieder anzuknüpfen.

Haben Sie ſchon beſchloſſen, wie Sie heute Ihren Abend verwenden wollen, mein Bruder? fragte er daher nach einer langen Pauſe.

Nein! ſagte Joſeph kurz.

Es wäre ſchön, wenn Sie einmal, ſtatt wie Sie pflegen, in's Theater zu gehen, bei uns Ihren Abend zubrächten, fuhr der König fort. Die Königin würde ſehr glücklich ſein, wenn Sie ihr die

Freude bereiteten und heute Abend dem petit jeu in ihren Gemächern beiwohnen und Theil nehmen wollten an ihrem Spiel.

Nein, sagte Joseph rauh, nein, ich spiele niemals, denn ein Fürst, welcher bei dem Spiele verliert, verliert von dem Gelde seiner Unterthanen. *)

Nun, wenn Sie das Spiel nicht lieben, sagte Ludwig gelassen, so werden wir uns ein anderes, Ihnen mehr zusagendes Vergnügen auswählen! Es ist heute ein gar schöner Tag, und wenn es Ihnen gefällig ist, sollten wir eine kleine Jagdpartie nach den Wäldern von Meudon unternehmen. Sie sind doch ein Liebhaber der Jagd?

Nein, das bin ich nicht, rief Joseph unmuthig. Die Jagd ist eine Belustigung, welche sich die Fürsten so selten als möglich erlauben sollten, denn sie fördert nicht das Wohl der Unterthanen, sondern ist ihm schädlich, weil sie das Gemüth zerstreut, und Gelegenheit giebt, ernsthaftere Beschäftigungen zu vernachlässigen. **)

O, rief König Ludwig, dessen Langmuth von den rauhen Antworten des Kaisers erschöpft schien, Sie wollen also durchaus Ihrem früheren Feinde, dem König von Preußen, nachahmen, der schon vor zwanzig Jahren gleich Ihnen gegen das Spiel und die Jagd moralisirt hat.

Eine schnelle Röthe flog über das Antlitz des Kaisers hin, und einen Moment blitzten seine Augen wie im Zorn. Sire, ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, daß ich Niemand nachahme, sagte er heftig, und daß ich sehr entschlossen bin, meine eigene Straße zu gehen!

Der König neigte leicht und gleichsam zustimmend sein Haupt, ohne indessen ein Wort zu erwidern.

Schweigend gingen sie wieder nebeneinander her, und der König, lebhaft wünschend, diesen Spaziergang beendigt zu sehen, bog jetzt in eine Allee ein, welche sie auf einem kürzern Weg wieder nach dem Schlosse zurückführen mußte. — Diese Allee verlief sich in einen

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Hübner, Thl. I. S. 151.
**) Desgleichen. Seite 152.

offenen Baumgang, der unmittelbar neben dem Eisengitter des Gartens sich befand, und nach dem Vorhofe des Schlosses ausmündete. Hier pflegte das Volk sich aufzustellen, wenn es in der Neugierde seiner Liebe seinen Fürsten zu sehen und zu begrüßen wünschte. Zu Anfang der Regierung Ludwig's hatte das Volk zu ganzen Stunden da gestanden, sehnsuchtsvoll das Königspaar erwartend, welches hier in der unmittelbarsten Nähe vorübergehen mußte, und daher am besten von Jedermann gesehen werden konnte. — Jetzt stand das Volk zu ganzen Schaaren hinter dem Gitter, wie jedesmal wenn der Kaiser nach Versailles kam. Es hatte heute Stundenlang geharrt, denn einige Glückliche und Bevorzugte hatten von den Schweizern in den Parkanlagen erfahren, daß der Kaiser heute mit seinem Schwager, dem Könige, spazieren gehe, und man freute sich ungemein des interessanten Anblicks, beide Fürsten nebeneinander zu sehen. — Tausende von blitzenden, neugierigen Augen waren daher durch das Gitter auf das untere Ende dieses Baumganges gerichtet, sorgsam spähend nach den blitzenden Uniformen der Leibgardisten, welche dem Könige bei seinen Spaziergängen vortraten.

Aber statt der glänzenden Leibgardisten sah man da jetzt zwei einfache, schlichte Gestalten den Gang heraufschreiten, und in einiger Entfernung hinter ihnen eine Menge Herren mit gestickten Gewändern und blitzenden Ordenskreuzen.

Wer konnten diese beiden einfachen Herren sein, welche den Hofcavalieren voranschritten? Unmöglich der Kaiser, unmöglich der König! Denn der König kam immer erst hinter seinen Leibgardisten, und da fehlten auch die hundert Schweizer, welche sonst allemal hinter den Cavalieren des Königs einherschritten.

Es ist aber doch der Kaiser, rief Einer aus der Menge, welchem es gelungen war, sich dicht an das Gitter vorzudrängen. Ja, es ist der Kaiser, ich erkenne ihn schon an seinen großen blitzenden Augen, und seinem schönen Angesicht.

Und der Herr neben ihm ist wirklich der König, sagte ein Anderer, ich erkenne ihn ganz deutlich.

Aber das kann nicht sein! schrie ein Dritter. Der König ohne

Leibgardiſten und Schweizer? Das iſt unmöglich. Die Könige von Frankreich gehen ja niemals ohne Bewachung aus, ſie wagen ja ſelbſt nicht im Innern ihrer Paläſte ohne Leibgardiſten und Gefolge durch die Corridore zu gehen, viel weniger könnten ſie im Freien ſpazieren gehen, ohne ſich durch eine Mauer von Soldaten von ihrem Volk abzutrennen.

Dieſen, mit ſcharfer und kreiſchender Stimme geſprochenen Worten folgte zuerſt eine tiefe Stille, entweder der Beiſtimmung, oder des Erſtaunens über die Kühnheit derſelben. Alsdann ſagte ein Anderer aus der Menge: Aber jetzt iſt dieſe Mauer fort, denn es iſt wirklich der König, welcher da neben dem Kaiſer geht. Der Kaiſer wird wohl ſeinen Schwager überredet haben, es einmal ohne die Garden und Schweizer zu riskiren, und zu verſuchen, ob es wirklich ſo gefährlich iſt, ohne Soldaten mit geſchultertem Gewehr vor einem Eiſengitter vorüberzugehen, hinter welchem das Volk ſteht, und demüthig auf einen gnädigen Gruß ſeines Fürſten harrt!

Ja, ganz gewiß, rief ein Anderer laut aufjubelnd, es iſt ganz gewiß der Kaiſer, welcher das gemacht hat. Der Kaiſer iſt ein gar gütiger und leutſeliger Herr, welcher das Volk liebt, und gar keine Furcht hat, ſich allein und unbewacht unter daſſelbe zu miſchen.

Ja, ja, der Kaiſer hat die Leibgardiſten und die Schweizer fortgeſchafft, rief ein Dritter, der Kaiſer giebt dem Volke ſeinen König wieder, und ſchiebt die Soldaten bei Seite. Das iſt ſchön und gut von dem Kaiſer, und wir müſſen ihm dafür dankbar ſein.

Ja, ja, wir müſſen ihm dafür dankbar ſein, ſchrie und jubelte die Menge durcheinander und Aller Blicke richteten ſich mit glühender Ungeduld wieder durch das Gitter auf die beiden Fürſten hin, welche langſam näher kamen, und jetzt nur noch zwanzig Schritte entfernt waren von der Stelle, wo das Volk ihrer harrte.

Eine tiefe Stille trat ein; jetzt waren die Fürſten ganz nahe, jetzt begrüßten ſie Beide das Volk. Der Kaiſer mit einer Verbeugung und einem freundlichen Lächeln, der König mit mehrmals wiederholtem Kopfnicken, aber mit etwas verdrießlicher, ernſter Miene.

Und jetzt auf einmal erklang es wie ein aufbrauſender Orkan

von tausend jubelnden Stimmen: Es lebe der Kaiser! Er lebe hoch! Vivat der Kaiser Joseph!

Jetzt war es der König, über dessen Antlitz eine glühende Röthe dahin schoß, aber er hatte nicht den Muth, den in seinen Augen aufblitzenden Zorn zu zeigen, sondern er senkte seine Augenlider, um ihn nicht sehen zu lassen. Er sah daher auch nicht, wie Joseph sich, statt grüßend zu danken, mit einem leisen Kopfschütteln dem Volke zuwandte und verstohlen mit dem aufgehobenen Zeigefinger seiner Rechten auf den König hindeutete.

Das Volk verstand diesen leisen Wink des Kaisers sehr wohl, und begriff, weshalb Joseph ihm den Dank für seinen Ruf bis jetzt verweigert hatte. Mit einer überraschenden Einstimmigkeit, als folgte es dem winkenden Taktstock eines Kapellmeisters, und doch nur geleitet vom Impuls seines eigenen Herzens, jubelte jetzt das Volk im freudigen Chor: Es lebe der Kaiser! und es lebe unser guter König Ludwig, der Vater seines Volkes!

Nun neigte sich der Kaiser freundlich grüßend, nun ruhten seine schönen, blauen Augen mit einem fast zärtlichen Ausdruck auf dem Volke, und er winkte lächelnd mit der Hand. Das Volk, ganz begeistert von dieser Leutseligkeit, brach auf's Neue in Jubel aus, und wiederholte jauchzend: Es lebe der Kaiser! Es lebe der König!

Und wieder neigte der Kaiser sich freundlich grüßend; der König aber, welcher es sehr wohl bemerkt hatte, daß man ihn dem Kaiser nachgestellt, und seinen Namen hinter dem des Kaisers genannt hatte, der König nickte nur leicht und kurz mit dem Haupt, und wandte sich dann dem Kaiser zu.

Sie haben wirklich Recht, sagte er hastig, und in jenem unmelodischen, schneidenden Discant, zu dem die Stimme des Königs sich, sobald er heftig erregt war, hinaufschwindelte, Sie haben wirklich Recht, mein Bruder, es muß eine sehr wohlfeile Sache sein, sich populair zu machen. Man hat dazu vielleicht nur nöthig, statt in seiner Caroſſe in einem Fiacre zu fahren, und statt des seidenen, gestickten Kleides mit dem goldenen Stern, einen groben, unscheinbaren Rock anzuziehen, um sofort der Abgott des Volkes und ein

populairer Fürſt zu ſein. Es fragt ſich nur, wie lange die Popularität dauert?

Wenn ſie nur von dem Fiacre und dem groben Rock hervorgerufen iſt, Sire, ſo wird ſie ſehr raſch vergehen, ſagte Joſeph, indem ſeine Augen mit einem ſanften, faſt mitleidigen Blicke auf dem gerötheten Antlitze des Königs ruhten. Es iſt freilich ſehr leicht populair zu werden, aber um es zu bleiben, dazu gehört ſehr viel perſönliche Würde und ſehr viel wahres Verdienſt!

Welches Niemand wagen wird, Ihnen ſtreitig machen zu wollen, ſagte Ludwig mit einer linkiſchen Verneigung.

Ah, ich wußte nicht, mein Bruder, rief Joſeph lächelnd, daß Ihre Bemerkungen von dem Fiacre und dem groben Rock auf mich gezielt waren, ſonſt würde ich nicht gewagt haben, einen ſo ſtolzen und vermeſſenen Nachſatz zu machen, ſondern ich würde ganz einfach erwidert haben: Ich ſtrebe nicht nach Popularität, und liebäugle nicht um den Beifall des Volkes, ſondern ich erlaube mir nur ganz einfach ſo zu ſein und zu leben, wie es meinen Neigungen angemeſſen iſt. Ich bin ganz natürlich und ich trage die Ueberzeugung im Herzen, daß der natürliche Zuſtand nicht der eines Kaiſers oder Königs, ſondern der eines Menſchen iſt! Nach dieſer Ueberzeugung handle ich.*)

So ſprechend wandte ſich der Kaiſer noch einmal grüßend der jubelnden und vivatſchreienden Menge zu, und ſchritt dann die breiten Marmorſtufen hinauf, welche auf die Terraſſe des Schloſſes führten.

Das Volk ſchaute den Fürſten, welche jetzt in das Schloß eingetreten waren, und hinter denen die Cavaliere ſich tänzelnd und graziös durch die Thüre ſchoben, mit glühenden Blicken nach. Dem hochaufflackernden Jubel war eben ſo ſchnell ein tiefes Verſtummen gefolgt, es ſchien, als wenn Jedermann das Bedürfniß fühlte, durch tiefes Schweigen ſich zu erholen von dem Sturm ſeines Enthuſiasmus.

Aber inmitten dieſes tiefen Schweigens erhob ſich auf einmal wieder die grelle, ſchneidende Stimme, welche man ſchon zuvor vernommen, und welche ſchon vorhin ſo gehäſſige Worte gegen den feier-

*) Des Kaiſers eigene Worte. Ramshorn: Kaiſer Joſeph II. S. 146.

lichen Pomp gesprochen, mit welchem der König von Frankreich sich von seinem Volk abzuschließen gewohnt war.

Diese Stimme rief: Marforio hat wieder einen Spitzreim gemacht, und es scheint, er hält mich für Pasquin, denn er hat ihn mir eben in's Ohr geflüstert.

Nun, was hat er gesagt, der gute Marforio? fragte die Menge lachend. Laßt uns hören, Pasquin! Sagt uns das neue Epigramm Marforio's.

Ich will's Euch sagen, kreischte die Stimme. Hört nur:

Dem Auge, ganz entzückt von seiner Einfachheit,
Zeigt Falkenstein ganz ohne Pracht die Majestät.
Welch schmachvollen Contrast zeigt hier ihm Eitelkeit?
Was findet er bei uns? Die Pracht, doch ohne Majestät. *)

Bravo, bravo! rief die Menge, laßt uns das Epigramm noch einmal hören, wir wollen es uns aufschreiben, wir wollen es unsern Freunden wiederholen. Laßt uns das Epigramm noch einmal hören, damit ganz Paris erfahre, was Marforio gesagt hat!

Die Bitte der Menge ward erfüllt, die Stimme recitirte noch einmal das beißende Epigramm, und am Abende desselben Tages ward es in allen Caffeehäusern und allen Gesellschaften von Paris wiederholt.

---

*) A nos yeux étonnés de sa simplicité
Falkenstein a montré sa majesté sans faste,
Chez nous par un honteux contraste
Qn'a-t'il trouvé? — faste sans majesté.
(Ramshorn, S. 146.)

XV.

Das Diner en Famille.

Der König und der Kaiſer hatten ſich indeß in die kleinen Gemächer begeben, um in dem großen Cabinet das Diner en Famille einzunehmen. Niemand ſollte bei demſelben gegenwärtig ſein, als eben das Königspaar, der Kaiſer und die beiden königlichen Prinzen mit ihren Gemahlinnen. Aber wie geſagt, Marie Antoinette hatte es ſchon oft bereut, dieſe vertraulichen Diners eingeführt zu haben, und ſie, welche ſonſt die großen, öffentlichen Diners ſo ſehr gehaßt hatte, würde jetzt ſehr gern bereit geweſen ſein, täglich vor dem Volke und umgeben von dem Glanze des großen Hof-Ceremoniells zu ſpeiſen, weil dann dadurch dieſe vertraulichen und ungezwungenen Unterhaltungen, mit denen der Kaiſer ſie ängſtigte, verhindert, und weil alsdann auch die Sarcasmen des Grafen von Provence und das verdrießliche Geſicht des Königs weniger bemerkt worden wären.

Indeß war es unmöglich, dieſe neue Mode, welche Marie Antoinette unter dem Widerſtande der großen Hofchargen eingeführt hatte, wieder zurückzunehmen, denn Jedermann würde das für ein Zugeſtändniß der Königin an ihren Hof gehalten haben. Marie Antoinette mußte ſich daher ſchon ihren eigenen Anordnungen fügen. Nur zögerte ſie immer ſo lange als möglich, ſich in den Speiſeſaal zu verfügen, und erſt, wenn man ihr geſagt, daß auch der Kaiſer ſchon angelangt ſei, verließ Marie Antoinette ihre Gemächer und begab ſich dorthin.

Heut hatte ſie ungewöhnlich lange gezögert, und der König, der nach der Promenade einen lebhaften Appetit empfand, fühlte ſich verletzt von dieſem langen Wartenlaſſen der Königin. Er ging ihr daher, als ſie jetzt, gefolgt von ihren Damen, eintrat, mit verdrießlicher Miene entgegen, und neigte nur ein wenig zur Begrüßung ſein Haupt, indem er ihr die Hand reichte, um ſie zur Tafel zu führen.

Die Königin indeß ſchien dieſe Verſtimmung des Königs gar nicht zu bemerken, ein ſtrahlender Ausdruck war auf ihrem Antlitz und verlieh demſelben einen neuen Liebreiz.

Sie haben uns warten laſſen, Madame, ſagte der König, aber Ihre Erſcheinung belohnt uns doch jetzt für dieſes Warten.

Marie Antoinette lächelte, denn ſie hatte das volle Bewußtſein, daß ſie heute wirklich ſchön ſei, mit dieſer neuen Friſur, welche Léonard heut zum erſten Mal gebaut hatte, und welche ein Parterre von allerlei Gemüſen und Früchten darſtellte, rings umgeben von einem hohen Gitter, das aus den herrlichſten Straußfedern gebildet war. Dieſe neue Friſur mußte die beiden Prinzeſſinnen ärgern, weil ſie dadurch mit ihren thurmhohen Toupé's und ihrem Gerank von Blumen und Schmetterlingen altmodiſch erſcheinen mußten.

Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung, ſagte Marie Antoinette mit einem Lächeln, welches die beiden Reihen ihrer perlenweißen Zähne ſichtbar werden ließ, ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung, daß ich warten ließ. Mein kleiner Jacques trägt allein die Schuld daran, er iſt krank und muß das Bett hüten. Er wollte aber von Niemand bedient ſein, als von mir, und ſo habe ich vor ſeinem Bettchen geſeſſen und ihm erzählt, bis er eingeſchlafen iſt.

O, ſehen Sie da, mein Bruder, rief der Graf von Provence lachend, Ew. Majeſtät hat mit ſeinem Diner warten müſſen, weil ein kleiner Bauerjunge nicht einſchlafen wollte.

Verzeihen Sie, mein Bruder, ſagte die Königin haſtig, Jacques iſt kein Bauerjunge mehr; ſeine Großmutter hat ihn mir geſchenkt und alſo iſt er mein Kind.

Iſt er alſo der Dauphin, welchen Ew. Majeſtät neulich den Damen der Halle verſprochen haben? fragte der Graf von Provence.

Die Königin erröthete ſo heftig, daß man es trotz der Schminke bemerken konnte, und wandte ſich, ſtatt dem Prinzen zu antworten, haſtig an den Kaiſer.

Und Sie ſagen mir nicht ein einziges Wort der Begrüßung, mein Bruder? fragte ſie.

Das kommt daher, Antoinette, ſagte Joſeph lächelnd, daß ich

anz ſprachlos bin vor Erſtaunen über dieſe ſeltſame Phantaſie, elche ich da auf Ihrem Haupte erblicke. Sagen Sie doch, wer hat ieſen merkwürdigen Wunderbau geſchaffen?

Wer anders wohl, als Léonard? fragte die Königin heiter.

Wer iſt Léonard?

Wie? rief die Gräfin von Artois haſtig, Ew. Majeſtät wiſſen icht, wer Léonard iſt? Sie kennen alſo nicht den autokratiſchen yrannen, dem die Köpfe aller Damen ſich beugen, dem unſere önigliche Schwägerin ſelbſt ſich unterwirft, und ſich ſeinen phantaſti- hen Träumen fügt? Léonard iſt der Friſeur der Königin, der eherrſcher aller Damenköpfe, und ſehen Sie nur, welch ein neues under er da auf dem Haupte der Königin geſchaffen hat. Man ollte meinen, der ſchwebende Garten der Semiramis habe ſich auf as Haupt unſerer ſchönen Schwägerin niedergelaſſen!

Und wie herrlich dieſe Federn ſind, welche dem Garten als Ein- aſſung dienen, rief die Gräfin von Provence mit dem Anſcheine es Entzückens. Wirklich ich ſah niemals ſchönere Straußfedern!

Sind das dieſe koſtbaren Straußfedern, welche Ew. Majeſtät eſtern an dem Federhute des Herzogs von Lauzun bewunderten? ragte der Graf von Provence.

Nun, das iſt eine ſeltſame Frage, mein Bruder, ſagte der König ächelnd. Durch welches Wunder ſollten die Federn des Herzogs on Lauzun ſich jetzt auf dem Haupte der Königin befinden?

Sire, ich ſtand in der Nähe, als die Frau von Guéménée im uftrage des Herzogs von Lauzun die Königin erſuchte, dem Herzoge ie Gnade zu gewähren, daß er ihr die ſeltenen Federn, welche die önigin bewundert hatte, zum Geſchenk anbieten dürfe.

Und die Königin? fragte der König haſtig.

Ich nahm das Geſchenk an, mein Gemahl, ſagte Marie Antoi- ette vollkommen ruhig. Das Anerbieten war etwas übereilt und icht ganz paſſend, aber es wäre eine allzugroße Beſchämung geweſen, s zurückzuweiſen. *) Uebrigens mag ſich der Graf von Provence

*) Campan, I. 196.

beruhigen, dies hier sind nicht die Federn des Herzogs von Lauzun, sondern ein Geschenk meiner Schwester, der Königin von Neapel.

Das ist also ein noch größeres Wunder, als der Garten selbst, rief der Kaiser lachend, indem er der Königin den Arm bot, um sie zur Tafel zu führen. Unsere Schwester Caroline liebt es sonst nicht, Geschenke zu machen, sie empfängt lieber deren, und jeder Cavalier des Hofes hat das Recht, ihr so viele Geschenke zu machen, als nur möglich.

Das beweist, daß die Etiquette am Hofe von Neapel von der unserigen sehr verschieden ist, sagte der König, auf der andern Seite der Königin an der runden Tafel Platz nehmend. Bei uns in Frankreich gestattet die Etiquette eigentlich keinem unserer Unterthanen, der Königin ein Geschenk anzubieten, und wenn es geschieht, so gehört die besondere Bewilligung des Königs dazu, daß die Königin es annehmen kann.

Nun, rief der Graf von Provence lächelnd, jetzt bekümmern wir uns Gott sei Dank nur noch wenig um diese Tyrannin Etiquette! Seit Madame Etiquette, die Gräfin von Noailles, ihre Oberhofmeisterstelle niedergelegt und sich vom Hof zurückgezogen hat, sind auch die Ketten, mit welchen die Etiquette uns einschnürte, zerrissen und wir bewegen uns so zwanglos und frei, als nur irgend möglich. Diese Freiheit verdanken wir aber allein unserer schönen königlichen Schwägerin, denn sie allein hat den edlen Muth gehabt, den Vorurtheilen zu trotzen, und diese Ketten zu sprengen, welche die Königinnen von Frankreich seit Jahrhunderten mit so viel Geduld getragen haben!

Die Königin dankte ihrem Schwager für dies zweifelhafte Compliment nur mit einem finstern Blick und beschäftigte sich damit, die Suppe zu essen, welche ihre erste Kammerdame ihr auf einem Kissen knieend und eine seidene Serviette über den Arm gelegt, soeben dargeboten hatte.*)

*) Wenn der König und die Königin in den kleinen Gemächern ohne Ceremoniell speiseten, ward der Dienst bei Tafel immer nur von den Frauen der Königin versehen, weil die Königin von Frankreich nach den Anordnungen der Etiquette in ihrer unmittelbaren Umgebung immer nur Frauen haben

Sie haben in der That Grund, meiner Schwester dankbar zu sein, daß sie diese Kette gebrochen hat, sagte der Kaiser lebhaft. Aber ich finde, daß doch noch ein gutes Stückchen der Kette zurückgeblieben ist, und sie klirrt Einem bei jeder Stufe nach, die man über die Treppen von Versailles und Fontaineblau hinauf schreitet. Denn ohne Zweifel ist es doch auch die Etiquette, welche gestattet, daß die Treppen, Corridore und Gallerien dieser Schlösser den Krämern und Handelsleuten als bequemer Platz dienen, wo sie ihre Buden aufschlagen und ihre Waaren feil bieten können.*)

Das ist eine alte, von der Gewohnheit geheiligte Sitte, sagte der König lächelnd.

Doch sie entheiligt das Schloß der Könige und macht es zu einer großen Marktbude, rief der Kaiser lebhaft. Das Schloß der Könige aber soll heilig sein, denn es ist der Tempel der Liebe, welchen das Volk seinen Fürsten errichtet hat, und die Fürsten müssen es daher ehren und hoch halten und es nicht durch solche profane Krämerbuden entweihen lassen. Der Messias, welcher einst die Krämer und Wucherer aus dem Tempel des Herrn austrieb, würde, wenn er dies Schloß, diesen Tempel des Königthums betrete, gewiß auch hier die Krämer und Wucherer austreiben!

Niemand antwortete ihm. Alle schienen sie nur damit beschäf-

---

durfte. Die erste Ehrendame und vier Kammerfrauen im großen Hofkleide waren alsdann mit der Aufwartung bei Tafel beschäftigt, und auch wenn fremde gekrönte Häupter an der Familientafel Theil nahmen, behielten die Frauen den Dienst. Wenn aber nur Mitglieder der königlichen Familie an der Tafel Theil nahmen, zogen sich die Frauen der Königin zurück und die Controleurs und diensthabenden Kammerherren des Königs übernahmen den Tafeldienst. Die Königin beseitigte später auch dies Ceremoniell und übertrug dem männlichen Personal ein für alle Mal die Aufwartung bei der Tafel. — Campan, I. 177.

*) Dieser Gebrauch existirte damals noch, und als Marie Antoinette ihn endlich abstellte, erwarb sie sich dadurch die Feindschaft aller Krämer und Handelsleute von Paris, die sich darüber beklagten, daß ihnen willkürlich ein Privilegium und ein Verdienst entzogen worden.

tigt zu eſſen und mit finſteren Mienen ſchaute Jeder auf ſeinen Teller nieder.

Eine Pauſe trat ein; eine verlegene, angſtvolle Pauſe, welche die Königin endlich unterbrach, indem ſie ſich an den Kaiſer wandte und ihn fragte, ob er noch immer viel Sehenswerthes und Merkwürdiges in Paris fände?

Sie fragen das, meine Schweſter, und wiſſen ja ſelber, daß Paris überreich iſt an Sehenswürdigkeiten, ſagte Joſeph lebhaft. Ich habe geſtern die herrlichſten Dinge geſehen und mein Herz iſt noch ganz erfüllt von den großen Anſtalten, Inſtituten und Sammlungen, welche ich geſtern beſichtigt habe.

Wo waren Sie denn geſtern, Herr Graf? fragte Ludwig, deſſen Geſicht ſich bei den lebhaften und ſchmeichelhaften Worten des Kaiſers aufzuklären begann.

Ich war zuerſt im Invalidenhauſe, Sire, und ich geſtehe Ihnen, dieſes großartige Aſyl der im Kriege erprobten Tapferkeit hat mein Herz zugleich mit Rührung und mit Neid erfüllt, denn ich habe in Wien nichts, was ich dieſem herrlichen Denkmale des Erbarmens und der Dankbarkeit einer ganzen Nation gegen ſeine tapferen Vertheidiger an die Seite ſtellen dürfte. Eine tiefe Rührung ergriff mich, als ich dieſe Säle durchſchritt, in denen die alten Helden Frankreichs ausruhen auf den Lorbeern, welche das franzöſiſche Volk ihnen dargebracht hat. Geht es Ihnen nicht auch ſo, mein Bruder, wenn Sie das Invalidenhaus beſuchen?

Ich habe das Invalidenhaus noch niemals beſucht, ſagte der König faſt beſchämt.

Wie? rief Joſeph heftig, der König von Frankreich kennt nicht einmal das Haus, in welchem die alten tapferen Krieger wohnen, die für ihre Könige ihr Blut vergoſſen haben? Ah, Sire, dies iſt eine heilige Pflicht, welche Sie eilen müſſen zu erfüllen!

Und was ſahen Sie noch außerdem? fragte die Königin, welche die finſtere Wolke auf der Stirn des Königs und das ſpöttiſche Lächeln auf den Lippen des Grafen von Provence bemerkte.

Außerdem ſah ich das Findelhaus, das ſchöne und würdige

Gegenstück des Invalidenhauses, denn hier beginnen die kleinen Erdenbürger das Leben, das sie dort beschließen. Das Findelhaus muß besonders für Sie, meine Schwester, von großem Interesse sein, und ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie ihm die thätigste Unterstützung angedeihen lassen.

Es wird jährlich eine Summe aus meiner Chatulle an das Findelhaus gezahlt, sagte die Königin.

Aber Sie gehen ohne Zweifel Selbst dahin und überzeugen Sich durch den Augenschein von der Vortrefflichkeit der Anstalt und belohnen die edlen, frommen Schwestern durch Ihre freundliche Theilnahme für die Mühseligkeit ihres Dienstes?

Nein, ich war niemals dort, sagte die Königin verlegen. Es ist nicht Sitte, daß die Königin von Frankreich öffentliche Institute der Wohlthätigkeit besucht.

Nun, rief der Kaiser rauh und heftig, wenn es die Sitte erlaubt, daß die Königin von Frankreich die öffentlichen Opernbälle besucht, so darf es ihr auch wohl gestattet sein, die Sitte zu Gunsten einer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalt zu verletzen!

Marie Antoinette erblaßte, und jetzt senkte sich auch auf ihre Stirn eine Wolke des Unmuths nieder.

Abermals folgte diesen heftigen Worten des Kaisers eine lange Pause, aber diesmal war es der Kaiser selber, welcher sie unterbrach.

Außerdem habe ich gestern die herrliche Anstalt des edlen und würdigen Abbé de l'Epée gesehen, sagte er. Das ist ein erhabenes Denkmal, welches sich da die edle Menschenliebe eines Einzelnen gesetzt hat, denn man hat mir gesagt, daß dieser große Mann sein Institut ganz ohne jede öffentliche Unterstützung vom Staat oder dem Königshause aus eigenen Mitteln erhalte. Meine Schwester, ich wage es, an Ihr Herz und Ihre Chatoulle zu klopfen, und für das Taubstummen-Institut des Abbé de l'Epée zu bitten. Das ist ein großer, ein bewunderungswürdiger Mann! Mit welcher Liebe hat er sich in die Seelen und die Empfindungen seiner unglücklichen Zöglinge hineinstudirt, und das trostlose, öde Dunkel ihrer Seele mit dem Strahle des Verständnisses erleuchtet. Diese armen Taubstummen,

welche ſonſt dazu verurtheilt waren, als gedankenloſe, zweibeinige Thiere zu exiſtiren, ſind jetzt, Dank dem Abbé de l'Epée, zu Menſchen geworden, welche die Welt genießen und der Welt nützen können! Es wird meine erſte Sorge ſein, in Wien ein Taubſtummen-Inſtitut nach dem Muſter dieſes Inſtituts hier anzulegen, und der würdige Abbé de l'Epée hat verſprochen, mir einen Schüler zu erziehen, der fähig iſt, den Unterricht in Wien zu leiten. *)

Es freut mich, Herr Graf, ſagte Ludwig, daß wir in Frankreich alſo im Stande ſind, Ihnen etwas Intereſſantes und Sehenswürdiges zu zeigen.

O, Frankreich und beſonders Ihr Paris iſt ja überreich an Sehenswürdigkeiten, rief der Kaiſer, und Sie Selber, mein Bruder, beſitzen die herrlichſten Schätze, deren Exiſtenz Sie kaum ahnen.

Wahrhaftig, mein Bruder, ſagte der Graf von Artois lächelnd, wenn Sie, Dank der gütigen Andeutung des Herrn Grafen, noch einige Ihnen unbekannte Schätze entdecken, ſo bitte ich Sie, dabei auch meiner Caſette zu gedenken, welche immer eine merkwürdige Sehnſucht nach Schätzen empfindet.

Zuerſt muß der Herr Graf aber die Güte haben, mir dieſe Schätze näher zu erörtern, ſagte der König lächelnd. Darf ich Sie darum bitten? —

Ich meine dieſe herrlichen Kunſtſchätze, welche Sie beſitzen, Sire, und welche im Stande wären, Ihr Paris, wenn es bis jetzt ein unbekanntes kleines Dorf geweſen, zu einem berühmten Wallfahrtsort für alle Künſtler und Kunſtliebhaber der Welt zu machen! Ich war in Ihren Bildermagazinen, mein Bruder, und ich geſtehe Ihnen, daß ich es nicht begreifen kann, wie man ſolche herrliche Schätze in dem Staub dieſer ungeheuren Magazine vergraben kann. Ein Glück für Sie, daß die Etiquette es ſo mit ſich bringt, daß immer, wie man mir geſagt hat, einige dieſer herrlichen Bilder in den Appartements von Verſailles aufgehängt, und von Zeit zu Zeit durch neue erſetzt

*) Der Kaiſer ließ in der That in Wien ein Taubſtummen-Inſtitut nach dem Muſter deſſen zu Paris anlegen. Ramshorn, Seite 140.

werden, ſonſt würden Sie vielleicht nicht einmal die Meiſterwerke erſten Ranges, welche Sie beſitzen, kennen lernen! Man ſieht alſo, die Etiquette hat doch auch ihr Gutes und Nützliches!*)

Gewiß hat ſie das, ſagte der König ernſt, die Etiquette iſt ſehr oft die einzige Schutzmauer, welche die Könige vor aufdringlicher Weisheit und voreiligen Bemerkungen behüten kann.

Vorausgeſetzt, daß dieſe aufdringliche Weisheit ſich nicht jenſeits der Schutzmauer neben dem Könige befindet, fügte der Graf von Provence mit ſeinem ſpöttiſchen Lächeln hinzu.

Ich meine, die Weisheit kann niemals aufdringlich gefunden werden, ſagte Joſeph mit einem ſanften Lächeln, man muß lange und viel ſuchen, ehe man ihr begegnet. Aber es iſt wahr, heute bin ich ihr begegnet, und zwar in einem der herrlichſten Inſtitute Ihres Paris, in der Kriegsſchule. Ah, mein Bruder, das iſt eine großartige und erhabene Anſtalt, und wenn man dieſe durchwandelt, fühlt man, daß man hier in der würdigen Schule der Helden iſt, welche Frankreich berühmt und groß gemacht haben. Ich war drei Stunden in der Kriegsſchule, und verließ ſie voll Bewunderung und Freude über Alles, was ich dort geſehen und gelernt hatte. Ich geſtehe Ihnen, Sire, daß ich Sie beneide, die Kriegsſchule oft beſuchen zu können, und ich bin gewiß, daß Sie es thun!

Sie irren Sich, Herr Graf, ſagte Ludwig rauh, ich beſuche die Kriegsſchule nicht oft, ich habe ſie ſogar noch niemals beſucht!

Aber dies iſt ja unmöglich, Sire, rief Joſeph heftig, Sie kennen auch die Kriegsſchule nicht? Sie kennen alle die großartigen Inſtitute nicht, welche der königliche Geiſt Ihrer Vorfahren geſtiftet hat? Aber wie kann man denn hoffen, ſeinem Volk ein guter und brauchbarer Herrſcher zu werden, wenn man nicht einmal das kennt, was das Volk beſitzt, und darnach ermeſſen kann, was ihm fehlt? Es iſt Ihre Pflicht, Sire, Alles zu kennen und zu prüfen, nicht das allein, was in Paris exiſtirt, ſondern Sie müßten Frankreich alle Jahre durchreiſen, in jeder der großen Städte einige Tage reſidiren,

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Campan, Vol. I. p. 178.

und genaue Kenntniſſe ſammeln von den Wünſchen und Bedürfniſſen jeder Provinz und jeder Stadt. *)

Ich finde doch, daß die Weisheit ſehr aufdringlich ſein kann, ſagte Ludwig heftig und mit finſterm Angeſicht, indem er die Tafel aufhob, und mit einer kurzen und haſtigen Verbeugung von dem Kaiſer zurücktrat.

Marie Antoinette wandte ihre Augen mit einem ängſtlichen Ausdruck auf das Antlitz des Kaiſers, um in ſeinen Mienen zu leſen, welchen Eindruck die barſchen Worte des Königs auf ihn gemacht hätten. Aber Joſeph's Geſicht war heiter und klar, und mit vollkommener Unbefangenheit wandte er ſich jetzt an den Grafen von Artois und begann mit dieſem eine lebhafte Unterhaltung, denn der Prinz, welcher ein großer Freund der Malerei war, hatte heute zum erſten Mal mit Erſtaunen von den Schätzen vernommen, welche der König in ſeinen Magazinen beſäße, und bat den Kaiſer jetzt um nähere Auskunft über dieſelben. **)

Die Königin kehrte in ihre Gemächer zurück, innerlich froh, dieſes Diner en Famille beendigt zu haben, ganz entſchloſſen, den König zu bitten, daß man dem guten, neugierigen Volke von Paris einmal wieder das Vergnügen vergönne, die königliche Familie ſpeiſen zu ſehen, und alſo einige Male öffentlich wieder in den großen Sälen dinire.

Die Königin, wie geſagt, kehrte in ihre Gemächer zurück, und trat in ihr Cabinet, um dort mit Herrn von Augeard, ihrem Geheimſecretair und Tréſorier zu arbeiten, wie dies täglich nach dem Diner zu geſchehen pflegte. Marie Antoinette alſo arbeitete, das heißt, ſie nahm vor ihrem Schreibtiſche Platz, und unterzeichnete eines nach dem andern die Papiere, welche Herr von Augeard ihr darreichte,

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Campan, I. 79.

**) Dieſe Unterredung des Grafen von Artois mit Kaiſer Joſeph trug ihre guten Früchte. Schon wenige Wochen nach der Abreiſe des Kaiſers legte der Graf von Artois dem König einen Plan vor zu dem Bau eines neuen Muſeums, in welchem die Gemälde aufgeſtellt werden ſollten, und der Bau dieſes Muſeums ward ſofort begonnen.

und unterhielt sich dabei, während sie unterzeichnete, ganz unbefangen und heiter mit diesem Herrn.

Auf einmal öffnete sich die Thür ihres Cabinets und der Kaiser trat ein. Die Königin wollte aufstehen und ihm entgehen gehen, aber Joseph eilte zu ihr hin und drückte sie mit liebevoller Gewalt wieder in ihren Fauteuil nieder.

Bleiben Sie, ich beschwöre Sie, meine Schwester, sagte er, bleiben Sie. Gönnen Sie mir doch den reizenden Anblick, Sie arbeiten zu sehen, und vertreiben Sie mich nicht von hier, indem Sie mir zeigen, daß ich Sie störe. Wenn Sie Sich unterbrechen lassen durch meine Gegenwart, so muß ich sogleich fortgehen, und ich wollte Sie doch um die Gunst bitten, Sie heute in das Theater begleiten zu dürfen.

Nun denn, ich werde gehorchen, mein Bruder, ich werde weiter arbeiten, sagte die Königin lächelnd.

Und von mir gar keine Notiz nehmen, sondern ganz vergessen, daß ich mich hier befinde! Arbeiten Sie, und lassen Sie mich auf und niedergehen.

Er grüßte seine Schwester mit einem freundlichen Lächeln und die Arme in einander legend, ging er langsam in dem Cabinet auf und ab.

Marie Antoinette arbeitete weiter, das heißt, indem sie ihre Unterhaltung mit Herrn von Augeard fortsetzte, unterzeichnete sie die Papiere, welche er ihr vorlegte, und alsdann wieder in seinem Portefeuille aufbewahrte.

Der Kaiser hatte auf- und abwandelnd eine Zeitlang dieser „Arbeit" zugeschaut, und allmälig hatte seine Stirn sich bewölkt, und sein vorher so heiteres Antlitz eine ernste und zürnende Miene angenommen. Jetzt, als die Königin wieder unterzeichnete, blieb Joseph neben ihrem Schreibtisch stehen.

Meine Schwester, sagte er, seit einer Viertelstunde sehe ich Sie Papiere unterschreiben, ohne dieselben nur anzusehen, ja, sie nur eines Blickes zu würdigen, und ich gestehe Ihnen, daß ich wahrhaft *erschrocken bin darüber.*

Und weshalb sind Sie erschrocken, mein Bruder? fragte Marie Antoinette.

Weil es gewissenlos und pflichtwidrig gehandelt heißt, seinen Namen unter Papiere zu setzen, deren Inhalt man nicht zuvor geprüft hat, weil es sehr wenig Interesse und sehr wenig Sachkenntniß verräth, wenn man sich so sehr auf seine Diener verläßt, daß man nur eigentlich die ausübende Hand ihres Willens wird. Sie sollten das wohl bedenken, meine Schwester, und erst nach reiflicher Ueberlegung und nicht so gedankenlos und mechanisch Ihre Unterschrift geben. Nichts ist gefährlicher für einen Fürsten, als wenn er leichtsinnig und ohne zu prüfen seine Unterschrift giebt. *)

Marie Antoinette erröthete tief und ihre Stirn legte sich in Falten. Sie fühlte sich gedemüthigt und beschämt von der rücksichtslosen Weise, in welcher Joseph ihr in Gegenwart ihres Untergebenen eine so herbe Lehre ertheilte, und der Zorn gab ihr den Muth, diese sofort zu erwidern. Mein Bruder, sagte sie gereizt, ich bewundere in der That, mit welcher Aufrichtigkeit und Leichtigkeit Sie Andern gute Lehren ertheilen, und Ihre herrlichen Principien entwickeln. Aber es will mir scheinen, als ob man auch die richtigsten Principien falsch anwenden könne, und ich fürchte, das ist zuweilen bei Ihnen der Fall. Mein Geheimsecretair, Herr von Augeard, welcher mein volles Vertrauen verdient, präsentirte mir in diesem Augenblick nur die Ordonnanzen für die Zahlungen des Trimesters der Ausgaben für mein Haus, und diese Ordonnanzen sind vorher von der Rechenkammer geprüft; Sie sehen also, daß ich durchaus nicht riskire, unbedachtsamer Weise meine Unterschrift zu geben!

Und ich sehe ferner, daß Sie der Ansicht Ihres Gemahls sind, sagte Joseph mit einem sanften Lächeln, indem er der Königin seine Hand darreichte, ich sehe, daß Sie gleich ihm der Meinung sind, daß die Weisheit sehr lästig und aufdringlich sein kann. Vergeben Sie mir meine allzugroße Aufrichtigkeit, meine Schwester, und lassen

*) Des Kaisers eigene Worte.

Sie uns gute Freunde sein, denn ich glaube, daß Sie der Freunde hier sehr bedürfen!

Die Königin winkte Herrn von Augeard seine Entlassung zu, und als dieser sich zurückgezogen hatte, erhob sie sich, und trat dicht zu dem Kaiser hin.

Sie sehen es also auch, daß ich von Feinden umgeben bin? flüsterte sie.

Ich sehe es und fürchte für Sie, Antoinette, Ihre Feinde sind mächtig, und Sie, Sie sind ein wenig unbedacht.

Aber was ist es denn, das man mir zum Vorwurfe macht? fragte die Königin schmerzlich. Was habe ich gethan, daß Sie mich tadeln müssen?

Ich werde Ihnen das ein andermal und ausführlicher beantworten, sagte Joseph ernst. Noch bin ich es nicht im Stande. Ich sehe, daß es hier schwül ist, daß ein Gewitter in der Luft hängt, und bereit ist, Ihren Himmel zu umdüstern, aber ich weiß noch nicht, von welcher Seite es kommt, und ob der Haß Ihrer Feinde oder Ihr Jugendübermuth allein es heraufbeschworen hat. Sobald ich das ergründet habe, werde ich Sie um eine geheime Unterredung bitten, und nicht wahr, meine Schwester, Sie erlauben es mir, daß ich vor meiner Abreise einmal recht offenherzig und vertraulich mich mit Ihnen aussprechе, daß wir einmal wieder beisammen sind, nicht als Königin und Kaiser, sondern als zwei Geschwister, welche sich von ganzem Herzen lieben und Alles dazu thun möchten, um einander glücklich und zufrieden zu sehen. Wollen Sie mir ein solches Zusammensein gewähren, Antoinette?

Die Königin nickte ihm zu, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. Sie lehnte ihr Haupt an des Kaisers Schulter und flüsterte: ach, mein Bruder, ich wollte, wir wären noch Kinder und spielten im Garten zu Schönbrunn. Damals waren wir glücklich!

XVI.

Ein Beſuch bei Jean Jacques Rouſſeau.

Vor einem kleinen niedrigen Hauſe im Dorfe Montmorency, unweit Paris hielt ein Fiacre an, ein großer ſchlanker Herr, in einfacher, ſchlichter Kleidung, ſprang heraus, und näherte ſich der Thür, in welcher eine Frau ſtand, die Arme auf die Hüften aufgeſtützt, und mit großen, trotzigen Augen den Fremden anſtarrend.

Wohnt hier Herr Rouſſeau? fragte der Herr, indem er leicht mit ſeiner Hand ſeinen Hut berührte.

Ja, mein Mann wohnt hier, ſagte die Frau verdrießlich.

Der Herr lächelte. Ah, Sie ſind alſo Thereſe Levaſſeur, des großen Philoſophen Lebensgefährtin? fragte er.

Das bin ich, und Gott weiß, daß es ein trauriges Leben iſt, welches wir führen, rief Thereſe heftig.

Sie beklagen Sich, Madame, und ſind die Gattin eines edlen, guten und berühmten Mannes?

Mein Herr, von der Berühmtheit kann man nicht leben, und daß Jean Jacques edel und gut iſt, das iſt gerade unſer Unglück. Er giebt ſo lange er hat und vertraut den Menſchen, bis ſie ihm Alles geſtohlen haben, das iſt es, was wir von ſeiner Güte und ſeinem Edelmuth haben. Man kann dabei verhungern und zu Grunde gehen!

Der Fremde warf einen langen, traurigen Blick auf dieſe Frau, deren ſtarke, rohe Züge, deren geröthete Wangen etwas unendlich Gemeines und Niedriges hatten.

Ich bitte Sie, mich zu Herrn Rouſſeau zu führen, ſagte er in ziemlich gebieteriſchem Tone.

Ich werde das nicht thun, erwiderte Thereſe Levaſſeur trotzig. Leute, welche, wie Sie, ohne Bediente und im Fiacre kommen, ſollten wenigſtens beſcheiden bitten. Herr Rouſſeau iſt nicht für Jedermann zu ſprechen!

Ah, das sind ja seltsame Grundsätze, welche ich da vor der Thür des großen Philosophen vernehme, rief der Fremde lachend. Man sieht also auch hier nicht bloß auf den Menschen, sondern auf sein Kleid. Ich bitte, haben Sie Nachsicht mit meinem Kleid und lassen Sie mich diese Schwelle überschreiten!

Erst sagen Sie mir, was Sie bei ihm wollen! Bringen Sie ihm vielleicht Noten, welche er abschreiben soll, oder irgend eine andere Arbeit, womit er Geld verdienen kann?

Ich komme einfach, um Herrn Rousseau zu besuchen, Madame.

Dann werde ich nicht eine solche Thörin sein, Sie zu ihm zu lassen, rief Therese mit einem spöttischen Lachen. Mein Mann ist kein wildes Thier, welches man als Merkwürdigkeit anstieren kann und wofür man wie im Jardin des plantes nicht einmal nöthig hat Entrée zu zahlen. Wenn wir jedem Neugierigen, welcher hierher kommt, um Jean Jacques zu sehen, Einlaß gewähren wollten, so würden wir bald verhungern müssen, denn mein Mann würde alsdann nichts mehr verdienen können und wir müssen doch von seiner Arbeit leben. Gott weiß, daß es nur eine kümmerliche und abscheuliche Art zu leben ist, welche wir von seiner Arbeit gewinnen, aber wir müssen's uns gefallen lassen und es wäre also närrisch, wenn wir uns nun noch die Arbeit durch müßiges Geschwätz verkümmern lassen sollten.

Der Herr senkte seine rechte Hand in die Tasche seines Kleides und als er sie wieder hervorzog, legte er sie schnell in die braune, schmutzige Hand Thereſens.

Meine gute Madame, sagte er, ich bitte, lassen Sie mich mit Herrn Rousseau sprechen.

Therese warf einen schnellen Blick in ihre Hand, der gelbe Strahl des Goldstücks, welches der Herr in derselben zurückgelassen, warf einen hellen Widerschein auf ihr Angesicht.

Nun ja, ich will Ihnen erlauben, zu Jean zu gehen, sagte sie freundlich. Aber Sie müssen mir Eines versprechen!

Was denn?

Daß Sie ihm nichts verrathen wollen von Dem, was zwischen

uns vorgefallen ist, weder, daß ich Sie nicht gleich zu ihm lassen wollte, noch auch dies hier! Er würde wieder den ganzen Tag mit mir maulen und grollen und ganz gewiß verlangen, daß ich Ihnen das Geld zurück gebe. Er ist ja ein so wunderlicher Narr, der lieber hungert, friert und arbeitet, als die Unterstützung seiner Freunde annimmt!

Sein Sie unbesorgt, ich werde Herrn Rousseau gar nicht sagen, daß ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, Madame!

Dann, mein Herr, treten Sie in's Haus ein und gehen Sie die Treppe hinauf, nur hüten Sie sich zu fallen, oder mit den Stufen einzubrechen, denn die Treppe ist alt und halb verfault. Oben geradezu an der Thür klopfen Sie nur an, da drin ist mein Mann! Während Sie mit ihm plaudern, werde ich schnell hinlaufen und für Ihr Geld einige Sachen für Jean kaufen, welche er dringend braucht. Glauben Sie nur, es that Noth, daß ein großmüthiger Freund, wie Sie, gerade heute kam, und ich will sogleich gehen und für meinen Mann ein Paar Schuhe und ein Halstuch kaufen! Leben Sie wohl und nur immer die Treppe hinauf.

Sie nickte freundlich und trat eilig aus dem Hause. Mit hastigen Schritten ging sie die Straße hinunter, still vor sich hin murmelnd: Werd' nicht solche Närrin sein, ihm Schuhe und Tücher zu kaufen. Wenn er Sachen gebraucht, mag er mehr verdienen, dann kann er sich etwas kaufen. Dies Geld hier ist mein und ich werd' mir dafür sogleich das seidene Tuch kaufen, das ich mir schon so lange gewünscht habe, und wenn ich dann noch einige Francs zu einer Flasche Wein und ein paar Fischen erobern kann, desto besser für mich.

Während Therese Levasseur rüstig die Straße hinab eilte, war der Fremde in das Haus eingetreten, und die unter seinen Tritten wankende, dunkle und unsaubere Treppe hinaufschreitend, klopfte er an die niedrige Thür, welche sich der Treppe gegenüber befand.

Eine sanfte Stimme rief von innen: Herein! und der Fremde öffnete die Thür. — Das Gemach, in welches er jetzt eintrat, war klein, düster und unsauber, wie das ganze Haus. Einige wenige

Stühle mit Strohgeflecht, und ein großer, einfacher Holztisch waren das einzige Ameublement desselben. An den Wänden hingen eins über dem andern kleine und große Vogelbauer, in denen die verschiedenartigsten Vögel auf- und niederflatterten, und ihr lustiges und melodisches Gezwitscher zu einem harmonischen Chor vereinigten. Vor den dunklen, trüben Fenstern, an welche außen ein großer Wallnußbaum seine frischen und duftigen Blätter anlehnte, standen große mit Wasser angefüllte Glaskugeln, in denen allerlei Gewürm und Fische sich bewegten, andere mit grünem Blätterwerk versehene Schaalen, oben mit Papier geschlossen, das vielfach durchstochen war.

Der Fremde hatte mit einem schnellen, forschenden Blick das Zimmer beschaut, und ließ seine Augen jetzt auf der Gestalt verweilen, welche da drüben vor dem großen, mit Papieren und Schreibgeräth bedeckten Tische saß. — Dies war ein Mann in einem einfachen grauen Rock von grobem Tuche, wie es die Arbeiter und die Bauern vielleicht an Sonntagen zu tragen pflegten; der Kragen seines Hemdes, von grober Leinwand, das auf der Brust zwischen einer einfachen Weste sichtbar ward, war über ein buntes Baumwollentuch zurückgeschlagen, welches vorn am Halse zu einem leichten Knoten geschürzt war. — Das Antlitz dieses Mannes war bleich, traurig und erschöpft, und die Falten und Runzeln desselben, wie das graue Haar, das in wenigen leichten Streifen seinen Scheitel umgab, ließ erkennen, daß er schon mehr als sechszig Jahre viel von der Last, und wenig von dem Genusse des Lebens erfahren hatte. Nur aus seinen großen Augen und einem dunkeln Grau strahlten noch das Feuer der Jugend und der Schwärmerei, und das sanfte, milde Lächeln, das seine schmalen Lippen umspielte, zeugte von seiner Herzensgüte und Geduld. Er schien so eben mit Schreiben beschäftigt gewesen zu sein, denn seine Hand ruhte noch auf dem Papier, das da vor ihm lag, und seine Finger hielten noch die Feder über dem Papier, von welchem er nur seine Augen emporgehoben hatte, um den eintretenden Fremden anzuschauen.

Verzeihen Sie, mein Herr, sagte dieser, daß ich so unangemeldet

hier einzutreten wage. Indeß ich fand Niemand zu Hauſe, der mich hätte melden können.

Das geht ſehr natürlich zu, mein Herr, erwiderte der Andere mit einem Lächeln. Wir ſind zu arm, um uns eine Dienerin zu halten, und meine gute Thereſe iſt vielleicht ausgegangen, etwas einzuholen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Ich kam nur, um Jean Jacques Rouſſeau, den Dichter, den Philoſophen und den Weltweiſen zu begrüßen.

Jean Jacques Rouſſeau bin ich, aber ich fürchte, alle ihre Epitheta ſind falſch. Das Leben iſt ſo rauh mit mir umgegangen, daß es den Dichter, der ich vielleicht einſt war, in einen alten, mürriſchen, entnüchterten Mann umgewandelt hat. Die Menſchen haben mich ſo vielfach betrogen und getäuſcht, daß ich vor ihnen geflohen bin; aber an den Schmerzen und dem Kummer, den mir dieſe Schlechtigkeit der Menſchen bereitet, erkenne ich nur zu deutlich, daß ich weder ein Philoſoph noch ein Weltweiſer bin.

Und das ſagt Jean Jacques, der große Menſchenfreund, welcher behauptet hat, daß die Menſchen von Natur gut ſind?

Ich habe das geſagt, und ich ſage es noch, rief Rouſſeau mit einem begeiſterten Ausdruck. Ja, der Menſch iſt von Natur gut, er iſt die höchſte Blüthe der Schöpfung, und ein Duft von Schönheit, Poeſie und Unſchuld ſtrömt aus ſeiner Seele, wenn er zuerſt ſeine Augen öffnet. Aber die Welt, mein Herr, die Welt iſt nicht gut und edel, zwei Teufel ſchleichen durch dieſelbe hin, das ſind der Eigennutz und die Lüge. Dieſe beiden vergiften die guten Menſchen, und machen ſie zu böſen, hartherzigen, gefühlloſen Geſchöpfen, welche immer nur ihren Vortheil und den Nachtheil der Andern zum Zweck haben. O, wer im Stande wäre, dieſe beiden Teufel aus der Welt zu verbannen, der würde in Wahrheit der zweite Erlöſer der Menſchen ſein!

Aber ich fürchte, dieſe beiden Teufel waren in der Welt, ſo lange ſie beſteht.

Sie waren nicht im Paradieſe rief Rouſſeau lebhaft. Und was iſt denn unter dem Paradies anders gemeint, als der ſelige Ur-

zuſtand der Menſchen, wo ſie im ſanften Einklange mit der Natur an den Brüſten ihrer Mutter Erde lagen und von ihr Nahrung, Geſundheit und Frieden empfingen. Das Paradies iſt die Zeit der Unſchuld, wo die Erde noch keine einzelnen Herren hatte, ſondern Gottes war, wo die Menſchen noch gar keinen Beſitz kannten und daher Beſitzer der ganzen Erde waren. Seit der Beſitz unter die Menſchen gekommen, und ſie zertheilt und zerklüftet hat in Stände und Kaſten, iſt auch das Unglück auf die Welt gekommen, und nur, wenn die Menſchen den Beſitz aufgeben, und wieder zurückkehren zur Natur, werden ſie auch das Paradies wiederfinden.

Sie können es aber nicht, rief der Fremde lebhaft, ſie haben einmal gekoſtet vom Baume der Erkenntniß, und ſind auf immer aus dem Paradieſe verbannt!

Wehe mir, und wehe uns allen, wenn Sie Recht haben, mein Herr, ſagte Rouſſeau ſeufzend, denn alsdann iſt die Welt ein elendes Jammerthal, und wenn man wirklich weiſe wäre, ſollte man eilen, ſie zu verlaſſen! Aber verzeihen Sie, mein Herr, ich habe im Eifer des Geſprächs ſogar vergeſſen, Ihnen einen Stuhl anzubieten, und Sie ſtehen noch immer, während ich ſitze.

Er entlaſtete, haſtig aufſtehend, einen Strohſtuhl, der neben dem ſeinen ſtand, von allerlei Büchern und Papieren, und lud den Fremden mit einem Winke ſeiner Hand ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Sie waren mit Schreiben beſchäftigt? fragte der Fremde, indem er ſich ſetzte. Ohne Zweifel darf die Welt bald wieder hoffen, ein neues Werk des großen Jean Jacques zu erhalten?

Die Welt darf nichts mehr von mir hoffen, ſagte Rouſſeau traurig. Ich bin erſchöpft, alt und unglücklich, ich ſchreibe nicht mehr. —

Aber ſie ſchrieben ja ſo eben!

Ja, aber ich ſchrieb keine Gedanken nieder! Ich ſchrieb nur Noten ab, und Gott weiß, daß in dieſen Noten oft ſehr wenig Gedanken ſind!

Wie, rief der Fremde lebhaft, Sie ſchreiben Noten ab?

Ja, um davon zu leben, mein Herr. Es verlohnt sich wirklich nicht der Mühe, etwas Besseres und Edleres thun zu wollen, und den Menschen, welche einander nicht einmal die Früchte auf den Bäumen gönnen, die Gott hat wachsen lassen, diesen Menschen die Früchte unseres Geistes, welche der Gedanke hat wachsen lassen, darzubringen. Ich habe viele Bücher geschrieben, ich habe den Franzosen lange Gelegenheit gegeben, zu denken, aber es war umsonst, sie dachten nicht! Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen, und sie singen! *)

Aber es will mich bedünken, als ob die Franzosen zuweilen eine ziemlich rauhe, unmelodische Musik machten, rief der Fremde lebhaft, als ob ihnen die rechte und wahre Harmonie verloren gegangen wäre, und eine große, ungeheure Dissonanz bald unsere Ohren zerreißen sollte. Sie, welcher zugleich ein großer Musiker, und ein großer Philosoph sind, Sie werden mir sagen können, ob ich irre, oder ob meine Befürchtungen Wahrheit sind!

Nein, Sie irren nicht, mein Herr, sagte Rousseau leise, diese Dissonanz ist da, sie durchklingt schon die Luft von ganz Frankreich, und eines Tages wird sie sich auflösen zu einem fürchterlichen Accord und sich zu einem Liede gestalten, welches die Armen und Geächteten, die Verstoßenen und von der Noth des Daseins Gebrandmarkten, welches alle Diejenigen singen werden, die jetzt in dem Schmutz ihrer Lumpen und dem Staub ihrer Niedrigkeit außerhalb der Schranken der Gesellschaft stehen, die keinem Stande angehören, und keine Rechte haben. Mit diesem Liede des Hasses und der Rache werden sie eines Tages kommen, ihre Rechte des Menschen einzufordern, und wehe dann Denen, welche sie ihnen bisher verweigert hatten. Sie werden eine fürchterliche Rache an ihnen nehmen! —

Und wer sind Diejenigen, welche dem Menschen die Rechte des Menschen verweigern können? fragte der Fremde hastig.

Es sind die Bevorzugten und Besitzenden, sagte Rousseau feier-

*) Rousseau's eigene Worte. S. Ramshorn, S. 140.

lich, es ſind die Stände, welche Diejenigen hinausweiſen, die zu arm ſind, die Abgaben zu zahlen, welche vermeinen, daß das Volk, welches auf der Straße wohnt, von der Arbeit ſeiner Hände lebt, von dem Schweiße jedes Tages jeden Tag friſtet, daß dieſes Volk keinem Stand angehöre, und daher keine Rechte, ſondern nur Pflichten habe. Es ſind die Prieſter und die Ariſtokraten, welche den Sturm heraufbeſchwören, der eines Tages ausbrechen wird, und an ihrer Spitze ſteht der König!

Der König? fragte der Fremde erſtaunt. Was verſchuldet der König? Was hat er Uebles gethan?

Er hat das Uebel gethan, daß er geboren worden iſt als der Sohn ſeiner Väter, als der Enkel Ludwig des Funfzehnten, deſſen böſes Beiſpiel die franzöſiſche Nation demoraliſirt hat, deſſen ſchmachvolles Leben auf der Stirn des franzöſiſchen Volkes als ein dunkler Fleck ſteht, den es eines Tages mit Blut von ſeiner Stirn wegwiſchen wird!

Das iſt ein fürchterliches Wort, mein Herr! Sind Sie ein Prophet, welcher in die Zukunft zu ſchauen vermag?

Nicht in die Zukunft, ſondern in die Vergangenheit, und aus dieſer prophezeihe ich die Zukunft, wie die Auguren es thaten aus dem Fluge der Vögel, und die Zeichendeuter aus allerlei Zeichen und Andeutungen, die ihr Auge zu verſtehen wußte.

Haben auch Sie ſolche Zeichen und Andeutungen beobachtet? fragte der Fremde leiſe und faſt ängſtlich.

Rouſſeau wiegte leiſe ſinnend ſein Haupt. Ich habe ſie geſehen, ſagte er, und Jedermann, der nicht blind iſt, oder ſein Auge nicht abſichtlich ſchließen will, muß ſie ſehen. Das Schickſal hat das Leben dieſes unglücklichen Königs gezeichnet, und wieder und immer wieder hat es auf ihn mit drohendem Finger hingezeigt. Aber Niemand hat auf dieſe Warnung geachtet, damit das Wort des großen Griechen ſich erfülle, das geheimnißvoll fürchterliche Wort: „Diejenigen, welche die Götter verderben wollen, ſtrafen ſie zuerſt mit Blindheit, auf daß ſie den Abgrund nicht bemerken, vor welchem ſie *ſtehen!*“

Ich beſchwöre Sie, öffnen Sie meine Augen, laſſen Sie mich ihn ſehen! rief der Fremde dringend. Was ſind das für Zeichen, von welchen Sie reden? Was für böſe Omen, die Bezug haben auf König Ludwig, haben Sie bemerkt?

Nicht ich allein, Jedermann kennt dieſe böſen Omen, mein Herr! Sollten Sie allein nicht von Ihnen gehört haben? Wiſſen Sie nicht, was Alles ſich zutrug ſchon bei der Geburt Ludwigs des Sechszehnten?

Nein, ich weiß nichts davon, und ich bitte Sie, ſagen Sie es mir!

Es iſt wenig in den Augen der Kurzſichtigen, viel in den Augen der Sehenden! Dieſer König ward nicht geboren, wie die Könige, ſeine Vorgänger, es waren, und darum fürchte ich faſt, er wird nicht ſterben, wie ſie. Sonſt verſammelt ſich die königliche Familie in dem Zimmer der königlichen Prinzeſſin, welche der Natur ihren Tribut abtragen und der Welt ihre heiligſte Pflicht erfüllen wird, indem ſie ihr einen Bürger gebiert. Sonſt werden die Kinder der Prinzeſſinnen geboren unter dem Segensruf der Könige, und das Haus Frankreich umſteht ſeine Wiege und giebt ihm die erſten Grüße. Die Dauphine aber war ganz allein in Verſailles, als ihre Niederkunft ſie überraſchte, Niemand von der königlichen Familie war neben ihr; von Fremden umgeben, gebar ſie den Sohn, und Fremde nahmen ihn in ihre Arme. Man ſandte einen Courier ab, um die Geburt des Prinzen in Paris zu verkünden; vor der Barrière von Paris ſtürzte er mit ſeinem Pferde und ſtarb auf der Stelle, und ſeine Botſchaft verhauchte auf den Lippen eines Sterbenden. — Der Abbé von Saujon ſollte dem Neugebornen die gebräuchliche Nothtaufe geben; im Begriff ſich nach der Kapelle zu begeben, ſank er auf der großen Treppe von Verſailles nieder, von einem Schlagfluß getroffen, der ſeinen Arm und ſeine Zunge lähmte *). — Der Leibarzt des Dauphins hatte für den neugebornen Prinzen drei Ammen von Hunderten als die geſundeſten, kräftigſten und jüngſten

*) Mémoires de Madame Créqui. Vol. III. 179.

ausgewählt. Aber zwei von ihnen ſtarben, nachdem ſie den Prinzen kaum acht Tage an ihren Brüſten genährt, und ſeine dritte Amme, die Madame Guillotin, ward nach ſechs Wochen von den Pocken hinweggerafft. Selbſt der leichtſinnige König Ludwig erſchrak vor dieſen böſen Anzeichen, und als man ihm den Tod der dritten Amme meldete, rief er: das ſind ſehr ſchlimme Vorbedeutungen! Und ich weiß nicht, weshalb ich dem Prinzen eigentlich den Titel eines Herzogs von Berry gegeben habe? Das iſt ein Name, welcher Unglück bringt! *) — Sie ſehen wohl, mein Herr, der Tod betrachtete den Prinzen immer noch als ſein Eigenthum, das Unglück ſchwebte über ihm, und es erfaßte mit ſeinen blutigen Krallen Diejenigen, welche den einſtigen König umgaben!

Aber das Leben und das Glück, welche mit dem Tod und dem Unglück einen ſo erbitterten Kampf über dem Haupte des Prinzen geführt, haben doch, wie es ſcheint, den Sieg davon getragen, rief der Fremde. Der kleine Herzog von Berry hat längſt dieſen unheilvollen Namen abgelegt, er nennt ſich jetzt König und trägt auf ſeinem Haupte die Krone Frankreichs!

Wiſſen Sie, was er ſagte, als er die Krone zum erſten Mal auf ſein Haupt ſetzte? fragte Rouſſeau ſinnend.

Nein, erzählen Sie es mir!

Es war zu Rheims am Tage ſeiner Krönung. Ludwig ſtand inmitten des hohen Chors der Cathedrale und der Erzbiſchof von Rheims hatte ſoeben die Krone auf des Königs Haupt geſetzt. Der König legte ſeine Hand an die Krone und ſagte: „Sie thut mir weh!“ — Nur einmal hatte ein König von Frankreich in dieſem feierlichen Moment ein ſolches Wort geſprochen, und dieſer König war Heinrich der Dritte geweſen, welcher auch bei der Krönung die Hand an ſeine Krone legte und ſagte: „Sie ſticht mich!“ **) — Die dem König Ludwig naheſtehenden Perſonen wurden frappirt von der Aehnlichkeit dieſer beiden Ausrufe, und ſelbſt der Cardinal

*) Créqui, III. 180.

**) Heinrich III. ward bekanntlich ermordet.

von Rheims erbleichte und ſchaute mit einem Blicke voll Trauer und Entſetzen auf den König hin*).

Seltſam, flüſterte der Fremde. Ein Schauder, den ich mir ſelber nicht erklären kann, erfaßt mich bei dem, was Sie da ſagen, und doch muß ich mir geſtehen, daß dieſes Alles thöricht und müßig iſt.

Junger Mann, ſagte Rouſſeau ernſt, thöricht iſt es nur, die wunderbaren Zuſammenhänge zwiſchen den Schickſalen der Menſchen und den kleinen Ereigniſſen, welche ſie andeuten, leugnen zu wollen. Die Geheimniſſe der Welten ſind unergründlich, und wehe Denen, welche nur glauben, was ſie begreifen. Auch über den Schickſalen der Menſchen ſchweben Geheimniſſe, und vielleicht, wenn wir dieſe enträthſeln könnten, würden wir unſer Schickſal lenken können. Es hat ſeine Phaſen und ſeine Verpuppungen, und wenn wir ſie kennten, würden wir daraus auf die Weiterbildung ſchließen und unſere Vorkehrungen treffen können. Man ſoll alſo die Zeichen, welche uns gegeben werden, und ſich an große Begebenheiten in dem Leben der Menſchen knüpfen, nicht gering achten, ſondern ihnen nachſpüren, um zu erforſchen, worauf ſie hindeuten.

Giebt es noch mehr ſolcher Zeichen im Leben des Königs?

Wollen Sie dieſelben noch weiter verfolgen, ſo denken Sie doch an all' das, was ſich zutrug bei der Vermählung des Dauphin's mit der Erherzogin von Oeſterreich. An der Grenze von Frankreich betrat Marie Antoinette, nachdem ſie ihre deutſchen Begleiterinnen entlaſſen hatte, das Zelt, in welchem ſie, der Etiquette gemäß, ihre Kleider wechſeln und in Frankreich gewebte Stoffe anlegen ſollte. Die Wände dieſes Zeltes waren mit den koſtbarſten Gobelins verhangen, aber die Gobelins ſtellten alle Scenen voll Blut und Greuel vor und man ſah da das Maſſacre der unſchuldigen bethlehemitiſchen Kinder, die Niedermachung der Maccabäer in furchtbar lebendigen Gruppen dargeſtellt. Marie Antoinette bemerkte es; ſie ſprach kein Wort, aber ihre Wängen erbleichten und ihre Hand erhebend, deutete

*) Campan, I. 115.

ſie mit Thränen in den Augen auf dieſe Bilder hin.*) An demſelben Abend und unter demſelben Zelt ſtarben zwei von den Frauen, welche bei der Toilette der Dauphine beſchäftigt geweſen. Freilich ſagte man, ſie ſeien am Genuß von Champignons geſtorben, aber ſie ſtarben doch! — Und nun denken Sie an den furchtbaren Sturm, welcher in der Hochzeitsnacht des Dauphin's in Verſailles wüthete und Bäume entwurzelte und brach, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt hatten; denken Sie an das Gewitter, das mit ſeinen rollenden Donnern das Schloß von Verſailles in ſeinen Grundveſten erbeben machte, und endlich denken Sie an das fürchterliche Unglück, welches den Einzug der Dauphine in Paris begleitete, und Hunderten von Menſchen das Leben koſtete, und dann ſagen Sie mir, ob es nicht erlaubt iſt, an Vorzeichen zu glauben?

Und wenn man auch daran glaubte, was nützen uns dieſe Vorzeichen? Was können ſie verhindern? Sie haben meine ganze Seele mit Furcht und Schrecken erfüllt, durch das, was Sie mir mittheilen, aber wozu nützt es, was wird dadurch erreicht, wenn wir die Zeichen kennen, aber die Anwendung nicht verſtehen?

Wozu es nützt, daß ich Ihnen das Alles ſagte? fragte Rouſſeau, indem er mit einem ſanften Lächeln in das bewegte Antlitz des Fragenden ſchauete. Es nützt dazu, daß Kaiſer Joſeph, der Mann mit dem warmen Herzen und dem hellen Verſtand, hingehen kann, um ſeinen Schwager und ſeine Schweſter zu warnen, um ihnen zu ſagen, was ihnen Noth thut, um ſie aufmerkſam zu machen, daß ſie am Rande eines Abgrundes ſtehen, und in ihm verſinken werden, wenn ſie die drohenden Zeichen nicht verſtehen wollen, die das Schickſal mit ſchwarzem Finger über ihrem Haupte in die Luft malt. Thun Sie das, Sire, gehen Sie zu Ihrer Schweſter, und warnen Sie dieſelbe!

Wie! rief Joſeph erſtaunt, Sie haben mich erkannt?

Wenn ich das nicht gethan hätte, ſagte Rouſſeau lächelnd, würde ich dann ſo ausführlich und offen zu Ihnen geſprochen haben? Ich

*) *Créqui, IV. 104.*

bin nicht immer so mittheilsam, und ich liebe die Menschen nicht mehr genug, um vor Fremden mein Herz aufzudecken, und sie meine Gedanken sehen zu lassen. Ich habe Sie in Paris gesehen, Sire, und ich habe Sie beobachtet im Theater, als das Publikum Ihnen huldigte. Ich habe auf Ihrer Stirn große Gedanken, und in Ihren Augen ein warmes, edles Herz gelesen, und darum habe ich zu Ihnen gesprochen wie ein warmer, aufrichtiger Freund.

Und so lassen Sie mich jetzt auch zu Ihnen sprechen, sagte Joseph, dem Philosophen seine Hand darreichend. Gönnen Sie es mir, Ihnen nützlich sein zu können! Sie sind hier in einer Umgebung und einer Lage, die sich nicht für einen Dichter und Philosophen geziemt, welchen ganz Europa liebt und bewundert. Sie verlieren Ihre Zeit und Ihre Kräfte mit elenden Brodarbeiten, während Sie es der Menschheit schuldig wären, ihr ferner mit dem Licht und der Kraft Ihres Geistes zu nützen und zu dienen, wie Sie es sonst gethan. Gönnen Sie mir die Freude, Sie Ihren Studien, Ihren Phantasien und Dichtungen zurückzugeben, indem ich Ihre Existenz sichere, und Sie vor Noth und Mangel bewahre! Sagen Sie mir, nicht mir dem Kaiser, sondern mir dem Freunde, was kann ich für Sie thun?

Was Sie für mich thun können? fragte Rousseau leise. Nichts! Ich bin ein alter Mann mit geknickten Wünschen, mit vernichteten Hoffnungen, mit zerstörten Illusionen. Ich bedarf nichts mehr, als ein wenig Sonnenschein, um meinen kahlen Scheitel zu wärmen, und ein Stück Brod, um meinen Hunger zu stillen. Das bedarf ich für mich und meine Frau, weiter nichts, und das muß ich mir mit meiner eigenen Arbeit und Kraft verdienen können, dafür darf ich Niemand auf der Welt dankbar und verpflichtet sein, denn ein Sonnenstrahl und ein Stück Brod zu haben, ist das natürliche Recht des Menschen, und es wäre zerschmetternd, wenn der Mensch auch das nicht einmal von sich selber haben könnte!

So kann ich also nichts für Sie thun, fragte der Kaiser schmerzlich. So wollen Sie mir also nicht die Freude gönnen, Ihnen —

Der Kaiser verstummte, denn draußen vernahm man jetzt eine

laute, kreiſchende Stimme, welche ſagte: warten Sie nur hier! Ich werd' ſogleich hinauf gehen, und die Noten holen. Sie ſind fertig und ſie müſſen fertig ſein, denn wir brauchen das Geld! Zählen Sie es alſo nur immer da auf dem Tiſch auf, während ich zu meinem Manne gehe, und Ihnen die Noten hole.

Mein Gott, murmelte Rouſſeau angſtvoll und erſchrocken, mein Gott, und ich bin noch nicht fertig! Und ich hatte Thereſen ſo feſt verſprochen, nicht eher aufzuſtehen von meinem Stuhl, als bis ich die Abſchrift fertig hätte, denn ſie braucht das Geld ſo nothwendig. Was ſoll ich ihr nun ſagen? Womit mich entſchuldigen? — Und indem Rouſſeau ſich lebhaft dem Kaiſer zuwandte, fuhr er fort: Sie fragten mich eben, was Sie für mich thun könnten, Sire? Nun, Sie können mir einen großen Gefallen erzeigen, mein Herr. Thereſe wird kommen! Ich höre ſchon ihren Schritt auf der Treppe. Wenn ſie einen Fremden bei mir findet, während ich ihr verſprochen hatte, Niemand zu empfangen, und meine Arbeit fertig zu machen, wird ſie mit vollem Rechte ſehr böſe auf mich werden. Wenn ſie aber erzürnt iſt, pflegt die arme gute Thereſe ſehr laut zu ſprechen, und das greift meine ſchwachen Nerven an. Gehen Sie alſo, ich beſchwöre Sie um dieſen Dienſt, gegen Sie!

Aber wenn ich da hinaus gehe, werde ich ihr doch ohne Zweifel begegnen, und außerdem; wenn ſie mich auch nicht ſieht, wird ſie doch ſehen, daß Ihre Arbeit nicht fertig iſt?

Ich werde ihr ſagen, daß ich mich ein wenig ausgeruht habe, daß ich mich matt fühlte, und dann wird ſie mir ſchon eher vergeben, denn ſie hat ein gutes und großmüthiges Herz. Nein, fuhr Rouſſeau erröthend fort, ich werde nicht lügen, ich werde ihr die Wahrheit ſagen, aber ich will nicht, daß Sie dabei ſind, es würde mich zu ſehr beſchämen, wenn Sie Zeuge wären wie ich geſcholten werde. Sie kommt! Ich bitte Sie um den Liebesdienſt, Sire, gehen Sie fort! Da hinaus, durch dieſe kleine Thür. Sie führt in meine Schlafkammer. Durch die entgegengeſetzte Thür kommen Sie zur Treppe, und können ungefährdet hinabſteigen!

Und zitternd vor Aufregung drängte Rouſſeau den Kaiſer nach

der kleinen Thür hin, die er öffnete. Treten Sie ein, Sire, sie ist schon vor der Thür, flüsterte er.

Der Kaiser nickte ihm lächelnd einen Abschiedsgruß zu, und trat in die Kammer, deren Thür er hinter sich schloß.

Bald darauf vernahm man von der Straße her das Fortrollen des Wagens, in welchem der Kaiser von dannen fuhr, und von Rousseau's Studirstube her die laute, keifende Stimme der Therese Levasseur, welche dem Philosophen eine Scene machte, weil er mit seiner Abschrift nicht fertig geworden.

XVII.

Der Abschied.

Die sechs Wochen, welche der Kaiser für seinen Aufenthalt in Paris bestimmt hatte, waren zu Ende gegangen, und Joseph wollte jetzt auf einem Umwege durch Frankreich und die Schweiz seine Heimreise antreten. Paris hatte ihm nichts Neues mehr zu bieten, denn er hatte Alles gesehen, Alles studirt, nnd in rastlosem Eifer vom Morgen bis zum Abend thätig, hatte er alle Institute, alle Sammlungen, alle Fabriken und Kunstschätze mit Aufmerksamkeit betrachtet. Auch der Genuß und die Triumphe seines Pariser Aufenthaltes waren jetzt erschöpft. Ganz Paris hatte dem Kaiser gehuldigt, in den höchsten Gesellschaften, wie im Volk sprach man mit Enthusiasmus von dem Kaiser, erzählte man sich Züge von seiner Leutseligkeit, seinem Witz und seiner Geistesschärfe. Selbst die berühmten Fischweiber von Paris, die Damen der Halle, waren von dem allgemeinen Enthusiasmus mit fortgerissen worden, und hatten sich in feierlicher Procession zum Kaiser begeben, um ihre Huldigung darzubringen.*)

*) Mehr denn hundert Fischweiber in ihrem glänzendsten Putz begaben sich in das Hôtel Treville, angeführt von der Aeltesten von Ihnen, der Madame

Nur am Hofe des Königs war die Verſtimmung gegen den Kaiſer mit jedem Tage düſterer geworden, und ſein aufrichtiger Freimuth, ſein oft ſcharfer und beißender Tadel über das, was er ſah und hörte, ſeine Sarcasmen und ſein Spott hatten ihm dort immer mehr die Herzen entfremdet. Der König verzieh es ihm nicht, daß er ſich täglich von dem Kaiſer beſchämt fühlte, weil dieſer beſſer mit den Einrichtungen, Inſtituten und Anſtalten von Paris Beſcheid wußte, wie Ludwig ſelber, und ſich deshalb oft erlaubte, dem Könige Rath zu ertheilen. Die Königin verzieh es ihm nicht, daß der Kaiſer nicht blos im ſtillen, vertraulichen Beiſammenſein, ſondern ſogar öffentlich vor dem Hofe die neuen von der Königin eingeführten Moden verſpottete, und ſie an die Einfachheit erinnerte, an welche ſie als Erzherzogin in Wien gewöhnt worden; ſie verzieh es ihm nicht, daß er über ſie ein Bonmot gemacht, welches man ſich lachend in allen Geſellſchaften von Paris wiederholte. Die Königin liebte es ſehr, Schminke aufzulegen, und der Kaiſer quälte ſie um dieſer ihm verhaßten Mode willen mit beſtändigen Neckereien. Eines Tages, als ſie in Begleitung des Kaiſers in's Theater gehen wollte, hatte Marie Antoinette ſich ungewöhnlich ſtark geſchminkt. Der Kaiſer lachte, als er die Königin, gefolgt von ihren Ehrendamen, auf ſich

---

Trigodin, um dem Kaiſer einen Beweis ihrer Achtung zu geben. Joſeph nahm ihren Beſuch an, und Madame Trigodin richtete an ihn, im Namen ihrer Schweſtern, und indem ſie dem Kaiſer einen rieſengroßen Blumenſtrauß überreichte, folgende Anrede: „Gnädigſter Herr Kaiſer! Nehmen Sie es nicht übel, wir wiſſen es wohl, daß Sie es ſind, obwohl ihr Kammerdiener es verboten hat, daß wir es Ihnen ſagen. Der König und die Königin und wir Alle ſind recht froh Sie zu ſehen. Ihre Schweſter iſt unſere Mutter, und Sie ſind unſer Vetter, und wir ſind Ihre Dienerinnen. Das Volk iſt ſehr glücklich, daß Dero Kleider bezahlt, und wir ſind ſehr glücklich einen erhabenen Herrn zu ſehen, der Gold und Silber ganze Hände voll verſchenkt! Adieu!“ — Der Kaiſer vertheilte in Erwiderung auf den ſchmeichelhaften Schluß der Anrede wirklich Hände voll Gold und Silber unter den Damen der Halle, welche alsdann wieder laut ſingend und jubelnd von dannen gingen, und die Luft von Paris mit dem Lobliede des großmüthigen Kaiſers erfüllten. (Hübener, I. Seite 151.)

zuſchreiten ſah, und auf eine der Damen ihres Gefolges hindeutend, welche noch ſtärker geſchminkt war, ſagte der Kaiſer zu Marie Antoinette: „Noch ein wenig mehr Schminke, Madame, hier unter den Augen iſt noch eine Stelle leer. Sie müſſen noch ein bischen mehr Roth auflegen, damit Sie wie eine Furie und wie dieſe Dame hier ausſehen!“ *)

Die Königin hatte ihm dieſen beißenden Scherz nicht verziehen, ſie fürchtete täglich in ähnlicher Weiſe von Joſeph gekränkt zu werden und war daher gleich dem Könige, gleich den Prinzen und ihren Gemahlinnen froh, als dieſer ſo ſehnlich erhoffte und ſo froh begrüßte Beſuch des Kaiſers ſeinem Ende nahte. Aber dennoch, als die Stunde des Abſchieds kam, als der Kaiſer ſie umarmte, um von ihr zu ſcheiden, überkam ſie ein tiefes Schmerzgefühl, und mit aufrichtigen Thränen, nicht achtend der düſtern Blicke des Königs und des ſpöttiſchen Lächelns des Grafen von Provence, warf ſie ſich an das Herz ihres Bruders und küßte ihn mit zärtlicher Schweſterliebe.

Der Kaiſer zog Marie Antoinette ſanft an ſein Herz, und indem er das that, flüſterte er leiſe in ihr Ohr: Sie haben mir verſprochen, mir vor meinem Scheiden eine geheime Zuſammenkunft zu gewähren. Ich bitte Sie jetzt darum. Senden Sie Jemand zu mir, der mich in Ihr Aſyl führt.

Die Königin blickte erſtaunt zu ihm auf, und ihre Thränen verſiegten. In mein Aſyl? fragte ſie leiſe. Wer ſagt Ihnen davon?

Still, meine Schweſter, ſehen Sie denn nicht, daß Aller Augen auf uns ruhen, daß der König argwöhniſch wird! Wollen Sie mich dort empfangen?

Ich werde heute Abend Weber ſenden, um Sie abzuholen, flüſterte die Königin, indem ſie ſich aus den Armen des Kaiſers emporrichtete und mit einem Lächeln zu dem Könige hinſchritt.

Die Königin hielt Wort. Während alle Welt glaubte, daß der Kaiſer ſchon abgereiſt ſei, während die Equipagen und das Gefolge des Kaiſers ſchon Paris verlaſſen hatten, begab ſich der Kaiſer, be-

*) Campan, I. 180.

gleitet von Weber, dem treuen Kammerdiener der Königin, noch einmal nach den Tuilerien, um ein letztes, vertrauliches Abschiedswort mit seiner Schwester zu wechseln. Durch eine kleine Seitenpforte trat er in das Schloß ein, und schritt durch die Gänge und Corridore, immer Weber folgend, welcher in einiger Entfernung vor ihm herschritt, und ihm als Wegweiser diente. Ueber dunkle Corridore und enge, düstere Treppen stiegen sie eine Zeitlang empor, bis endlich Weber vor einer kleinen Thür still stand, die er mit einem Schlüssel, den er aus seiner Tasche zog, aufschloß. Dann, bevor er die Thür öffnete, klopfte er dreimal in die Hände, und als das Zeichen von innen erwidert ward, wandte er sich mit einer ehrerbietigen Verneigung zu dem Kaiser hin.

Sie können eintreten, Herr Graf, flüsterte er leise. Die Königin erwartet Sie!

Joseph drückte die Thür auf und trat ein. Es war ein kleines, einfach meublirtes Gemach, in welchem er sich jetzt befand. Meubles von weißem Holze, mit buntem Zitz bezogen, standen umher, ein Schrank mit Büchern nahm die eine Wand ein, ihm gegenüber befand sich ein offenes Clavier mit einem aufgeschlagenen Notenbuch auf dem Pult, und in dem einzigen Fenster stand ein Tisch mit allerlei Papieren und Bildern bedeckt. Der Kaiser warf einen raschen, prüfenden Blick durch dies Gemach, und da er Niemand in demselben fand, durchschritt er es hastig, und trat in das nächste Gemach ein.

In diesem Gemache befand sich die Königin. Aber nicht die Königin, wie Joseph sie sonst gesehen, nicht die Dame in dem ungeheuren Reifrock, über welchem die goldgestickten, langschleppigen Sammetgewänder niederrauschten, nicht die Königin der Mode, auf deren Haupt die phantastische Frisur Léonard's sich erhob, und deren Wangen hochroth geschminkt waren, sondern eine junge Frau voll Jugend, Anmuth und Schönheit, angethan mit einem weiten, gestickten Faltenkleide von indischem Mousselin, das nur lose durch einen Gürtel von Lilaband zusammengefaßt war, ihr schönes Angesicht ungeschminkt, die Wangen nur angehaucht von einem zarten rosigen Schimmer,

das ſchöne, ungepuderte Haar in langen, ſchweren Locken niederfallend über ihre Schultern und ihren Nacken.

Marie Antoinette ſchritt ihrem Bruder entgegen, und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Ich wollte Sie genau ſo empfangen, wie ich hier zuweilen meine Freunde empfange, ſagte ſie mit einem traurigen Lächeln. Sie ſollten mich ſehen, ſo wie ich hier bin, hier in dieſem Aſyl, wo ich zuweilen vergeſſen darf, daß ich die Königin von Frankreich bin!

Sie dürfen das niemals vergeſſen, meine Schweſter, ſagte Joſeph ernſt, und um Sie daran noch einmal zu mahnen, bat ich Sie um dieſe Zuſammenkunft.

Sie wollten mein Aſyl ſehen? fragte die Königin heftig. Man hatte Ihnen davon erzählt, nicht wahr? Man hatte mich auch bei Ihnen verläumdet, wie man mich bei dem Könige, bei dem Volke, bei aller Welt verläumdet! O, ich weiß es ja, man will mich verhaßt machen, und man erzählt ſich, daß ich mir hier eine Art petite maison eingerichtet habe; man macht ſogar unzüchtige Lieder darüber, welche man auf dem Pont-neuf ſingt, und welche den Grafen von Provence weinen machen vor Lachen!

Ja, meine Schweſter, ich habe alle Anklagen gehört, welche man gegen Sie ſchleudert, und ſie haben Recht, ich kam hierher, um Ihr Aſyl zu prüfen.

Nun, Sie ſehen es jetzt, Joſeph. Dieſe beiden Zimmer, das iſt mein Aſyl! Dort jene Thür führt in die Zimmer der Prinzeſſin von Lamballe, und niemals bin ich hier ohne ſie.

Aber Sie ſollen niemals hier ſein, rief Joſeph. Dieſe Zurückgezogenheit ziemt Ihnen nicht, und wehe Ihnen, wenn jemals ein Mann außer mir Sie in dieſen Zimmern aufſuchen dürfte. Das würde heißen, den ſchlimmen Gerüchten, welche Ihre Feinde über Sie verbreiten, eine Beſtätigung geben!

Mein Gott, rief die Königin mit dem Ausdrucke wahren Entſetzens, was ſagt man denn von mir? Ich bitte, ich beſchwöre Sie darum, mein Bruder, ſagen Sie mir die Wahrheit!

Was würde es nützen, meine Schweſter, Ihnen die albernen

Mährchen, die elenden Anekdoten zu wiederholen, welche Ihre Feinde über Sie verbreiten? Nicht dazu kam ich hierher, ſondern nur um Sie zu warnen, Antoinette! Es hängt ein Gewitter über dem Himmel Frankreichs, und wehe Ihnen, wenn es nicht vorüberzieht, denn es wird mit ſeinen Blitzen den König und Sie zerſchmettern!

Ich fühle das, wie Sie, mein Bruder, und gerade deshalb, gerade um der Angſt zu entfliehen, welche mich in den vergoldeten Sälen, und unter dem Prunk meines Königthums zuweilen erfaßt, fliehe ich hierher in mein Aſyl, wo ich vergeſſe, daß ich die Königin bin, daß ich umgeben bin von einem Hof, den ich nicht liebe, und der mich haßt und verleumdet; wo ich vergeſſe, daß ich die Gemahlin bin eines Königs, der mich flieht gleich allen Uebrigen, und mir niemals ein Zeichen ſeines Vertrauens, ſeines innerſten Verſtändniſſes gegeben hat. Hier, mein Bruder, hier vergeſſe ich das Alles, hier lege ich den Prunk meines elenden Glückes ab, hier ruhe ich aus, und umgeben von einigen wenigen vertrauten Freunden, ſuche ich mir hier eine Stunde der Ruhe, des behaglichen Sichgehenlaſſens zu erhaſchen!

Aber Sie dürfen das nicht, meine Schweſter! Sie dürfen niemals vergeſſen, daß Sie Königin von Frankreich ſind, und, verzeihen Sie es mir, Sie haben es zuweilen vergeſſen, Sie haben mit verwegener Hand einen Strich durch die Geſetze der Etiquette gezogen, welche die Königinnen von Frankreich ſeit Jahrhunderten ertragen haben!

Mein Gott, rief die Königin mit einem ſpöttiſchen Lachen, das wollen Sie mir zum Vorwurf machen, Sie, welcher die Etiquette ſtets mit Spott verfolgt, und ſich ihr ſelber niemals unterwirft?

Ich darf das thun, denn ich bin ein Mann, und Vieles iſt dem Manne erlaubt, was man der Frau niemals verzeihen wird. Ein Mann darf wohl unter der Maske die öffentlichen Opernbälle beſuchen, und wäre er immerhin ein König oder Kaiſer. Aber eine Frau, eine Königin darf das nicht, und verzeihen Sie, Sie haben es gethan.

Ich that es mit Einwilligung des Königs, ſagte ſie raſch, und niemals war ich auf einem Opernball ohne meine Ehrendamen, und ohne die Prinzen!

Ein Mann, und ſei er auch der größte Fürſt, darf auch im Fiacre fahren, aber eine Königin nicht, und, meine Schweſter, Sie haben auch das gethan!

Es war ein Zufall, mein Bruder! Ich wollte mit der Herzogin von Duras auf den Opernball fahren, unſer Wagen brach, und Weber mußte uns einen Fiacre holen, damit wir weiter fahren konnten.*)

Ein Mann, ein König oder Kaiſer, darf ſich auch wohl im Uebermuthe der Jugend erlauben, ſolche leichtfertige und kindiſche Spiele, wie Colin-Maillard, und dies berüchtigte Descamptivados, dies verliebte Verſteckſpiel, mit ſeinem Hofe zu treiben, aber wenn eine Königin das thut, ſo vergiebt ſie dadurch ihrer eigenen Würde und erlaubt ihrem Hofe eine Vertraulichkeit, die eines Tages in Mißachtung umſchlagen kann. Und dennoch, meine Schweſter, haben Sie dieſe Spiele geſpielt, nicht einmal, ſondern oft, haben Sie nicht blos in Ihren Gemächern geſpielt, ſondern ſogar in den Häuſern Ihrer Freunde in ſpäter Abendzeit, während der König, Ihr Gemahl, längſt ſchon zur Ruhe gegangen war.

Der König geht ſtets ſo früh zu Bett, ſagte Marie Antoinette verlegen.

Und doch geht er Ihnen noch nicht früh genug zu Bett, wenn Sie zu einer Soirée bei irgend einem Ihrer Freunde gehen wollen. Eines Abends, als Sie mit Ihren Damen zum Herzoge von Duras gehen wollten, und nicht warten mochten, bis der König Sie wie gewöhnlich um elf Uhr verlaſſen hatte, haben Sie ſelbſt geſchickter Weiſe Ihre Pendule um eine halbe Stunde vorgerückt. Der König ließ ſich täuſchen, und im Wahne, die Stunde des Zubettgehens ſei gekommen, verließ er Sie und ging in ſeine Gemächer, wo er indeß Niemand fand, um ihn auszukleiden.**) Ganz Paris hat damals gelacht über dieſen muthwilligen Streich der Königin. Können Sie ihn ableugnen, meine Schweſter?

Ich verleugne niemals die Wahrheit, ſagte Marie Antoinette

*) Campan, I. pag. 195.

**) Desgl. Seite 29.

ſtolz. Aber ich bin erſtaunt, mein Bruder, mit welchem Behagen Sie den kleinſten und unſchuldigſten Begebenheiten meines Privatlebens nachgeſpürt haben.

Eine Königin hat kein Privatleben, kein Cabinet, wo ſie unbemerkt iſt, keine Freundin, der ſie vertrauen darf. Ihr Leben gehört der Oeffentlichkeit und dem Volk an, und wehe ihr, wenn ſie auch nur über Einen Tag oder Eine Stunde ihres Lebens einen verhüllenden Schleier decken möchte. Der erſte beſte Kammerdiener oder Lakay kann ihn wegziehen, kann über die Königin Gerüchte verbreiten, kann das Unſchuldige zu einem Verbrechen ſtempeln!

Mein Gott, rief die Königin, Sie reden zu mir mit einer Feierlichkeit, mein Bruder, als wäre ich eine Angeklagte und ſtände hier vor meinem Richter!

Sie ſind eine Angeklagte, meine arme Schweſter! Die öffentliche Meinung klagt Sie an, und das iſt oft noch ſchlimmer, als die Anklage vor Gericht! Von dieſer kann man ſich reinigen, und ſeine Unſchuld beweiſen, aber gegen jene giebt es keine Waffen; die öffentliche Meinung richtet ohne zu prüfen, und verdammt oft, ohne gerecht zu ſein. Dies iſt Ihr Fall, meine Schweſter, und darum bin ich zu Ihnen gekommen, nicht, wie Sie ſagen, als Ihr Richter, ſondern als Ihr zärtlicher und treuer Freund, welcher zittert für Ihre Zukunft, für Ihren Frieden, als Ihr Bruder, welcher zu Ihnen ſprechen darf im Namen unſerer gemeinſchaftlichen Mutter! Im Namen der edlen und hochherzigen Maria Thereſia beſchwöre ich Sie, meine Schweſter, ſeien Sie vorſichtig und beſonnen, geben Sie Ihren Feinden keine Gelegenheit, über Sie böſe Gedanken zu verbreiten. Entwaffnen Sie die Verleumdung, welche im Dunkeln ſchleicht, indem Sie immer Sorge tragen, im vollen Lichte der Wahrheit dahin zu wandeln. Nehmen Sie die Laſt Ihrer Krone mit heiterer Stirn und einem ſtolzen Herzen auf ſich, und wenn ſie Ihnen zu ſchwer deucht, ſo denken Sie, daß Sie eine Königin ſind, nicht um glücklich zu ſein, ſondern um glücklich zu machen, um ein ganzes Volk, welches auf Sie hofft, welches Ihnen entgegen jauchzt, und jetzt noch nicht den Verleumdungen Ihrer Feinde glaubt, um ein Volk, welches Sie liebt,

glücklich zu machen! Geben Sie dieſem Volk Ihr Herz, Marie Antoinette, entſagen Sie allen egoiſtiſchen Wünſchen, allem perſönlichen Glück, und eines Tages, wenn Sie Ihre Feinde beſiegt haben durch Ihre Tugend, wenn Sie glänzend und herrlich daſtehen, geſegnet von einem glücklichen Volk, eines Tages wird die Königin Marie Antoinette alsdann gleich mir, gleich allen Fürſten ſagen: Man kann glücklich ſein auch ohne Glück!

Nein, mein Bruder, ſagte die Königin ſanft, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen nieder, nein, eine Frau kann nicht glücklich ſein ohne Glück! Ihr Herz bedarf des Glückes, um glücklich machen zu können. Und mein Herz iſt einſam, mein Bruder. Es ſehnt ſich nach Liebe, nach Verſtändniß, es möchte ſich hingeben in Demuth und Gehorſam, hingeben an den Gemahl, den das Schickſal an meine Seite geſtellt hat, und den ich liebe! Ja, mein Bruder, ich ſage es Ihnen aus der Fülle meiner Seele, und ich ſage es, ohne zu erröthen, ich liebe den König, mein Herz gehört ihm, obwohl er es verſtoßen und verworfen hat. Ich ſchmachte nach ſeiner Gegenliebe, denn erſt dann werde ich mich fühlen als Königin! Alles, was ich thue, und was Sie vielleicht mit Recht tadeln, alles dies geſchieht ja nur, um mein armes krankes Herz zu betäuben. Ich ſtürze mich in Zerſtreuung, ich ſuche mein Herz anzuklammern an eine Freundin, um mich nur täuſchen zu können über meine troſtloſe Einſamkeit. O, glauben Sie mir, mein Bruder, Alles würde beſſer ſein, Alles wäre gut, wenn mich der König lieben könnte!

Alsdann, Marie Antoinette, wird Alles gut werden, rief eine helle Stimme hinter ihr, und als die Königin mit einem lauten Schrei ſich umwandte, ſah ſie da in der geöffneten Thür, welche zu den Zimmern der Prinzeſſin Lamballe führte, den König, ihren Gemahl.

Ich war da, und ich hörte Alles! ſagte der König, indem er die Thür hinter ſich zudrückte, und zu den Beiden hinſchritt. Mit einem ſchönen und heitern Lächeln, wie er es ihm lange nicht gezeigt, reichte er dem Kaiſer die Hand dar. Verzeihung, mein Bruder, daß ich wider Ihren Willen hierher komme. Aber laſſen Sie mich auch

meinen Theil haben an dieſer ſchönen Stunde! Da unten in unſern vergoldeten Sälen hat der König von Ihnen Abſchied genommen, hier oben will Ihnen der Bruder den letzten Scheidekuß geben.

Der Bruder! ſagte Joſeph düſter. Sie ſagten, Sire, Sie hätten Alles gehört! Nun wohl, alsdann haben Sie auch gehört, wie meine Schweſter Marie Antoinette klagt und trauert über ihre Einſamkeit und Verlaſſenheit. Wenn Sie meine Schweſter nicht lieben und ihr kein Glück bereiten, ſo dürfen Sie ſich nicht meinen Bruder nennen, denn ſie allein iſt das Band, welches uns Beide verbindet. O ſehen Sie ſie an, Sire, ſehen Sie dieſes ſchöne, unſchuldige, junge Weib mit dem von Thränen bethaueten Angeſicht. Was that ſie Ihnen, daß Sie ſie nicht lieben können? Sie iſt reinen Herzens, und keine Schuld haftet an ihr. Ich ſage Ihnen das, ich, welcher mit ängſtlicher Genauigkeit, wie ein bezahlter Spion, ihrem Leben nachgeſpürt habe. Hätte ich ſie ſchuldig gefunden, bei Gott, ich wäre der Erſte geweſen, der ſie angeklagt und verurtheilt hätte. Aber Marie Antoinette iſt unſchuldig, und was ſie gefehlt hat in Leichtſinn, das haben Sie allein verſchuldet, Sire. Ihre Pflicht war es, das unerfahrene junge Weſen, das Ihnen vertraute, zu leiten und ſie zu warnen, wo es Noth that! Was hat Antoinette verſchuldet, daß Sie ſie von ſich ſtoßen?

Fragen Sie lieber, mein Bruder, was ich verſchuldet habe, daß man mich von ihr ſo fern hielt? fragte Ludwig ſanft. Fragen Sie die Menſchen, welche ewig mein Ohr vergifteten mit ihrem Argwohn und ihren Verleumdungen, was ich ihnen gethan habe, daß ſie mich des einzigen Glückes berauben konnten, welches einen König für die Laſt und Qual ſeines Standes entſchädigen kann, des Glückes, an ſeiner Seite eine Gattin zu haben, welche Eins iſt mit ihm in Liebe und Treue! — Wollen wir in dieſer Stunde des Verſtändniſſes Niemand anklagen! Nur Eins ſage ich Ihnen: man hatte es erſpäht, daß Sie hier mit der Königin eine letzte Zuſammenkunft haben wollten, und man ſagte mir, daß der Kaiſer von Oeſterreich dieſe Zuſammenkunft benutzen werde, um Marie Antoinette vergeſſen zu machen, daß ſie Königin von Frankreich ſei, und ſie nur daran zu

erinnern, daß ſie die Tochter Maria Thereſia's ſei, und ihren Befehlen gehorchen müſſe. Ich faßte einen raſchen Entſchluß, ich wollte Zeuge ſein Ihrer Unterredung, und ich danke es meinem Geſchicke, daß ich es ward. Von heute an, Herr Graf, werde ich keinen Verleumdungen mehr glauben, und wie verſchieden auch unſere Wege ſeien, und wie ſehr ſie auseinander gehen mögen, in meinem Herzen werde ich Ihnen immer angehören in treueſter und vertrauensvollſter Geſinnung!

Und immer werden Sie bei mir dieſelbe treue Geſinnung finden, ſagte Joſeph ernſt, vorausgeſetzt, daß Sie meine Schweſter glücklich machen!

Der König wandte ſich mit einem ſanften Lächeln zu Marie Antoinette hin, welche, ganz überwältigt von Rührung, auf einen Stuhl niedergeſunken war und ſtill weinte.

Ludwig ſchritt zu ihr hin, und ihre Hände, welche in ihrem Schooße ruhten, ſanft ergreifend und ſie an ſeine Lippen drückend, ſagte er leiſe: Antoinette, Sie ſagten, daß ich Sie nicht liebe! Sie haben alſo nicht in mein Herz geſchaut, Sie haben nicht geſehen, daß ich Sie grenzenlos liebe, daß ich vor Ihnen zurückbebte, weil man mir geſagt, daß Sie — doch nein, wozu jetzt der Verleumdungen gedenken, welche uns einander fern halten, jetzt, wo Sie es wiſſen ſollen, daß ich Sie unausſprechlich liebe, daß ich Sie ewig lieben werde! Antoinette, wollen Sie mein Herz annehmen! Wollen Sie mein Weib ſein?

Er breitete ihr ſeine Arme entgegen, und ſchaute ſie an mit einem ſtrahlenden Liebesblick. Die Königin ſah dieſen Blick und mit einem Schrei des Entzückens ſprang ſie empor und warf ſich an des Königs Bruſt. Er umſchlang ſie feſt mit ſeinen beiden Armen, und zum erſten Male brannten ſeine Lippen in einem glühenden Kuß der Liebe auf den ihren. Meine Geliebte, mein Weib, flüſterte er ihr leiſe zu, Dich werde ich lieben, ſo lange ich lebe, und keine Gewalt der Erde ſoll Dich von meiner Seite trennen!

Marie Antoinette erwiderte nichts. Sie ſchlang nur ihre beiden Arme um des Königs Hals, und ihr Haupt an ſeine Bruſt legend, weinte ſie vor ſeliger Luſt. Der König neigte ſich über ſie und

küßte ihr duftiges Haar, und auch in ſeinen Augen ſtanden Thränen. Mit einem flehenden Blicke wandte er ſich jetzt zu Joſeph hin, der ſtumm und lächelnd ihnen zugeſchaut hatte.

Mein Bruder, ſagte der König ſanft, denn nicht wahr, jetzt darf ich Sie ſo nennen? Mein Bruder, vor ſieben Jahren haben die Prieſter uns eingeſegnet, aber die Politik hatte unſere Ehe geſchloſſen. Heute ſind die ſieben ſchlimmen Jahre vorüber, und die guten ſollen beginnen. Heute vermählen wir uns zum zweiten Mal, und diesmal iſt es die Liebe, welche unſere Ehe ſchließt. Geben Sie jetzt unſerm Bunde Ihren Segen, mein Bruder, ſeien Sie der Prieſter, welcher ein glückliches Liebespaar vereinigt!

Der Kaiſer trat zu ihnen hin, und ſein Weſen war gehoben und feierlich. Mit edler Würde legte er ſeine beiden Hände auf die Häupter des Königs und der Königin. Ich ſegne Euch, mein Bruder, meine Schweſter, ſagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, ſegne Euch zu dem Bunde der Liebe und der heiligen Ehe! Tragt mit einander die guten und die böſen Stunden! Liebt Euch, vertragt Euch, und vergebt Euch! Nichts darf Euch hinfort ſcheiden, als der Tod allein! Möge auch die Liebe nicht eher von Euch ſcheiden, als der Tod Euch ſcheidet. — Und dies ſei mein Lebewohl! Bleibt ſo in dieſer Umarmung! Laßt mich dies ſchöne Bild mitnehmen nach Deutſchland, damit ich Maria Thereſia ſagen kann, daß ihre Tochter glücklich iſt, damit ich mit dieſem Bilde mich tröſten kann, wenn ich ſelber nicht glücklich bin. Bleibt ſo! Lebt wohl! Der Graf von Falkenſtein verläßt Frankreich, denn Deutſchland bedarf ſeines Kaiſers!

Neueſte Romane aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**:

Douai, Adolf, Land und Leute in der Union. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Harrer, M. Der arme Tom. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Heſekiel, George, Schlichte Geſchichten. Erzählungen. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

— — Unter dem Eiſenzahn. Brandenburgiſcher Roman in drei Büchern. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Lewald, Fanny, Neue Romane. (Eine neue Folge.) V. Band. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Inhalt: Der Letzte ſeines Stammes.
Mamſell Philippinens Philipp.

Die Lorette. Bilder aus dem Ungariſchen Emigrantenleben in London. Von einem Mitgliede der Emigration. 4 Bde. Eleg. geh. 4 Thlr.

Maron, Dr. H., Japan und China. Reiſeſkizzen, entworfen während der Preußiſchen Expedition nach Oſt-Aſien. 2 Bände. Elegant geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Meißner, Alfred, Schwarzgelb. Roman aus Oeſterreichs letzten 12 Jahren.
Erſte Abth.: Dulder und Renegaten 2 Bände. Geh. 3 Thlr.
Zweite Abth.: Aus der Emigration. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.
Dritte Abth.: Vae victis. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Mühlbach, L., Prinz Eugen und ſeine Zeit. Hiſtoriſcher Roman. Erſte Abtheilung: Prinz Eugen der kleine Abbé. 4 Bde. Geh. 3 Thlr.

Oettinger, Ed. Maria, Die nordiſche Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit. Hiſtoriſcher Roman.
Erſte Abth.: Die nordiſche Semiramis. 3 Bde. Eleg. geh. 4 Thlr. 15 Sgr.
Zweite Abth.: Mutter und Sohn. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Rahel, Wider die Natur. Roman von der Verfaſſerin der: „Zwei Schweſtern" — „Rachel" u. A. 2 Bde. Eleg. geh. Preis 3 Thlr.

Spielhagen, Fr., Problematiſche Naturen. Roman. Zweite, neu durchgeſehene und wohlfeile Auflage. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
Fortſetzung und Schluß dieſes Romans bildet:

— — Durch Nacht zum Licht. Roman. 2te neu durchgeſehene und wohlfeile Auflage. Eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Die von Hohenſtein. Roman. 4 Bände. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Zeiſing, A., Hauſſe und Baiſſe. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

302915494.